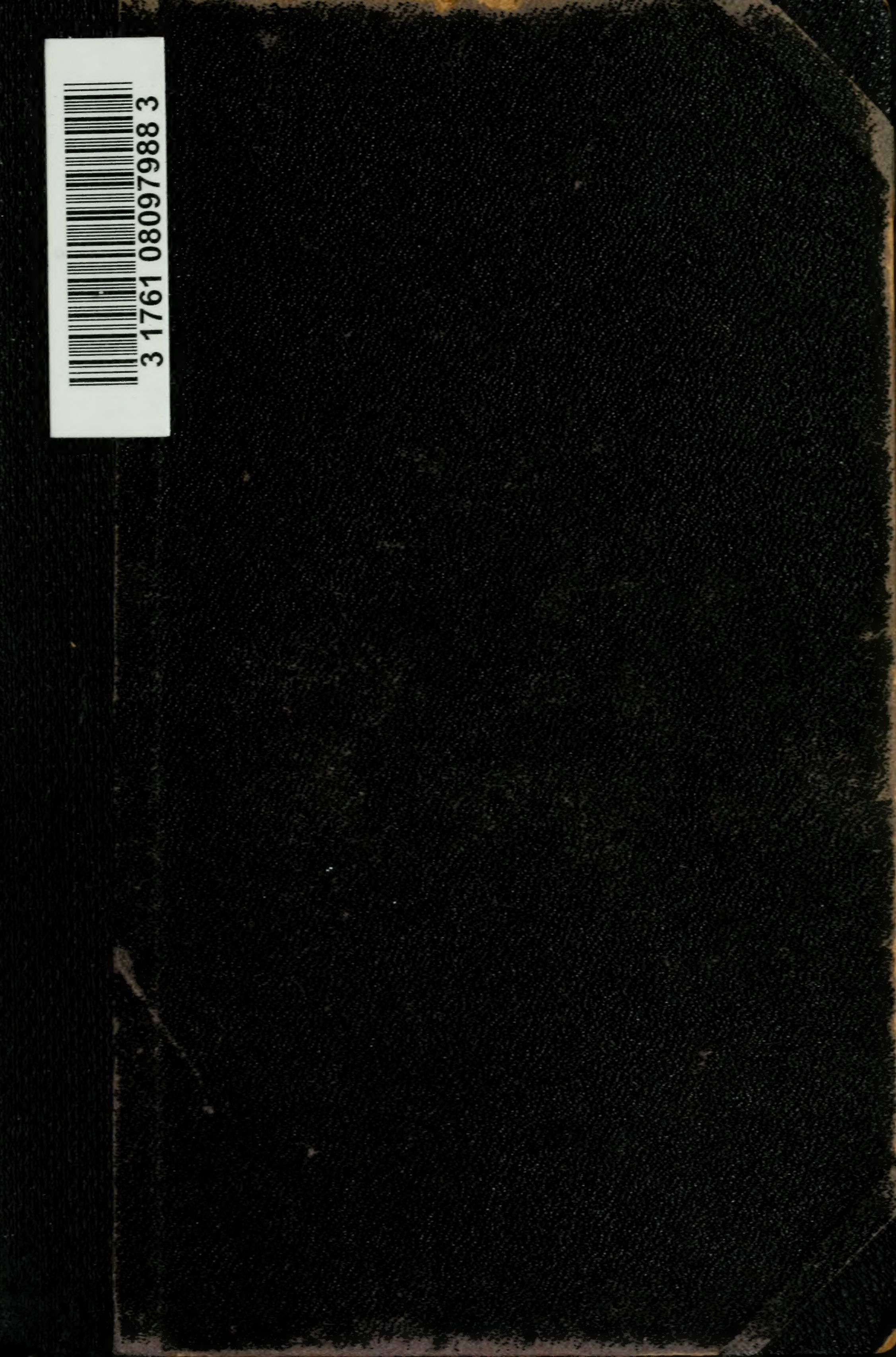


NR. 445—453 QUARTALSHEFT XVIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Nachts / Glossen / Inschriften / Der englische Benedikt und der österreichische Northcliffe / Trauerschmock / Glossen / Es ist alles da / Das österreichische Antlitz / Ein andres Antlitz / Goethe und alles / Notizen / Glossen / Dorten / Den Zwiespältigen / Mit der Uhr in der Hand / Glossen / Die Fundverheimlichung.

Preis dieses Heftes:

2 Kronen 70 Heller = 2 Mark 25 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:		Für das Deutsche Reich:		Weltpostverein:	
18 Nummern	K 4.50	18 Nummern	Mk. 4.—	18 Nummern	K 6.—
36 „	„ 9.—	36 „	„ 8.—	36 „	„ 12.—

Von den seit Mitte Dezember 1914 erschienenen Heften werden fünf Bände (Bd. LI—LV), mit Index versehen, ausgegeben, die — der noch vorhandenen Auflage entsprechend — nur in fünfzig Exemplaren hergestellt werden können. Die portofreie Lieferung erfolgt frühestens eine Woche nach der Bestellung. Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Der Preis der Sammlung (50 Nummern, 1072 Seiten) beträgt 22 Kronen (Mark 18·30).

INHALT der vorigen Doppel-Nummer 443/444, 16. November 1916: Mythologie / Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / »Alle Vögel sind schon da« / An den Schnittlauch / Grabschrift für ein Hündchen / Inschriften / Zitate aus Schiller, Goethe, Jean Paul / Inschriften / Elysisches / Bekenntnis / Der Irrgarten / Der Ratgeber / Der Reim /

DIE FACKEL

Nr. 445—453 18. JANUAR 1917 XVIII. JAHR

Nachts

Jeder meiner Gedanken, die es auf die erotische Freiheit abgesehen haben, hat sich noch stets vor der Welt geschämt: vor jenen und jener geschämt, die ihm Geschmack abgewinnen wollten. Die einem darin unrecht geben, haben recht. Die einem darin recht geben, haben nicht Zeitgenossen zu sein. Solche mögen dem Gedanken nachdenken, aber es ist vom Übel, wenn sie ihm nachleben, und ein Greuel, wenn sie ihn nachsagen. Das geistige Erlebnis bleibt, auch Wort geworden, eine Privatsache. Wie erst, wenn es der Liebe entstammt!

*

Mein Unbewußtes kennt sich im Bewußtsein eines Psychologen weit besser aus als dessen Bewußtsein in meinem Unbewußten.

*

Das Unverständliche in der Wortkunst — in den anderen Künsten verstehe ich auch das Verständliche nicht — darf nicht den äußeren Sinn berühren. Der muß klarer sein, als was Hinz und Kunz einander zu sagen haben. Das Geheimnisvolle sei hinter der Klarheit. Kunst ist etwas, was so klar ist, daß es niemand versteht. Daß über allen Gipfeln Ruh' ist, begreift jeder Deutsche und hat gleichwohl noch keiner erfaßt.

*

Sie sind nicht imstande, einem Wort Leben zu geben. Wenn ich »Hugo Heller« sage, ist mehr Mysterium darin als in allen transzendenten Redensarten, die die modernen Dichter zu Gedichten zusammenlesen.

*

Worüber ich nicht wegkomme: Daß eine ganze Zeile von einem halben Menschen geschrieben sein könne. Daß auf dem Flugsand eines Charakters ein Werk erbaut wäre.

*

Kein Erlebnis könnte spannender sein als die Enthüllung eines Dichters. Wenn sich allmählich die Distanz zwischen seinen echtesten Zeilen und dem Menschen aufzutun beginnt.

*

An dem Unechten ist das Echte einer Steigerung fähig.

*

Die Redensart wird durch tausend Röhren ins Volksbewußtsein geleitet. Ein verwundeter Soldat, der sicherlich nie ein Buch, wohl auch keine Zeitung gelesen hatte, war doch des Tonfalls habhaft, mit dem ein gutes Gewissen Abschied nimmt. »Jetzt kann ich ruhig sterben,« sagte er, »vierzehn hab i heut umbracht!«

*

Über den erhofften seelischen Gewinn des heimkehrenden Kriegers hat ein deutscher Professor der Psychologie den tiefsten Aufschluß gegeben: »Die psychische Umschaltung tritt schon in der Etappe ein.« Das wird einmal klappen, wie eben ein Wunder der Technik.

*

Nein, der Seele bleibt keine Narbe zurück. Der Menschheit wird die Kugel bei einem Ohr hinein und beim andern herausgegangen sein.

*

Sollte »Schlachtbank« nicht vielmehr von der Verbindung der Schlacht und der Bank herkommen?

*

Persönlich geht mir nur die Entwürdigung der Menschheit nahe und ihre Bereitschaft sie zu ertragen. Persönlich würde ich mich nur gegen eine geistige Musterung sträuben. Und daß ich tauglich erklärt würde.

*

Die Welt wird sich einmal wundern, daß sie kein Geld mehr hat. So geht's jedem, der es verpulvert.

*

Der Zustand, in dem wir leben, ist der wahre Weltuntergang: der stabile.

*

Die Menschheit hatte die freiheitlichen Errungenschaften erfunden, und in derselben Zeit die Maschinen. Das war zu viel auf einmal und durch beiden Fortschritt ist ihr die Phantasie abhanden gekommen, so daß sie sich nicht mehr vorstellen konnte, wie die Maschinen schneller ans Ziel kämen als sie selbst. Wie diese mit den Errungenschaften fertig würden und mit ihr selbst.

*

Die Quantität läßt nur noch einen Gedanken zu: abzubröckeln.

*

Die Quantität verhindert auch jede Auflehnung gegen sie. Nicht die Drohung, sondern das Dasein des Maschinengewehrs unterdrückt die Besinnung der Menschenwürde. Revolvertaten, als die Antwort aus der so entwickelten Maschine selbst, haben keine Fortsetzung. Die Tat als Beispiel ist in der technischen Entwicklung nur bis zu Tells Geschoß vorgesehen. Bis dahin geht die Seele noch mit.

*

Zum Schutz gegen die Maschine hat das Ingenium der Menschheit die Hysterie erfunden. Ohne diese würde sie jene nicht aushalten und da sie auch diese nicht aushält, so kommt sie weiter.

*

Wie erklärt sich die Gewalttätigkeit der Schwäche? Der Blutdurst der Nüchternheit? Seltsam verknüpft es sich: Hysterie und Tauglichkeit zur neuen Waffe. Was beide tun, wenn sie den Feind vernichten wollen, ist leichter Dienst bei der schweren Artillerie.

*

Die Seele ist von der Technik enteignet. Das hat uns schwach und kriegerisch gemacht. Wie führen wir Krieg? Indem wir die alten Gefühle an die Technik wenden. Wie treiben wir Psychologie? Indem wir die neuen Maße an die Seele legen.

*

Wenn ich nur ein Telephon habe, der Wald wird sich finden! Ohne Telephon kann man nur deshalb nicht leben, weil es das Telephon gibt. Ohne Wald wird man nie leben können, auch wenn's längst keinen Wald mehr geben wird. Dies gilt für die Menschheit. Wer über ihren Idealen lebt, wird doch ein Sklave ihrer Bedürfnisse sein und leichter Ersatz für den Wald als für das Telephon finden. Die Phantasie hat ein Surrogat an der Technik gefunden; die Technik ist ein Surrogat, für das es keines gibt. Die Andern, die nicht den Wald, wohl aber das Telephon in sich haben, werden daran verarmen, daß es außen keine Wälder gibt. Die gibt es nicht, weil es innen und außen Telephone gibt. Aber weil es sie gibt, kann man ohne sie nicht leben. Denn die technischen Dinge hängen mit dem Geist so zusammen, daß eine Leere entsteht, weil sie da sind, und ein Vakuum, wenn sie nicht da sind. Was sich innerhalb der Zeit begibt, ist das unentbehrliche Nichts.

*

Kein Zweifel, der Lazzaroni steht über dem Verwaltungsrat. Jener stiehlt ehrlich, was er zum Leben braucht, dann pfeift er sich was. Solches Betragen liegt dem Verwaltungsrat fern. Der Lazzaroni stört mich durch sein Pfeifen. Aber meine Nervosität hat der Verwaltungsrat durch sein Dasein verschuldet.

*

Was haben Sie gegen den X.? Fragen in der Regel solche, die vom X. was haben.

*

„Nicht wahr, Sie sind der Herr Karl Kraus?« fragte mich ein Coupégenosse, der meine Wehrlosigkeit überschätzt hatte. Ich sagte: »Nein.« Womit ich's allerdings zugegeben habe. Denn wäre ich ein anderer gewesen, so hätte ich mich ja mit dem Trottel in ein Gespräch eingelassen.

*

Gibt es eine größere Wehrlosigkeit als die in einem Sperrsitz im Theater? Was tust du nur, wenn vor dir einer sitzt, der dich unaufhörlich grüßt, in der richtigen Annahme, du werdest ihn bemerken? Gut, du erwiderst den Gruß nicht. Aber er versucht's im nächsten Zwischenakt wieder und dreht sich auch während des Spiels öfter nach dir um. Er grüßt so oft, um die Grüße der letzten zwanzig Jahre einzubringen, die er nicht erreicht hat. Wie gern lese ich einem Publikum von solchen im finstern Saal etwas vor. Aber unter ihnen sitzen — da packt mich das Lampenfieber.

*

Es gibt Leute, die zu grinsen beginnen, wenn sie mir auf der Straße begegnen, als ob ich mir's gewünscht hätte, sie zu treffen, und sie, weil sie schon immer gewußt haben, daß das unangenehm ist, nun ihre ganze Schadenfreude zusammenrafften. Auch

rufen sie einander, wenn sie zu zweit gehen, meinen Namen zu, aber auch mir selbst, damit ich mir's merke. Die Zeitverhältnisse bestärken mich in der Vermutung, daß es nicht reisende Engländer, sondern im Gegenteil Angehörige der Zentralstaaten sind oder vollends, da es auch schwer ist, über Bodenbach hereinzukommen, Wiener.

*

»Wie können Sie so mit den Engländern sympathisieren? Sie können ja nicht einmal englisch.« »Nein, aber deutsch!«

*

Oft bin ich nah der Sprachwand und empfange nur noch ihr Echo. Oft stoße ich mit dem Kopf an die Sprachwand.

*

Eines Dichters Sprache, eines Weibes Liebe — es ist immer das, was zum erstenmal geschieht.

*

Musik sei mir nur eine leise Anspielung auf Gedanken, die ich schon habe und wieder haben möchte.

*

Man glaubt gar nicht, was für eine Holzhackerarbeit diese geistige Tätigkeit ist. Das Wortspalten, eh' man euch Feuer macht! — Sich selbst? Das ist eine hirnverbrannte Arbeit! Man hat Feuer, es brennt schon, und dann erst, dadurch erst, immer weiter das Wortspalten.

*

Die Entschuldigung: »Das ist ihm so in die Feder geflossen« — mein Ehrentitel. Die Anerkennung: »Das fließt ihm nur so aus der Feder« — mein Vorwurf. Aus der Feder fließt Tinte: das ist tüchtig und ein Verdienst. In die Feder fließt ein Gedanke: dafür kann man nicht, es ist eine Schuld von tieferher.

*

Die deutschen Bühnen sollten doch bei Hauptmann bleiben. Mit dem in Deutschland naturalisierten Shakespeare ist's nichts.

*

Ich glaube, daß wir der Entwicklung der Presse, die neuestens den Ministern »als Dolmetsch der in der Bevölkerung verbreiteten Ansichten unentbehrlich« erscheint, hauptsächlich das eine verdanken: daß ein lebendiger Kaffeesieder uns täglich gegenwärtiger ist als Stifter, Schubert und Grillparzer. Was allerdings auch mit den in der Bevölkerung verbreiteten Ansichten übereinstimmen dürfte.

*

Der Mensch wendet gegen den Hund ein, daß er Dreck sucht. Was noch mehr gegen ihn spricht, ist, daß er den Menschen sucht. Immerhin beweist er seine Höherwertigkeit dadurch, daß er nicht zum »Dreimäderlhaus« läuft.

*

Die Beziehungen, die ich zwischen den Seelen der Menschen, und stäken sie hinter den unähnlichsten Vorwänden, herzustellen vermag, überraschen mich selbst zuweilen. So war es mir ganz geläufig, bei einer Frau, deren Körper, Gang und Haltung geometrischen Anschauungsunterricht gab, immer an einen Mann, der etwas ausgesprochen Zoologisches hatte, zu denken, und umgekehrt. Plötzlich wurde ich mir des Kontrastes bewußt und besann mich erst, daß beide Feuilletons schrieben, also doch das Ding gemeinsam hatten, das man Geist nennt. Aber daß eben solches möglich ist, war das Wunderbare, und nun hörte ich deutlich, wie beide so grundverschiedenen Gestalten, die Libelle und das Flußpferd, durch eine und dieselbe Stimme fraternisierten, so als hätten sie aus urzeitlichem Fett Bruderschaft getrunken, ohne daß es aber dem einen Teil gut angeschlagen hat. Diesen

schöpferischen Irrtum retuschierte ich so, daß mir fortan zwar nicht das Flußpferd als Libelle erschien, wohl aber umgekehrt.

*

Da wird aus Amsterdam gemeldet, die rücksichtslosen Engländer hätten ein neutrales Schiff durchsucht und den Koffer einer Holländerin verdächtig gefunden, in welchem sich auch tatsächlich ihr Gatte, ein armer Deutscher, der erblindet war, befunden habe; ohne Gnade sei er verhaftet worden. Ob das Gerücht nun auf dem ehrlichen Weg eines Mißverständnisses entstanden ist oder ob der Bericht ein blinder Passagier war, den man in die Schiffsladung des solchen Zufällen ausgesetzten Zentralorgans deutsch-österreichischer Intelligenz geschmuggelt hatte — der Fall beweist so augenfällig, daß es ein blinder Passagier sehen muß: wie bewegt die Handlung wird, sobald man den Weg aus der Phrase wieder zurück ins Leben nimmt. In der Geschichte der Kriegslüge eines der anschaulichsten Beispiele. Ein Deutscher hat eine Seereise als blinder Passagier in einem Koffer mitmachen wollen; aber wenn man eine Redensart auspackt, kann es leicht geschehen, daß so einer zum Vorschein kommt.

*

Umgangssprache entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgehn; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen; wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antworten, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen; die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht.

*

Dem von der Natur kultivierten Menschen wird das Spracherlebnis umso näher gerückt sein, je weiter er von der Fertigkeit lebt, sich der Sprache als eines Verkehrsmittels zu bedienen. Schlechtes Sprechen

auf solcher menschlichen Höhe läßt sprachschöpferischen Kräften Raum. Das Kind und die natürliche Frau teilen mit dem Genie den Vorzug, sich vom Talent in der Fähigkeit des Ausdrucks und der Verständigung beschämen zu lassen. Eine Frau, die auf eine so außerordentliche Art schlecht deutsch sprach, bewies die reinste Anschauung der Wortinhalte, indem sie etwa: Zweige, die abzuschneiden waren, »abzweigen« wollte, einen Brief, den man ihr aufsetzen und niederschreiben sollte, »niedersetzen« ließ, eine Angelegenheit, die verschlechtert wurde und nunmehr Ärger schuf, »verärgert« fand, und eine solche, hinter der man stehen müsse, um sie zu betreiben, zu »hintertreiben« empfahl. Sie erkannte den Zweck des Schöntuns als »Schmeichelleckerei« und sagte von einem Advokaten, der nur mit geringern Streitsachen betraut war, daß er »dazu da sei, die kleinen Metzeleien auszuraufen«. Am Automobil wünschte sie einen »Gleitrutsch« angebracht und die Wahrnehmung, daß bei einer Fahrt eine Wegwende, die nach dem Ort Bremgarten wies, überfahren sei, ließ sie den Namen und die Nötigung, zurückzufahren, schnell in den Ausruf: »Halt, Bremsgarten!« zusammenpacken. Kinder erfassen noch diese wortbildnerische Gelegenheit, erleben die schöne Sprachnähe und Sprechentferntheit. Wenn sie nicht zufällig in Berlin geboren sind, wo die Jugend schnell fertig ist mit dem Wort, nachdem sie wie dieses als Fertigware zur Welt gekommen ist.

*

Ein Sprichwort entsteht nur auf einem Stand der Sprache, wo sie noch schweigen kann.

*

Vor dem Heiligtum, in dem ein Künstler träumt, stehen jetzt schmutzige Stiefel. Die gehören dem Psychologen, der drin wie zuhause ist.

*

Wo man Fremdwörter vermeiden kann, soll man's bekanntlich tun. Da hört man immer von »Psychoanalytikern«. Als ich einmal einen auch zu sehen bekam, fiel mir sofort die glückliche Verdeutschung »Seelenschlieferl« ein.

*

Die Psychoanalytiker ahnden die Sünden der Väter bis ins dritte Geschlecht, indem sie dieses heilen wollen.

*

Eros hat Glück in der Liebe. Verschwendung schafft ihm Zuwachs; Kränkung Ehre. Füge ihm einen Tort zu, es wird ihm eine Lust sein, lästere ihn, es geht zu seinem Frommen aus. Alles darfst du ihm antun, nur nicht ihm deine Meinung ins Gesicht sagen. Er ist nicht wehleidig, aber auch nicht wißbegierig. Er ist nur neugierig, und will es selbst herauskriegen. Wenngleich du alles besser weißt als er, dieses wisse: daß er an allem in der Welt beteiligt ist, nur nicht an der Langweile. Das Geheimnis, das du vor ihm hast, wird er mit dir teilen; aber deine Wissenschaft verschmäht er.

*

Vieles, das bei Tisch geschmacklos ist, ist im Bett eine Würze. Und umgekehrt. Die meisten Verbindungen sind darum so unglücklich, weil diese Trennung von Tisch und Bett nicht vorgenommen wird.

*

Die Moral, die eine Übertragung von Geschlechtskrankheiten zum Verbrechen machen sollte, verbietet, zu sagen, daß man eine hat. Darum ist der Menschheit nicht Wissen und Gewissen ins Blut übergegangen, sondern eben das, was gewußt werden sollte.

*

Wenn eine Frau ein Genie ist, dann ist sie es höchstens die paar Tage, die eine Frau dafür büßt, daß sie ein Weib ist. All die andere Zeit aber dürfte sie dafür büßen, daß sie ein Weib und ein Genie ist.

*

Es gibt Frauen, die auf ihrem Gesicht mehr Lügen aufgelegt haben als Platz ist: die des Geschlechts, die der Moral, der Rasse, der Gesellschaft, des Staates, der Stadt, und wenn es gar Wienerinnen sind, die des Bezirkes und die der Gasse.

*

Es ist peinlich, wenn sich ein Geschenk für den Geber als Danaergeschenk herausstellt.

*

Ich bedaure die Sisyphusse, die in der Unterwelt unseres öffentlichen Lebens den Stein des Fremdenverkehrs heben wollen und sich freuen, wenn er ihnen beim Hinabrollen wenigstens die Fremdwörter erschlägt.

*

Dem Kampf gegen das Welsche scheint eine heimliche Sympathie für das Kauderwelsche zugrundezuliegen.

*

Es gibt eine Lebensart, die so tüchtig ist, daß sie jede Bahnstation in einen Knotenpunkt verwandelt.

*

Wo viel Reisende waren, wird's viel Hinkende geben.

*

Die Mission der Ämter ist es, die Erhebungen zu pflegen, die eben dadurch zu entstehen pflegen.

*

Um in einem kriegführenden Land eine Grenzübertrittsbewilligung zu erhalten, braucht man einen »triftigen Grund«. Ich wäre in Verlegenheit, keinen zu finden.

*

Die meisten Staatsbeamten haben Journaldienst.

*

»Wer sein Geld liebt, aber auch sein Vaterland, muß möglichst viel Kriegsanleihe zeichnen.« Dort geht der dicke X., von dem man allerlei unsaubere Geschichten erzählt. Was denn zum Beispiel? Nun, er soll auch sein Vaterland lieben.

*

Neulich ertappte ich mich dabei, wie ich plötzlich halblaut das Wort »Mörder« sagte. Zum Glück hatte mich niemand gehört. Hätte ich »Wucherer« gesagt, so hätten sich alle umgedreht und keine Erklärung hätte mir geholfen. So aber konnte ich erforderlichenfalls vorbringen: daß ich eben darüber nachgedacht hätte, wie nötig es wäre, die Todesstrafe teils abzuschaffen teils einzuführen. Und daß ich mich gerade zur Staatsprüfung vorbereite.

*

Ein Gesicht, dessen Furchen Schützengräben sind.

*

Nicht genug daran, daß es eine Zeit gibt, gibt es auch eine große Zeit, die neuestens auch eine neue Zeit ist. Eine solche sollte doch eigentlich eine freie Zeit sein. Es dürfte sich aber herausstellen, daß sie wie die kleine Zeit und wie die alte Zeit nur eine neue freie Zeit ist.

*

Ihr höret lange schon den neuen Klang im Namen »Siegfried«. Denkt solchen euch nun als den Sieger der Welt und bereuet die Glorie!

*

Was ist das nur? Wie schal schmeckt das Leben, seitdem es ein Ding wie »Mannesmannröhren« gibt. Wenn's irgendwo so organisatorisch klappt, so halten sie wohl Mannesmannszucht.

*

Der neue Krieg mit der so entwickelten Waffe wird nicht durch Siege entschieden, sondern anders. Und führten ihn auch Völkerschaften, die Menschenfleisch essen. Denn auch unter solchen wäre jener Teil der Sieger, der dem andern um ein Mittagmal voraus ist. Aber diese Frage muß offen bleiben, weil Menschenfresser einen Krieg nicht mit der so entwickelten Waffe führen würden.

*

Klerus und Krieg: man kann auch den Mantel der Nächstenliebe nach dem Winde hängen.

*

Heldentum ist heute der Zwang, den Tod zu erwarten. Ist Delinquententum nicht der leichtere, da die Galgenfrist für Tapferkeit die kürzere ist? Ist Mut auch der Wille, der den Zwang verhängt? Dieser läßt nur noch die Freiheit, anonym den Tod über den andern zu verhängen. Ist auch dieses Mut? Werden die Völker nicht künftig, wenn sie einander gegenübertreten wollen und wenn sie glauben, daß die Menschennatur solches erfordere, vorziehen, es Aug in Aug zu tun und der Maschine nur bis zu dem Punkt ihrer Entwicklung Gefolgschaft zu leisten, wo sie, wenn in Teufels Namen schon gegen eine Quantität, doch noch gegen eine sichtbare Quantität losgeht?

*

Wenn Mut überhaupt im Bereich physischer Auseinandersetzungen denkbar ist, so könnte er wohl eher dem Unbewaffneten zuzuschreiben sein, der dem Bewaffneten gegenübersteht, als umgekehrt. Die so entwickelte Waffe bedingt es nun, daß der Mensch im neuen Kriege zugleich bewaffnet und unbewaffnet ist, indem er doch eine Waffe gebraucht, gegen die er persönlich wehrlos ist, zugleich ein Feigling und ein Held. Es sollte in diesem Stadium der Entwicklung, wenn nichts anderes, das ornamentale Wesen des Säbels auffallen, einer Waffe, die etwa noch im Frieden Verwendung finden könnte. So mag dereinst ein Flammenwerfer zur

Montur gehören, wenn anders der Fortschritt der Menschheit weiter auf das Ingenium des Ingenieurs verwiesen bleibt. Aber es ist wohl zu hoffen, daß die Menschheit, wenn sie den Ehrgeiz hat, sich die Rauflust zu erhalten, sich eines Tages entwaffnen und versuchen wird, wieder ohne die Ingenieure Krieg zu führen.

*

Eine Heimat zu haben, habe ich stets für rühmlich gehalten. Wenn man dazu noch ein Vaterland hat, so muß man das nicht gerade bereuen, aber zum Hochmut ist kein Grund vorhanden, und sich so zu benehmen, als ob man allein eines hätte und die andern keines, erscheint mir verfehlt.

*

Wer den Patrioten des andern Landes für einen Lumpen hält, dürfte ein Dummkopf des eigenen sein.

*

Es mag wohl in allen Staaten Kriegsgewinner geben, die wirklich nur daran denken, daß der Krieg gewonnen werde, und die, fern jeglichem Wunsche einer Bereicherung, größere Menschenopfer nur schweren Herzens und in der Hoffnung hinnehmen, späterhin dadurch doch größern Geldopfern zu entgehen. Diese aufopfernde Gesinnung, aus der sie sich nicht selbst, sondern einander den größten Vorwurf machen, nennt man in allen Staaten Patriotismus.

*

Man sollte sich eigentlich entschließen, zuzugeben, daß Patriotismus eine Eigenschaft ist, die in allen kriegführenden Staaten vorkommt. Wenn man einmal bis zu dieser Erkenntnis vorgedrungen ist, könnte der Moment eintreten, wo man dem Feinde manches zugutehält, und es wäre vielleicht eine Verständigung auf der Basis möglich, daß, wenn einer um eines Betragens willen, das ihn zum Schuft macht, zugleich ein Ehrenmann ist, alle nicht nur von sich, sondern auch von einander sagen könnten, daß sie Ehren-

männer seien, wenn sie auch noch nicht so weit vorgeschritten sein mögen, zu wissen, daß sie Schufte sind, sondern es nur von einander sagen.

*

Da Ornament und Redeblume am liebsten von einer Zeit getragen werden, deren Wesen dem verlorenen Sinn dieser Formen widerstrebt, und umso lieber, je weiter sie jenem Sinn entwachsen ist, ihr eigener Inhalt aber nie imstande sein wird, neue Ornamente uud Redeblumen zu schaffen, so wird ein Staat noch »zum Schwerte greifen«, wenn es ihm schon längst geläufig sein wird, zum Chlorgas zu greifen. Kann man sich denken, daß solcher Entschluß je zur Redensart werden könnte? Es sollte Aufschluß über die Technik geben, daß sie zwar keine neue Phrase bilden kann, aber den Geist der Menschheit in dem Zustand beläßt, die alte nicht entbehren zu können. In diesem Zweierlei eines veränderten Lebens und einer mitgeschleppten Lebensform lebt und wächst das Weltübel. Die Zeit ist nicht phrasenbildend, aber phrasenvoll; und eben darum, aus heillosem Konflikt mit sich selbst, muß sie immer wieder zum Schwerte greifen. Die neue Begebenheit wird keine Redensart hervorbringen, wohl aber die alte Redensart jene!

*

Seitdem der Raufhandel eine Handelsrauferei geworden ist, sollte Hektor wieder bei der Andromache zu finden sein, seinen Kleinen lehren Speere werfen und vor allem die Götter ehren.

*

»Den Weltmarkt erobern«: weil Händler so sprachen, mußten Krieger so handeln. Seitdem wird erobert, wenngleich nicht der Weltmarkt.

*

Der deutsche Geist wird, solange er nicht der Verbindung von Ware und Wunder zu Gunsten eines der beiden Faktoren entsagt, die Welt vor den Kopf stoßen, wobei die Absicht die geringere Schuld wäre.

*

Das Verlangen der Feinde nach Auslieferung der deutschen Artillerie ist ein Wahnsinn. Logisch wäre nur das Verlangen nach Auslieferung der deutschen Weltanschauung, und dieses ist unerfüllbar.

*

Das ist es, was die Welt rebellisch macht: Überall ist Firma, aber dahinter vielleicht doch, unseren Blicken unsichtbar, ein Firmament. Überall ist Ware, aber dahinter vielleicht doch noch, unbehelligt, das Wunder. Weil wir's nicht sehen, sagen wir, es seien Materialisten. Wir aber haben vom idealen Lebenszweck den Namen genommen, um ihn dem Lebensmittel zu geben, dem Schweinespeck. Unser totsicheres Ingenium hat den Idealen den Skalp abgezogen und dem Leben den Balg und verwendet sie als Hülle, Marke und Aufmachung. Wir sind die Idealisten. Und gegen diesen Zustand, das im Munde und im Schilde zu führen, wovon wir bestreiten, daß es der andere im Herzen habe, weil er es nicht im Munde und im Schilde führt, während doch schon dies ein Zeichen für jenes ist und die Lebensgüter eben in der Trennung von Leben und Gütern gedeihen und in der Verbindung verdorren — gegen diesen Zustand lehnt sich ein Instinkt auf, der im politisch offenbarten Bewußtsein der Völker als Neid, Raubgier, Revanchelust, unter allen Umständen aber als Haß in Erscheinung tritt. Es ist der Haß gegen den Fortschritt und gegen die eigene Möglichkeit, ihm zu erliegen. Es ist nicht allein der Stolz, nicht so zu sein wie diese, sondern auch die Furcht, so zu werden wie diese. Es ist das europäische Problem; das aber vermutlich erst von einer nichtbeteiligten Seite gelöst werden dürfte.

*

Ihr, ihr Götter gehört dem Kaufmann.

*

Steht die Kunst tagsüber im Dienste des Kaufmanns, so ist der Abend seiner Erholung an ihr gewidmet. Das ist viel verlangt von der Kunst, aber sie und der Kaufmann schaffen es.

*

Aristokraten, die Schlepper für Großindustrielle sind, sollten von ihren Kammerdienern geohrfeigt werden dürfen.

*

Schulter an Schulter: »Nanu?« »Nu na!«

*

»Vater, Brot!« »Kinder, Frankreich verhungert!«

*

Der Zensor verbot eine Stelle, die den Titel führte: So leben wir alle Tage. Ich fragte, ob ich (ohne der Wahrheit etwas zu vergeben) der Erlaubnis vielleicht näherkäme mit dem Titel: So lesen wir alle Tage. Er fand aber mit Recht, daß es dasselbe sei.

*

Zensur und Zeitung — wie sollte ich nicht zugunsten jener entscheiden? Die Zensur kann die Wahrheit auf eine Zeit unterdrücken, indem sie ihr das Wort nimmt. Die Zeitung unterdrückt die Wahrheit auf die Dauer, indem sie ihr Worte gibt. Die Zensur schadet weder der Wahrheit noch dem Wort; die Zeitung beiden.

*

Daß die Lüge mit ihren kurzen Beinen jetzt gezwungen ist rund um die Welt zu laufen, und daß sie's aushält, ist das Überraschende an dem Zustand.

*

Daß jetzt alle gegen alle kämpfen, wäre noch auf einen elementaren Punkt zurückzuführen. Aber daß jetzt alle einander grüßen, scheint mir kein von der Natur angeschaffter sozialer Umsturz zu sein.

*

Ein dick aufgetragener Vaterstolz hat mir immer den Wunsch eingegeben, daß der Kerl wenigstens Schmerzen der Zeugung verspürt hätte.

*

Mein Tag ist ein Spießrutenlaufen inter homines et omina.

*

Die deutsche Sprache schützt nicht mehr gegen jene, die sie sprechen. Ich muß mir, will ich mich retten, schnell etwas auf lateinisch einfallen lassen. Das glückt; denn wie schön läßt sich's in einer Sprache, die man vergessen hat, denken. Es entspringt dort, wo Deutsch mir noch nicht jenes Umgangs Sprache war. Die Ungebildeten werden es nicht verstehen, die Gebildeten werden es für ein Sprichwort halten und mir weiter nicht übelnehmen. Und so empfiehlt man sich auf lateinisch.

*

Wenn man so zwischen Ab- und Zuneigung hindurchleben muß, nur darum, weil man sich das Leben nicht leicht gemacht hat, so möchte man wohl zu der Bitte ein Recht haben, daß sich das Publikum zerstreuen und jede Unruhestörung vermeiden möge.

*

Wo kommen all die Sünden nur hin, die die Menschheit täglich begeht? Sollten überirdische Wesen nicht finden, daß der Äther schon zum Schneiden dick sei?

*

Als zum erstenmal das Wort »Friede« ausgesprochen wurde, entstand auf der Börse eine Panik. Sie schrieen auf im Schmerz: Wir haben verdient! Laßt uns den Krieg! Wir haben den Krieg verdient!

*

Es geht weiter. Das ist das einzige, was weiter geht.

*

»Noch kein Ende abzusehen.« »Doch!«

*

Und wenn sie untergeht, und nichts mehr zu haben und niemand mehr da sein wird: Arbeitskräfte werden da sein und Papier zu haben, damit behauptet werden könne, daß sie nicht untergeht, oder, wenn sich's schon rein nicht mehr in Abrede stellen ließe, zu schildern, wie jene, die die Schuld tragen, dabei martialisch dreingeblickt haben.

*

Daß die Welt nicht vor ihrer Sünde erschrickt, sieht ihr ähnlich. Aber vor eben diesem Spiegelbild sollte sie erschrecken.

*

Wozu das Aufsehen? Der Planet ist so geringfügig, daß ihn ein Haß umarmen kann!

*

Geduld, ihr Forscher! Die Aufklärung des Geheimnisses wird von diesem selbst erfolgen.

Glossen

Kein Mensch wird glauben

... Der Gärungsprozeß hat bereits begonnen und er wird mit der Abschüttelung des englischen Einflusses enden. Wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, dann wird auch der Krieg ein Ende haben. Daß er beendigt werden könnte, weil es an Menschen fehlt, daran glaubt kein Mensch, eher würde das Fehlen von kriegstechnischem Material das Kriegsende beschleunigen.

Ich habe gewiß nie daran geglaubt. Gehen die Menschen aus — weil die Menschen eingehen —, so werden eben die Maschinen kämpfen, was doch auch endlich den Sinn der Maschine vollenden würde. Kein Mensch wird glauben. Nämlich glauben, daß der Krieg zu Ende sein könnte, weil kein Mensch da ist. Denn ist man einmal so weit, so ist es klar, daß kein Mensch das und jenes glauben wird. Er fehlt ja eben. Und die Maschinen werden wissen, daß es weiter geht.

* * *

Ungefähr sagt das der Papst auch, nur mit ein bißchen andern Worten

»Der fürchterliche Wahnsinn des Konflikts, der Europa verwüstet, zeigt klar, zu welchen Vernichtungen die Mißachtung der höchsten, die Beziehungen unter den Staaten regelnden Gesetze führen kann. Wir sehen fürwahr in der allgemeinen Völkerumwälzung hier heilige Dinge und sogar im kirchlichen Range hochgestellte Kultusdiener, die beide nach göttlichem und weltlichem Recht unantastbar sind, unwürdig behandelt, dort zahlreiche friedliche Bürger unter Tränen der Mütter, Frauen und Kinder von ihren Herden entfernt, anderswo offene Städte und die unverteidigte Bevölkerung namentlich Luftangriffen ausgesetzt sowie allenthalben zu Land und zur See Missetaten, welche die Seele mit Grauen erfüllen und zerreißen.

Während wir die Fülle von Übeln beklagen und die auf dieser Erde begangenen Ungerechtigkeiten erneut tadeln, wo und von wem immer sie begangen seien, erflehen wir in Zuversicht die Erhörung Gottes ....«

Ich bin ja schließlich kein Trottel, aber ich denk mir immer, es muß halt doch, nicht wahr — sonst würde es ja selbst der landflüchtige Menschenverstand, der heute ohne Inkarnation herumirrt, nicht

ertragen —, es muß und muß halt doch irgendwie möglich sein, daß die nämliche Sache, die der Papst einen »fürchterlichen Wahnsinn« und eine »ehrlose Menschenschlächterei« nennt, zugleich den höchsten Sinn und die höchste Ehre aller daran Beteiligten in sich begreife, he? Wir müßten ja sonst verzweifeln und das tun wir halt doch nicht, liebe Landsleute, Feinde und Europäer im Allgemeinen, nicht wahr? Wir erhalten uns also offenbar durch einen Glauben, den der Papst nicht hat und von dem der Papst nichts weiß.

* * *

Ein deutsches Plakat

das auf Anordnung einer Polizeibehörde an der Wand eines badischen Lazaretts hängt:

Haut die Schufte, haut die Bande,
Werft sie bis zu Aetnas Rande,
Füllt sie in Vesuvens Rachen!
Haut sie, daß die Schwarten krachen!
Haut sie, daß sie nur so glotzen,
Haut sie, bis sie Lumpen kotzen!
Streicht Pardon aus eueren Herzen,
Um das Trugvolk auszumerzen!
Füllt mit Dynamit die Täler,
Rottet aus die Heuchler, Hehler,
Jedem schlagt den Schädel ein
Und seid stolz, »Barbar« zu sein!

* * *

Stolz und Neid

Der Leitartikel:

. . . Aber die große Masse des Volkes wurde an die Kriegspflicht gebunden, und in solcher Ausdehnung hatte es die moderne Welt kaum jemals vorher gesehen. Wir sind die Ersten, die Pfadfinder gewesen.

Vielleicht wird Deutschland noch übertreffen, was nicht leicht in den Grundsätzen zu übertreffen ist: vielleicht werden auch die Frauen herangezogen und das gesamte Volk ohne Unterschied des Geschlechts in eine einzige große Arbeitsgenossenschaft verwandelt werden . . . .

. . . Deutschland soll eine einzige große Waffenfabrik, eine einzige große Munitionsfabrik werden und Männer und Frauen sollen an diesem grandiosen Werke der Verteidigung teilnehmen . . . .

* * *

Vaterländischer Hilfsdienst

... Der Dienst in der deutschen Presse müsse als Kriegsdienst erklärt werden, ohne die Presse kann das Gesetz überhaupt nicht durchgeführt werden und die Lahmlegung von Zeitungen würde einen großen moralischen Schaden bedeuten....

Siebzig Jahre, nachdem Kierkegaard nicht die Lahmlegung von Zeitungen, sondern die Totschießung von Journalisten gefordert hat, die die Lahmlegung der Menschheit bewirken!

* * *

Die Presse im Krieg

Aus München wird berichtet: — — wies der Vorsitzende auch auf zwei anwesende Vertreter der Presse mit den Worten hin: »Das sind unsere treuen Helfer!« — — reichte beiden Herren die Hand und bemerkte: »Ja, die Presse ist sehr wichtig, aber die wenigsten wissen es.«

Zum Beispiel ich. Bisher wurden die Hunde als die treuen Helfer der Armeen angesprochen. Jetzt ist diese Ehre auf die Journalisten gekommen.

* * *

Die Menschen

Hunde
zum Schlachten werden zu hohen Preisen gekauft.

* * *

Die treuen Helfer

In den ,Münchener Neuesten Nachrichten' steht:

Man schreibt uns:

Sollen die Angehörigen der sog. »freien« Berufe, als da sind die Privatlehrer, Schriftsteller, Musiker, Maler usw. als nicht für »Kriegszwecke« arbeitend, ohne weiteres in Munitionsfabriken verwendet werden, oder etwa als ländliche Hilfsarbeiter? Gewiß, man kennt ja die alte Regel, daß die Künste zu schweigen haben während des

Waffenlärms, aber schließlich ist doch zu bedenken, daß z. B. ein Privatlehrer, der an schwer erziehbare Jungen Unterricht gibt, oder ein Schriftsteller, der etwa Kriegsromane schreibt oder begeisterte, die gute Stimmung im Land aufrecht erhaltende Artikel, in seiner Art doch auch einen »Kriegsdienst« leistet. Gerade die geistigen Kräfte sind es doch, denen wir letzten Endes unser Aushalten gegenüber einer Welt von Feinden verdanken.

Dieses Gesindel findet also Kriegslyrik und Munitionserzeugung unvereinbar.

* * *

Traumhaftes

Gedanken eines russischen Kriegsgefangenen im dritten Kriegsjahre.

Von unserm Kriegsberichterstatter.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Der Mann, der diese Gedanken aussprach, sah so aus: er war schlank und sehr blaß. Sein Gesicht war länglich und von einem dünnen schwarzen Knebelbart umrahmt. Er trug einen langen russischen Infanteristenmantel, dessen Enden mit noch feuchten Erdkrusten umsäumt waren. Seine Hände waren ungewöhnlich zart und fein . . . . Auf dem Wege zur Stadt, wohin er gebracht wurde, sprach ich mit ihm . . . .

»Wie kommen Sie eigentlich dazu,« begann er, »mich zum Sprechen zu zwingen? Es ist einfach unglaublich, wie die Menschen sich Rechte herausnehmen, die ihnen am wenigsten zukommen. Ich würde es begreifen, wenn Sie von mir meine Kappe, meinen Mantel verlangen. Sagen wir, eine Kriegserinnerung, aber so etwas! Was ich denke und fühle; momentan ist das mein einziges Gut. Das kostbarste vielleicht. Und gerade das wollen Sie.«

Das hat ein russischer Kriegsgefangener einem Wiener Reporter gesagt und der geht hin und druckt es stolz. Dann sagte jener ihm noch, daß »die Kultur bankerott« sei und daß »wir alle in einem blutumrauschten Traum sprechen«. . . Wie aber retten wir uns aus dem Grauen, daß diese Vision des abgequälten Kulturmenschen im Zwangsgespräch mit dem siegenden Interviewer Wirklichkeit, seit fast drei Jahren täglich erlebte Wirklichkeit ist!

* * *

Aus dem hintersten Hinterland

In der City-Bar Holländischer Teesalon,) 1. Bezirk Liliengasse 2 zwischen Singerstraße und Weihburggasse, findet sich täglich ein vornehmes Publikum zum Nachmittagstee ein, um abseits vom Lärm der Großstadtbetriebe bei den gedämpften Klängen des Klaviermeisters Oertel sich einige Stunden der Erholung zu gönnen, auch um in dem gemütlich intimen Bar-Raum mit seinen Bekannten in zwangloser Plauderei die so wichtigen Tagesereignisse der jetzigen Zeit zu besprechen.

* * *

Die Stellung wird siegreich behauptet

». . . Es ist kein Wunder, daß das Café Lurion sich zum ausgesprochenen Lieblingslokal des Wiener Publikums aufgeschwungen hat und seine bevorzugte Stellung siegreich zu behaupten weiß.«

* * *

Fröhliche Operationen

... Über den Osten und den Westen ist gesprochen worden. Bleibt nur noch der rumänische Kriegsschauplatz. Der Generalfeldmarschall äußert:

»In Siebenbürgen geht es ausgezeichnet. Die Rumänen gehen zurück und bekommen ihren Zahltag. Ich habe übrigens ihr Losgehen mit Freude begrüßt. Denn ihnen ist es zu danken, daß wir aus dem Stellungskrieg herausgekommen sind und wieder einmal zu frischen, fröhlichen Operationen haben übergehen können.«

Das soll Hindenburg dem Paul Goldmann gesagt haben, der es einer Welt erzählt, in der alle fröhlich sind, die an Operationen nicht teilnehmen müssen.

* * *

Die müssen gute Nerven haben

... in diese Salons wird der Besucher geführt. Der Generalfeldmarschall hat die Güte gehabt, den Vertreter der »Neuen Freien Presse« zum Abendessen einzuladen. Die höchsten Offiziere des Generalstabes, die an der gemeinschaftlichen Tafel teilnehmen, versammeln sich wenige Minuten vor der Essensstunde. Um 8 Uhr erscheinen Hindenburg und Ludendorff.

... Diese Äußerungen Hindenburgs und Ludendorffs geben — und darum wurden sie auch aufgezeichnet — allen wünschenswerten Aufschluß darüber, wie die Nerven der Männer beschaffen sind, von denen heute unser aller Schicksal abhängt.

Paul Goldmann.

* * *

Was heißt ›und‹?

... Heute waren im Hotel Bristol in Warschau auf Einladung des Generalgouverneurs v. Beseler und des Chefs der Zivilverwaltung v. Kries die Vertreter der deutschen, verbündeten, neutralen und jüdischen Presse versammelt ....

* * *

Die Vertreter

... Botschaftsrat v. Mutius begrüßte die Anwesenden und drückte die Hoffnung aus, daß die Presse ihre Verständigungsarbeit auch dem neu ins Leben getretenen Bund, gebildet aus den Mittelmächten und aus Polen, widmen möge.

... Das vom Major Schütte ausgebrachte Hoch galt der siebenten Großmacht, der Presse.

Ist das, wenn's auch dem wahren Sachverhalt entspricht, möglich?

Besondere politische Bedeutung gewann der Abend durch Ansprachen der Vertreter der neutralen Presse und der Polen ....

Unter besonderer Aufmerksamkeit hob der Vertreter Schwedens hervor ....

Der Vertreter der Türkei zerpflückte in packender Ansprache ....

... Man trennte sich in dem Gefühl, daß dieser Abend, der die Vertreter der Presse vereinte, ein würdiger Ausklang des denkwürdigen Ereignisses der Proklamation Polens zum selbständigen Königreiche war.

Nein, ein würdiger Auftakt. Daß die Vertreter der Staaten sich als Vertreter der Presse herausstellen, ist so gar nicht lustig. Denn daß diese wirklich jene sind, ist tragisch. Wenn Polen noch nicht verloren ist — Europa dürfte es wohl schon sein.

* * *

Das unter allen Umständen verlorene Polen

Wien, 4. November.

... Jetzt wird es nie mehr verloren sein.

Wien, 7. November.

Rußland verliert Polen. . . .

* * *

Die Einbildungskraft

Stellen wir uns das Hauptquartier des Zaren vor, wenn die Nachrichten kommen ....

Die Einnahme von Bukarest bringt uns einen jener seltenen Augenblicke, in denen der Mensch glaubt, die Schwingen des Talents über sich rauschen zu hören .... Wenn die Nachricht kommt, daß die Siege in Rumänien die verbündeten Truppen bis in die Palästestraßen von Bukarest geführt haben, so beugen wir uns in Ehrfurcht vor dem menschlichen Geiste, dessen Triumph den Aberglauben an die Massen, die Vorstellung, daß die Zahl mächtiger sei als der Gedanke und daß die Funken, die aus dem Genie herausblitzen, nicht mehr zünden, so augenscheinlich widerlegt. Wo immer der Geist sich durchsetzt, die Persönlichkeit mit ihrem Einflusse und mit ihrem Reize schöpferisch wird und wie mit dem Rechte der Selbstbestimmung auch der Geschichte den Lauf vorschreibt, ist ein hoher Festtag für alle Menschen.

* * *

Gott ist gerecht über Bukarest

... Die Fenster haben gezittert und die Menschen, die Schuldigen wie die Unschuldigen, waren bleich, weil sie fühlten, daß der Tag des Gerichts anbricht. . Die Courtisanen, die für ihre Gunst mit Diamanten und Perlen behängt worden sind, in den prachtvollen Sälen des Hotels sich an den kostbarsten Leckerbissen ergötzt haben, müssen jetzt ihr Leben mit einigen Deka Butter und einigen Kilo Mehl fristen .... Geheime Sitzungen der Parlamente werden angeordnet, und wir können uns vorstellen, wie es bei verschlossenen Türen zugehen mag, wenn die Zensur in Paris nicht wagt .... und vor allem die zu geringe Wertung des Talents.

* * *

Spuren von Luxus und Übermut

.... Wie die Stätte, wo einst hoher Frauensinn gewaltet hat, durch Üppigkeit entweiht und dort, wo ein deutscher Prinz sich zum großen Staatslenker entwickeln konnte, deutscher Ursprung verleugnet worden ist — — Wer spricht von den Verschollenen, und vielleicht ist ihre einzige Spur ein Parfüm, der noch an der Wandverkleidung der Zimmer haftet, irgendein verstreutes Merkmal des einstigen Luxus und des Übermutes, den das Volk jetzt zu büßen hat.

* * *

Eine der schlimmsten Folgeerscheinungen, die der Krieg auf dem Gewissen hat

Mittags bekommen wir, besonders in einer Rubrik, die »Entente-Spiegel« heißt, immer schöne Sachen zu lesen. Zum Beispiel:

Die Pariser Witwen sind ein Unikum; sie bilden eine unrühmliche Ausnahme, denn sie verstehen es, ihren Schmerz kokett zu drapieren. Das ist die neueste Pariser Attraktion: die kokette Witwe. Sie geht natürlich in Schwarz einher, aber die Pariser Mode ist erfinderisch, und sie schlägt aus dem Gattentod sogar Kapital. Und die Frau, die so schweren Verlust erlitten hat, versteht sich dazu, da sie auf die hellen Farben Verzicht leisten muß, nach Ersatz Umschau zu halten und der schwarzen Farbe so viel als möglich abzugewinnen. Die Pariser Witwenkleider passen sich den Formen ihrer Trägerinnen sorgsam an; die Röcke sind übermäßig kurz gehalten, so daß zwischen Stiefel und Saum noch genügend viel vom schwarzen Seidenstrumpf sichtbar bleibt. Diese seltsame, im höchsten Grade unangenehme Mischung von Koketterie und Trauer wird in den Pariser Straßen allenthalben sichtbar. Sie bleibt etwas Unzusammengehöriges, Ungereimtes und für Menschen von Geschmack Unverständliches. Man schüttelt die Köpfe, wenn man die schwarz geputzten Modedamen vorüberrauschen sieht und hört — und riecht. Denn die Parfumfabrikanten haben für die jungen Witwen eine ganze Reihe von melancholischen Parfüms zusammengebraut, die ebenfalls in der letzten Mode inbegriffen sind. Die koketten Witwen, die neueste Pariser Spezialität, gehören jedenfalls zu den schlimmsten Folgeerscheinungen, die der Krieg auf dem Gewissen hat . . .

»Hier riecht es nach dem Blut noch. Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand.« Nein, die, welche so mit Tinte umzugehen wußte. Dem Itzig Fuchs sind die Trauben zu melancholisch. Der Wiener Wucher verlangt von den Wiener Frauen, die, selbst wenn sie Witwen sind, gern Parfum haben möchten, für ein Fläschchen 300 Kronen. Hier wird nicht Kapital geschlagen. Nachbarin, euer Fläschchen! Nachbar, eine Flaschen! Den Formen sorgsam angepaßt! Man schüttle die Köpfe!

* * *

Faustdicke, läppische, offenkundige Lügen

. . . Es empfiehlt sich, die faustdicken Lügen dieser Agentur niedriger zu hängen. Es heißt im »Temps«:

In Österreich ist es allgemein bekannt, daß die nachstehenden Blätter aus den deutschen Fonds Subventionen erhalten haben, deren

Ziffer für einige feststeht. 1915: »Neue Freie Presse« (Wien) 100.000 Franken, »Neues Wiener Tagblatt« (Wien) 100.000 Franken, »Wiener Allgemeine Zeitung« (Wien) 50.000 Franken, u. s. w.

Es ist nicht zweifelhaft, daß zahlreiche österreichische Organe auf der Korruptionsliste stehen, allein wir geben hier nur die Blätter, über die wir Gewißheiten erhalten konnten.

So im »Temps« zu lesen. Es hätte sich wahrlich nicht der Mühe verlohnt, auf derart läppische Verleumdungen und Verdächtigungen einzugehen, wenn sie nicht deutlich bewiesen — — —. Daß der »Temps«, der doch ehedem reichlich Gelegenheit hatte, über die Wiener Presse gut informiert zu sein, sich dazu hergibt, derart offenkundige Lügen nachzudrucken, hätte vielleicht früher einmal überraschen können, erscheint aber jetzt ganz natürlich.

* * *

Der Hias

.... In einer Anfang Mai 1916 in München zur Zeit der dortigen Aufführung des »Hias« stattgefundenen Versammlung des Vereines »Deutsche Wacht« führte der Vorsitzende der literarischen Gesellschaft »Der neue Verein«, Rechtsanwalt Dr. W. Rosenthal, über die Aufführung dieses Stückes folgendes aus: »Nach meiner Empfindung ist dieses Stück eine grobe Geschmacklosigkeit, die Menschen von gutem Geschmack in hohem Grade verletzen muß, wenn ein solcher Hintergrund, wie eine französische Kriegsgerichtssitzung verwendet wird, um darauf die gewöhnlichsten Wirkungen aufzubauen. Im zweiten Akt wird als Haupteffekt ein grunzendes Schwein über die Bühne geführt, wobei ein großer Teil des Publikums hell aufwiehert, der andere Teil seinen Ingrimm verbeißen muß. Man muß sich vorstellen, wie es auf uns wirken müßte, wenn etwa eine deutsche Kriegsgerichtssitzung in französischer oder englischer Sprache in ähnlicher Weise behandelt würde .... Polizeipräsident v. Grundherr bemerkte, er sei dankbar, daß der Vorredner die Sache zur Sprache gebracht habe. Er habe dadurch Gelegenheit, zu erklären, daß er, leider vergeblich, alles getan habe, um die Aufführung zu verhindern ...

Und deutsche Aristokratinnen haben mitgewirkt. Und: »Dieser Akt ist vom Publikum beklatscht worden, wie dies noch keine Kunstleistung erfahren hat.« Und: »Kein Zweifel, der boarische Hias wird überall herzhaftem Verständnis begegnen — jenem stillen, behäbigen, guten Lächeln, das so sehr die Seele erwärmen kann.« Und es war eine große Zeit.

* * *

Ein Ritter ohne Furcht und Tadel

Aristokrat.
Adoption.

Untadelige Persönlichkeit, 55 Jahre, ledig (daher verlassen), Großgutsbesitzer, vielfacher Ehrenbürger, äußerst geschätzt und beliebt im ganzen Süden der Monarchie, Weid- und Seemann, eifriger Menschenfreund sowie furchtloser Bekämpfer aller Reichsfeinde wünscht an vaterlosem Knaben bis 14 Jahre oder bedingungsweise an erwachsenem Millionär, möglichst nahe an 37, mit Sinn für großzügiges Aufwärtsstreben einen interessanten deutschen Namen zu übertragen. Näheres nur mündlich. Geneigte Anträge erbeten unter »Beiderseitige Verdienste« an die Annoncen-Expedition Eduard Braun, Wien, I., Strobelgasse 2.

* * *

Ausgefallene Ideen in England

Wien, 4. Dezember.

Das Blatt des hohen Adels in England ist die Morning Post. Der neue Reichtum, der alte Wappenschilder vergoldet, nach Rang und Titel strebt und sich um die Aufnahme in die ahnenstolze Gesellschaft bewirbt, hat auch den Ehrgeiz, daß seine Abendempfänge in der Zeitung an derselben Stelle mitgeteilt werden, wo über die Gäste, die bei den Herzoginnen und Marquisinnen zur Tafel geladen waren, berichtet wird ....

* * *

Die Reihenfolge

In der Zentrale des Marine- und Militärkriegervereines »Tegethoff« fand Sonntag die Überreichung des goldenen Verdienstkreuzes an den Kriegeroffizier Adolf Glaser statt. Es war ihm bei seinem Eintritt in das 80. Lebensjahr vom Kaiser verliehen worden. Anwesend waren: Herr Ludwig Riedel, Besitzer des Café Europa, Stadtkommandant Generalmajor Ritter v. Mossig, der Kommandantstellvertreter der österreichischen Kriegerkorps FML. Ritter v. Gonemons, FML. v. Koncz, FML. Franz und andere Generale, Bürgermeister Dr. Weißkirchner, Bezirksvorsteher Bergauer, Polizeirat Schneider u. a.

Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, das alte!

* * *

Der Humor einer großen Zeit

(Die Mehlspeis.) Einer, der sich mit Humor ins Unvermeidliche zu schicken weiß, schreibt der ‚Grazer Tagespost': Im Speisewagen zwischen Graz und Wien pflegt man recht gut zu speisen, und es finden sich viele Liebhaber der sogenannten Tablettes. Nach altem Brauch aus Friedenszeiten fühlt sich der Wirt auch verpflichtet, eine »Mehlspeis« zu geben; aber das gelingt nicht immer. So greife ich neulich mehr automatisch als verlangend nach der »Mehlspeis« und sehe eine braune Tüte: Alt-Wiener Hustenheil.?? Husten Heil? Hab' ich Husten? Ich huste gar nicht. So nahm ich denn die Tüte, die das Mehl ersetzen sollte und steckte sie ein, als eines der wenigen lustigen Zeichen der Zeit.

Das dürfte annähernd der Vorschmack des Geistes sein, der bleiben wird, wenn sich die giftigen Gase verflüchtigt haben werden.

* * *

Ein Liebenswürdiger

»Geht sich langsam im Gebirge,« sagt der liebenswürdige ungarische Oberleutnant, während er das Glas vor den Augen hält, »kann man nicht iebereilen. Aekälhoftes Terrain. Muß man die Hunde systämatisch herrauskitzeln.«

* * *

Wenn wir Grüngekleideten erwachen

»Am 5. d. M. hatten wir Passagiere eines elektrischen Zuges von Mauer nach Wien beim Lainzer Tiergarten einen Zusammenstoß mit einem Strohwagen. Der Wagen wurde durch den Anprall zur Seite gestoßen, und der Kutscher, der neben dem Wagen ging, unter die Räder des eigenen Wagens geschleudert. Schwer verletzt blieb der Arme

liegen. An der Tiergartenmauer, wo es für jede Rettungsaktion ein recht weiter umständlicher Weg ist, um rasche Hilfe zu bringen, war es wohl das beste, was wir auch taten, einen vorbeifahrenden Leiterwagen anzuhalten, fest mit dem Stroh vom umgestürzten Wagen ausgelegt und den röchelnden, über und über mit Blut bedeckten armen Kutscher darauf, in das nahe Kaiser Jubiläums-Spital zur Hilfeleistung. Zwei Personen von den Mitfahrenden der Straßenbahn als Begleiter.

Bei dem Linienamt Rosenhügel wollte der Wagen rasch durchfahren, wurde jedoch sofort durch die Finanzwache angehalten. Trotzdem diese den Verletzten sahen, wurde gefragt, ob nichts Verzehrungssteuerpflichtiges mitgeführt werde. Unter dem stöhnenden, bluttropfenden Mann wurde mit der Gabel unter dem Stroh nach Eßwaren gesucht. Erst nach dieser Untersuchung wurde die Weiterfahrt erlaubt. Kaum im Spital angelangt, verschied der Arme....«

* *
*

Die nicht untergehn

Ah da schaurija!

Inschriften

Wiener Mode

Helfen wir uns aus der Not,
schlagen wir die Fremden tot!
Doch zu heben hilft uns mehr
mit den Fremden den Verkehr.

Heiter auch in ernster Zeit,
durch und durch voll Süßigkeit,
untergehen tun wir nie.
's Herz ist unsere Industrie.

Der Geschmack muß gschmackig sein.
Unsere Mode zu befrein,
mangels anderer Idee
gründen wir ein Komitee.

Ham mr nix, so mach' mr was.
San mr traurig, gibts an Gspaß.
Nicht zu waschen is die Wäsch' —
aber heimisch! San mr fesch!

Der Wiener spricht

Wir brauchen keinen Richter nicht.
Uns protegiert das Weltgericht,
daß unsereins kein Unrecht g'schicht.
Und wenn die Welt zusammenbricht,
wir richten's bei der Weltgeschicht'.

Das Hochquellwasser ist gesund.
Drum ist das Ausland auf dem Hund.
Und richtet sich die Welt zugrund,
mir san ja mir bekanntlich und
so richten wir's uns selbst — zugrund!

Merkwort

Dreifachem Reim entziehe sich die Welt:
Dem Reim auf Feld und Geld und Held.
Ein Anfangsreim beendet alle Not:
Technik und Tinte führt in Tod.

Der englische Benedikt und **Der österreichische Northcliffe**

(Immerhin doch ein Unterschied)





Trauerschmock

Heute sämtliche Theater geschlossen.	Große Fensteröffnungen (Logen, 5 bis 7 Plätze) à K 500.— und à K 1000.— I., Neuer Markt (vis-à-vis der Kapuzinerkirche) für die Trauerfeierlichkeiten zu vermieten. Zuschriften von Reflektanten unter Chiffre »Trauerfeierlichkeiten 1190« an die Annoncen-Expedition M. Dukes Nachf., A.-G., Wien, I/1.

Gibt es keine Behörde, die uns von dem Anblick so unendlicher Schande befreien könnte, mit der das elende Raubgesindel des Lebens, am Tag nach dem Tod, die Trauer zu bedecken wagt?

*

Als »bezeichnendes Detail« wird gemeldet, daß vor einem Budapester Zeitungsladen, wo die Todesnachricht ausgehängt war, zwei Engländer andächtig stehen geblieben sind und ein Gebet verrichtet haben. Da sie vermutlich nicht gebetet haben, weil sie vor einem Zeitungsladen standen, so dürfte die Bezeichnung des Details als bezeichnend einen herabsetzenden Sinn haben. Trotzdem ist bisher nur von den zwei Engländern ein solches Detail gemeldet worden. Denn von keinem Budapester oder Wiener, etwa von den Operettendirektoren, denen man die Bude wieder geöffnet hat, und von den Varietédirektoren, die mit ihnen »gleichgestellt« sein wollten, wird gemeldet, daß sie in diesen Tagen ein Gebet verrichtet hätten. Sie tun's zwar vor Zeitungsgeschäften; aber nicht wegen einer Extraausgabe.

*

Ein merkwürdiger Zufall:

(Ein merkwürdiger Zufall) fügte es, daß Eugen d'Albert während seines im Großen Konzerthaussaale gestern stattgefundenen eigenen Konzertes — genau einige Minuten nach 9 Uhr — das Podium betrat und den »Totentanz« von Liszt zu spielen begann.

Besucher des Konzertes versichern, daß der Künstler dieses Musikstück noch niemals mit derartiger dämonischer Leidenschaft und seelenvoller Empfindung zu Gehör brachte. Seine Kunst faszinierte das Auditorium derart, daß sich im Publikum eine nervöse Unruhe bemerkbar machte, es war als ob jedermann fühlte, daß während der grandiosen Musikpièce, die eine musikalische Illustration des Todesgedankens bildet, einer unserer größten Zeitgenossen sein Leben beendete. Anhänger des Spiritismus werden dem geschilderten Vorfall gewiß mehr Bedeutung zubilligen, als nur ein bloßes Zusammentreffen . . .

Anhänger der Reklame werden es als Mezzie preisen.

*

»Persönliche Erinnerungen an Kaiser Franz Josef« — hat der Berthold Frischauer.

. . . . König Eduard hatte dem Kaiser zugemutet, bei Deutschland dahin zu wirken, daß die Marinerüstungen und Schiffsbauten eingeschränkt werden, und er war so weit gegangen, zu fordern, daß Österreich sich von Deutschland lossage. Der König kam zweimal auf diese Angelegenheit zurück, und zweimal antwortete der Kaiser nicht ein Wort. Bei der Hoftafel, die einige Stunden darauf stattfand, herrschte eine eisige Stimmung, wie es alle Besucher der kleinen Galerie des Ischler Kursaales beobachten konnten.

Der Berthold Frischauer hat sich unter den beim Essen Zuschauenden befunden.

*

Ein gewesener Minister — allerdings der Herr v. Lukacs — erzählt:

Im Jahre 1913 erkundigte er sich bei einem Delegationsdiner bei mir mit lebhaftem Interesse nach der Bewegung zur Bekämpfung der Tuberkulose. Es ist charakteristisch dafür, wie orientiert er auch in dieser Frage war, daß er bemerkte, Bosnien und die Herzegowina müssen von der Tuberkulose stark infiziert sein, weil im Heere die bosnischen Soldaten die meisten Tuberkulosen in der ganzen Monarchie aufweisen. Der Monarch führte das auf die primitiveren Wohnungsverhältnisse und den primitiveren Schutz gegen die Infektionsgefahr zurück.

*

Der Herr Sieghart dagegen, dem ich dringend raten würde, seine Einnahmen — von 443.104 Kronen 91 Heller kann man schließlich auch jetzt ganz gut leben — nicht noch um Artikelhonorare zu vermehren, schreibt:

. . . Den Zeitgenossen hat sich diese Herrschergestalt erschlossen nicht durch die Mächte des Gemüts im Glanze der

Majestät, nicht durch die Schärfe des Verstandes im Äther der hohen Politik, sondern in ihrer Menschlichkeit und Persönlichkeit.

Des Herrn Sieghart Gemüt neigt aber sonst zur Umstellung von Genitiven:

Mächtiger als die Jahre verflocht Franz Josefs leidvolles Erleben ihn mit der Bürger Herzen.

Ich ersuche den Herrn Sieghart, der sich in der Bürger Herzen so gut auszukennen scheint wie in der Bürger Westentasche, der Artikel Schreiben zu unterlassen und lieber bei der Steyrer Waffenfabrik Tantiemen zu bleiben.

*

Die Stimmungen des Herausgebers in der Nacht nach dem Tode des Kaisers waren geteilt. Mitgefühl und Weihe mauschelten miteinander und selbst das Mitgefühl war noch geteilt in ein solches mit dem Verewigten und in ein solches mit dem überlebenden Herausgeber.

Mit Ehrfurcht nehmen wir Abschied vom Kaiser Franz Josef, und das Mitgefühl rankt sich um ihn, der in siebzig Regierungsjahren nicht vollenden konnte, was er sehnsüchtig gewollt hat. Dieses Mitgefühl, es gilt nicht bloß ihm, sondern auch uns. Wir haben einen großen Verlust erlitten, und eine Empfindung überwältigt uns wie das Erbarmen mit uns selbst.

Ein solches ist auch ganz berechtigt und von einer nicht häufigen Ehrlichkeit zeugt der Schmerzensruf: »Werfts mich heraus, ich brach m'r das Herz!« Trotzdem hat er, schnell gefaßt, an Ort und Stelle die — schon längst gedruckte — »Broche« (Fremdwort für Segen) über den neuen Kaiser und die Kaiserin gesprochen:

... Gott erhalte den Kaiser.

Und:

Das schönste Glück kommt aus dem Herzen, und für nichts sind die Völker so empfänglich wie für die Güte einer edlen Frau, die der Mittelpunkt aller hohen Bestrebungen für gesellschaftliche Förderung und Mildtätigkeit ist. Möge ein freundliches Schicksal seinen vollen Segen auf das Haupt der jungen Kaiserin ausgießen.

Ältere Tempelbesucher, die noch auf Jellinek schwören und von Güdemann nichts wissen wollen, werden finden, daß hier wieder einmal »zum Gemüte« gesprochen worden ist. Aber auch der Nachkommen darf bei solchem Anlaß nicht vergessen werden:

Kaiser Karl beherrscht die Landessprachen in Wort und Schrift mit tadelloser Sicherheit. Der vierjährige Kronprinz Erzherzog Otto ist

ein ungemein aufgeweckter, ungenierter, bildhübscher, blondlockiger Knabe.

Alles in allem dürfte die Meinung überwiegen, daß ein sechzigjähriger, bildhübscher, schwarzlockiger Leitartikler noch viel aufgeweckter und ungenierter ist.

*

Der führende Mauschel Deutsch-Österreichs, dessen stilistischer Habitus sich aus der »Einbildungskraft«, den »Stimmungen«, aus: »man kann sich vorstellen«, »wir möchten nicht«, »vielleicht«, aus den »Sticheleien« und den »Grübeleien«, dem »einfachen Laien«, der »Verderbtheit«, aus: was man »abtastet« und was »zum Gemüt spricht« und sonstigen »Einzelheiten« zusammensetzt und dem die vielen »und« abzugewöhnen, meinem Zuspruch immerhin geglückt ist, hat die »Einzelheiten« beim Tode der Kaiserin Maria Theresia erforscht. Da wird denn von dem bekannten israelitischen Komma Gebrauch gemacht:

. . . Am nächsten Tage war das Ende. Die Kaiserin wurde auf ein Ruhebett gelegt und Kaiser Josef wollte ihr behilflich sein und sagte, Euere Majestät liegen schlecht. Ja, antwortete sie, aber gut genug, um zu sterben. Noch drei oder vier Atemzüge und Maria Theresia war verschieden . . . .

Dies zum Tode des Kaisers Franz Josef. Und als Gelübde an den Nachfolger:

. . . Das wird geschehen, weil Österreich und die Monarchie den Lebenstrieb haben und sich behaupten wollen in den Bedrängnissen. Vom Kaiser Josef wird erzählt, daß er trotz seines strengen Ernstes die niederösterreichische Munterkeit hatte. Wenn der neue Kaiser sich diese Anlagen erhält, wird das Testament des Kaisers Franz Josef in Erfüllung gehen.

Die Landestrauer verbietet Varieté-Vorstellungen, der Leitartikel wird aber täglich fortgesetzt, und da das neue Zeitalter an die Gewure besondere Anforderungen stellt, geht's gleich auf der zweiten Seite wieder los:

Ein Pfeiler ist eingerammt worden . . . . Aus der Luft des Kampfes heraus, aus den frischen Eindrücken des Weltkrieges . . schöpft Kaiser Karl die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Bündnisses . . . . Wir kennen sie, die Zentnerlasten, die einen Kaiser von Österreich bedrücken . . . . Die Bündnistreue, welche die beiden Monarchen geben und nehmen . . . .

Wie sich eben ein Börseaner die Nibelungentreue vorstellt. Wie aber beurteilt er dementsprechend das Manifest?

Das Manifest ist der politische Übertrag des in der Vergangenheit erworbenen Vermögensstandes auf die Gegenwart.

Er scheint zu glauben, daß ein Thronwechsel ein Wechsel auf den Thron ist, und daß ein solcher sich nicht begibt, sondern begeben wird. Einen eigenartigen Kontrast zu dieser Vorstellung aus der Welt des Saldokontos bietet immerhin die Beruhigung:

Er will die verfassungsmäßigen Freiheiten und sonstigen Gerechtsame der Völker hochhalten ....

Alles in allem steht der Springinsgeld dem Wandel der Dinge sympathisch gegenüber:

Die Ankündigung des Thronwechsels in dem Aufrufe des Kaisers Karl an seine Völker ist ein Erfolg.

Das israelitische Komma hat jetzt gute Zeiten. Nicht nur, daß der Kaiser Franz Josef seinerzeit in Olmütz »verkündet hat, auf den Grundlagen der wahren Freiheit wird das Vaterland neu erstehen«, nein, auch der Vierverband »wird spüren, die Monarchie ist unter Kaiser Karl dieselbe wie unter Kaiser Franz Josef«. Daß »Österreich und Deutschland zusammenbleiben«, wird aber diesem folgendermaßen eröffnet:

Deutschland kann nur über unser Gebiet den Orient erreichen, Bulgarien und die Türkei, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, wo so bedeutende Interessen sich verankern, die Bagdadbahn, bei der soeben ein gewaltiger Fortschritt vollendet wurde, nur über unser Gebiet geht der Weg dahin, und über Wien und Budapest rollt der Balkanzug, der Hamburg mit Konstantinopel verbindet.

Ein journalistisch erweitertes Auswärtiges Amt müßte einem so ungesunden Schmock, der ein Hochlied auf die Bundestreue anstimmen will und die Strophe einlegt, daß nur über unsere Leiche der Weg in den Orient geht, das Maul verbinden.

*

Er stellt sach vor:

Wir stellen uns vor, daß der Kaiser Karl in blühender Jugend, gesund an Leib und Seele, auf seinem Throne sitzt, umgeben von den Großen des Reiches und vor ihm im Halbkreise die Mitglieder der beiden Häuser des Reichsrats, die Kardinäle und Bischöfe in der ersten Reihe. Wie tief wird der Eindruck sein, den der Monarch in seiner frischen Aufnahmsfähigkeit .... Montesquieu hat gesagt.... Wir dürfen solche Neigungen nicht grübelnd und vernünftelnd zerfasern. Politik ist keine Wissenschaft, sondern Kunst.

*

... Wir möchten uns heute nicht damit befassen, nicht von Athen, Florenz und Venedig sprechen. Der Hofstaat des Kaisers ist gewiß in Österreich schon durch die Leitung der Theater und der Gemäldesammlungen, durch die Käufe von Werken der bildenden Kunst und durch das Fördern des Kunstgewerbes weit über seinen Ursprung, über seine unmittelbare Verwendung und Nützlichkeit hinausgewachsen. Nach der Rückkehr des Friedens kann er dazu beitragen, daß Wien einer der großen Mittelpunkte europäischer Kultur bleibe, daß von hier der künstlerische und wissenschaftliche Ruhm ausstrahle, wie ehedem, und daß auch die Überlieferung hochgehalten werde, die erzählt, wie einer der größten Herrscher unter den Vorfahren des Kaisers sich gebückt habe, um den Pinsel, der dem Tizian entfallen ist, aufzuheben.

Strittig bleibt hier, ob der Hofstaat oder das Kunstgewerbe über seine unmittelbare Verwendung und Nützlichkeit hinausgewachsen ist; jedenfalls scheint der Satz zum Hals hinausgewachsen zu sein. Was aber die kulturelle Hoffnung dieses sonderbaren Schwärmers anlangt, daß Wien ein großer Mittelpunkt der europäischen Kultur »bleiben« und daß von hier noch irgend etwas ausstrahlen werde, so dürfte ja, ab gesehen von der Entwicklung der Kino-Reklame, dieser Walzertraum in Erfüllung gehen. Mehr dürfte in einem Lande, dessen Hauptstadt Wien ist, kaum zu erwarten sein. Was die Pflege der schönen Künste betrifft, so ahnt der Arme noch nicht, daß das Entstehen eines Tizian in Österreich eben dank jener andern Überlieferung, die Börsengaunern einen entscheidenden kulturellen Einfluß eingeräumt hat, für alle Zeiten vereitelt ist, und da man einem Herrscher nicht gut zumuten kann, daß er einem Adams oder Koch, dem etwa der Pinsel entfallen sollte, ihn aufhebe, so werden wir wieder um eine schöne Erfüllung der »Einbildungskraft« betrogen sein.

*

... Schön ist Wien unter dem Kaiser Franz Josef geworden voll Anmut und Reiz; unvergeßlich die Gesellschaft, mit ihren Anziehungen und dem starken intellektuellen Einschlage ....

... Er hatte von der Natur die Gabe bekommen, die sich schwer in den Einzelheiten bestimmen läßt, die jedoch den Herrscher macht...

... Was möchten die Minister von Rumänien heute darum geben, wenn sie verlöschen könnten ...

*

Wenn die Einbildungskraft einmal rege geworden ist, so können die Resultate widersprechend sein.

So:

. . . Lauter bedrückte Menschen, von denen jetzt jeder sein Bündel Leid und Sorgen zu tragen hat und denen in dieser Trauernacht zumute wurde, als ob diese Last plötzlich schwerer geworden sei: weil der aus ihrer Mitte verschwunden ist, der sie ihnen so gütig und unermüdlich tragen geholfen hat. . . .

Und so:

Wie seine fast siebzigjährige Regierungszeit eine Besonderheit ist, mit der nichts aus der Vergangenheit verglichen werden kann, so ist auch das Schauspiel dieses Greises, der sich zur befristeten Note an Serbien entschlossen hat und in dem furchtbaren Wirbel gleichmütig ausharrt, ein Ereignis, das schon an sich die Persönlichkeit des Kaisers kennzeichnet und ihr die Merkmale gibt. . . . Der Kaiser hat gerade im Kriege mehrere Winter fast ohne Störungen des Wohlbefindens verbracht . . . . Die Gesundheit des Kaisers ist während der furchtbaren Krise wie aus Stahl gewesen. Alle Persönlichkeiten, die er empfangen hatte, berichten, wie rüstig und wie frisch sie ihn gefunden haben . . . . Der alte Kaiser, den eine vom Pflichtgefühl anerzogene Gewohnheit zum Schreibtische im Arbeitszimmer des Schlosses von Schönbrunn hindrängt, spricht zu unserem Gemüt. Wir können uns der Vorstellung nicht hingeben, ohne dieser Unermüdlichkeit seit fast siebzig Jahren nachzusinnen.

*

Ein Gedankengang:

Als der Kaiser vor dem Ausbruche des Krieges im Frühjahre schwer erkrankte, war die Sorge in der Monarchie besonders groß. Allgemein war das Gefühl, daß die Annexionskrise und die zwei Balkankriege zu noch heftigeren Erschütterungen in Europa führen werden; allgemein die Empfindung, daß der Verlust des in Kaiser Franz Josef verkörperten Ansehens die Feinde ermutigen und die Katastrophe beschleunigen könnte . . . . Kaiser Franz Josef ist gewesen und nachträglich zeigt sich erst recht, welches Geschenk des Himmels es war, daß er noch mehr als zweieinhalb Jahre an der Spitze der Monarchie bleiben konnte. Er hat den Ausbruch des Krieges erlebt . . . .

*

Talent und Gemüt:

Auch der Weltkrieg war bei diesem Begräbnisse sichtbar . . . . König Ferdinand von Bulgarien, eine der interessantesten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, der türkische Thronfolger mit ruhiger, ernster

Gelassenheit; dazu die Heerführer, Erzherzog Friedrich mit seinem Sohne in Feldgrau, Erzherzog Eugen kriegsmäßig in stattlicher Einfachheit, hochgewachsen, mit dem scharf umrissenen fesselnden Kopfe .... Die Staatsmänner der Monarchie, die Auslese an Talent in Politik und Verwaltung, alle waren zum Abschied gekommen.

... Aber das, was heute stattgefunden hat, wird für immer zu den Schätzen treuen Gedenkens gehören, wird nicht vergessen werden, so lange das österreichische Gemüt in alter Schwingung sich erhält ....

*

Es war ein Anblick, der ans Herz griff, an jedes höfische Zeremoniell, an jede steife hergebrachte Etikette vergessen ließ und mit elementarer Gewalt alle Gemüter aufwühlte Kaiser Karl, hochaufgerichtet und schlank, in der Marschallsuniform, den Federhut in der einen Hand, fährt sich vor der Kirche, wo er einen Augenblick lang im Angesicht des Sarges stehen bleibt, mit der anderen Hand über die Stirn.

... Man sieht das markante, Energie und geistige Überlegenheit atmende Gesicht des Königs Ferdinand der Bulgaren, die weißbärtige Gelehrtenphysiognomie des Königs von Bayern, die kraftvolle Erscheinung des deutschen Kronprinzen, dessen Züge die Erfahrungen der Kriegsjahre verschärft zu haben scheinen ....

*

Was sich nicht vorstellen läßt:

... durch den Hofzeremonielldirektor Hofrat Ritter v. Nepalleck und Hofkonzipisten Mieß statt. Hofrat Ritter v. Nepalleck und die ihm unterstehenden Beamten des Zeremonielldepartements haben seit dem Tode des Kaisers eine außerordentliche Arbeit zu leisten gehabt und sind fast Tag und Nacht seit mehr als einer Woche im Dienste gewesen. Namentlich Hofrat Ritter v. Nepalleck war durch die Vorbereitungen der Trauerfeierlichkeiten mit ihren vielfachen zeremoniellen Agenden ungemein in Anspruch genommen.

Man stelle sich einmal vor, daß es zu Zeiten der Shakespeareschen Könige Tagesblätter gegeben hätte, die über die geforderte und entlohnte Schranzenleistung täglich Reklamenotizen veröffentlicht hätten, wie auch über den pflichtmäßigen und entlohnten Dienst der Wache bei einer Leichenfeier. Kann man sich das vorstellen? Der Ritter v. Nepalleck, den ein sympathischer Druckfehler gelegentlich auch schon zum Baron macht, war noch ein schlichter Nepalleck, als er nach dem Tode des Erzherzogs

Franz Ferdinand mit einem von dessen Freunden eine Auseinandersetzung hatte, die freilich des Shakespeareschen Formates von gestürzter Größe und Schranzenaufschwung nicht entbehrt hat.

*

Es gibt Galaschmöcke, es gibt Flaggengalaschmöcke, aber es gibt nur wenige Trauergalaschmöcke, nur wenige, die so aus dem Handgelenk das spanische Zeremoniell schreiben. Der Einspanier unter den Feuilletonisten ist bekanntlich der Salten, und wenige treffen das so, dieses zugleich Brausende und Federnde, Wuchtende und Wirbelnde, so alles, was es zwischen Hofreitschule und Kapuzinergruft, zwischen Gewehr heraus und Feder heraus gibt. Jede Letter eine Fanfare, jede Spalte ein Spalier, ein Erzschmock, der die Brillanten zum goldenen Vließ schreibt. Welche zweite Feder vermöchte zugleich so graziös zu federn wie ein echter Lippizaner, so feierlich zu glänzen wie die Leibgardeeskadron, so verläßlich zu dröhnen wie der Radetzkymarsch und so kulant zu arrangieren wie der Nepalleck? Ein Hofreitschulbub, den jetzt die Wiener Presse hat, ein gewisser l. u., dem Seminar und dem Pagendienst bei mir, dem nichts erspart blieb, entlaufen, ein Tunichtgut an Adjektiven (als ob die notige Zeit nicht auch darin eine Einschränkung geböte), eine allabendliche Marter, ein Korybant für alles, der imstande ist über Hofmannsthal dasselbe zu schreiben wie über Hindenburg — wird noch viel Zucht brauchen, ehe er einen so gediegenen Federer wie den Salten erreicht. Dieser ist und bleibt der unerreichte Schmock funèbre, wenn man ihn liest, hat man etwas Gediegenes für sein Geld, er ist der rechtmäßige Arrangeur historischen Reichtums, erlauchten Glanzes und Gepränges aller Art, und was alle andern tun, sind nur aussichtslose Pompversuche. Er aber hat, wiewohl sein Herz nach der zionistischen Richtung schlägt und die Beschreibung eines spaniolischen Zeremoniells ihm eigentlich mehr Freude machen müßte, dennoch, makabrer Makkabäer, schon manchen Habsburger zur Gruft geleitet. Von ihm nun soll diesmal das folgende stammen:

Eine Stunde lang t r i n k t der geöffnete Mund der Kirche d i e h o h e n W ü r d e n t r ä g e r d e s R e i c h e s . . . Während dessen vollführt der tote Kaiser seine letzte Fahrt durch die Straßen der Stadt.

Der Krieg eskortiert den müden, greisen Monarchen aus seinem Schloß zur Gruft .... Dieser Leichenwagen mit dem breit ausladenden Baldachin, schwer in Holz geschnitzt, wuchtend und wiegend in der eigenen Last, diese acht Rappen, beinahe unwirklich in ihrer düsteren Schönheit, prangend in ihrer mühsam verhaltenen Kraftfülle, in der ihr Schritt, von tragischer Anmut federnd feierlich deklamiert .... Dann erscheinen die Garden wieder und ihr Zug, ein wandelndes Spalier, das jetzt keinen Inhalt hat, stellt die enge Gasse wieder her ...

Es federt — kein Zweifel, es ist vom Salten.

*

Und doch. Die Jugend hat auch ihre Rechte. Liest man, was sie da geleistet und wie sie da geschildert hat aus tiefster Ergriffenheit, so muß man sagen: Hut ab in der Kapuzinerkirche vor Salten, aber das trefft jenner auch! Und das Erlauchte und Martialische ditto. Denn:

... Reglos wuchten die Menschenmauern .... von dem leer hingestreckten Pflaster, dessen bleierne Stille müd und traurig der erlauchten Last harrt .... schon durchläuft es wie Zuckung das eisern stehende Spalier der Truppen, deren siegumleuchtete Waffen nun des trauervollsten Dienstes bereit sind .... Und wie der Blick an strammen Linien haftet, ersteht vor seinem düsteren Warten jenes Idyll ... und wie von magischer Gewalt heraufgerissen wälzt sich das Panorama dieses gigantischen Lebens ab .. Wie dieser Offizier reihentlang sprengt, das hübsche junge Gesicht von der Tragik und der Spannung des Augenblickes überschattet, so mag der Prinz, den schon Ahnung und Wahl seiner hohen Berufung zierten, in den Kugelregen von Santa Lucia geritten sein .... All die teuren Manen treten in den stummen Kreis: Kronprinz Rudolfs glühende Frische .... wirbelt dichter Schatten auf .... Als würfen sie es grüßend dem nahenden erlauchten Leib entgegen .... bleiern gleitet eine Viertelstunde vorüber ....

Dazu etwas martialischer Glanz, Konturen, schmetternd, gestrafft, brausend — es ist wirklich, als hätte der Chef den jungen Schmock springen geheißen: Hic Roda, hic Salten!

*

Der folgende Fall bedarf dringend der Untersuchung. Das um 6 Uhr abend erscheinende Organ des Ministeriums des Äußern hat

sich erdreistet, am Tag nach dem Tod des Kaisers die Stilparodie eines Nachrufes zu bringen, der offenbar alle Schmockereien, die bei solchen Anlässen vom Handwerk je geleistet worden sind, planvoll zusammenfassen, ja alles überbieten sollte, was man sich in diesem Genre je nur erträumt hätte. Da es unmöglich ist, daß das scham- und sprachverlassenste Tinterl solche Sätze im Dienst einer zwar unerlebten, aber doch nachgemachten Weihestimmung ernsthaft niederschreibt und ahnungslos solche Verletzung der Ehrfurcht vor der dreifachen Majestät des Wortes, des Todes und des Toten begeht, so kann es sich nur um einen Witz handeln, dessen Verüber und Auftraggeber unbedingt festzustellen sein werden. Der Nachruf enthält die folgenden Sätze:

Wie ein Donnerschlag durchfährt Trauer Österreich-Ungarns Lande, durchzuckt Schmerz alle Herzen der Monarchie. Die Empfindung, daß sich Unerhörtes begeben, in der Stunde, da dieses erlauchte Leben erlöscht ist, das Wissen und Größe und Gewalt, die in dieses Leben der geschichtliche Wille geschüttet, womit er es bis zum Rand gefüllt hat, die Pracht des historischen Ablaufes, der an ihm vorübergezogen ist, Sturm und Segnung, die es gegrüßt und heimgesucht haben, all dies ist Fülle der Eindrücke, die gigantisch heranbraust und dem nächsten Augenblick die Besinnung raubt. Der aufwallende Kummer, der, selten noch so echt und tief gefühlt, sich um die Bahre eines Monarchen geschart hat, das Bewußtsein unersetzlichen Verlustes, der mit dem klopfenden Herzschlag Hand in Hand geht, die Wehmut, die der Gedanke heraufspült, daß dieses in einem majestätischen Dahinrollen von Leistung und Pflichterfüllung verlaufende Dasein den krönenden Gipfel seines Strebens nicht erreichen, den weihevollen Sinn seines inneren Planes nicht erfüllen durfte, sie drängen sich vor, umringen uns und drücken uns zu Boden .... Nicht dies aber, nicht die Psychologie und Philosophie des Ereignisses liegt uns jetzt nahe, und kaum ein politischer Gedanke streift unser beklommenes Hirn. Wert und Würdigung dieses Fürstenlebens gehören der Geschichte, und ihr strahlender Bogen überspannte es bereits zu Lebzeiten in triumphalem Bau. Das Heute, dieses Heute eines quälenden, drückenden Miterlebens, das uns wieder einmal zur Erkenntnis des Fluches der Materie führt .... es gehört dem Schmerz allein und der Weisheit, die, wie stets, auch hier dem Schmerz entquillt. Die Nachricht, die uns mitten in der harten Stimmung kampfgewohnter, flammendurchglühter Tage trifft ... die uns also trifft in einer Fassung und Verfassung, da wir gewohnt sind, unsere Stirne stürmendem Wetter entgegenzustemmen, sie beugt uns

tief. Aber durch ihre Traurigkeit blitzt mildernd und lindernd die Seelenschönheit des erhabenen Beispiels, das in seinem letzten Verflackern noch bis zur leuchtendsten Höhe hinaufgeklommen .... gestorben, gleichsam mit der Hand auf dem Arbeitstisch, von dem grausamen Streich des Schicksals gleichsam über seine hohe und treu erkannte und erfüllte Aufgabe hingestreckt. Dieses Beispiel, es ist in langen Jahren dem Volk vorangeschritten, hat ihm in allen Prüfungen den Weg gewiesen und ist in den schwersten dieser Schickungen wie ein Fels im Meer gestanden, umbrüllt von den dunkeln Anschlägen der geheimnisvollen Zeit, einsam und aufrecht, überschimmert von dem Schnee der Jahre wie von der Weisheit, die die unermüdliche Durchdringung dieser Jahre mit Wirken und Erkennen gezeugt hat. Es ist ein stolzer Tod, den Franz Joseph der Große gestorben ist, ein Tod der Pfichterfüllung, ein Tod des Wissen, ein Tod der Überwindung.

Überwindung war das stolz aufglühende Geheimnis dieses Lebens. Überwindung sein Signal und sein Wahrspruch, sein Sinn und sein Inhalt .... und jede Lockung und Versuchung zu persönlicherem Genügen .. wie Spreu im Winde sind sie abgeprallt von der ehernen Wand solch heiligen Entschlusses .... In diesem Zeichen faltet die Trauer um ihn die zitternden Hände .... Übergroß, übermenschlich ist das Beispiel, ist die Mahnung, ist das Vermächtnis. Das Vermächtnis eines Sorgenden, dessen weltgeschichtliche Gewalt der Erscheinung .... gerade darum so imposant, so majestätisch, so triumphal aufwuchs, wie kaum eine gebietende und lenkende Gestalt aus der Flut der Zeiten ragt.

Die Einsicht in diese harmonische Größe, die .. allen Edlen sich ins Herz grub, sie bohrt den Schmerz der Stunde aber wieder noch viel tiefer, beschwert ihn um die Gewißheit solchen Verlustes, um die Wucht eines Grams, den die Zeit nicht lockern kann und der Geschichte ist, umrauscht von dem Glanz und dem Pathos der Geschichte.

Das bedarf der Untersuchung. Man kann in den ernstesten Zeiten die Neue Freie Presse irreführen, aber Wippchen als Leidtragender kann nur ein Bubeneinfall sein. Die Lizenz läßt sich den Leuten nicht entziehen, wohl aber die Subvention. Oder sollte der Herr Szeps zu seiner Entschuldigung anführen können, es sei ernst gemeint? Dann bliebe dem Ministerium des Äußern nichts anderes übrig als mit der ihm vielleicht durch den regen Verkehr mit der Presse schon geläufigen Resignation zu antworten: »Außer das!«

*

Man liest jetzt unaufhörlich, daß der Krieg eine »stählende Wirkung« ausübe, daß sich die Bevölkerung »gestählt« habe und so. Das muß auf einem Hörfehler beruhen. Der Besitzer jener Konditorei in Ischl, die den Auswurf der Menschheit im allgemeinen und Österreichs im besondern jahraus jahrein beherbergen mußte, soll Auskunft darüber geben können, daß in den letzten Jahren an keinem Tage so viel gestohlen wurde wie am 18. August, weil sich eben das in der Weltgeschichte einzig dastehende Faktum so lange erleben ließ, daß jenes dunkelste Gesindel, welches sehen, gesehen werden und doch wieder nicht gesehen werden will, zusammengeschweißt durch Wucher und Operette, die patriotische Landschaft ausgefüllt hat; daß Spukgestalten von einer Häßlichkeit, die der Fiebertraum nicht erfinden kann, aus meinem Glossarium direkt in die Wirklichkeit entsprungen waren, um Spalier zu bilden, und kein nasser Fetzen aus dem Jenseits dem Scheuel ein Ende gemacht hat.

*

Was diesmal nicht festzustellen war: ob sich das Publikum »massiert« hat.

*

Wie Radetzkys Soldatentum von Strauß'scher Musik verklärt erscheint, die Tapferkeit unsrer Heere ein heitres Antlitz zeigt, wie unsre tägliche Arbeit die Grazien der Mozart, Schubert, Lanner, Strauß umschweben, so war auch des geliebten Kaisers Bild von goldenem Österreichertum umrahmt.

So versichert ein Originalprager Schmock. Aber er übertreibt ein wenig. Unsere tägliche Arbeit umschweben höchstens die Grazien von Walter Kollo (Komponist von »Immer feste druff«) und Kalmán (»Gold gabach für Eisen«).

*

Es war zu erwarten, daß sich Gruppen bilden würden, wie immer in Österreich, wenn es keine Meinungsverschiedenheiten gibt, und man kann sogar der Vermutung Ausdruck geben, daß die Gruppenbildungen schon journalistisch disponiert waren, ehe es noch zu solchen kam und zu dem Ereignisse, das sie herbeigeführt hat. In Wien, in Graz und überall haben sich Gruppen gebildet. In Wien aber geschah noch etwas anderes. Während einerseits die Musik verstummte, begannen andererseits die Varietédirektoren wegen Reduzierung der Trauertage ›vorstellig‹ zu werden und diese ganze widerliche Problematik der »Direktorenverbände«, die uns ob schön ob Regen nicht erspart bleibt, entfaltete sich an dem Ereignis. Sonst war alles schon in der ersten Nacht still, stumm und schwarz. Nur im Ministerpalais auf dem Ballplatz herrschte geschäftiges Treiben. Boten kamen und gingen, wie eben Boten zu tun pflegen. Und in der Burg selbst?

Im Gegensatz zu diesem geschäftigen Treiben lag der Burghof gegenüber.

*

»... Jeder Laut erstarb und die Lichter verlöschten alsbald, nicht nur, weil die Zeit mittlerweile weit vorgeschritten war. Jeder Lärm erstarb, die Leute schoben sich aneinander vorbei, flüsterten einander ein Wort zu. Man fühlte es förmlich, wie Traurigkeit und Bedrückung sich niedersenkten.... Und daß eine Minute später die Assoziation unmittelbar sich einstellte, die das Hinscheiden des Monarchen auch darum betrauerte, weil es ihm .. nicht gegeben sein sollte, das Ende dieser Ereignisse, den alle Mühen und Opfer krönenden Sieg, zu erleben .... Heute morgens wehten die schwarzen Fahnen von allen Giebeln, ein Bild, das äußerlich nur versucht, die Stimmung des trauernden Wien auszudrücken ...«

*

»... Im Schlosse selbst wird die Leiche nach erfolgter Konservierung auch aufgebahrt. Indessen beten an der Leiche unausgesetzt fromme Priester.«

*

Und durch den plötzlichen Spalt werden die fürstlichen Gestalten sichtbar, die in dem traurigen Zug schreiten. Ihnen voran des jungen Kaisers blühende Männlichkeit, überhaucht von dem tiefen Ernst und der Erschütterung der Stunde, der jungen Kaiserin gramüberschüttete Lieblichkeit und zwischen diesem Paare, der Hoffnung und dem Stolz des trauernden Reiches, des Thronfolgers rührende Kindheit. Und nun: in dem fast unabsehbaren Gedränge erhabener Namen und erhabener Gefühle, die sie vertreten, des deutschen Kronprinzen straffe Silhouette, das weise Denkerprofil des bulgarischen Königs, die milde Güte, die von den Zügen des bayrischen Herrschers strahlt, die Herzlichkeit des sächsischen Königs, des Württembergers greise Würde, des türkischen Thronfolgers jugendliche Hoheit, Gestalt an Gestalt und mit ihnen Idee an Idee, die Verkörperungen der Nationen und der Reiche ihrer Liebe und ihres Schmerzes. Wie ein tiefer, verhüllender Schatten verschlingt das schwarze Tor der Habsburgergruft den feierlichen Zug. Und im Gefolge solch erhaben ausrauschender Trauer bleibt auf dem ehrwürdigen alten Platz nur die bedrückte Ergriffenheit der Zuschauer zurück ....

Und um den Donner-Brunnen geschart der Schapseln Bewegtheit.

*

... Tausend Assoziationen bleiben zurück, wenn der teure entseelte Körper hinausgetragen wird ....

*

Der Wiener Spezialberichterstatter des ›Az Ujság‹ hat Gelegenheit gehabt, ins Sterbegemach des Kaisers zu blicken.

Der Zufall wollte es, daß eben, als ich die Treppe passierte, sein erster Leibkammerdiener Ketterl aus dem Sterbezimmer hinaustritt. Ein schneller Blick ist mir vergönnt, und ich sehe die lichtbraun tapezierte Wand des Schlafzimmers, zwei betende Priester, ein einfaches Eisenbett, das sogenannte Feldbett, und vor demselben zwei mit schwarzen Draperien versehene Betschemel, an denen die Mitglieder des Herrscherhauses ihre Gebete vor dem erstarrten Körper des Monarchen verrichten.

Und der Kammerdiener hat den schnellen Blick nicht schneller hinausgeworfen. Sondern so ein Azujsager darf Mitglieder des Herrscherhauses beten sehen. Um Gottes Willen! Betend wurden sie vom Az Ujság-Blick, dem treuen, tausendmal gräßlicher als der mal'occhio, der von den Treubrüchigen gefürchtete böse

Blick, getroffen. Eine Höllenvision. Ehedem war Gottes Auge überall, aber gerade beim Beten schaut jetzt das kluge Äuglein vom Az Ujság herein. Merkten sie nichts? Konnten sie weiterbeten? Damals, als die Särge des ermordeten Thronfolgerpaares im Hofwartesalon aufgestellt waren und die höchste Weihe den Raum erfüllte, ward dieser plötzlich zum kommenden Pressequartier, und es erscholl eine Stimme: »Wo is Szomory?« (Die Frage nach einem, der sich später im Weltkrieg Sporen verdient hat.) So endete das Vorspiel; so endet es auch in meinem Weltkriegsdrama. Aber der Blick ist noch peinigender als der Ton. Und die Würde merkt so wenig wie die Welt. Und Kammerdiener gab es, die vergebens Ketterl geheißen haben.

*

Die Insel

Auf dem Neuen Markt, zwischen Kapuzinergruft und Spalier, gab es im »Meer der Trauer«, von dem sie sprachen, eine schwarze Insel. Das waren sie selbst. Der Donner-Brunnen, für eine Stunde von einer größeren Sehenswürdigkeit verdeckt: Die Rotte Korah belagerte ihn, Gestalten, wie man sie an Werktagen nicht bemerkt, weil ganz Wien so aussieht, hier zusammengeballt am Rande des Brunnens, zwischen den edlen Wasserfiguren und über sie gelegt, verrenkt, verwurzelt die unwahrscheinliche Plastik dieser Gruppe von Journalisten und Journalistinnen, schwarz, aufgeregt, hundert Laokoone, ein Durcheinander von Formen und Schreien, nur mit den eigenen Adjektiven nachzugestalten, ein lebendes Bild, wie es wohl noch auf keinem Platz der europäischen Zivilisation zu sehen war und zumal nicht im Angesicht eines königlichen Leichenzugs. Des verwunderte sich das Volk und es ging ein Raunen durch das Spalier, und alles Schwarz erbleichte vor diesem Schwarz und alle Trauer um Gewesenes entsetzte sich zum Grauen des Kommenden. Denn so auf einem Haufen, so unter der Sonne und so vor dem Tor des Todes, vor Kirche und Würde, Glanz und Macht, hatte man das noch nicht beisammen gesehen. Man zeigte mit Fingern auf sie, wie sie mit Fingern auf die Fürsten zeigten und riefen: Sehderanda, ein markantes Profil, und rief: Seht, dieses sind die Herrscher der Welt!

——— - ———

Glossen

Was sich in Wien tut, wenn ein Ministerpräsident ermordet wird

Der Hergang des Attentats.

. . . Der Saal ist in Rot, Weiß und Gold gehalten und blickt nach der Kärntnerstraße, deren lebhaftes Getriebe . . . .

An dem letzten Tische zur Rechten pflegte Graf Stürgkh fast alltäglich zur Speisestunde sich einzufinden . . . .

. . . Es war ein Mann von beiläufig 30 bis 40 Jahren, groß und breit, mit blondem, gestutztem Schnurrbart, Brille und langem, wohlgehaltenem Haar . . . . Im Saale wurde halblaut gesprochen. Ministerpräsident Graf Stürgkh hatte sein Mittagmahl in angeregtem Gespräche eingenommen und rauchte eben zum schwarzen Kaffee eine Zigarre. Auch der Fremde, den zu beobachten kein Anlaß vorlag, war mit seinem Mittagmahl, das aus Suppe, Fleisch mit Gemüse, einem Pflaumenkuchen und schwarzen Kaffee bestand, fertig und hatte bereits gezahlt . . . .

. . . Als der Täter die Tür erreicht hatte, kam ihm der Zahlkellner dieses Teiles des Speisesaales entgegen, ein kleiner und untersetzter Mann, der aber über besondere Kraft verfügt und in Amerika Mitglied eines Athletenklubs war. Der Oberkellner, Herr Grumbach, stürzte sich dem Mörder entgegen, während ein Offizier, der eben entgegenkam, seinen Säbel zog. Der kräftige Arm des Kellners drückte . . . .

. . . Dr. Lindenbaum sah den Ministerpräsidenten vor sich. Er sah wohl, daß keine Hilfe möglich sei, machte aber dem Grafen noch eine Injektion. . . . Als bekannt wurde, daß der Angeschossene der Ministerpräsident sei, kam auch Chefarztstellvertreter Dr. Lamberg; aber auch er erkannte, daß jede Hilfe erfolglos sein müsse . . . .

Dr. Lindenbaum untersuchte nun den Baron Aehrenthal . . . .

Auch die Hand des Kellners Grumbach, die den Arm des Mörders hielt, ist von diesem Projektil gestreift und weist am Knöchel eine leichte Schramme auf.

. . . fanden sich . . . . Gorup . . . . Dann kamen . . Stukart als Chef . . . .

. . . Dann war . . . . Rappoport zugegen . . . .

Schilderung des Attentates durch Dr. Ritter v. Gomperz.

. . . Gomperz hatte die Freundlichkeit . . .

In den letzten Tagen habe ich gewöhnlich mit dem Ministerpräsidenten im Hotel Meißl & Schadn zu Mittag gespeist. Heute war dies nicht der Fall, denn ich kam etwas später als

gewöhnlich in das Hotel und sah hier den Grafen Stürgkh an seinem gewohnten Tische mit dem Statthalter Grafen Toggenburg und dem Rittmeister Baron Aehrenthal. Ich ging deshalb nicht an den Tisch und Graf Stürgkh, der sehr kurzsichtig war, hat mich auch nicht zu sich gerufen, da er mich nicht bemerkte.

Ich nahm an dem Tische etwas entfernt vom Grafen Stürgkh Platz und befand mich hier in Gesellschaft des Strafrichters der Leopoldstadt Landesgerichtsrates Doktor Alfred Pick.

Ich bemerkte in unserer Nähe einen jungen Mann mit langen, wirren Haaren, eine auffallende Erscheinung, die nicht in das konservative Gepräge dieses Saales paßte, in dem sie als ein ganz fremdes Element erschien. . . .

Mitteilungen des Komponisten Oskar Straus

Der Direktor der Ronacher-Bühne, Komponist Oskar Straus, der zur Zeit des Attentats im unteren Restaurant des Hotels weilte, erzählt einem unserer Mitarbeiter:

Graf Stürgkh saß in Gesellschaft des Barons Aehrenthal auf seinem gewohnten Stammtische im Speisesaale des ersten Stockwerkes. An einem der Nebentische saß ein zirka 35- bis 40jähriger Mann allein. Es war wenige Minuten nach ½3 Uhr, als sich der Mann erhob . . . . Gorup . . . .

Erzählung des Servierkellners.

Kellner Rudolf Zappe . . . . einem unserer Berichterstatter:

. . . Der mir Unbekannte saß an einem Tisch allein, und nichts in seinem Aussehen oder Benehmen deutete darauf hin, was er vorhabe. Nach seinem Eintritt wurde ihm die Speisekarte gereicht. Er wählte Suppe, Fleisch und Gemüse, verzehrte sein Essen und bezahlte dann seine Rechnung . . . .

Dârstellung eines Augenzeugen.

. . . Er speiste – soviel ich bemerken konnte — ein komplettes Diner, nahm ruhig seinen schwarzen Kaffee und fiel durch nichts auf. Auch mir nicht . . . .

(Es ist ja alles in Ordnung, aber die Frage wird endlich dringend, warum einer, noch dazu in einer Zeit, wo Kaffee noch erlaubt war bitte, nicht seinen schwarzen Kaffee nehmen soll, wo man sich doch heute auch gern mit einem fremden durchfretten wollte.)

Diese Bemerkung hat einige Bedeutung . . . Denn man erzählte später folgendes: Mit Rücksicht darauf, daß in diesem Hotel viele politische und diplomatische Persönlichkeiten, Generale, Vertreter der Hautefinance, Künstler und so weiter wohnen, speisen oder Besuche machen, sei es dem Personal eingeschärft, auf »Bedenkliche« ein wachsames Auge zu haben . . . Sicher weiß ich und sah es selber, daß er mit voller Ruhe seine Schale schwarzen

Kaffee trank. Dann erhob er sich und ging gegen den Grafen Stürgkh hin, der am vierten Tische vom Platze des Dr. Adler saß. Dabei wandte er mir den Rücken und ich sah nicht, was er tat, sah seine Mienen nicht.

Als die Schüsse fielen . . war ich immer noch nicht im Klaren, was sich begeben hatte . . . .

Von sonstigen Einzelheiten:

Graf Stürgkh war bereits mit dem Speisen fertig und steckte sich eine Zigarre an, als das Attentat erfolgte. Nachdem der Graf von der tödlichen Kugel, oder besser gesagt, von den tödlichen Kugeln getroffen worden war, stürzten sich mehrere Personen auf den Attentäter. . . .

. . . Auch Baron Aehrenthal fand im Kaffeehause nach der ermüdenden Tagesarbeit, die er sich freiwillig seit Kriegsbeginn auferlegt hatte, Erholung . . . .

Dazu ist im Allgemeinen und nicht bloß zur Verhütung von Attentaten die Ansicht am Platze, daß Minister und sonstige Würdenträger besser täten, Erholung an anderen Orten als in Kaffee- und Gasthäusern zu suchen und daß die Bedenklichen, auf welche die Kellner ein wachsames Auge haben sollten, eben jene sind, die dort verkehren, am Tische der Würdenträger sitzen und wenn einmal ein Attentat geschieht, Gelegenheit finden, in der Reihe der Servierkellner und Athleten ihre interessanten Beobachtungen zum Besten zu geben. Nicht jeder, der in das konservative Gepräge eines Wiener Restaurants paßt, paßt deshalb auch zum Tisch des Ministerpräsidenten. In Kaffeehäusern Erholung zu suchen, sollte man ja niemandem verwehren, auch jenen nicht, die deren 12 Uhr-Sperre verfügt haben. Aber es gibt gewisse Aspekte, die einem Ausländer, der zufällig ein solches Kaffeehaus betritt — Zeugen stehen zur Verfügung — unverständlich sind, und so entsetzlich der Eindruck eines Attentats in einem Lokal sein mag, dessen Stammgast dort gemütlich zwischen Bankjuden verkehrte und nur in jenen Ausnahmsfällen nicht, wenn uneingeweihte Aristokraten aus der Provinz zu Besuch kamen — viel entsetzlicher ist etwa die Vorstellung, daß Würdenträger an einem Tag, an dem ein anderes Attentat begangen wurde, keine Unterbrechung solcher Gemütlichkeit eintreten ließen, sondern witzblattlesend am Stammtisch zu finden waren. Und nicht die Furcht vor Attentaten sollte sie bewegen, ihr Milieu zu ändern, sondern die Furcht vor diesem Milieu und dessen entsetzlicher Bewegtheit, die nach erfolgtem Attentat hereinbricht. Ich möchte so, an der Schwelle der

Vordringlichkeit, an der Durchbruchsstelle der Sensation für alle jene, die da bemerkt werden wollen, Funktionäre, Kellner, Komponisten, Ärzte, Bankiers, nicht sterben. Tödlich an einem Attentat ist dieses Wien, in dem es sich begibt. Mein Tod sollte andere Augenzeugen haben!

* * *

Hat ihn schon!

Der tödliche Anschlag auf den Grafen Stürgkh.

Der Ministerpräsident das Opfer eines Verbrechens.

Wien, 21. Oktober.

Graf Stürgkh ist heute, von drei Schüssen getroffen, leblos hingesunken. Wenn die Persönlichkeit des ermordeten Ministerpräsidenten bis in die kleinsten Einzelheiten zerfasert und mit dem letzten Reste ausgeschöpft wird, kann nichts gefunden werden, was ein solches Ende hätte voraussehen lassen.

* * *

Erhebungen

Gestern vormittag wurde im Hotel Meißl & Schadn im Speisesaale, der gestern der Schauplatz der Bluttat war, von einem Beamten der Polizeidirektion abermals ein Lokalaugenschein vorgenommen. Beim Fenster hatte man, wie schon erwähnt worden ist, auf dem Boden nächst der Leiche eine Revolverkugel gefunden. Es ist zweifellos, daß auch sie von einem Schusse stammt, der gegen den Kopf des Ministerpräsidenten gerichtet war ....

* * *

Haste Worte?

Das Berliner Tageblatt hatte einen Sonderschmock entsandt, um den Grafen Stürgkh zu interviewen. Er kam. Da schallte ihm das Schicksalswort »Zu spät!« entgegen. Er aber ließ sich nicht abhalten, dachte: auch gut, und wollte wenigstens das Attentat schildern.

Vor dem Hotel stehen Schutzleute, um die sich zehn, zwanzig Neugierige drängen.

»Bitte, der Eintritt ist nicht erlaubt, oder wohnen Sie vielleicht im Hotel?«

»Selbstverständlich«, sage ich und gehe mit der notwendigen Selbstverständlichkeit zwischen den Schutzleuten hindurch.

In dem schmalen Vestibül des Hotels stehen der Portier, ein paar Kellnerinnen mit großen neugierigen Augen und einige Herren mit toternsten Gesichtern.

»Was ist denn los?« frage ich den Mann mit der goldgeränderten Mütze.

»Den Grafen Stürgkh ham's erschossen, oben im Speisesaal, vor einer Viertelstund'n.«

»Ja, wer denn?« sage ich.

»Der junge Adler soll's sein, der Sozialist, der Sohn vom Viktor Adler.«

»Das wern ma glei hab'n«, dachte er, oder nein: »Machen wa!«, dachte er und stellte fest:

... Der Zahlkellner Fruhmann und ein Speiseträger haben den Täter bedient.

»Er hat in aller Gemütlichkeit gegessen, ganz ohne Aufregung«, sagt der Zahlkellner Fruhmann, »eine geriebene Gerstlsuppe, ein Rindfleisch mit Kohl, einen Pflaumenkuchen, nachher einen schwarzen Kaffee, 8 Kronen zwei Heller hat er bezahlt. Wie er fertig war, ist er aufgestanden, zum Ministerpräsidenten seinen Tisch hinübergegangen und hat dem Grafen Stürgkh auf einen halben Meter drei Kugeln in den Kopf geschossen.«

»Hörn S' net auf«, dachte der Schmock, oder nein: »Ich denk', mich laust der Affe«, dachte der Schmock. Und so kommt es, daß wir, wir alle, die wir in Zentraleuropa leben, lesen, leiden, den Affen lausen müssen. Er hatte noch Gelegenheit, »die blauen, vergrübelten Fanatikeraugen des Mörders« zu beobachten und in sie zu blicken »wie in einen weiten, weiten See«. Und stand noch lange im Vestibül des Hotels,

in dem die Leiche des Ministerpräsidenten langsam erkaltete, — gerade vor meinen Füßeh.

* * *

Jetzt weiß ich nicht

war's Grumbach oder Fruhmann? Oder Zappe? Seien wir Österreicher froh, daß wir drei solche Kerle haben!

* * *

So war's

... Graf Stürgkh hatte sich eben in eine Zeitung vertiefen wollen, als das Attentat geschah.

* * *

Auf Desperanto

Ich hatte lange nicht Desperanto gelesen, die Sprache der Zukunft. Um es nicht ganz zu verlernen oder eigentlich um zu prüfen, ob ich es überhaupt noch übersetzen kann, las ich einen Nachruf für den Grafen Stürgkh in dieser Sprache, deren Künstler wegen einiger gegen Deutschland gewendeter Informationen zeitweise in der französischen Presse ernst genommen wird, von der man doch eigentlich erwartet hätte, daß sie ihn als eines der stärksten Beispiele für die barbarische Fühllosigkeit des deutschen Publikums gebrauchen würde. Der Künstler hat bekanntlich ein Faible für Wien und den Ehrgeiz, sich in dessen gesellschaftlichen Intimitäten auszukennen. Er hat einmal behauptet, daß ein deutscher Staatssekretär in Wien schlecht behandelt wurde, weil er nicht in einem Ringstraßenhotel, sondern im Hotel Krantz abgestiegen sei. Da nun der Graf Stürkgh bei Meißl & Schadn ermordet wurde, war es immerhin von Interesse, nachzusehen, wie der Eingeweihte den Rangunterschied zwischen diesem und anderen Wiener Hotels feststellen würde. Also:

Zu Meißl & Schadn, wo würdig alternde Kellner vor dem Krieg das saftigste (in Rindsbrühe gekochte) Ochsenbeinfleisch und leckere Mehlspeise auftrugen, und wohl noch im mageren Jahre für Stammgäste Schmackhaftes zu haben ist, paßte dieser Graf wie ein Erzherzog ins Kochkunsteden der Frau Anna Sacher.

Denn einer Wiener Tradition entsprechend, sollen die Erzherzoge alle und nur solche zu Sacher gehen, während Grafen, die sich dort befangen fühlen würden, bei Meißl & Schadn wie zu Hause sind. Wenn ein Graf Gelüste tragen sollte, höher hinaus zu wollen und etwa einem Fiaker auf dessen Frage: »Wohin, Euer Gnaden?« zuzurufen: »Ins Kochkunsteden der Frau Anna Sacher!« — der würde ihn schön anschauen! Das Leben ist schwer auf Desperanto und wills der Drucker, daß man »Kochkunste den« liest, so kennt man sich schon gar nicht aus. Aber die Speisenbezeichnungen des Herrn Harden, der »Rindfleisch« für ein Fremdwort zu halten scheint, sind dafür noch weit schmackhafter als die durch Treubrüche vorgeschriebenen. Da aber Herr Harden schon einmal unter den Grafen bei Meißl & Schadn sitzt, so ist es nicht unbegreiflich, daß er sich auch für das Motiv des Dr. Adler interessiert:

Vielleicht übermannt ihn Jähzorn, trotzdem neben Stürkgh ein Graf Toggenburg sitzt, ein Enkel aus dem Geschlecht

der Heiligen Itha, die durch den Jähzorn des ihr angetrauten Heinrich Toggenburg so Entsetzliches litt.

Ein etwas weit hergeholter Abhaltungsgrund für den Dr. Adler, das muß man schon sagen. Aus dem Mittelalter des Zettelkastens oder gar aus einem der letzten Bände des Brockhaus geholt. Der Dr. Adler soll freilich nach der Aussage der Kellner, die ihr Heroenzeitalter hinter sich haben, ziemlich kaltblütig vorgegangen sein, so daß ihm bekanntlich sogar eine geriebene Gerstelsuppe zuzutrauen war. Wenn er noch die Geistesgegenwart gehabt hätte, in Vorahnung der ‚Zukunft' sich ein wenig um die Ahnen des Nachbars seines Opfers zu kümmern, so hätte er seinen Plan gewiß nicht ausgeführt. Die Szene hätte sich dann etwa so abgespielt: »Sie, würdig alternder Kellner, wer ist der Herr neben dem Grafen Stürgkh?« »Das ist der Graf Toggenburg.« »Was, der Graf Toggenburg?« (Adler kämpft mit sich und man merkt, wie er sich »mählich« abkühlt.) »Warten Sie, ist das nicht der Enkel der Heiligen Itha?« »Bedaure, kann nicht mehr dienen.« »Also bringen Sie mir nebst einem saftigen (in Rindsbrühe gekochten) Ochsenbeinfleisch eine leckere Mehlspeise, wie Sie sie vor dem Krieg auftrugen!« »Und was befiehlt der Herr sonst noch Schmackhaftes?« »Den Brockhaus, Band T.!« Kellner bringt den Band. Dr. Adler schlägt nach und ruft: »Die Arme, was muß die gelitten haben! Das würde den Harden freuen. Nein, ich tu's nicht!« (Er zahlt 8 Kronen 2 Heller und geht rechts ab.) Der Kellner Grumbach mit einem Blick gen Himmel: »Ich war bekanntlich in Amerika Mitglied eines Athletenklubs. Es wäre mir ein Leichtes, diesen Fremdling zu Boden zu werfen. Überhaupt, was da für Leut' herein kommen! Nix wie Grafen und so Leut'. Wenn ich nur endlich bei die Erzherzoge im Kochkunsteden der Frau Anna Sacher wär'!«

* * *

Heroisches

Da mag er (Koerber) stark mit sich gerungen haben. . . .

Um wie Holofernes bei Nestroy (oder Grumbach bei Meißl & Schadn) zu sehen, »wer der Stärkere is, ich oder ich«? Nein, wie jener, von dem der Joab zum Jojakim sagt: »Aber

umbringen tut er sie doch stark.« Dieses »stark« — in Zusammensetzungen wie »aufliegen«, »scheinen« etc. beliebt — ist ein sogenanntes Übertreibungswort in jener Sprache, die ihre Maßbegriffe von der heroischen Sphäre auf eine mehr geistige überträgt und selbst vor den Realitäten nur in Vorstellungen und Ahnungen denkt, wie etwa: »Mir scheint stark, er verdient dick!«

* * *

Die Verlustliste

. . . Das Kabinett ist noch zu bilden, die Personen sind zu wählen und das Unbekannte wird erst bestimmbar sein, wenn die Liste der Minister zeigt, wohin die Straße führt. Herr v. Spitzmüller ist vor kaum sechs Wochen als Handelsminister aus dem Kabinette geschieden. Er kehrt als Ministerpräsident zurück. Im Oktober gefallen, im Dezember an der ersten Stelle in der Regierung, das ist wieder ein Beweis, daß die Erlebnisse der Menschen zuweilen eine Romanze sind.

Ich würde manchem, der im Oktober gefallen ist, lieber diese Auferstehung wünschen, und ich muß sagen, daß ich schon schönere Romanzen gelesen habe.

* * *

Die Lage ist unerschüttert

Nein, es geht wirklich nicht mehr, daß die Hochgestellten Interviewer empfangen. Da soll der Dr. v. Spitzmüller einem Budapester gesagt haben, »die Gründe der Regierungskrise« — die doch den Dr. v. Spitzmüller zum Kabinettsbildner gemacht hat — seien »nicht wichtig und heute nicht mehr interessant«. So etwas sei im Verlauf des Krieges in sämtlichen Ententestaaten vorgekommen. Der Unterschied, zu unseren Gunsten, sei der, daß die dortigen Regierungskrisen »stets in den kriegerischen Ereignissen wurzelten«, während die österreichische die erste seit Ausbruch des Krieges sei, und »auch diese ist aus Gründen erfolgt, die ebenso in friedlichen Zeiten hätten entstehen können, ganz unabhängig von den kriegerischen Ereignissen«. Wobei sichtlich die Ermordung eines Ministerpräsidenten nicht mitgezählt ist, da ja eine solche gewiß nicht zu den in friedlichen Zeiten vorkommenden Lappalien

gehört. Nun aber, da Herr v. Spitzmüller schon so klar unterschieden hatte, soll er dem Interviewer auch noch gesagt haben: »Diese Tatsache wirft nach zwei Richtungen hin ein Licht: erstens auf die unerschütterte, konsolidierte innerpolitische Lage der Monarchie inmitten aller aufgetauchten Schwierigkeiten, zweitens auf unsere günstige Kriegslage, die uns in diesem schweren Augenblicke mit der Sicherheit des Endsieges erfüllt.« Herr v. Spitzmüller soll also ernstlich behauptet haben, daß Regierungskrisen, die aus Gründen erfolgt sind, »die ebenso in friedlichen Zeiten hätten entstehen können«, ein Beweis sowohl für die unerschütterte, konsolidierte innerpolitische Lage wie für die günstige Kriegslage sind und in diesem Punkt sogar die Sicherheit des Endsieges bieten. Die erste Behauptung ist die in sich logischere. Denn wenn mitten im Krieg bei uns Minister gestürzt werden wie im tiefsten Frieden, so ist die innerpolitische Lage allerdings unerschüttert und man kann nicht sagen, daß sich unser Parteikampf vom Weltkrieg imponieren lasse. Niemand wird dem Herrn Dr. v. Spitzmüller die Konsequenz zumuten, durch seinen eigenen Rücktritt zur Vervollständigung des Beweises, zur weiteren Konsolidierung der Lage, ja zur Sicherung des Endsieges beizutragen. Wohl aber sollte man einem Geheimen Rat den Rat erteilen dürfen, das Geheimnis keinem Journalisten anzuvertrauen. Denn der harmloseste Gedankengang kann in ein Dickicht der Logik führen, wenn das, was gesprochen wird, durch einen einzigen Hörer soviele Leser findet.

*

Nachschrift: So hätte nunmehr Herr Dr. v. Spitzmüller zur Konsolidierung der Lage etc. sein Scherflein beigetragen.

* * *

Würde?

Kaiser Franz Josef.
Von **Fürst Karl Wedel.**
Ehemals kaiserlicher deutscher Botschafter in Wien.

Berlin, 24. November.

An die »Neue Freie Presse«.

Wien.

Freundlichen Dank für die ehrenvolle Aufforderung, der ich, wenn nicht begreifliche Gründe mir Zurückhaltung auferlegten, um so freudiger entsprechen würde — — — — — — — — —

* * *

Würde

Unter Rücksichtnahme auf die Trauer dieser Tage entfällt heute die Rubrik der Wiener Bummelbriefe. Dieselbe wird ab nächster Woche, wie gewöhnlich an jedem Dienstag, wieder erscheinen.

Ach wenn doch nur alle Tag' Trauer wär'!

* *
*

Dies irae und Karpath

... Wer wäre nun berufener als Eugen d'Albert den Kampf mit diesem Totentanz aufzunehmen? Die Großartigkeit seines Spiels feierte diesmal einen besonderen Triumph. Der kleine Mann an dem großmächtigen Bösendorferflügel schlug das Thema mit einer solchen dröhnenden Gewalt an, daß es einem eiskalt über den Rücken lief. Tiefe Ergriffenheit hatte sich der Zuhörer bemächtigt, und es mag sich im Unterbewußtsein geregt haben: Lebt der alte Kaiser noch? Es war die Stunde seines Sterbens. ... Ludwig Karpath.

* *
*

Ein guter Schüler

Ein Musikschmock sagt:

... Andere spielen um diese Zeit Karten, lieben und studieren zwischendurch. Dieser Junge wuchs nicht wie der wilde Wein; er bewahrte sich das Vergnügen am Leben, blieb nicht auf der Oberquinta des Weltschmerzes sitzen, ein Repetent der Empfindsamkeit. Weiß, was Begierde ist, und wertet sie um, verfeinert und verflüchtigt sie im modernsten Musikdeutsch ....

Es bleibt also die Frage, ob der kleine Korngold die gute Note verdient, die er bekommen hat, nämlich ob sie von ihm ist.

* *
*

Recht hat der Justizminister

In ein und derselben Zeitungsnummer steht:

»... Es wird wahrscheinlich auch weiterhin während des Krieges Fälle geben, wo ein unverzügliches Erlassen neuer Vorschriften nicht zu umgehen ist, und dazu hätte ich schon seit langem Vorschriften gerechnet, die der zunehmenden Verwahrlosung der Jugend entgegenwirken könnten ....«

»... Hans Müller erwies sich gebundener wie ungebundener Rede als gleich wirksamer Interpret. In dem stürmischen Beifall, der ihn nach jeder Vortragsnummer und besonders am Schluß immer wieder aufs Podium rief, war wohl etwas wie der Gruß der Wiener Jugend an den Dichter der »Könige« zu spüren.«

* *
*

Das Glück des Hans Müller

Jedem Mann ein Ei, nur dem braven Schweppermann zwei und dem noch braveren Hans Müller drei trotz der schweren Zeiten! Denn er ist goldig, und man hat das sogar in Berlin zugegeben, wo die Krönung seiner »Könige« im Königlichen Schauspielhaus stattgefunden und, da sie vor einem Parterre von Königen, nämlich vor allem dem Seifenkönig, dem Schuhkönig und dem Gummikönig vor sich ging, das Publikum sich königlich unterhalten hat. Der ‚Lokalanzeiger', der es wissen muß, versichert, daß dies neue Werk Hans Müllers »als ein großer Wurf erscheint«, während der ‚Börsenkourier' schon etwas deutlicher wird und meint, daß »die beiden ersten Akte voll mächtig sich hinauswerfender äußerer Wirkungen« seien, denn da sei der Zusammenstoß mit Ludwig (worunter aber nicht der mit Ludwig Uhland zu verstehen ist) und da sei auch »das Zurückversinken des Wiedersehens mit Elisabeth«. Wie man das macht, sagt der ‚Börsenkurier' nicht, wohl aber erklärt er, es seien »mit Sicherheit und einer gewissen Wärme geformte Eingebungen, die am Schluß des zweiten Aktes den Verfasser zu vielen Malen auf die Bühne riefen.« Diese Definition der Claque ist keineswegs zu unterschätzen. Die ‚Neue Preußische Zeitung' hingegen stellt fest, daß Müller die Kunst besessen habe, uns den Stoff dichterisch nahezurücken; dies habe er »durch die Lichter bewirkt, die er aus der Strahlenquelle des Menschlichen und Sittlichen auf Begebenheiten und Personen warf.« Und als ob des Werfens an einem einzigen Premièrenabend nicht genug wäre, versichert die ‚Vossische Zeitung' »als Grillparzer seinen Ottokar entwarf,« habe er es »als eine Gottesgabe gepriesen, daß der Aufgang der österreichischen Dynastie mit seinem Motiv zusammenhing. Soll man eine ähnliche Gottesgabe dem Dichter von heute mißgönnen?« Gönnen wir sie ihm! »Man darf getrost seine Freude darüber teilen, daß das Gefühl für das Gewaltige, das wir alle erlebten, ihm in die dramatische Entwicklung hineindrang.« Teilen wir seine Freude! » . . . . und so wehte denn auch gestern ein Hauch Wildenbruchschen Atems durch die historischen Räume.« Ich will dem Atem Wildenbruchs nicht nahetreten, aber

ich gebe gerne zu, daß der Hans Müller'sche ihm eher gleicht als dessen Gottesgabe der Grillparzerischen. Trotzdem meint das ‚Berliner Tagblatt': »Sonst freilich spricht hier kein Wildenbruch. Hier spricht ein dichtender Sohn des Österreich, das sich eine gewisse Milde auch im Kriegsdrang wahrt und wahren möge.« Österreich scheint also doch wieder einen Grillparzer zu haben, wenngleich die Milde im Kriegsdrang bei seinen dichtenden Söhnen hauptsächlich in der Neigung zum Ausdruck kommt, das Gefühl für das Gewaltige, das wir alle erlebten, sich aus dem Kriegsarchiv in die dramatische Entwicklung hineindringen zu lassen und für die weitere Produktion gar bis zu den höchsten Regionen dichterischer Gestaltung enthoben zu sein. Nachdem sie gleich bei Kriegsbeginn und ehe sie noch mit einer Musterungskommission in Berührung gekommen waren, Feuilletons »aus dem Felde« geschrieben und sich einen gewissen Kriegsdrang in der Milde gewahrt hatten. Aus »Grillparzers Wien« sind sie auch im weiteren Verlauf der Begebenheiten nicht fortgekommen, höchstens zur Première nach Berlin. »Hier spricht ein in Grillparzers Wien Geborner, der sich große Theaterwirkungen nicht aus schallenden Vorgängen, sondern aus den sanft knisternden Reibungen schwellender Gefühle holt.« Wiewohl die Worte: »Der Henker hole die Journale, sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt, der ekle Abhub von dem Wissensmahle, der, für die Viehmast, in die Zuber fällt« ebensowohl Grillparzers Berlin wie Grillparzers Wien gelten, während die letzte Strophe des Gedichts: »Schon in der Schule bildet sich die Rasse, es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht, bis endlich eine dritte Fortgangsklasse sich als Beruf zeigt und als Musaget« sämtlichen dichtenden Söhnen Österreichs und Deutschlands gelten, die mit Grillparzer keinen anderen Berührungspunkt haben als diese seine Ansicht, und sämtlichen Zeitungsschmierern beider Reiche, die einander dann, wenn sie auch Dramen schmieren, die Grillparzerähnlichkeit bestätigen. Welchen Wert aber selbst jenes Literatentum hat, das vor dreißig Jahren moderne Bewegung gemacht hat, zeigt der Fall des Herrn Julius Hart, der — man muß der Neuen Freien Presse für die Stilblütenlese aus dem Berliner Tiergarten dankbar sein — sich nicht geniert hat, das Bekenntnis abzulegen: »Mit einer inbrünstigen,

g o l d i g schimmernden Lyrik überschüttet uns Hans Müller vor allem. In ihr lebt e i n s t a r k e r G l a u b e n s m e n s c h. Und jetzt tun uns nur solche Dichter n o t, die Mittel und Wege sehen, w i e d i e s e j ä m m e r l i c h z e r s c h l a g e n e W e l t b e s s e r a u f g e b a u t w e r d e. I c h k a n n m i r n i c h t h e l f e n, a b e r i c h b e k e n n e m i c h m i t g a n z e r S e e l e z u H a n s M ü l l e r, zu seiner F a h n e und zu seinen Königen.« Wenn ich eine solche Seele hätte, ich würde mir auch nicht helfen können! Wenn ich aber der Urheber solchen Kriegs wäre, so würde ich die jämmerlich zerschlagene Welt nicht mit Hilfe des Hans Müller aufbauen, sondern, unbewegt von millionenfachem Tod, nur vor Reue darüber vergehen, daß solch gesunde Null daran Tantièmen verdienen kann!

* * *

Regisseure

. . . . Wir wollen das begonnene Thema nicht weiter ausbreiten, unsere Absicht ist vielmehr, eine Charakteristik zu bieten, wie sich die Berufs- und Dichterregisseure des Hofburgtheaters bei den Proben b e n e h m e n . . . . Max D e v r i e n t ist der Kavalier unter den Regisseuren. Er versucht es, jeder Sache den feinsten und nobelsten Stil abzugewinnen; er ist sozusagen der Typus des guten, alten Burgtheaters.

Sozusagen.

Otto T r e ß l e r ist d u r c h u n d d u r c h F a c h m a n n, er k e n n t s i c h als B i l d h a u e r, M a l e r, T ä n z e r etc. in jedem R e s s o r t genau a u s. Erfreut sich bei seinen Kollegen großer Beliebtheit.

Rodin, Hodler und Godlewsky in einer Person, also der Salten des Theaters und ohne den geringsten Anklang an Treßler, im Gemütlichen des Künstlerhauses unbezahlbar.

Artur H o l z . . probt unermüdlich, tüftelt jede Kleinigkeit aus, liebt es, einen kolossalen Apparat in Bewegung zu setzen, nichts ist ihm gut genug.

Zum Beispiel Shakespeare, in dessen »Lear« — jetzt gehe ich wieder erst in zehn Jahren ins Burgtheater — neuestens eine Szene bei Cornwalls in eine buhlerische Beziehung der Regan zum Haushofmeister Oswald verläuft, und in ein Schlafzimmer bei Glosters der Hausherr eintritt, gefolgt von einem eigens dazu kostümierten und für unentbehrlich erklärten Statisten, der ihm den Monolog

unterbricht, um ihm die Mütze abzunehmen. Diese Schandaufführung, deren von keiner Kritik bemerkte Fülle von Gschnas, Plattheit und Berlinertum viel sensationeller war als der Durchfall des urkomischen Wüllner, böte mir, wenn ich zu solchen Dingen Zeit hätte, Gelegenheit, das Kulturdebacle einer Stadt, die zur Entehrung ihrer theatralischen Vergangenheit applaudiert, so festlich zu begehen, daß der abendliche Ruf »Aus iiis —!« das Pathos eines Wolterschreis erreichen würde.

Wir kommen nun zu den Autoren .... Hans Müller kann als der nervöseste aller Regisseure bezeichnet werden. Im Gegensatz zu Schönherr weiß er aufs I-Tüpferl genau, was er will, kennt schon bei der ersten Probe sein Stück auswendig,

Der muß ein schlechtes Gedächtnis haben —

unterbricht die Schauspieler selten, besitzt aber ausgezeichnet die Fähigkeit zu erklären, was er meint. Auch bei ihm ist die Höflichkeit nicht immer an der Tagesordnung.

Warum wirft man ihn nicht einfach hinaus? Eine so niedrige Meinung ich von der heutigen Schauspielerei im allgemeinen und von der des Burgtheaters im besondern auch habe, muß ich doch sagen, daß der letzte geschminkte Mensch, der oben steht, doch noch immer dort mehr zu suchen hat als der Hans Müller, den auf der Bühne des Burgtheaters agieren zu sehen, an die Nibelungentreue der Anwesenden wohl etwas starke Anforderungen stellen mag.

... Ernst Hardt erscheint immer erst bei der letzten Probe und möchte am liebsten alles umstoßen.

Ich den Ernst Hardt.

* *
*

Ein Kenner der Frauenseele, dem man kein Blimelblamel vormachen kann

Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg brachte, wie bereits kurz gemeldet, am 21. v. M. die Komödie »Adam, Eva und die Schlange« des Darmstädter Intendanten Paul Eger zur Uraufführung. Die Komödie dreht sich um die Frage: Ist jedes Weib ein Weib und eine Schlange zugleich, oder gibt es Frauen, die nur Frauen sind, und Frauen, die nur Schlangen sind? Die Handlung führt in das Venedig der Gegenwart und entwickelt sich zwischen einem Ehepaar, dem indischen Freund des Mannes und der

Halbweltfreundin des Mannes. Die junge Frau, die Baronin, wird von ihrem Manne vernachlässigt .... Da erwacht in der von ihrem Manne getäuschten und enttäuschten Baronin die Schlange

(Aha!)

und sie verführt den Inder zur Liebeserklärung .... Frau v. Dillon (die Halbweltfreundin des Mannes) ist überraschend zum Inder gekommen, um dort dem Baron zu begegnen. Die schöne Schlange weiß in dem Inder ihren Feind, der den Baron von ihr scheiden will, aber sie ist zugleich Weib genug, um .... Hier heben sich die Schleier der Komödie und es wird bewußt, daß hinter jeder Komödie sich eine Tragödie birgt .... Die Baronin kommt, wie sie im Traum kam. Und das Weib spielt wieder die Schlange .... Eger gibt auf die Frage der Komödie die Antwort: Das Weib ist zugleich Schlange. Und er zeigt, daß die Mischung von Eva und Schlange das Weib liebenswürdig und liebenswert macht.

Daß man für so etwas hervorgerufen werden kann, ist allerdings merkwürdig. Ich gönne keinem den Schützengraben. Aber 1916 mit den Problemen des Herrn Eger befaßt zu werden, geht denn doch über die Hutschnur. Selbst dem Großherzog von Darmstadt sollte die Geduld reißen.

* * *

Wie es in London in Wirklichkeit aussieht

... Ganz läßt sich das Bild doch nicht verheimlichen, und von Zeit zu Zeit gelingt es einem Holländer, bis nach London vorzudringen und, was manchmal noch schwieriger ist, von dort wieder in seine Heimat zurückzukehren. Dann erfährt man in Holland eben, wie es in England wirklich aussieht. So beschreibt ein Holländer in der Zeitschrift ‚Dagblad van Zuid' seine Eindrücke von einem zweiwöchigen Aufenthalt in London und stellt fest, daß man sich ein freudeloseres Leben gar nicht vorstellen kann als dasjenige, das jetzt in den Straßen und in den Häusern der britischen Hauptstadt herrscht. Man sieht auf Schritt und Tritt Männer, Frauen und Kinder in tiefer Trauer, und die Zahl der zu Krüppeln geschossenen Soldaten, die auf Krücken herumgehen, ist eine geradezu erschreckende. Sie verleihen den Straßen Londons einen unheimlichen Anblick. Die Theater und Kinos sind halb leer. ...

Wir aber gehen zur ›Csardasfürstin‹!

* * *

Gute Zeiten

»... Zwei Tage später, erzählte die Zeugin, habe sie, von einer inneren Unruhe getrieben, sich zu den Eheleuten Hanke begeben, um ihren »Flocki« zurückzunehmen, und habe dann gesehen, wie Rößler aus dem Ofen ein Reindel herausnahm, in welchem zwei Hundebiegel schön gebraten lagen.... Der Hanke habe sich noch nachträglich gerühmt, daß er schon lange nicht ein so saftiges Stück Fleisch gegessen und daß er sich jetzt einen Monat nicht um Fett anstellen müsse, weil er gar so viel Fett von dem Hund ausgelassen habe ....«

* * *

Der liebe Schneck

[Das Schalerl Kaffee.] Ein Junggeselle schreibt uns: »——— Ohne Schwarzen freut mich das ganze Politisieren und Schimpfen nicht und auch das Ledigsein verliert dadurch stark an Reiz. Man wird ja sehen, wie sich das Wiener Kaffeehausleben ohne Kaffee weiter gestalten wird .... Aber ich fürchte immer, sehr geehrter Herr Redakteur, daß die nächste Zuschrift, die ich an Sie richten werde, die bedenklich lakonische Form einer Verlobungsanzeige haben wird. Noch eine solche Streckung und ich bin verheiratet...«

Aber zum Glück nicht auf dem Cauriol oder am Isonzo!

* * *

Hiobsposten

Verschlechterung der Währung in Italien.
Die Kohlenteuerung in Frankreich.
Das »Anstellen« in Rußland.
Eröffnung einer deutschen Schule in Warschau.

* * *

Ein Bote des Friedens und Künder besserer Zeiten, mitten heraus aus dem in hartem Kampfe vereint ringenden Völkerkomplex der Mittelmächte kommend

[Vortrag Hugo von Hofmannsthals in Christiania.] Aus Christiania wird uns telegraphiert: Hugo v. Hofmannsthal hielt gestern im Festsaal

der Universität unter großem Beifall einen öffentlichen Vortrag über »Die Idee Europa« . . . Von vornehmem Menschentum und leuchtendem Optimismus getragen . . . Norwegens Studentenschaft, Professoren, Künstler, Schriftsteller, die Geistesaristokratie Christianias, waren die dichtgedrängte, begeisterte Hörerschaft des Dichters, der gerade jetzt, wo über Norwegens politischem Himmel dunkles Gewölk steht, mitten heraus aus dem in hartem Kampfe vereint ringenden Völkerkomplex der Mittelmächte kommend, allen, die ihn hörten, wie ein Bote des Friedens und Künder besserer Zeiten anmutete.

Was, dem steht die Welt offen, während andere aus dem Völkerkomplex überhaupt nicht oder nur nach unerhörten Kämpfen mit Grenzübertrittsbewilligungserteilern, Erhebungspflegern, Offizialen und dergleichen Instanzen mitten heraus gelangen? Wie, auf den Nobelpreis spitzen, sollte ein »triftiger Grund« für eine Reise nach Skandinavien sein? Nun, so werde ich wenigstens dafür sorgen, daß die Geistesaristokratie Christianias auf dem glücklicherweise nur durch die Zensur erschwerten Postweg Kenntnis von dem Gruß des Bahr an Hofmannsthal und von meinem an beide anmutenden Herren erhalte.

* * *

Ein besserer Österreicher

Professor Heinrich Lammasch, Mitglied des Herrenhauses, zitiert in der ‚Arbeiter-Zeitung' die Hoffnung des Reichskanzlers, daß »die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe« sich werde verhüten lassen, und fügt zu diesem Wort in Klammern die Bemerkung: »Jetzt heißt es nicht mehr ‚einer so großen und erhabenen Zeit'«. Auch er hofft, daß es gelingen werde: »mögen auch diejenigen, die aus jener ‚ungeheuerlichen Katastrophe' private Vorteile gezogen haben, vom Arbeiter in gewissen Industrien, der den dreifachen Lohn erhielt, bis zum leitenden Verwaltungsrat ebenderselben, der die hundertfache Tantième bezog, mögen alle alle diejenigen, die sich letzten Endes mit Menschenfleisch gemästet haben, allem widerstreben, was auf

die friedliche Schlichtung internationaler Konflikte abzielt.« Auch spricht er von der »gelinde gesagt, zwiespältigen Haltung, die die amtlichen Vertreter des deutschen Reiches auf den Haager Konferenzen, insbesondere 1907, gegenüber jenen recht bescheidenen Anträgen anderer Mächte einnahmen . . . .«, daß »diese Politik dem Ansehen des deutschen Reiches wie der Erhaltung des Weltfriedens in hohem Grade abträglich war« und daß dies »allmählich auch führende Männer innerhalb der schwarz-weißen Grenzen einzusehen beginnen«. Auch meint er, daß »die Staatsmänner genötigt sein werden, von dem bisher betretenen Wege des Wettrüstens abzugehen, weil es an Menschen und an materiellen Kräften fehlen wird, um auf ihm weiterzuschreiten« und daß sie »sich nach anderen Mitteln der Friedenssicherung werden umsehen müssen, eben nach jenen, auf die Herr v. Bethmann Hollweg in Übereinstimmung mit vorangegangenen, bei uns viel zu wenig gewürdigten Äußerungen von Asquith, Grey und Briand hingedeutet hat.« »Galt früher«, so sagt er, »das Gleichgewicht der Kräfte als Bürgschaft des Friedens, so wird sie in Zukunft im Gleichgewicht der Schwächung aller am Kriege beteiligten Mächte gelegen sein und in ihrem notwendigen Bestreben, hinter den neutral Gebliebenen im kulturellen Wettbewerb nicht ganz zurückzubleiben.« — Ich habe nie bezweifelt, daß Professor Heinrich Lammasch in einem Lande, wo alle ehrenwerte Männer sind, einer der wenigen ehrenwerten Männer ist, und in einem Lande, in dem auch der Mantel christlicher Nächstenliebe nach dem Wind gehängt wird, ein Christ.

* *
*

Ich blättere um

(Hungernde Kinder in Frankreich.) Die »Bataille« vom 29. Oktober bringt die folgende erschütternde Schilderung aus Cresencay (Aisne): Sobald die verstümmelten Soldaten den Speisesaal verlassen, stürmen Scharen von Kindern herein. Die geschicktesten erhaschen die liegengebliebenen Brotstückchen, andere sammeln die Reste auf den Tellern, viele klettern auf die Tische und lecken die Teller ab. Dieser Anblick ist erschütternd: die Kinder schmutzig, kaum bekleidet, viele barfuß, andere in Lumpen, zitternd vor Kälte, die Mädchen mit Greisinnenfalten — —

— — die einzelnen Mitglieder des Verwaltungsrates der Steyrer Waffenfabrik für das Geschäftsjahr 1915/16 bezogen haben ....

Dr. Rudolf Sieghart	443.104·91	Kronen
Siegmund Bachrach	137.272·04	„
Robert Baron Buddenbruck	305.832·85	„
Georg Günther	287.103·87	„
Hermann Gussenbauer	118.534·05	„
Dr. Karl Ritter v. Taussig	81.085·09	„
Alexander Weiner	6.838·55	„
Dr. Max Wilhelm	147.272·03	„
	1,527.043·39	Kronen

* * *

Der Mammon spricht

... Als Privatmann besitze er Aktien eines industriellen Unternehmens, das auch einen Zeitungsverlag betreibt (»Neues Wiener Tagblatt«), aber das sei eine Angelegenheit, für die er niemandem Rechenschaft schuldig ist ....

Aber das war schon lange genug bekannt, daß Herr Sieghart niemandem Rechenschaft schuldig ist.

* * *

Wem sagen Sie das!

... Abg. Dr. Urban führt in einer großangelegten Rede aus, daß der Krieg eigentlich kein Wertzerstörer sei ....

* * *

Die deutsche Hausfrau

»Stettin, den 1. September 1916. Herrn und Frau N. N.! Die gewaltige Wendung, die die Gnade des allmächtigen Gottes, unsere durch seine Macht und Kraft bewaffneten Truppen uns errungen haben, lassen uns in eine große gesegnete kommende Zeit blicken. Möchte unser Volk so viel Gnade nie vergessen, nie den alten Gott, der Staat und Volk vor allem Übel bewahrt. Ihre Wohnung kostet vom 1. Oktober ab 30 Mark. Achtungsvoll Frau R.«

* * *

Jungtürkisch

». . . Gottes Zuversicht ist im Herzen jedes Türken tief gewurzelt, und dieser Faktor allein wird genügen, bald die Lorbeeren des endgültigen Sieges auf den Häuptern zu tragen. Enver.«

Ich glaube kaum, daß man das Gottvertrauen eines alten Türken so hätte ins Deutsche übersetzen können.

* * *

Zwischen Eiermarkt und Kriegsausstellung

, . . Selbst Hektors Tod, was will er uns besagen
Vor Weddigen und seinem Angedenken?
Tod Immelmanns, des Adlers, des gelenken,
Wer reicht an dich heran und an dein Wagen?

Wird eures Ruhms der rechte Wärter walten?
Seid ihr doch wert in eurem hehren Glanze,
Euch jeder einzeln den Homer zu halten,
Doch will kein Lied gelingen, noch Romanze u. s. w.

Leo Witt.

Von kompetenter Seite wurde bereits diesem Gedanken Ausdruck gegeben, nämlich daß die Homere jetzt so rar seien wie die Eier, wiewohl sich jeder Held einzeln einen Homer zu »halten« berechtigt wäre wie seinen Burschen. Aber das stupideste Blatt dieser zentralen Welt bemüht sich um Surrogate. Wie nun die Persönlichkeit Homers selbst zweifelhaft ist, so steht es in diesem Punkt auch mit Robert Schletter, jenem Dichter, dessen Gesang an die Krankenpflegerin hier zitiert worden ist. Inzwischen ist ein zweiter Schletter: »Soldatenbraut« erschienen, bei weitem nicht so komisch; und der stellt sich als Parodie heraus. Ein kleines Mädchen hat die Neue Freie Presse auf verbrecherische Weise irregeführt, indem sie ihr, verkleidet als Robert Schletter — warum nicht, da doch reifere Geschlechtsgenossinnen sich als Helden verkleiden —, mit Berufung darauf, daß sein letztes Gedicht »so viel Anklang gefunden hat«, ein zweites offerierte. Aber das erste war doch nicht zu übertreffen. Es gibt also bereits lyrische Grubenhunde. Darum wird es, bis ein authentischer Homer endlich gefunden ist, sich empfehlen, über jeder Poesie des Schletter oder aber jener Kriegsdichterinnen, die sich für Frauen ausgeben,

wie etwa der Irma v. Höfer, der Jarzebecka oder der Kuczynska eine Punze anzubringen und etwa noch das Motto: Vor Nachahmung wird gewarnt.

* * *

Der Held hält sich

also einen Homer, wenn er einen findet. Der Setzer der Glosse aber, in der ich die Knappheit dieses Artikels besprochen habe, war verführt durch den Hinweis auf den Eiermarkt und druckte die Behauptung, daß »sich jeder Held einzeln eine Henne zu halten berechtigt wäre«. Ohne der Henne wie dem Heldentum nahetreten zu wollen, möchte ich doch einmal die Frage aufs Tapet bringen, ob zwischen der Art eines mehr den Journalen als den Annalen zugewendeten Heroismus und der auffallenden Tatsache, daß der Schrei nach einem Homer unerfüllt bleibt, nicht doch ein ursächlicher Zusammenhang bestehen dürfte. Das mit dem Homer entspringt vielleicht mehr dem unausrottbaren dekorativen Drang einer sonst durch Personalnachrichten saturierten und in der Kleinen Chronik beruhigten großen Zeit und es wird für die Nachwelt den Humor dieser Homersuche bilden, daß einer Epoche die täglich homerische Schreie nach einem Homer ausgestoßen hat, die Schalek erstanden ist.

* * *

Lorbeer-

blätter und -zweige, trocken
oder frisch, hat abzugeben
Enrico Pollack
Triest.

* * *

Die Geschichte des Weltkriegs schreibt

der Paul Stefan.

* * *

Aus dem Reich der Surrogate

Das deutsche Reichsgesetzblatt Nr. 249 vom 3. November 1916 verlautbart:

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10000 Mark oder einer dieser Strafen wird bestraft:

1. wer Seemuscheln ohne die erforderliche Erlaubnis herstellt oder kauft ....

* * *

Siehe, auch dieses ist nur ein Surrogat

Kriegskind

Seifenersatzpräparat, aromatisch, gut reinigend zum Händewaschen, Scheuern etc. Postpaket 32 Stück inkl. Kistl und franko jeder Poststation K 6.70 Nachnahme.

A. Cziharz, Teplitz-Turn, Stellmacherstr. 4.

* * *

Alldarin

»Vorzüglich geeignet als Brotaufstrich, zum Kochen und Schmoren, als Zusatz zum Wasser, nicht zum Braten und Backen verwendbar. Von approbierten Nahrungsmittelchemikern hervorragend begutachtet.« Mit dieser tönenden Empfehlung, die auf amerikanisch großen Plakaten in den Butterhandlungen und Nahrungsmittelgeschäften prangte, boten unternehmende Zeitgenossen ihren Mitbürgern ein Gemisch aus 15 vom Hundert Fett, viel Magermilch, Kartoffelmehl und Zwiebelsaft an, eine minderwertige Kleistermasse, die äußerlich wie Schmalz aussah und den ebenso klangvollen wie bezeichnenden Namen »Alldarin« führte. Da das schauerliche Erzeugnis an einer Stelle als Schmalzersatz angepriesen und verkauft wurde, konnte gegen den Geschäftsführer des volksfreundlichen Unternehmens — es nannte sich stolz-bescheiden »Gesellschaft für Volksnahrungsmittel« — Anklage wegen Vergehens wider das Nahrungsmittelgesetz und wegen Kriegswuchers erhoben werden. Die als Zeuginnen vernommenen Käuferinnen schilderten die üblen Erfahrungen, die sie mit dem Zeug gemacht hatten, ungemein realistisch; »selbst ihr Hund habe die Schmiere nicht fressen wollen«, erklärte eine der Hineingefallenen. Trotz alledem klang die Tragikomödie für den Angeschuldigten unerwartet gut aus: er ward freigesprochen ....

Gute Justiz in Gericht und Presse; mit Recht, denn wenn es einen Superlativ von Deutsch gibt, dem Mann gebührt das Verdienst. Sollte in Alldarin außer allem andern, was darin ist, nicht auch die Wurzel des Weltkriegs enthalten sein?

* * *

Weltalldarin

(Conrad v. Hötzendorf-Kino,) 6. Bezirk, Linke Wienzeile Nr. 4 (zwischen Sezession und Theater an der Wien), hat das Erstaufführungsrecht des Riesensensationsdramas »Das jüngste Gericht« erworben. Dieser Fünfakter mit Olaf Föns in der Hauptrolle zeigt im Rahmen einer packenden Handlung Wunder der Kinotechnik. Die zweite Hauptnummer des Programms bildet das Sensationslustspiel »Die Launen einer Modekönigin«, ein Film, der Gelegenheit gibt, die bekannte Modekönigin Betty Darmand im Film zu bewundern.

* * *

Der Weltuntergang findet Beifall

Das jüngste Gericht.

Ein Sensationsdrama in 5 Akten, wie es die kinematographische Kunst bisher noch nicht gebracht hat. Im Rahmen einer Liebesgeschichte wird der Untergang der Erde geschildert .... Alle, die an der vor geladenen Gästen stattgefundenen Vorführung teilnahmen, waren voll des größten Lobes. Der Inhalt der Handlung sei im nachfolgenden kurz wiedergegeben .... Eva liebt insgeheim den Matrosen Reymers. Faust bringt es zum bedeutendsten Großindustriellen des Landes .... Eines Abends, als bei Faust große Festlichkeiten stattfinden, tritt das Ereignis ein. Der Himmel verfärbt sich blutrot, glühende Meteore fallen zur Erde nieder, und alles versucht sich zu retten .... Reymers geht den Klängen der Glocken nach und findet in der Kapelle Eva. Im nächsten Augenblick liegt Eva in seinen Armen, um den Bund fürs Leben zu schließen.

Mag die Welt untergehen, mag selbst die Partie zurückgehen — immer noch besser, als wenn Reymers den Faust spielt.

* * *

Die Künstler

Was? — — Eine von Baurat Seidl verfaßte — — Reimers mit Wärme und tönender Stimme —

Künstler grüßen Dich, o Kaiser,
Ihre Herzen für Dich glüh'n,
Blumen auf den Weg sie streuen
Ihrer jungen Kaiserin.

Unter den Anwesenden bemerkte man — — Dobner v. Dobenau — — — A hörn S' des wird aber a augustisch Alter wer'n, passn S' auf!

Es ist alles da

Von allen Beweisen dieser sonderbaren Geistesformation, die »Alldarin« erfindet und aus dem Leben ein »Eintopfgericht« gemacht hat, in dem Schokolade nicht nur mit Knofel, sondern auch mit der Diana und mit dem Krieg gemengt ist, Antinikotin mit der Glorie, Odol mit Idol, die Ware mit dem Wunder, das Lebensmittel mit dem Lebenszweck — habe ich endlich den tüchtigsten ausfindig gemacht. Mir wird eine unscheinbare Broschüre ins Haus geschickt:

Bratbüchlein
für
Rost- und Pfannengerichte
zum Braten auf der ges. gesch.
Rostpfanne „Obu“
verfaßt von
Hedwig Heyl
Ehrenvorsitzende der Zentrale des Hausfrauen-Vereines »Groß-Berlin«
Verlag von
W. Aletter, Steglitz,
dem Erfinder der „Obu“-Rostpfanne und des „Heinzelmännchen“-Koch-, Brat- und Backapparates.

Das wäre ja von außen nichts weiter als ein Zeichen der großen Zeit, die sich nach der Decke strecken muß. Wiewohl »Obu« mit der nachfolgenden Erklärung: »Ohne Butter« schon recht bedenklich ist und die Bezeichnung eines »,Heinzelmännchen'-Koch-, Brat- und Backapparates« einem das Durchhalten im Märchenwald verleiden könnte. Aber auf solche Dinge ist man gefaßt und man blättert in der Hoffnung, doch was Praktisches hinter dem Ornament zuzulernen, getrost um. Da erblickt man:



Wilhelm Aletter
Komponist und Erfinder
geb. in Bad-Nauheim, den 25. Januar 1867.

Schön. Oder vielmehr: zum Sprechen ähnlich. Es gibt, das wissen wir hinlänglich, ein »österreichisches Antlitz«. Aber da muß man immer noch feuilletonistisch etwas dazu sagen. Hier schweigt man, denkt sich: So siehste aus, und fragt sich: Haste Worte? Es ist all darin. Hätte man es nur mit Obu schlechtweg zu tun, so glaubte man, es mit armen Leuten zu tun zu haben, die bekanntlich mit Wasser kochen. Aber das ist nicht so wie bei armen Leuten. Es ist alles da. Es ist nicht in der Art der Wiener Persönlichkeiten, die, wenn sie Glück haben und Kaffeesieder sind, schon bei Lebzeiten ihr Denkmal haben, indem sie ihr eigenes Relief an ihr eigenes Haus heften und abendlich illuminieren. Sondern es ist wirklich ein Künstler nebstdem daß er die Bratpfanne erfunden hat. Solche Kombination ist eben der dort landesübliche Reiz. Und nun liest man das »Vorwort

des Erfinders«, in dem es wieder ganz sachlich zugeht. Man liest nüchterne Worte wie: Hammelkeule, auf dem Rost gebraten, Heißluftpfanne, Bestreichen, Kartoffelpuffer und freilich auch »Soße«; man liest Kochrezepte; man findet es praktisch; man nehme — nun natürlich den Erfinder und dazu den Komponisten. Denn jetzt heißt es wörtlich:

Ich selbst bin von Beruf Komponist und verstehe von der edlen Kochkunst nur so viel, als das, was man in jedem bürgerlichen Haushalte wissen muß. Deshalb wäre ich meinen verehrten Gönnern, die sich für meine Rostpfanne Obu und meine anderen Erfindungen interessieren und mit ihren Leistungen zufrieden sind, sehr dankbar, wenn sie mir recht viele in diesem Büchlein nicht vorhandene Kochvorschriften oder andere Anregungen und Verbesserungen geben würden. Im voraus besten Dank. Jeder Einsender eines neuen, noch nicht veröffentlichten Kochrezepts erhält eine meiner Kompositionen gratis mit eigenhändiger Widmung. Es ist nur anzugeben, ob die Stücke in leichtem oder ernstem Stile gehalten sein sollen. Ebenso bei Liedern die Stimmlage, bei Klavierstücken der Schwierigkeitsgrad. Es ist alles da.

Also wirklich. Es ist alles da, es ist nicht so wie bei armen Leuten. Wie ist aber für Nichtmusikalische vorgesorgt, die doch auch leben wollen?

Nichtmusikalische, die für Musikstücke keine Verwendung haben, erhalten als Ersatz eine Pfanne gratis.

Ehedem war Margarine ein Ersatz für Butter, dann war Obu ein Ersatz für Margarine, später war Musik ein Ersatz für Obu und zuletzt ist Obu ein Ersatz für Musik. Die Frage entsteht nun, ob es Musikbutter oder Musikmargarine ist, also Kunstbutter oder Kunstmargarine, auf deutsch Kunstkunstbutter. Auch darauf wird uns Antwort. Richard Wagner hat, wohl auch der bekömmlichen Idee zuliebe, daß der deutsche Geist Musik, Poesie und leider auch Philosophie in Einem durchhalten solle, das Gesamtkunstwerk erfunden, Aletter der Kochtonkünstler, der doch nicht so viel Künste, wenngleich noch mehr auseinanderstrebende, vereinigen will, glaubt sich vor Nachahmungen schützen zu müssen und schließt das

»Vorwort des Erfinders«, ehe er der praktischen Hedwig Heyl zuerst wieder ein Vorwort und hierauf das Wort erteilt:

... Um sich vor Nachahmungen zu schützen, achte man besonders darauf, daß die »Obu«-Rostpfanne einen herausnehmbaren Rost hat und das Fleisch vor und während des Bratens nicht mit Wasser bepinselt werden muß, wie bei den sogenannten Heißluftpfannen.

Ergebenst

W. Aletter

Komponist des Liedes »Ach könnt' ich noch einmal so lieben«, der »Rokoko-Gavotte« u. a. m.

Steglitz, im Februar 1916.

Es ist alles da. Es war das Lied, das in Zeiten, in denen es noch kein Obu gab, in Sonderzimmern (Chambres separées) von jenen gesungen wurde, die den Wunsch weniger in Hinblick auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart seufzten. Die Zeit ist vorbei. Sie war so klein wie das Zimmer, in dem sie vertrieben wurde, aber das Essen dort war nicht auf Obu angewiesen. Nestroy sagt: »Mein Haus ist nicht groß, aber dafür ist es klein und nett.« Die Zeit, in der es keine Rokoko-Gavotten mehr gibt, nicht einmal solche aus Steglitz, wohl aber Rostpfanne und Rokoko-Gavotte zugleich und eins für das andere, ist nicht klein, dafür aber groß und grauslich. Es ist alles da, was aus dem Nichts kommt, und also viel weniger als damals, wo Aletter noch nicht unter die Erfinder gegangen war. Ach, könnt' ich noch einmal so leben. Und es kommt die Zeit, wo die Zeit selbst ergänzen wird: — und leben lassen! Und dann reibt sie sich die Augen und sieht, daß nicht mehr alles da ist. Und hat einen Klang im Ohr: Aletter — Alleter — oh ein verdeutschtes Fremdwort vom Kriege her, ein Schorlemorle, das von Toujour l'amour kommt — man tanzt eine Gavotte und es ist eine Allemande — All-être, à l'être, à la guerre, à l'être comme à l'être — o Infinitiv, o unendliche Melodie!

Das österreichische Antlitz

Vor einiger Zeit sehe ich, in jede Kontur sogleich die Figur einstellend, von weitem etwas vor mir sich drehen und schieben. Ich sehe nur Gang und Rücken. Wissen Sie, was das ist? frage ich den Begleiter. Er: Ich sehe nur Gang und Rücken. Ich: Ja, aber sieht das nicht so aus wie einer der »besten Zahler« Wiens? Vielleicht der überhaupt beste! Oder ein guter Leiher. Er: Das könnte sein, jedenfalls ein alter Agent. Ich: Ja, der Agent Österreichs und unser neuer Adel. Dieses ist Emanuel Edler v. Singer! Jener Mendl, der den Tirolern die Kaisertreue versinnbildlicht hat und vor dessen Fenster sie, weil er doch kaiserlicher Rat ist, sich am 18. August zu versammeln pflegten und sangen. Sehen Sie, so ist das Leben. Ich war diesen Sommer im Kanton Aargau und habe die Ruine Habsburg besucht. Auf meine Frage, ob dort — außer einem Bild Rudolf von Habsburgs sind nur Bilder aus dem Atelier Adèle vom Kronprinzen Rudolf, der Stephanie etc. vorhanden — ob also ein Mitglied des Kaiserhauses schon dort war, wird mir geantwortet: Ja, der kaiserliche Rat kommt jedes Jahr! Es ist aber nicht der Singer, sondern ein anderer, der sich dort auch als Spender einer Büste Franz Josefs I. verewigt hat. Dies, sehen Sie, ist der kulturhistorische Schlußpunkt. Der kaiserliche Rat, den man unterschätzen würde, wenn man ihn in das Spalier einer eröffneten Jagdausstellung verwiese, ist dorthin gelangt, wo er sich am höchsten, dem Ziel am nächsten, am einsamsten fühlt und nur in der Erinnerung der Ruinenkellnerin seines Wesens Spur hinterläßt. Sollte dies nicht sinnbildlich in die kühne Wirklichkeit zurückführen, in der wir leben? Übrigens ist der Weg zur Ruine schwer zu finden, keiner der dort lebenden Schweizer kennt sich aus, jeder sagt etwas anderes, zeigt in eine andere Richtung, es sind zehn Minuten dahin und man braucht anderthalb Stunden. Man fühlt sich heimisch. Sicher möchten die Leute dort auch einen Fremdenverkehr haben, aber es gelingt ihnen nicht. — Sehen Sie, das da

ist Emanuel von Singer!« »Regiert der wirklich in Österreich?« »Jawohl, weil er es glaubt!«

In dem auf so tragische Weise dahingeschiedenen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh habe ich einen lieben Förderer und Freund verloren. Vom Beginn seines Eintrittes in das politische Leben als Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes aus Steiermark habe ich mit dem Verewigten bis gestern, seinem Todestage, ununterbrochen in freundschaftlichster Weise verkehrt. Es verging kaum ein Tag, an dem mir nicht Gelegenheit geboten war, mit ihm zu sprechen .... Graf Stürgkh war nicht nur zeit seines Lebens ein warmer Freund der Presse und der Journalisten, sondern er selbst war ein urteilssicherer Journalist ....

... Er wandte sich an mich mit dem Ersuchen, ihm eine Zigarre zu geben. Er zündete sie an, und in unglaublich kurzer Zeit diktierte er einen formvollendeten Artikel ... Ich entgegnete darauf: »Das ist dieselbe Zigarre, die mir Exzellenz früh gegeben haben.« Graf Stürgkh war auch selbst ein eifriger Zeitungsleser. Schon als Abgeordneter war er des Morgens einer der ersten Gäste im Café Landtmann oder im Café Central .... Schon um 7 Uhr morgens, auch nach der Sommerzeit, erörterte er in seinem Arbeitszimmer im Ministerratspräsidium mit mir den »politischen Speisezettel des Tages«, wie er sich auszudrücken pflegte. Gewöhnlich war ich bis 8 oder 1/4 9 Uhr, je nach dem Ausmaß des Tagesprogramms, bei ihm. Mittags erschien in der Regel zu dieser Tageszeit der Herr Polizeipräsident von Wien, Baron Gorup, oder der Bürgermeister von Wien, Exzellenz Dr. Weiskirchner, der oft scherzweise mein »Nachfolger« genannt wurde.

... In dem letztgenannten intimen Raum liebte er es, mich am Sonntag abend .. noch um 9 Uhr abends zu empfangen, und ich mußte dann bei ihm das Souper einnehmen. Die zwei Stunden vergingen in anregendstem Gespräch ....

... Frühmorgens um 7 Uhr, wenn ich bei ihm erschien, hatte er .. selbstverständlich alle in Wien erscheinenden sowie eine Unzahl aus der Provinz gekommenen Zeitungen gelesen, und wie gelesen! ... Dabei war er, wenn über diese seine enorme Arbeitsleistung .. gesprochen wurde, von einer seltenen Bescheidenheit .... Wie er einst seine politischen Artikel selbst schrieb, so tat er es jetzt mit all den vielen alleruntertänigsten Vorträgen, Noten, Erlässen und Staatsschriften ....

... Man muß ihn gesehen haben, wenn er von einer Audienz kam. Da war es jedesmal, als hätte ihn die Stunde des Aufenthaltes im Gemach des Kaisers verjüngt. »Es ist ein Stahlbad«, so sagte er

oft und oft, »mit diesem Herrscher von einer so erlauchten Festigkeit und Weisheit zu sprechen . . . .«

. . . Und dabei darf ich auch erwähnen, wie liebenswert seine Aufmerksamkeit gegenüber dem treuen Freunde stets war. Wenn ich oft spät abends mich bei ihm einfand, war seine erste Frage, ob ich schon etwas zu mir genommen habe, und rasch war dann auf seinen Wink das wenige, das ich zu meinem bescheidenen Nachtessen brauchte, auf dem Tisch. Er war, wenn möglich, noch bescheidener in der Lebensführung als ich. Eine Regalia media, das war der größte Luxus, den er sich gönnte. Gestern morgen noch war ich bei ihm, wie allemal seit Antritt seiner Ministerpräsidentschaft, zu der gleichen Stunde . . . . Es ist klar, zu persönlichen sentimentalen Rückerinnerungen war in dieser Stunde, die mich, den Publizisten, bei ihm erscheinen ließ, wahrhaftig nie die Zeit . . . .

. . . Er reichte mir die Hand . . . . Er war tief gerührt und antwortete mir, meine Hand fassend: »Wie sprechen Sie mir aus dem Herzen! . . .« Damit schied ich von ihm.

Um 1/23 Uhr erhielt ich die niederschmetternde Kunde . . . . Ein hoher Staatswürdenträger, den ich im Laufe des Nachmittags im Ministerratspräsidium traf, sagte mir: »Wenn es angesichts dieser Tat einen Trost gibt, so ist es der, daß unser armer Freund wenigstens nicht gelitten hat, sondern sofort vom Tod ereilt worden ist.« . . .

Emanuel Edler v. Singer.

Und dann erzählt er von der Zeit, da der Ministerpräsident krank war:

Ich übernahm nun die Aufgabe, ihn über alle Vorgänge im Parlament zu unterrichten. Ich erstattete ihm telephonisch genauen Bericht bis in die späteste Nachtstunde über jede Debatte, jede Abstimmung, jede Rede, kurz über alles, was für seine Urteilsbildung von Wichtigkeit war. Er gesundete und drückte mir in wärmsten Worten seinen Dank aus für meine Mühe, für meine Mitarbeiterschaft.

Der Ministerpräsident habe nicht gewußt, wie er ihm »seine Dankesschuld abstatten könnte.« Sein Lieblingswunsch? Eine Audienz! Der Kaiser selbst war von einer Krankheit kaum hergestellt. Singer trat ein und lobte den Ministerpräsidenten.

Das alles war wirklich. Und nun ist die große Gelegenheit zu der Frage, ob es, frühmorgens und spät abends, möglich sein wird.

Ein andres Antlitz

eh sie geschehn — habe ich vorgeführt, als noch der »Strandläufer von Sylt« seine friedlichen Wasserkünste übte; ein anderes zeigt die vollbrachte Tat:

(Aus einem Prospekt des Verlags L. Staackmann)

Die Feldgrauen

über



Otto Ernst

Ein Wehrmann: Ich habe hier einen Kameraden, nur mal um einen Fall herauszugreifen von den hunderten. Er ist ein Familienvater wie ich, die erste Zeit ging es noch, aber nach zwei Monaten schon kam es. War es das Heimweh, war es Sorge um Weib und Kinder. Ich wußte es erst nicht .... Es wurde von Tag zu Tag schlimmer, kein Lachen mehr, kein freundliches Wort kam mehr über seine Lippen .... Doch mit einem Male war's vorbei. Ich hatte bei einem Kameraden von Otto Ernst »Laßt Sonne herein« und »Appelschnut« gesehen. Und mit diesen beiden Helfern habe ich einen trüben Menschen fröhlich, einen Blinden sehend gemacht.

Ein Hauptmann: . . . Eine Gnade Gottes, ein unschätzbarer Segen sind Ihre Werke für uns Deutsche in dieser schweren Zeit! . . . Sie sind für mich die Bestätigung, die Verkörperung des männlich-deutschen Glaubens der Gegenwart. Darum kann ich nicht anders, ich muß Ihnen, gerade Ihnen mein Herz ausschütten.

Ein Hauptmann: Ich las Ihr Buch — wörtlich: »unter sich kreuzendem Geschoß inmitten«. Das Schlußkapitel von »Semper der Mann« — jeder Deutsche sollte es sich in das Herz schreiben, es sähe besser in Deutschland aus.

Ein Obermatrose: Wir haben als Zeichen unserer großen Dankbarkeit und unbeschreiblich großen Freude drei kräftige Hurras auf Sie ausgebracht.

Ein Kanonier: . . . Wieviel mehr Freude gewährt ein einziges solches Buch als ein Dutzend Schmöker! Besonders wir, die wir an der Langweile der Westfront fast verkommen, bedürfen einer Aufmunterung und einer Stärkung dessen, was uns verloren zu gehen droht. Dem arbeiten am wirksamsten gute deutsche, gemütvolle Bücher wie die Ihrigen entgegen.

Ein Luftschiffer: Ohne Phrasen dreschen zu wollen: Ihr Buch war mit das Schönste, Tiefste und Erhebendste, was ich seit Jahren gelesen habe. . . . Und nun lächeln Sie nicht wieder so spöttisch und freuen Sie sich, daß Sie einem Erdenbürger, der alles nur grau in grau sah, so glückliche Stunden bereitet haben.

Ein Offizier-Stellvertreter: Wir lagen in Polen im Schützengraben. Ob noch ein Angriff zu erwarten sei, konnte niemand sagen; doch übten wir die größte Wachsamkeit. Um unsere Nerven, die wieder einmal ihr Teil erhalten hatten, etwas zu beruhigen, krochen wir in den Unterstand, wo ich, um uns auf andere Gedanken zu bringen, etwas vorlesen mußte. Ich wählte Ihre Plauderei »An die Zeitknicker«, die auch viel Anerkennung fand. Eben wollte ich die »Anna Menzel« beginnen, als wir zu unseren Zügen gerufen wurden mit der Meldung: am Waldrande habe man feindliche Schützen erkannt. Der Tanz begann. Immer mehr Angreifer kommen aus dem Walde hervor. Unser Maschinengewehr, welches sich zwischen meinem und dem ersten Zug befand, fängt nun auch an mitzuwirken. Ebenso war unsere Artillerie auf der Hut gewesen und sandte nun gruppenweise ihre Schrappnels auf den Gegner. — Mir fiel die Unruhe meiner Leute auf; der Gegner hatte schon teilweise den Drahtverhau erreicht. Unter meinen Leuten waren sehr viel junge Krieger, die heute zum erstenmal im Feuer standen. Was konnte ich als Zugsführer anderes tun als ihnen zurufen, ruhig zu feuern. In diesem Augenblick dachte ich an die Worte aus der Mahnung an die »Zeitknicker«: Ruuuhig, nur immm-mer ruuuhig!« Gebückt von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe kriechend, rief ich ihnen zu. Die Wirkung war bald

zu merken. Die Feinde, die schon im Begriff waren, unseren Drahtverhau zu überwinden, wurden von den nun sichtbar ruhig feuernden Schützen niedergeknallt. Der Angriff war glatt abgewiesen; wir hatten nur wenig Verluste. So ist es uns geglückt, dem Gegner wieder einmal eins auf die Nase zu geben dank unserer Wachsamkeit und dem ruhigen Feuern der Schützen, das ich wiederum in erster Linie Ihrer Erzählung verdanke. Sie hat eine ungeahnte Wirkung gehabt!

Eine österreichische Krankenschwester: Ich bin Schwester des Roten Kreuzes. Ich schreibe diese Zeilen während der Nachtwache, fortwährend unterbrochen von dem Läuteapparat, der mich zu einem Leidenden ruft. Ich habe meine Soldaten alle lieb; denn jeder ist krank und hilfsbedürftig; aber natürlicherweise fühlt man sich doch zu den Deutschen mehr hingezogen, weil man mit ihnen sprechen und ihnen erzählen und vorlesen kann .... Und dann die eifrigen Debatten über das Gehörte, und dann die Frage, wer denn so schöne Geschichtl machen könne! Und versprechen muß ich allen, ihnen ganz bestimmt Ihr Bild zu zeigen ....

Ein Hauptmann: Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich Ihnen durch Taten Dank abstatten könnte ....

Ein Generalmajor: Gestern habe ich mich an Ihrer »Weihnachtsfeier« erquickt. Leider habe ich in Ihren Büchern nicht finden können, ob Sie — wenn Sie sich mal zur Arbeit stärken müssen — dies mit Rot- oder Weißwein tun. Bei Ihren prächtigen Charaktereigenschaften und Ihrem Humor würde ich (als Mecklenburger!!) auf Rotwein schließen! Eins aber weiß ich: sollte es im Himmel Sofaplätze geben, dann bekommen Sie einen solchen.

Sechzehn Kraftfahrer: Sechzehn Kraftfahrer der 10. Armee haben mit Entzücken Ihren »Offenen Brief an Annunzio« gelesen — er drückt in Worten unsere Gefühle aus! Wir können nicht unterlassen, Ihnen zu danken.

Ein Soldat: ... Ich war gestern, als ich von Ihnen las, in einer jubelnden, jauchzenden Stimmung; alles um mich herum war ein sonniges Tal mit blühenden Bäumen ringsum.

Ein Vizefeldwebel: Innigen Dank für den »Gewittersegen«, der mich erfrischt und erquickt hat. Der Teufel hole alle Flaumacher und Nörgler; wie hat das Buch mir und allen in Feldgrau aus der Seele gesprochen!

Ein Unteroffizier: Heute haben wir Ostersonntag. Am Nachmittage wollen uns benachbarte Unterstände besuchen, und zur Feier des Tages wird Ihr »Sonntag eines Deutschen« vorgelesen. Das soll uns die schönste Osterfeier ersetzen.

Ein Landsturmmann: In den Freistunden findet ein richtiges Wettlesen statt. Jeder möchte zuerst dieses oder

jenes Ihrer Bücher lesen, und da wir bisher drei Stück erhielten, muß hübsch gewartet werden, bis ein Kamerad das Buch zu Ende hat.

Ein Flieger-Beobachter: Gerade Sie, der Sie sich stets als Lebensbejaher erwiesen, sind ein Erlöser in diesem Stumpfsinn des täglichen Einerlei. Dank, herzlichen Dank dafür!

Ein Kriegsgefangener: Ein tausendköpfiges Kriegsgefangenenlager im Lofthouse Park verlangt, um hinterm Stacheldraht nicht geistig zu verkommen, nach Nahrung. Sie, lieber Otto Ernst, müssen unverzüglich nach England kommen. Da aber das leider nicht geht, so verwandeln Sie sich in ein Buch, das den Namen trägt: »Flachsmann als Erzieher«. Fräulein Appelschnut oder sonst wer Liebes steckt es in ein Paketchen, und so naht uns der Befreier aus geistiger Umnachtung.

Ein Militärmusiker: . . . Über die Zeit der Trennung sollen meiner lieben, armen, unglücklichen Braut Ihre so wunderbar heilkräftigen, tröstlichen Werke hinweghelfen! . . .

Ein Offizier aus Arabien: . . . Der Dank ist ein besonderer nicht nur wegen der Stärke des Inhalts, sondern auch wegen des Ortes, an dem ich ihn zuerst empfand, nämlich als ich, als Stabsmitglied des nun heimgegangenen Marschalls v. d. Goltz-Pascha, auf dem Rückwege von Bagdad im März 1916 nach Konstantinopel am Euphrat entlang fahrend, Ihre reizenden Geschichten las, die mich in der trotz der Weltberühmtheit dieses Flusses überaus öden Umgebung desselben besonders herzerfrischend berührten.

Ein Oberleutnant: Die Verse voll Kraft und Begeisterung wirkten direkt erhebend auf mich und meine Kameraden. »An mein Vaterland« müßte millionenfach verbreitet werden; es ist geradezu klassisch zu nennen.

Ein Kompanieführer: . . . Die Bücher müssen sofort meine braven »Kerls« lesen. Draußen brüllen die Kanonen, »teils leichtere, teils schwerere« . . . . In dieser Umgebung habe ich einige schöne, frohe Friedensstunden erlebt, und das durch Sie . . . .

Ein Kriegsfreiwilliger: Gestern las ich Ihr kräftiges Protestlied gegen die englischen Vettern. Wie habe ich mich gefreut! . . . Es war mir ein Bedürfnis, dem lieben Meister einen herzlichen Gruß zu entbieten und ihm zu zeigen, daß ich auf meinem Platze stehe . . . .

Ein Oberleutnant: Jede tapfere Zeile zündet wie eine pünktlich krepierende Granate. Ich bitte um einen Hinweis, wo Neues von Ihnen zu finden ist. Der Dank wird nicht ausbleiben.

Ein Obermatrose: . . . denn es geht einem ja bekanntlich der Mund über, wenn einem das Herz voll ist.

Ein Landsturmmann: Sie können mit Ihrer von Gott gesegneten Feder unserm Vaterlande mehr nützen als mit dem Bajonett.

Bedienung der 9-cm-Geschütze, genannt »Die Sturmkolonne«: ... Unser Dienst läßt es aber nicht immer zu, daß alle daran teilnehmen, und so lesen wir den Roman doch lieber einzeln ....

Ein Oberleutnant und Kompanieführer: Bei Regen und Hagelschauern ließ ich »Sonne herein« in meine Erdhöhle .... Bei dem »Rauch- und Brandopfer« einer Liebesgabenzigarre träumte ich von »Fatima« und vergaß darüber fast Essen und Trinken, trotz Erbswurst und Speck.

Zwei Offiziere und zwei Unteroffiziere: Vier wackere Schwaben grüßen den Verfasser des Herrn »Gutbier«. Wir liegen ebenso gern für deutsche Männer Ihrer Gesinnung im Felde, als wir wünschen, eine große Anzahl solcher »Gutbiers« bei uns zum Wasserschöpfen im Schützengraben zu haben.

Ein Unteroffizier: Ich erhielt zu Weihnachten durch einen Freund Ihre patriotischen Gedichte, und mache mit denselben hier großes Aufsehen, muß sie immer wieder vortragen.

Ein Soldat: Diese jedes brave Herz erhebenden Gedichte werden bestehen, solange die Welt deutsche Treue und englische Falschheit kennt.

Ein Obermatrose: Mir persönlich ist gewissermaßen die Otto Ernst-Verehrung schon in der Schule gekommen.... Dankbar dem Schicksal bin ich, daß es mir Gelegenheit gibt, dieses dem Dichter selbst mal sagen zu dürfen. Das Glück, im Gefecht zu stehen, haben wir noch nicht gehabt; unsere Zeit vergeht bis jetzt mit Warten. Aber einmal wird der Engländer uns wohl kommen müssen, und daß das bald geschieht, das wollen wir hoffen....

Ein Justizrat: Das Otto Ernstsche prächtige Werk »Appelschnut«, welches in Ihrem Verlage erschienen ist, eignet sich in ausgezeichneter Weise zur Versendung ins Feld. Es würde manchem feldgrauen Familienvater große Freude bereiten. Ich möchte Sie bitten, eine wohlfeile Volksausgabe herstellen zu lassen. Es wäre doch außerordentlich schön, wenn das prächtige Buch möglichst vielen Familienvätern, die in der Front stehen, zugänglich gemacht würde.

Ein Offizierstellvertreter: Bevor ich wieder in den Schützengraben steige, lese ich in Ihrem »Grüngoldnen Baum« »Von zweierlei Ruhm« und anderes. Ich habe wieder mal herzliche Freude über Ihren Humor und hoffe, daß die Wirkung auch im Granatfeuer nicht nachläßt.

Ein Stabsarzt: Ich las Ihren offenen Brief an d'Annunzio. Mir aus dem Herzen gesprochen! ... Ich kämpfe mit dem Messer, Sie

mit der Feder, jeder nach seinen Kräften. Die Hauptsache ist, daß wir durchdringen. Gott strafe England!

Ein Gefreiter: Ihr ausgezeichneter Humor half uns über manche trübe Stimmung hinweg und förderte den Unternehmungsgeist. Solche Schriften sind von patriotischer Bedeutung.

Ein Offiziersaspirant: Von der Walstatt aus entbiete ich Ihnen, großer Meister und Freund der Jugend, meine herzlichsten Grüße! Möge es uns bald vergönnt sein, den schon aus vielen Wunden blutenden Feind röchelnd zu unseren Füßen zu sehen. Es lebe mein österreichisches Vaterland und mein großes unsterbliches deutsches Volk, die deutsche Kunst und ihre größten Diener! Heil dem Künstler, dessen Feuergeist für seines Volkes Ehre ficht!

Ein Leutnant und Dichter: Ja, sie haben tausendmal recht, nein, sechsundsechzigmillionenmal! Denn in uns allen spukt (und spuckt) leider Gottes dieser »Gutbier«; wer hat nicht schon fremdes Verdienst geschmälert! . . .

Ein Oberleutnant: Haben Ihnen nicht manchmal die Ohren geklungen, wenn ich eines ihrer Englandgedichte in Kasinos und Kadettenkorps vortrug? Gejubelt wurde genug, um es bis an die Küste zu hören.

Ein Leutnant: In der Telephonbude liegt ein Buch von Otto Ernst. Die Sonnenflecke spielen über die Seiten. Ich hab' so 'ne Freud' an Ihnen gehabt, so 'ne Freud' überhaupt bekommen am Morgen, daß ich ein Ventil haben muß für all den Frühlingsübermut in mir. Fortlaufen, durch den Wald laufen, in die Welt laufen möcht' ich! Verflucht, das möchte ich, wenn ich nicht meinen Posten hätt'! Was denn dann tun? Singen! Jawohl, das hilft mir immer! Gleich will mir nicht einfallen, was nun am besten zu schmettern wär. Husch — da ist der Gedankenblitz — schwupp, da liegt der Befehlsblock! Raus mit dem Bleistift — Otto Ernst soll einen Gruß haben! Guten Morgen, Otto Ernst! Wissen Sie auch, daß Sie ein ganz alter Bekannter von mir sind? Jawohl, Sempersjung, das sind Sie! . . .

Ein Flieger (Mit einem Bilde): Dem Dichter und Meister zum Danke für sein neues Buch, das mir den rechten Genuß brachte und uns stärken wird zu neuer Arbeit im Dienste der hohen Sache.

Ein Unteroffizier: Am Dienstag war hier an der Westfront Theater, und zwar gab man, verehrtester Dichter, Ihren »Flachsmann als Erzieher« bei überfülltem Hause. Es war mein schönster Abend an der Front.

Das Preußische Kriegsministerium:

Kriegsministerium. Berlin W66, den 18. Dez. 1914.
Zentraldepartement. Leipziger Str. 5.

Zur Stärkung des kriegerischen Geistes unserer Truppen würde das Kriegsministerium es dankbar begrüßen, wenn Sie die Erlaubnis zum Nachdruck nicht nur für »England«*) erteilten, sondern auch gestatteten, daß einige Gedichte in der den Feldtruppen regelmäßig zugehenden Zeitung »Parole« abgedruckt würden. I. A.: Waitz.

*) Seine vorwiegend gegen England gerichteten Kriegsgedichte hatte der Dichter mit dem Vermerk versehen: »Nachdruck in Großbritannien und dessen sämtlichen Kolonien gestattet.«

Ferner: Eine Oberin; Ein Oberst; Vier Offiziere, darunter ein Oberlehrer; Ein Unteroffizier; Ein Kraftfahrer und stud. hist. art.; Ein Oberleutnant und Kompanieführer; Ein kriegsgefangener Arzt in Sibirien; Ein Soldat; Ein Soldat; Kriegsgefangene Offiziere in Sibirien; Ein Landsturmmann; Ein Vizefeldwebel; Ein Leutnant; Ein Unteroffizier; Ein Armierungssoldat; Ein Feldwebelleutnant; Ein Soldat; Ein Pionier; Ein Gefreiter; Ein Internierter; Von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern; Aus dem Kabinett Sr. Majestät des Königs von Bayern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So geht der Strandläufer von Sylt trockenen Fußes durchs rote Meer.

Goethe und alles

Goethe und die Tiere:

. . . Und wie muß dir's werden, wenn du fühlest,
Daß du alles in dir selbst erzielest.
Freude hast an deiner Frau und Hunden
Als noch keiner in Elysium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich schweifte
Und an goldne Gottgestalten streifte.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen!

Goethe und die Journalisten:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

Das Zeitungs-Geschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten?

Zeit und Zeitung

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Goethe und die Deutschen:

»Sagt! wie könnten wir das Wahre —
Denn es ist uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen?«

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu bestehen;

Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: Will nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder teutsch — du wirst nicht klug.

Die Sprachreiniger

Gott Dank, daß uns so wohl geschah:
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen —
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.
Deutschland soll rein sich isolieren,
Ein Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir tun.

Ich habe nie mit euch gestritten,
Philister-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig seid ihr wie die Briten,
Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Goethe und der Krieg:

Hatte sonst einer ein Unglück getragen,
So durft' er es dem andern klagen;
Mußte sich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt sind sie allgemein, die Plagen,
Der einzelne darf sich nicht beklagen;
Im Felde darf nun niemand fehlen —
Wer soll denn hören, wenn sie erzählen?

Sie werden so lange votieren und schnacken,
Wir sehen endlich wieder Kosaken;
Die haben uns vom Tyrannen befreit,
Sie befrein uns auch wohl von der Freiheit.

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd' es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Goethe und die Weiber:

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten?

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu sein.

Goethe und die Menschen:

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Ob ich liebe, ob ich hasse!
Nur soll ich nicht schelten.
Wenn ich die Leute gelten lasse,
Läßt man mich gelten.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein;
Und wenn es ein Irrtum wäre,
Soll es doch nicht eurer sein!

Notizen

Der »Verlag Englands ‚Kultur'« erläßt ein anonymes Vorwort, in dem die Sätze stehen:

... Es ist Temperamentsache, diese Anmaßungen der Staaten, bezw. deren handvoll verantwortungsvoller Lenker, zu erfassen. Mein Temperament ließ mein Blut aufwallen .... weil in den Augen unserer Lieben .. vielleicht doch irrige Begriffe erweckt werden könnten.

Hat man schon so etwas erlebt? Nicht das Deutsch des Englandfeindes, sondern die Frechheit, mit der sein Temperament sein Blut aufwallen läßt, ohne daß man erfährt, wem diese verdorbenen Gegenstände gehören!

Da blitzte in mir die Erinnerung auf ....

In wem denn? Unterzeichnet ist: »Der Herausgeber«. Er hat alte Enthüllungen der ‚Pall Mall Gazette' aufgestöbert und dankt der k. k. Staatsanwaltschaft in Wien, die ja leider nicht das Amt hat, eine Kulturanwaltschaft in Wien zu sein, dafür, daß sie »ausgehend von dem Gesichtspunkte der heutigen politischen Lage am Kontinent« ihm den Nachdruck erlaubt hat.

Ich habe nicht die Absicht die pornographische Literatur zu bereichern.

Was denn, wer denn, wer denn, was denn?

Mich leitet bei der Ausgabe einzig und allein der Gedanke, beweisen zu wollen, auf welcher Seite .. die »Barbaren« und auf welcher die wahre reine Kultur zu finden ist.

Er macht den »Barbaren«, die wahre reine Kultur haben, zum Vorwurf, daß sie ehedem

unter anderen vielen Auswüchsen, wie bekannt, viele Bedarfsartikel

aus England bezogen haben.

Es fehlt der Ausdruck für solches Gebahren, das nahezu mit Landesverrat zu bezeichnen wäre ....

Der wahre Patriot verkauft die Artikel der ‚Pall Mall Gazette'.

So möge denn, dank den k. k. Behörden, das Buch hinausflattern, dem ich nur noch beizufügen habe: Die Papiernot und der Leutemangel zwangen mich, die Ausstattung des Buches zeitgemäß zu gestalten ....

Vorbestellung empfehlenswert, da erste Auflage klein, um raschest auf den Büchermarkt zu kommen.

Wenn ein Londoner Spekulant dieses Vorwort, in richtiges Englisch übersetzt, in einem »Verlag Österreichs ‚Kultur'« erscheinen ließe, dürfte er uns Schaden zufügen. Man hätte es, ausgehend von dem Gesichtspunkte der heutigen politischen Lage am Kontinent, nicht erlauben sollen.

* * *

Publikumsgespräche in der Pause oder nach Schluß meiner Vorlesungen.

(Beim Anblick des Programms der »Lustigen Weiber von Windsor« zwei ebensolche von Wien:) »Was is das da, was er da schreibt, worüber?« »Weiß ich? Wahrscheinlich schimpft er wieder auf e Jahrhundert.«

Nach einer der letzten Vorlesungen zwei ebensolche: »Was er sich traut über Wien!« »Man geht doch herein!«

In der Pause nach dem Vortrag der »Laufkatze«, deren Kapitel über »die aus dem jüdischen Sagenkreis bezogene Legende« mit Stentorstimme dem Saal ins Ohr gebläut war, der aufgeklärte Gatte aufklärend zur Gattin: »Du mußt nämlich wissen, er hat eine Wut auf ihm, weil er nicht zur Presse gekommen is, daher schimpft er.« — Also bitte, nicht so, daß er mit dem Kopf wackelt und zu ihr sagt: »Mir wird er doch nix erzählen, ich weiß doch ganz genau wie es war, er is tatsächlich nicht hineingekommen damals, daher die Wut und jetzt verlegt er sich einfach auf ableugnen!« Nein, kein solcher; keiner, der bewußt opponiert; sondern einer, der der Gefährtin das Geheimnis ins Ohr flüstert. Das kommt aber davon, weil wir in einem Rechtsstaate leben. Sonst könnte man einfach das tun, was jetzt zwischen den Rechtsstaaten geschieht und die höchste Ehre nach sich zieht: »abschießen«. Aber da wir wie gesagt in einem Rechtsstaate leben, kann man nicht einmal den Auftrag geben, Leuten, die so aussehen, als ob sie im Zwischenakt murmeln könnten: »Du mußt nämlich wissen, er hat eine Wut auf ihm«, den Kartenverkauf zu verweigern. Erstens kann man's ihnen nicht gut an der Nase ansehn, wiewohl man es ihnen an der Nase ansehen kann, und zweitens leben wir eben im Zustand der Gleichberechtigung. Ich helfe mir ja

so gut ich kann gegen den Fortschritt. Die Leute wissen zwar noch immer nicht, warum ich, ehe ich in den Saal komme, finster machen lasse. Aber das nächste Mal werde ich solche, die zu solchen Bemerkungen in der Pause inklinieren, ersuchen, aufs Podium zu kommen, und bei voller Beleuchtung Anschauungsunterricht erteilen.

* * *

Vorlesung im Mittleren Konzerthaussaal, 17. November:

Jean Paul: Von Kriegen / Kierkegaard 1846 und ein Minister 1916 / Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem / Wie es in London in Wirklichkeit aussieht / Ein Genuß! — Ein Genuß! — Ein Genuß! — / Die europäische Melange / Diplomaten (mit Vorwort) / Kriegsnamen / Ein 2½jähriges Kind zeichnet Kriegsanleihe / So? / Für unsere Kinder / Chinesische Kriegslyrik (nachgedichtet von Klabund, Insel-Bücherei Nr. 183): Der Werber, Nachts im Zelt, Die junge Soldatenfrau (Thu-fu, zwischen 600 und 900 n. Chr.), Krieg in der Wüste Gobi, Der große Räuber (Li-tai-pe, zwischen 600 und 900 n. Chr.) / Worte in Versen: Memoiren / Der Reim / Abenteuer der Arbeit. II. Mit der Uhr in der Hand / Trophäen / Zeichen und Wunder / Seid ihr alle auch gesund? / Auf Fürbitte des heiligen Josef / Man muß sich rein für England schämen / Eine jetzt erst recht unverständliche Wiener Redensart / Aus dem Sprachschatz des deutschen Bürgertums / Er stellt sich vor auf der ersten Seite die Zarin / Er stellt sich vor auf der zweiten Seite die Frau König / Tell sagt / Die Schalek und der einfache Mann / Was lese ich da / Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder / Vor dem Höllentor / Gebet. III. Made in Germany / Gebet an die Sonne von Gibeon.

*

Zum Kierkegaard-Wort (1846) über die vor die Gewehrläufe zu stellenden Journalisten:

Und ein Justizminister hat, 1916, gesagt: »Die Presse ist als Dolmetsch der in der Bevölkerung verbreiteten Ansichten unentbehrlich«!

*

Vorwort zu »Diplomaten«:

Jetzt, wo immer das geschieht, was in der Fackel zitiert werden kann, und nie das, was von der Fackel gewünscht werden kann, was also Verstand, Herz, Menschenwürde, Gedächtnis einer verblichenen Kultur, Schamgefühl und Geschmack verlangen würden, jetzt ist Gott sei Dank endlich eine Reform beschlossen worden: eine Reform, die den persönlichen Verkehr der Diplomatie mit der Presse reger, noch reger gestalten soll. Es soll, heißt es, »für eine Erweiterung der Kenntnisse des Auslandes über die inneren Verhältnisse der Monarchie fortlaufend Sorge getragen werden.« Ich trage Sorge. Fortlaufend! Die Vorgeschichte des Krieges und sein Verlauf, heißt es, haben gezeigt, »wie notwendig eine richtige Einschätzung der Presse und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung des In- und Auslandes für das diplomatische Geschäft ist«. Ich war schon immer dieser Ansicht. Was speziell die Verbreitung der Kenntnisse des Auslands über das Inland betrifft, so habe ich einmal gesagt, daß man auf dem falschen Weg sei. Times, Figaro, Nowoje Wremja, Corriere della Sera sind Zeitungen und lügen also über uns wie gedruckt. Das kann uns bei uns nicht schaden, es ist also nicht einzusehen, warum man diese Zeitungen nicht zu uns hereinläßt. Gefährlich wird ihr Handwerk erst, wenn sie es sich einfallen lassen sollten, aus der Neuen Freien Presse wörtlich zu übersetzen! Was tun wir z. B., wenn es das Ausland erfährt, daß wir die Schalek haben? Und daß bei uns Frauen, die nicht an die Isonzofront, sondern bloß auf die Mariahilferstraße gehen, von der Behörde gefragt werden: »Wo gehst denn hin?« Und daß sobald sie dann eingeliefert sind, die Wachorgane singen: »So a Weiberl is a Freud«! Die Behörde sollte also lieber die Ausfuhr der österreichischen Blätter verbieten; damit nicht die ausländischen anfangen, statt der Lügen Wahrheiten über uns zu sagen. Da aber die Verbindung von Botschaft und Zeitung nunmehr legitimiert werden soll, so dürfte es, zur Feier des Ereignisses, wohl angebracht sein, das schönste Resultat einer solchen Verbindung durch den Vortrag eines bekannten Fibelstückes vorzuführen.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 4. Dezember:

I. Johann Nestroy: Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige (Einrichtung; Musik nach Angabe des Vortragenden), Einlage: Das Lied des Federl aus »Papiere des Teufels«. II. Ferdinand Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I., 11. bis 21. Szene (Musik von Wenzel Müller) / Hobellied aus dem »Verschwender« (Musik von Conradin Kreutzer). — (Am Klavier: Dr. Egon Kornauth). III. Matthias Claudius: Abendlied; Der Tod und das Mädchen; An —, als Ihm die — starb; Der Tod; Kriegslied / Chinesische Kriegslyrik: Der müde Soldat (aus dem Schi-King, 500 v. Chr.); Epitaph auf einen Krieger (Kong-fu-tse, 500 v. Chr.); Fluch des Krieges (Li-tai-pe, zwischen 600 u. 900 n. Chr.); Ausmarsch; Nachts im Zelt (Thu-fu, zwischen 600 u. 900 n. Chr.) / Karl Kraus: »Alle Vögel sind schon da«; Der Reim; Abenteuer der Arbeit; Gebet.

Der volle Ertrag wurde wohltätigen Zwecken zugewendet.

Das gedruckte Programm enthielt das schon bei früheren Vorlesungen der »Nachtwandler« veröffentlichte Vorwort, dessen Schluß diesmal gelautet hat:

Die Wiener Volksbühne hat kein Drama, das sich dieser Posse vergleichen könnte. Sie ist deshalb seit 1836 — mit Ausnahme der Darstellung im Carltheater-Zyklus von 1881 — nicht aufgeführt worden, und die Literarhistoriker nennen ihre Idee »echt vormärzlich«. Die »beiden Nachtwandler« enthalten in der Figur des Sebastian Faden die einzige Girardi-Rolle, die Nestroy geschrieben hat und die eine gemeine und leere, also keineswegs vormärzliche Epoche ihm nicht zu spielen erlaubt.

*

In der Bearbeitung der »Beiden Nachtwandler« sind nebst etlichen Dialogstellen die 21., 22., zum größern Teil die 33. und 34. Szene des I. Aktes, die 1., 9., 13., 14., zum größern Teil die 6., 15., 17. Szene des II. Aktes gestrichen und der ganze Schluß von der 21. Szene an. Das Lied von der Chimäre ist, wie aus der Situation und dem Charakter des »Faden« hervorwachsend, nach der 26. Szene (Monolog) des I. Aktes eingeschaltet.

*

Könnte man sich Neueres und Erfüllteres denken als den Paroxysmus des Menschenfeinds:

Und wollte die Welt sich auch gänzlich verkehren,
Und brächte der Galgen die Leute zu Ehren,
Und würde die Tugend verpesten den Boden,
Und tanzten nur Langaus die Kranken und Toten,
Und brauchten die uralten Weiber noch Ammen,
Und stünde der Nordpol in glühenden Flammen,
Und schenkte der Wucher der Welt Millionen,
Und würden so wohlfeil wie Erbsen die Kronen,
Und föcht' man mit Degen, die ganz ohne Klingen,
Und flögen die Adler und fehlten die Schwingen,
Und gäb's eine Liebe, gereinigt von Qualen,
Und schien' eine Sonne, beraubt ihrer Strahlen:
Ich bleibe doch lieber im finsteren Haus
Und lache die Torheit der Menschen hier aus.

* *
*

Vorlesung im Mittleren Konzerthaussaal, 15. Dezember:

I. Vier deutsche Männer, die tot sind, über den Krieg: Luther; Jean Paul; Bismarck; Matthias Claudius / Deutsche, die leben: Zwei Krieger: »Auf der Russenfährte«; Wie ein König, mit Bomben beladen, wie ein Gott! Zwei Dichter: Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel. Zwei Weiber: Die Träumende; Die Jötterjattin. Ein Lesestück; ein Plakat. — Seid ihr alle auch gesund? / Auf Fürbitte des heiligen Josef / Eine angenehme Menage / Der Enkel wird segnen / Trophäen / Zeichen und Wunder / Zur Darnachachtung / Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul / Die europäische Melange / Diplomaten (mit Vorwort). II. Bei den Kismet-Knöppen / Geldadel in England / Auf Desperanto / Es gibt jetzt eine Jerichoposaune . . . / Die Schalek und der einfache Mann / Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder. — Die Schlußworte des Aufsatzes »Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit« / Fiebertraum im Sommerschlaf / Pfleget den Fremdenverkehr / Das hätte ich nicht erfinden können / Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte / Vision vom Wagentürlaufmacher / Jetzt ist die Zeit. III. Beim Anblick einer Schwangeren / Mythologie / Mit der Uhr in der Hand (Verse) / Die Insel.

*

Der ungeheure Beifall nach »Es gibt jetzt eine Jerichoposaune . . .« wurde durch die Worte unterbrochen und abgelehnt:

Lieber das Abonnement aufgeben anstatt zu applaudieren!

was abermals den Jubel jener hervorrief, die beim Abonnement bleiben.

*

Nach Vorlesung der Worte über Dehmels Strophe von den Pferden, die nur »deutsche Pferde« sein wollten:

Aber den Wunsch, deutsche Dichter zu sein, haben sie Gott sei Dank noch immer nicht!

* *
*

Von einem der allergrößten deutschen Dichter, Matthias Claudius — seine Werke in Hesses Verlag; in der Insel-Bücherei, Nr. 186, eine Auswahl aus dem »Wandsbecker Boten« — hier einiges, zur Mahnung, in welcher Zeit wir leben. (Sollte ein Volk, dem ein solcher Dichter verschollen ist, das ihn im Lesebuch begraben hat und so von ihm weglebt, nicht reif für Zwangsarbeit sein?)

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
  Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
  Und kommen weiter von dem Ziel.

Es ist die vierte Strophe aus dem »Abendlied«, dessen erste zwar bekannt ist, aber in ihrer Größe heute wohl nur von wenigen deutschsprechenden Menschen angesehen werden kann:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
  Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
  Der weiße Nebel wunderbar.

Dies ist die Sprache selbst:

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
  Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
  Und die Stunde schlägt.

Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel,
  Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
  Und schlägt sie ewiglich.

An —, als Ihm die — starb

Der Säemann säet den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe
Und hebest die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und
Kehret zur Sonne zurück!

Das ist der Dichter, den die literarhistorischen Tölpel Deutschlands mit dem Kennzeichen »Der gemütvolle Claudius« erledigt haben.

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen

Vorüber! Ach, vorüber!
Geh, wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh, Lieber!
Und rühre mich nicht an.

Der Tod

Gib Deine Hand, Du schön und zart Gebild!
Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Bei dem Grabe meines Vaters

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande;
Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!

Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
Nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
Schwarzen Mann.

Als der Hund tot war

Das Vieh ist hin, und meine Augen fließen
Mit Tränen der Melancholie!
Da liegt er tot zu meinen Füßen!
Das gute Vieh!

Er war mein Schatten, klebt' an mich wie Kletten,
Noch als er starb an seiner Gicht.
Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
Ich konnte nicht.

Von der neudeutschen Unart, Sinneseindrücke wortweise nebeneinanderzustellen und öfter auch neutönerisch solche Adjektive, Wortschmisse, zu verbinden, die man, ich weiß nicht impressionistisch oder expressionistisch nennt, was sich etwa mit dem Unterschied zwischen gehupft und gesprungen decken dürfte, was aber jedenfalls weit entfernt ist von g e s t a n d e n (worauf es einzig in der Sprache ankommt) — also von solchem Geflunker ist Klabunds Nachdichtung der Chinesischen Kriegslyrik (Insel-Bücherei, Nr. 183) nicht ganz frei. Gleichwohl hat sie große Schönheiten und bringt den Geist einer Lyrik ins deutsche Wort, die hundert Himmel hoch über der europäischen Gefühlslage schwebt und die zeigt, wie ein wahres Kulturvolk auf die Entehrung der Menschheit durch den Zwang zu töten, reagiert hat. Für meine Auffassung des chinesischen Vorlebens als einer übergangsweisen Vorwegnahme unseres ganzen technischen Schwindels, der von der Weisheit einer superioren Rasse jeweils rechtzeitig abgetan werden konnte (und dereinst wiedererworben und wieder, für sie und für uns, abgetan werden wird), bietet die chinesische Kriegslyrik einige Anhaltspunkte. Sie scheinen ja irgendeinmal sogar so etwas wie die allgemeine Wehrpflicht gehabt zu haben. Einige der schönsten Gedichte, vor deren Menschlichkeit sich die deutsche Kriegspoesie in giftige Gase auflösen müßte, habe ich vorgetragen. Eine der sprachlich reinsten Nachdichtungen ist die aus dem Schi-king (500 v. Chr.) entnommene

Klage der Garde

General!
Wir sind des Kaisers Leiter und Sprossen!
Wir sind wie Wasser im Fluß verflossen . . .
Nutzlos hast du unser rotes Blut vergossen . . .
General!

General!
Wir sind des Kaisers Adler und Eulen!
Unsre Kinder hungern . . . Unsre Weiber heulen . . .
Unsre Knochen in fremder Erde fäulen . . .
General!

General!
Deine Augen sprühen Furcht und Hohn!
Unsre Mütter im Frohn haben kargen Lohn . . .
Welche Mutter hat noch einen Sohn?
General?

Ebenso alt ist das folgende Stück, in dessen Übertragung leider die erste Zeile den Weg von China nach Berlin nimmt:

Der müde Soldat

Ein kahles Mädchen. Heckenblaßentlaubt.
Sie steht am Weg. Ich gehe weit vorbei.
So stehen alle: Reih in Reih,
Und Haupt an Haupt.

Was weiß ich noch von heiligen Gewässern
Und von des Dorfes Abendrot?
Ich bin gespickt mit tausend Messern
Und müde von dem vielen Tod.

Der Kinder Augen sind wie goldner Regen,
In ihren Händen glüht die Schale Wein.
Ich will mich unter Bäumen schlafen legen
Und kein Soldat mehr sein.

* * *

Der Rezitator Ludwig Hardt hatte, auf Urlaub in Berlin, außer Li-Tai-pe, Goethe, Jean Paul, Maupassant, George zwei Gedichte von mir vorgelesen. Darüber hat sich die Vossische Zeitung am 30. Oktober wie folgt geäußert:

Weniger gelang ihm Karl Kraus: Trauer um die Verschüttung des Urquells alles Lebens, ausgedrückt durch schöne Bilder, starke Rhythmen, faustische Weiheworte, Aperçus und Schnoddrigkeit.

Berlin hat gegen den »Sterbenden Menschen« und gegen den »Springbrunnen« den Einwand der Schnoddrigkeit! Pardon, ich habe schlecht gehört: wer ist schnoddrig? Nun, die Verschüttung des Urquells alles Lebens scheint man dort für ein Problem der Stadterweiterung zu halten, was sie ja tatsächlich auch ist. Woraus es sich ferner erklären mag, daß Berliner Blätter über Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind«, nach einer jedenfalls bundesfeindlichen Aufführung bei Reinhardt, geschrieben haben sollen, daß so'n Kitsch nur in Österreich goutiert werden könne . . . Ach, 's ist ja zum Schießen!

* * *

Am Eichbaum ist er oft mit mir gesessen,
In stiller Nacht mit mir allein;
Ich mag des Tieres nicht vergessen,
Und scharr' ihn ein,

Wo er mit mir oft saß, bei meiner Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei. —
Mond, scheine sanft auf seine Leiche!
Er war mir treu.

Ein Versuch in Versen

Die Römer, die, vor vielen hundert Jahren,
Das erste Volk der Erde waren,
Doch wenigstens sich dünkten es zu sein;
Die große Schreiber ihrer Taten
Und Dichter auch und große Redner hatten
Und Weise, groß und klein;
Die stolz auf ihrer Helden Scharen,
Auf ihre Regulos und Scipione waren,
Und Ursach' hatten, es zu sein:
Die fingen endlich an und aßen Ochsenbraten,
Frisierten sich und tranken fleißig Wein —
Da war's geschehn um ihre Heldentaten,
Um ihrer Dichter edlen Reihn,
Um ihre Redner, ihre Schreiber;
Da wurden's große, dicke Leiber
Und Memoires- und Zeitungsschreiber,
Und ihre Seelen wurden klein;
Da kamen Oper und Kastraten,
Und Ehebruch und Advokaten,
Und nistelten sich ein.
O, die verdammten Ochsenbraten!
O, der verdammte Wein!

Aus »Mein Neujahrslied«:

— — — — — — — — — — —

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groß und gut!
  Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
  Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel getan,
  Erobern, ist nur wenig;
Der König sei der beß're Mann,
  Sonst sei der Beß're König!

— — — — — — — — — — —

Kriegslied

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre
  Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
  Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
  Und blutig, bleich und blaß
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen
  Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
  Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
  In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
  So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
  Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
  Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammleten und mir zu Ehren krähten
  Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
  Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
  Nicht schuld daran zu sein!

Das freilich steht auch in keinem Lesebuch. Aber hätte er nur dies geschrieben — ich tauschte ihn gegen Kernstock!

* * *

Von der neudeutschen Unart, Sinneseindrücke wortweise nebeneinanderzustellen und öfter auch neutönerisch solche Adjektive, Wortschmisse, zu verbinden, die man, ich weiß nicht impressionistisch oder expressionistisch nennt, was sich etwa mit dem Unterschied zwischen gehupft und gesprungen decken dürfte, was aber jedenfalls weit entfernt ist von g e s t a n d e n (worauf es einzig in der Sprache ankommt) — also von solchem Geflunker ist Klabunds Nachdichtung der Chinesischen Kriegslyrik (Insel-Bücherei, Nr. 183) nicht ganz frei. Gleichwohl hat sie große Schönheiten und bringt den Geist einer Lyrik ins deutsche Wort, die hundert Himmel hoch über der europäischen Gefühlslage schwebt und die zeigt, wie ein wahres Kulturvolk auf die Entehrung der Menschheit durch den Zwang zu töten, reagiert hat. Für meine Auffassung des chinesischen Vorlebens als einer übergangsweisen Vorwegnahme unseres ganzen technischen Schwindels, der von der Weisheit einer superioren Rasse jeweils rechtzeitig abgetan werden konnte (und dereinst wiedererworben und wieder, für sie und für uns, abgetan werden wird), bietet die chinesische Kriegslyrik einige Anhaltspunkte. Sie scheinen ja irgendeinmal sogar so etwas wie die allgemeine Wehrpflicht gehabt zu haben. Einige der schönsten Gedichte, vor deren Menschlichkeit sich die deutsche Kriegspoesie in giftige Gase auflösen müßte, habe ich vorgetragen. Eine der sprachlich reinsten Nachdichtungen ist die aus dem Schi-king (500 v. Chr.) entnommene

K l a g e d e r G a r d e

General!
Wir sind des Kaisers Leiter und Sprossen!
Wir sind wie Wasser im Fluß verflossen . . .
Nutzlos hast du unser rotes Blut vergossen . . .
General!

General!
Wir sind des Kaisers Adler und Eulen!
Unsre Kinder hungern . . . Unsre Weiber heulen . . .
Unsre Knochen in fremder Erde fäulen . . .
General!

General!
Deine Augen sprühen Furcht und Hohn!
Unsre Mütter im Frohn haben kargen Lohn . . .
Welche Mutter hat noch einen Sohn?
General?

Ebenso alt ist das folgende Stück, in dessen Übertragung leider die erste Zeile den Weg von China nach Berlin nimmt:

Der müde Soldat

Ein kahles Mädchen. Heckenblaßentlaubt.
Sie steht am Weg. Ich gehe weit vorbei.
So stehen alle: Reih in Reih,
Und Haupt an Haupt.

Was weiß ich noch von heiligen Gewässern
Und von des Dorfes Abendrot?
Ich bin gespickt mit tausend Messern
Und müde von dem vielen Tod.

Der Kinder Augen sind wie goldner Regen,
In ihren Händen glüht die Schale Wein.
Ich will mich unter Bäumen schlafen legen
Und kein Soldat mehr sein.

* * *

Der Rezitator Ludwig Hardt hatte, auf Urlaub in Berlin, außer Li-Tai-pe, Goethe, Jean Paul, Maupassant, George zwei Gedichte von mir vorgelesen. Darüber hat sich die Vossische Zeitung am 30. Oktober wie folgt geäußert:

Weniger gelang ihm Karl Kraus: Trauer um die Verschüttung des Urquells alles Lebens, ausgedrückt durch schöne Bilder, starke Rhythmen, faustische Weiheworte, A p e r ç u s u n d S c h n o d d r i g k e i t.

Berlin hat gegen den »Sterbenden Menschen« und gegen den »Springbrunnen« den Einwand der Schnoddrigkeit! Pardon, ich habe schlecht gehört: wer ist schnoddrig? Nun, die Verschüttung des Urquells alles Lebens scheint man dort für ein Problem der Stadterweiterung zu halten, was sie ja tatsächlich auch ist. Woraus es sich ferner erklären mag, daß Berliner Blätter über Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind«, nach einer jedenfalls bundesfeindlichen Aufführung bei Reinhardt, geschrieben haben sollen, daß so'n Kitsch nur in Österreich goutiert werden könne . . . Ach, 's ist ja zum Schießen!

* * *

Ich bin wohl kein Freund der Neutöner, die es aus Unfähigkeit zum alten Ton sind. Und was ich ihnen am meisten verüble, ist, daß sie den schmutzigsten Besitzern des gesunden Menschenverstandes dazu verhelfen, recht zu haben, und daß man sich die Hände abwischen muß, weil einem das Malheur zugestoßen ist, daß so was eine Ansicht mit einem teilt. Um der Plattheit des Herrn Blumenthal zu entgehen, stürze ich mich natürlich gern kopfüber in die schwindelnde Tiefe eines neuen Lyrikers.

Wie ein Frühlingslied von Theodor Däubler aussieht, wissen wir nun. Seine Winterlieder sind nicht besser geraten. Über einem dieser Lieder strahlt das Wort »Schnee«. Durch die Erinnerung singen mir die Verse Platens: »Leicht erträgt mein Herz des Winters Flockenschnee, weil ich Blütenschnee des Lenzes ahne.« Mit so einfachen Klängen begnügt sich unser Dichter nicht. Seine Schneeflocken sind Silberbienen und setzen sich »sehr stumm« auf welke Blätter. Kann man stummer als stumm sein? Der Schnee Theodor Däublers ist es imstande. Er kann auch noch andere Kunststücke. Er wirbelt nicht bloß, er »schwirbelt« auch — und er würde zweifellos auch zirbeln und girbeln, wenn es von ihm verlangt wird: denn was tut nicht ein gutmütiger Schnee für einen Dichter, der Neutöner von Beruf ist? Vielleicht lehrt er uns bald, daß es nicht bloß einen Wirbelwind, sondern auch einen Schwirbelwind gibt, und daß der Mensch nicht bloß eine Wirbelsäule hat, sondern auch eine Schwirbelsäule.

Herr Blumenthal ist vom Schwirbel bis zur Zeh ein Sprachkenner. Nur muß er noch zulernen, daß es einen Schwirbel wenn auch nicht im Sinn von Scheitel, so doch im Sinne von Taumel, Schwindel wirklich gibt. Herr Däubler hat da gar keinen Schwirbel gemacht, sondern ein altes Wort ganz gut gesetzt. »Schwirbeln« heißt — was jener im Sanders nachlesen kann —: sich drehen, taumeln, wirbeln. Dem Schnee soll vermutlich mehr als das physikalische Wirbeln, auch die Empfindung des Taumelns zugeschrieben werden; lautlich mag es eine recht schneehafte Abdämpfung des Wirbelns sein. Herr Blumenthal hat Pech. Denn »Zirbeln« gibts auch und es bedeutet dasselbe, wie auch sogar »zwirbeln«, das die Scherzhaftigkeit zu erfinden vergessen hat. Nur »girbeln« gibts nicht. Aber den Blumenthal gibts. Er könnte mit der höchsten Lyrik genau so verfahren, wie mit jener, die er gerade angefaßt hat und deren Einzelfall eben darum meines Schutzes sicher sein kann, so gefährlich mir auch der geistige Typus erscheinen mag. Was weiß ein Berliner Witzonkel von diesen

Dingen und was gehen sie ihn an? Der Blumenthal verhält sich zur Lyrik wie der Blumenthal zu einem Blumental. Wobei das Infame ist, daß man ihn noch mit h schreiben soll und dieses nicht mehr!

* * *

Der Satz in Jean Pauls Friedenspredigt, der in Nr. 443/444 auf S. 22, 9. bis 5. Zeile von unten steht, ist wörtlich so der Reclam'schen Ausgabe der »Levana« entnommen und dürfte durch einen jener Druckfehler verstümmelt sein, die dieses schwierigste aller Genies noch unwegsamer machen, den Dichter, der sich durch Empfindungs- und leider auch Bildungskonglomerate, die oft — oder vielmehr »häufig« — seine Sätze sind, den Strom der Phantasie staut und den Schritt, welcher am fähigsten wäre, seiner Vision zu folgen, noch durch die Angeln der Fußnoten zu hemmen weiß. Die Wendung: »die sogenannte Ajüstagen« als alten grammatischen Usus anzusprechen, ist auf den ersten Blick verlockend, hieße aber den ganzen Satz zu einem Monstrum machen, da der Vergleich nicht restlos aufgegangen wäre. Es bleibt wohl nichts übrig als »die« durch »wie« und den Plural »sich erhalten« durch »sich erhält« zu ersetzen. Jener Plural ist kein Druckfehler, sondern offenbar eine Entgleisung, da ja das Verbum von »der Krone«, die verglichen wird, ausgeht und nicht von den »Blutströmen«. Der Dichter war hier offenbar durch den bessern Klang und durch die Nähe des pluralischen Substantivs verführt. Aber so schön der Vergleich ist, ganz Sprache ist der Gedanke eben doch nicht geworden, wenn der bessere Klang mit dem bessern Sinn nicht zusammenstimmt. Jean Paul wirkt manchmal so, als ob die Schöpfung an einem Wunder die letzte Korrektur versäumt hätte, etwa auch die vorletzte, und seine Drucker haben das übrige getan, indem sie es unterlassen haben. Der Schutz der Dichter gegen das Recht ihrer Verbreitung ist eine grauenvolle Sorge. Der deutsche Literarhistoriker, dem das deutsche Wort immer ein Fremdwort ist, ahnt nicht, selbst wenn er »Lesarten vergleicht«, was aus den Klassikern im Lauf jener Jahrzehnte, in denen die deutsche Bildung grassiert, geworden ist.

*

In Nr. 437—442, S. 25, 8. Zeile des Zitats, fehlt die Schlußklammer; S. 108, 5. Zeile, ist anstatt »Aiern«: *Aier* zu lesen; S. 109, 16. Zeile von unten anstatt »er«: *jener*; S. 123, 3. Zeile anstatt »Insonzofront«: *Isonzofront.*

In Nr. 443/444, S. 22, 16. Zeile von unten anstatt »gemeinen Faust und Wundentapferkeit«: gemeinen *Faust- und* Wundentapferkeit.

Nachträglich: In Nr. 418—422, S. 77, 10. Zeile von unten, ist anstatt »und — um«: *— und um,* in Nr. 426—430, S. 66, 7. und 6. Zeile von unten, sind die Worte »erwarteten uns« als gesperrt zu lesen.

* * *

Bibliographisches. ‚Neue Zürcher Zeitung' 28. November, drittes Mittagblatt:

k. »Die Fackel«, dieses Unikum von einer Zeitschrift, gewöhnlich von der ersten bis zur letzten Zeile allein von Karl Kraus beherrscht und geschrieben, zieht im Novemberheft als erlauchte Mitarbeiter Goethe, Schiller und Jean Paul heran. Karl Kraus ist, neben der eigenen Meisterschaft seiner denkenden Sprache, ein schöpferischer Arrangeur von Zitaten. Aus Goethes Sprüchen in Prosa, aus den Gesprächen mit Eckermann, aus Jean Pauls »Levana« zieht er Gedanken aus, deren Aktualität etwas geradezu Aufreizendes hat. In den satirischen Gedichten ereifert sich Karl Kraus über die »jüngsten Dichter« mit der ganzen Inbrunst seines Hasses. »Den Neubildnern« widmet er ein paar Verse, die sein ehrfürchtiges Verhältnis zur Sprache bekunden. (Es folgt das Zitat.)

»Sagen und Märchen Altindiens (Neue Reihe)«, erzählt von Alois Essigmann (Berlin, Axel Juncker-Verlag): Vorwort zum Märchen »Tilottama«.

‚Heidelberger Neueste Nachrichten', 10. Oktober:

Karl Kraus (dessen geistige Persönlichkeit in diesem Blatte von Hermann Bagusche und dem inzwischen gefallenen Dr. Hinderer vor einigen Jahren in ihren Umrissen zu zeigen versucht wurde), hat ein neues Buch erscheinen lassen: »Worte in Versen«. Den wenigen Menschen, die heute Gehör und Auge nicht verloren haben, wird mit diesem Buche der Urlaut leidenschaftlichster Wortgewalt und Verantwortung geschenkt. Es muß zu denken geben, wenn nach allem, was geschehen ist, Menschen noch imstande sind, der Betrachtung einer Kostbarkeit nur eine Stunde reiner Einsicht und Zuneigung zu weihen, und zwar in einer Gegenwart katastrophaler Geschehnisse, deren Ausbreitung noch nicht gebannt ist; es muß zu denken geben, daß über der Verwesung dieser Zeitläufte ein Gesicht wahrnehmbar wird, das Macht und Güte mitbekommen hat, ein Unheil abzuwenden. In die Umarmung dieses zornigsten und gütigsten aller Dichter weise ich die Welt! Wilhelm Stolzenburg (Newyork).

Diese Notiz wird angeführt, weil sie die einzige Erwähnung des vor fast einem Jahre erschienenen Buches »Worte in Versen« in der deutschen Presse ist, der freilich die Möglichkeit, eine Rezension zu bringen, durch die Nichtabgabe von Rezensions-

exemplaren erschwert wurde. Und bemerkt sei dazu, daß zwischen der geistigen Lebenshoffnung jenes armen Theodor Hinderer (der in Polen gefallen ist und von dem ein Freund an der Westfront mir schreibt, daß er in Heidelberg so liebevoll um die Fackel bemüht gewesen sei) und seinem Tod durch die Maschine eben jener unendliche Jammer liegt, von dem Goethe sagt: »Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!« Aber da die Zeit selbst der Mörder ist, so darf man sichs nicht genügen lassen, die Begrabenen zu beneiden, sondern muß auch so gerecht sein, die Zeit zu hassen.

* * *

Die gelegentliche Verwendung eingesandter Zeitungsausschnitte hat zu dem falschen Glauben verleitet, daß solche erwünscht seien. Das Gegenteil ist der Fall und die Einsendung der verwendbaren noch unerwünschter als die der andern, deren Beseitigung nur Zeit nimmt. Die Ansicht, daß ich zwar »alle Zeitungen lese«, daß man mich aber darin noch unterstützen müsse, ist verfehlt. Ich habe noch nie eine »gelesen«, der Haufen Schande bleibt an dem Blick hängen, der müde über eine oder zwei streift und dem im Finstern das Wesentliche, das auf Aushebung gewartet hat, nicht entginge. Ihn über dieses Maß zu beschäftigen ist nicht schwer, aber eine lästige Zumutung, der sich zu entziehen schwerer fällt. Was ich nicht gesehen habe, kann bleiben, wo es war. Auch will es scheinen, daß man mit solchen Ausschnitten aus dem gedruckten Abbild der Geistesschande sich selbst zu nahe tritt. Denn wenngleich es gut ist, daß man die Presse schon mit meinen Augen liest, möge man lieber eine andere Konsequenz daraus ziehen als mir die Fülle der Anlässe zu vermehren, die doch nur Gestalt werden sollen, wenn ich sie selbst erblickt habe; da sie doch auch dann hinreichen, um mir die Grenzübertrittsbewilligung nach einem andern Planeten erstrebenswert zu machen.

Dieser Abwehr sei wieder einmal die jeglicher Art von Mitteilung angeschlossen, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob sie einem »informativen« Zweck, ob sie der Kundgebung von Liebe oder Haß dient. Für die Zustimmung, die unausgesprochen bleibt, bin ich dankbarer, der Ausdruck des Mißfallens scheitert an der durch alle Zeitläufte der Fackel, durch alle Mißgriffe und Irrtümer unverändert bewahrten Abneigung gegen die Stimme des Gewissens, die einem Dummkopf oder einem Lumpen zugehört. Wie sogenannte »Verehrer« es mit dieser Eigenschaft vereinbaren können, von dem Wirken, das ihnen so hoch steht, Zeit und Aufmerksamkeit auf ihre Person abzuziehen, ist schwer begreiflich. Am wenigsten erwünscht ist jener zumeist freundliche Typus, der sich für den Ausnahmsfall hält und mit den Worten der Beachtung

empfiehlt: »Wiewohl ich weiß, daß Sie –, so unternehme ich es doch –«. Dem Inhalt der Fackel dient keine wie immer geartete Anregung von außen. Was Mitteilungen zur Materie von etwaigen Prozessen der Fackel anlangt, so sind sie willkommen, wenn der Absender für Tatsachen mit seinem vollen Namen einstehen kann; sonst wieder nur eine Belästigung.

Eine Zusendung von Manuskripten, gewidmeten Büchern etc. ist sinnlos. Die an den Besuch von Vorlesungen (die keinerlei gesellschaftliche Beziehung bezwecken) geknüpfte Bitte um ein »Autogramm« kann nicht gewährt werden.

Die solchen Gesuchen, Mitteilungen und Anfragen irgendwelcher Art beigelegten Marken werden gesammelt und einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

* * *

Die buchhändlerische Geschichte der Fackel ist keine Leidensgeschichte, weil mir der Sinn für Vorteil und Geltung in solchen Lebensgebieten vollständig abgeht und »die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist«, von mir nicht persönlich, sondern als Stigma der Zeit gefühlt wird. Aber wenngleich sie keine Leidensgeschichte ist, eine Humoreske wird sie dereinst doch sein, und es täte Not, rechtzeitig das Material für die künftige Lachwirkung bereit zu halten. Leider setzt mir die größere Wirklichkeit noch immer an jedem Tage so sehr zu, daß mich die Beachtung nur des kleinsten Teiles dieser selbst zur vollständigen Vernachlässigung jener kleineren Sphäre zwingt, in der sich die Zusammenstöße der offiziellen, gebildeten, kommerziellen oder sonstwie von mir mißachteten Welt mit der Fackel abspielen. Im Grunde ist ja beide Art von Bedrängung nur eine und dieselbe, und die Welt, die Krieg führt und dafür, daß sie die bessern Menschen zum Trommelfeuer verurteilt, die Inferioren durch Geschäfte entschädigt, kann ja gar keine andere sein, als jene, welche vornehme Buchhandlungen hat, wo der Kommis dem Kriegsinvaliden, der die Fackel verlangt, die Antwort gibt: »Solche Schriften führen wir nicht!« und ihm dafür ein sprühendes Witzbüchlein »Bomben und Granaten« rekommandiert. Das Tollste, was mir über die Einschätzung der Fackel noch heute erzählt wird, verwundert mich nich und kränkt mich nicht. Es ist in diesem Chaos von Hysterie, Stumpfheit, Raubgier und Elend möglich, daß man zehnmal an einem Tage, der Post bringt, zugleich als Erlöser und als Lump angesprochen wird, einmal in zehn Tagen von einem und demselben, und man müßte vor solchem Wechsel schwindlig werden,

wenn einem nicht die regelmäßige Fülle der Prospekte für Kriegsanleihe einigen Halt gewährte. Es ist möglich, daß man aus Schützengräben den Dank von Menschen erhält, die sich durch die Lektüre der Fackel »vor dem Vertierenmüssen bewahrt« fühlen, und daß Buchhandlungskommis sich weigern, den von dort Heimgelangten die Fackel zu verkaufen. Da Gedichte und Gedanken in Tabakläden, denen der Verkauf von Tabak auch heute besser anstehen würde, bezogen werden müssen, so ist ja dem alten Irrwahn über die Fackel schwer beizukommen. Das gelindeste ist noch, daß sie — wegen des roten Umschlags — ein »anarchistisches« oder mindestens ein »sozialistisches« Blatt ist, aber sie kann auch ein Skandalblatt sein oder ein Revolverblatt und sie ist — in manchen Sphären des maßgebenden Schwachsinns — noch heute Vermutungen ausgesetzt, die vor 15 Jahren, da es hauptsächlich gegen die Korruption ging, eine Schmähung waren. Es wäre gar nicht erstaunlich, wenn in einer Geistigkeit, deren Niveau von Schranzen und Zahlkellnern gehalten wird, das Gerücht ausgegeben würde, das Gedicht »Abenteuer der Arbeit« sei ein versteckter Angriff auf den Bankverein, der der Fackel keine Annoncen gibt (was nachweisbar ist). Es mag Wahnsinn scheinen, sich selbst so wütend zu kontrastieren. Aber was gibt es hier zu Lande nicht, das nicht das plumpste Beispiel überträfe, in einer Stadt, deren Wesenheit in toto nichts ist als dreckiges Gerücht — entstanden an einem Eckstein oder Kaffeehausgast. Wäre man nur das Gegenteil von dem, was die Leute von einem halten, man dürfte beleidigt sein. Aber die Leute halten einen wirklich und wahrhaftig für ihresgleichen. Und wirklich und wahrhaftig möchte ich's lieber noch sein als bloß ihr Gegenteil. Denn man muß sich eben unter dieser unwahrscheinlichsten Menschenart damit abfinden, daß man in einem Lachkabinet wohnt. Das ganze ist ein Traum und ich zweifle gar nicht, daß wenn ich zu mir komme, alles wieder in Ordnung ist und nur eine Scham bleibt, daß ich, träumend von solchem Aussatz, doch vor seinen Augen geschrieben und vor seinen Ohren gelesen habe. Um aber auf die Wirklichkeit zurückzukommen, die sich in solchem Traum erlebt, so wäre über die Stellung der Fackel im deutschen Literaturbetrieb, über die Lexika, die Literaturgeschichten, über den Arnold, über die Weihnachtskataloge, über die Fülle von Gewissen in einer Zeile der Fackel und über die Leere von Gewissen in einem deutschen Buchladen, der die Fackel verachtet,

über dies tolle, täglich marternde Nebeneinander von einem Enthusiasmus, der kaum je noch einem Lebenden mit heißerem Ausbruch zugesetzt hat, und einer vollkommenen, schäbigen, schurkisch gewollten oder stupiden Ahnungslosigkeit, viel Stoff für die künftige Humoreske zu geben. Ich arbeite an einem Wort länger als ein anderer an einem Roman und bringe doch mehr Bücher in einem Monat zustande als ein Gauner in einem Jahr. Aber zu den fünfhundert Büchern, die hinter der Fackel sind, werde ich nie gelangen. Was ich vorläufig am meisten fürchte, ist das Interesse der »Verleger« für mich. Nicht daß sie mich haben wollen, weil sie mich für einen Autor halten; das kommt auch vor und freut mich nicht. Aber sie halten mich für einen Kritiker. Sie scheinen von mir gehört zu haben; etwa daß ich Einfluß und eine Redaktion habe. Wiewohl ich nie im Leben Einfluß und eine Redaktion hatte. Die Fackel scheinen sie nie gelesen zu haben. Denn sonst wüßten sie, daß ich selbst den Krieg nicht so tief beklage wie die deutsche Literatur und daß ich die deutschen Verleger flehentlich gebeten habe, mir keine Rezensionsexemplare mehr zu senden, weil meine Bedienerin genug Papier an den Zeitungen hat, die als den pestkranken Körper der Zeit zu beachten ein Fluch mir gebietet. (Nicht sie zu »lesen«; es ist eine Fabel, daß ich das je getan hätte. Ich rieche die Zeitung. Ich werfe einen Blick auf die Beulen, und da und dort bricht es schon auf.) Ich habe die Verleger inständig gebeten, sie lassen es aber nicht. Daß die Banken keine Rücksicht nehmen und einen Einzelnen nicht mit der Kriegsanleihe verschonen können, ist begreiflich. Das Chaos, welches schon da ist, würde zusammenbrechen, wenn sie's täten, und mir ist nichts übrig geblieben, als die Redaktion des Wohnungsanzeigers (für den ich der Inhaber einer protokollierten Firma bin), um Ausmerzung meiner Adresse zu bitten, womit ich meinem alten Lieblingswunsch, im Lehmann von Peking zu stehen, um ein weniges näher gerückt wäre. Warum aber die deutschen Verleger mich aus der Liste der einflußreichen Kritiker — deren es doch sicher nicht mehr als fünfhundert Säue geben kann — nicht streichen wollen, ist mir ein Rätsel. Der einzige S. Fischer ist darin anständig. Aber die andern, alle, quälen mich, und ich muß dem Briefträger selbst die Tür öffnen, damit er einen Entwicklungsroman bei mir ab-

geben kann, und müßte den selbst wieder zur Post tragen. Ist's nicht schade um uns, mich und die Briefträger? Nun möchte ich gerne einmal ein juristisches Problem versuchen: ob es nicht nach Auffassung der Gerichte, die ja mit Recht verschiedenen sozialen Sphären eine verschiedene Ehre zuerkennen, auch Ausnahmen für Individuen gibt und ob ich nicht berechtigt wäre, mich durch die Zusendung eines Rezensionsexemplars, das für andere eine Ehre oder gar eine materielle Unterstützung bedeuten mag, beleidigt zu fühlen. Etwa durch die Zumutung des Herrn Müller in München, daß ich mich für den O. A. H. Schmitz interessieren soll; und zwar: a) durch das Ansinnen, ihn zu lesen b) durch die Idee, daß ich ihm — so schreibt Herr Müller an mich und an die einflußreiche Kritik, die das so gewohnt ist — meine »besondere Aufmerksamkeit zuwenden und ihm meine Förderung zuteil werden lassen« könnte. »Hatte schon der erste Roman des Verfassers .... bei Presse und Publikum .... so zeigt .... spannend .... farbensatt .... noch bedeutendes zu erwarten .... gewiß seinen Weg ....« In Gottes Namen, aber warum über meine Schwelle? Solche Briefe erhalte ich unausgesetzt und erfahre so häufiger als es nötig wäre, was sich die einflußreiche Kritik gefallen läßt. Achtzehn Jahre eines unbescholtenen geistigen Lebens haben nicht hingereicht, mich zur Adresse solcher Zumutungen untauglich zu machen. Wie zufrieden wäre ich, wenn die allzu findige Post in meinem Fall den literarhistorischen Vermerk, nach dem ich mit allem Ehrgeiz meiner Nerven strebe, endlich anbrächte: Adressat unbekannt!

*

Kaum war dieses geschrieben, als mich die folgende Nachricht ereilte:

Sehr geehrter Herr!

Dem Wunsche des Herrn Dr. Franz Blei zufolge erlaube ich mir, Ihnen gleichzeitig sein neuestes Werk in einem gebundenen Exemplar »Menschliche Betrachtungen zur Politik« zu übermitteln. Sie würden mich verbinden, wenn Sie diesem interessanten Werke eine eingehende Würdigung zu Teil werden lassen könnten und so freundlich wären, mir szt. ein Belegexemplar Ihrer umfassenden Würdigung zukommen zu lassen.

Mit den besten Empfehlungen — Ihr ergebener

München, den 23. XI. 1916. — Georg Müller Verlag

Wiewohl es — die Ehre ist unterstrichen — ein gebundenes Exemplar ist und die Aussicht, den Herrn Müller zu verbinden, eine verlockende genannt werden muß — es ist unglaublich, wie viel Ehrenbeleidigung in einer Höflichkeitsphrase enthalten sein kann —, wurde dem Petenten doch sofort das Folgende geantwortet:

Wien, 28. XI. 16.

An den Verlag Georg Müller, München

Wollen Sie, da die wiederholte Bekanntmachung in der Fackel — zuletzt im Novemberheft — nichts zu fruchten scheint, speziell und ein für allemal zur Kenntnis nehmen, daß Herr . . . . kein Rezensionsexemplar zu empfangen wünscht, ob es nun der Wunsch des Autors oder des Verlegers sein mag, ihm solche zuzustellen und dafür eine »umfassende Würdigung« zu erhalten, ferner daß jedes ihm zugestellte Postpaket, das ein solches Buch, gebunden oder ungebunden enthält, statt der Mühe einer Rücksendung, in den Papierkorb geworfen wird.

Hochachtungsvoll

Der Verlag der Fackel.

Was wollen die Leute? Die gewünschte umfassende Würdigung des Herrn Blei war bereits in der Glosse »Zeichen und Wunder« erfolgt. Das Ganze ist offenbar ein Mißverständnis. Ich bin nicht Leiter des Spiritus-Kartells, vermag also über Neukatholiken keine Essays zu schreiben. Aber mein Name dürfte durch die Ähnlichkeit mit »Kranz« versehentlich in die Literatur gekommen sein. Ein für allemal, ich wiederhole es, verwahre ich mich gegen den Irrtum, bei mir irgendwelches Interesse für die Geschäfte irgendwelches in Deutschland oder Österreich literarisch tätigen Zeitgenossen vorauszusetzen und die Fackel in den Kreis der für solche Interessen wirkenden Zeitschriften einzubeziehen.

* * *

Die durch die große Zeit verursachte lange Dauer der Herstellung der Fackel braucht das scheinbare Veralten stofflicher Anlässe, deren Gestaltung in keinem Fall von der »Aktualität« abhängt, durchaus nicht zu entschuldigen. Nur zu jenen Betrachtungen und Bemerkungen, die von der Figur des Herrn Sieghart

ausgehen, muß zur Beschwichtigung allfälliger kretinhafter Einwände gesagt werden, daß sie samt und sonders Anfang Dezember, also weder nach dem Sturz eines Gewaltigen, noch aus einem unmöglichen und mir nie zustehenden Wissen einer bevorstehenden Wendung, sondern im Angesicht voller Machtentfaltung verfaßt worden sind. Daß hier ein Wunsch gefühlt wird, wenn die Erfüllung schon reift, gehört zu den glücklicheren Wirkungen der Fackel, die noch nie einer Information bedurft, aber leider so selten ihr Gefühl durchgesetzt hat. Möge ihre langsame Drucklegung – mit Hilfe so weniger noch vorhandener Kräfte, die dem üppigen Bestand der täglichen Schande nachkommen sollen – noch oft bewirken, daß ihre Wünsche oder Hoffnungen erst nach der Erfüllung hörbar werden. Möge das Wort von der »neuen freien Zeit« Lügen gestraft sein, bevor es erschienen ist! Aber ich fürchte, es wird bis dahin über und über erfüllt sein und nichts unerfüllt als der Wunsch, daß es einmal anders wäre, und an jedem Tage bis dahin und weiterhin das Unerhörte die Norm sein. Wie gerne ließe ich mich in jedem Fall von der Wirklichkeit berichtigen oder beschämen und mir von ihr nachsagen, daß mein Text unwahr sei oder veraltet! Dies zu bekennen mag im gegebenen Fall umso wichtiger sein, als ich es peinlich empfinde, daß ein Wort von mir gegen einen Schlechten, das oft genug den Schlechteren Freude gemacht hat, der Freude erst nachfolgen soll. Sie mögen versichert sein, daß ich über die Luft, die sie rein finden, anderer Ansicht bin, solange sie in ihr atmen.

* * *

Der Hermann Bahr lebt, nachdem er im Gegensatz zum Papst dem Krieg seinen Segen erteilt hat, wie der Herrgott in Salzburg und hat dort klerikale Engel gefunden, die ihm auf die »Himmelfahrt« hereingefallen sind. Einer von diesen schreibt:

> . . . Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn nun auf einmal die Wiener Klique, die sich um die Fackel schart, das »Absonderliche, daß der Dichter der »Rahl« und der »Gelben Nachtigall« der Umkehr und Einkehr in die ewige Heimat der Seele das Wort redet, für Marasmus fand . . . .

Dieser Engel scheint einer der dümmsten und dreistesten zu sein. Wenn ich der Petrus wär', ich ließe den Schmierer nicht herein. Die Wiener Klique, die sich um die Fackel schart, bin ich. Ich habe aber, der ich die »Rahl« und die »Gelbe Nachtigall«

nicht kenne, nur für einen Dreck halte, nie »auf einmal« das Absonderliche der Bekehrung des Meisters »für Marasmus gefunden«, weder je etwas absonderlich noch marastisch an Herrn Bahr gefunden, sondern immer alles normal und impotent. Daß er der Umkehr und Einkehr in die ewige Heimat »das Wort redet«, weiß ich. Daß ein Mitsalzburger vor solchen Reden nicht die himmlische Geduld verliert, sondern daß er seine eigene Heiligkeit noch dem Geschäft des Herrn Bahr zur Verfügung stellt, beweist nur, daß der Journalismus, ob koscher oder katholisch, ein und derselbe Schacher bleibt. So ein Tropf hat den Mut, von jener Klique, die er um die Fackel geschart sieht, wiewohl sich um meinen Schreibtisch bei weitem nicht so viel Fiebergesichte scharen wie um einen Salzburger Wirtshaustisch, wohl den Bahr zitierend zu sagen: »Sie gehören nicht zu den umfassenden Menschen, sind *für Gott nicht begabt.*« »Für« ihn gewiß nicht. Herr Bahr jedoch ist es in hohem Grade und sein Salzburger Mitbruder auch, der also fortfährt:

Und wir fürchten sehr, der einst als der größte österreichische Dichter unserer Zeit Gefeierte hat es in den letzten Monaten erfahren müssen, *wie es um katholisches Leid in der Literatur* der *Gelgen*wart bestellt ist.

Der Druckfehler, der die Gegenwart einer Galgenwart annähert, ist nicht ohne tieferes Verdienst.

An Bahr herumkommen wird den Nagern und Nörglern freilich schwer werden.... Und darum ist es umso erfreulicher, daß die »Stimme«, *mit ihrer bescheidenen Widmung »dem hochwürdigen Herrn Pater Heribert Holzapfel in herzlicher Dankbarkeit« heute an sechs bedeutenden Bühnen zur Erstaufführung kommt. Es sind dies* die Hoftheater in Darmstadt und Braunschweig, die Schauspielhäuser in Hamburg und Düsseldorf, und die Stadttheater in Köln und Graz.

So verheißungsvoll endet dieses christliche Feuilleton. Gabor Steiner wäre auf die Widmung zwar neidig, aber stolz auf die Erfolge der katholischen Dramatik seines Autors. Das »katholische Leid in der Literatur«, von dem man geglaubt hätte, daß es irgendwie noch an die Leiden Christi anknüpfe, ist einigermaßen beruhigt, wenn es in Darmstadt aufgeführt wird. Herr Bahr verdankt dem Katholizismus innere Bereicherung; durch ihn wird dafür ein frischer Zug in den katholischen Literaturbetrieb kommen. Die frommen Christen haben immer schon geseufzt: »Einen Karczag braucheten wir halt!« — Elende Juden!

Glossen

Ich bleibe in Wien

Zu der Meldung:

Der ordentliche Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Wiener Universität Dr. Karl v. Kraus nahm den Ruf auf den Lehrstuhl des ordentlichen Professors Hermann Paul in München an. —

erhalte ich die folgende Zuschrift:

Ich wäre Ihnen für die freundliche Feststellung verbunden, daß ich mit dem Genannten weder identisch noch verwandt bin.

Karl Kraus.

* * *

Zur Vermeidung von Mißverständnissen

muß auch festgestellt werden, daß der jetzt oft genannte »Krnstock« nicht mit dem jetzt oft genannten »Kernstock«, der kein befestigter Punkt, sondern ein ehrwürdiger Kriegsdichter ist, verwechselt werden darf.

* * *

Das arme Flandern

Aus dem Feld wird mir der folgende herzige Ausschnitt aus einem Grazer klerikalen Blatt übermittelt:

Das Heftchen »Französierung in Flandern« von Paul Rhenanus (Antwerpen) entwirft ein überaus trauriges Bild der Zustände in Flandern, wie sie durch das Eindringen der französischen Sprache und Kultur geschaffen wurden. Die begüterten Klassen, das Heer, die Regierung, die Beamtenschaft, der Unterricht, das ganze öffentliche Leben ist verseucht vom französischen Geiste und französischer Unkultur, das Volk aber schmachtet im Elende. Der Verfasser sagt es zwar mit keinem Worte, aber seine Ausführungen lassen den Segen ahnen, der mit dem Einzug Deutscher naht, deutsche Sprache und deutsches Wesen diesem Volke erblühen muß. Es spricht hier ein

edles Herz, dem das Wohl und die geistigsittliche wie wirtschaftliche Erhebung seines Volkes alles gilt. Dr. Georg Gimpl.

Der vorletzte Satz allein läßt den Segen ahnen, wenn deutsche Sprache erblühen muß. Es fehlt zwar der Anschluß, aber es ist schön, daß sie da ist. Ob ein Franzose so schlecht französisch schreiben kann wie ein Deutscher deutsch, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Sicher ist, daß kein Franzose, der die französische Sprache preisen will, so schlecht auf sie schauen und so schlecht sie hören wird. Nur in Deutschland, wo das Deutschsein eine Hauptbeschäftigung bildet, wenn ihnen das »Schaffen« Zeit läßt, wo nichts so häufig besprochen wird wie das Deutschsein und wo sie deutsche Sprache nicht nur zu sprechen vorgeben, sondern auch fortwährend im Munde führen, beweist man unaufhörlich, daß niemand tiefer unter der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen steht als ein Deutscher.

* * *

Glück

(Ein neuer Rembrandt in Wiener Privatbesitz.) Während des Krieges ist ein interessantes kleines Kunstwerk in Wiener Privatbesitz gekommen. Es handelt sich, wie Gustav Glück im jüngsten Hefte der bei der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erscheinenden Zeitschrift ‚Die graphischen Künste‘ berichtet, um nichts Geringeres, als um eine vortreffliche und wohlerhaltene Jugendarbeit Rembrandts, ein kleines Ölgemälde, das seine Mutter, Neeltgen Willemsdochter van Zuytbrouck vorstellt, die ihm und seinen Schülern so oft in dieser frühen Zeit als Modell gedient hat. Ein preußischer Reserveoffizier hat das Bildchen durch einen Zufall auf dem Kriegsschauplatze in Kortrijk in Belgien entdeckt, brachte es nach Berlin, und von hier kam es durch den Münchener Kunsthandel in den Besitz eines der feinsinnigsten unter den jüngeren Sammlern Wiens, des Herrn Oskar Bondy. Es ist ein Brustbild der alten Frau in ovaler Form, das das eigentliche Original etwa eines halben Dutzend von Wiederholungen und Kopien dieses Kopfes zu sein scheint. Aus dem Studium dieser Wiederholungen hat Hofsteede de Groot schon früher geschlossen, daß ihnen ein eigenhändiges Vorbild von ovaler Form zugrunde gelegen haben muß, eine Vermutung, die durch die Auffindung unseres Bildchens zur Gewißheit geworden ist.

Denn die Ausführung hier ist von einer solchen Frische, hat soviel von der Unmittelbarkeit der Naturbeobachtung, daß an der Eigenhändigkeit kaum gezweifelt werden kann.

Nein, an der Eigenhändigkeit (der Ausführung) kann nicht gezweifelt werden, und es geht nichts über einen glücklichen Zufall. Irgendwo im düstersten Belgien — was hat nur ein Rembrandt in Belgien zu suchen, der ja doch nach Berlin gehört — ist es einem Kunsthistoriker geglückt und ein anderer kann bereits darüber berichten. Der Rembrandt ist entdeckt und der Bondy ist feinsinnig und Krieg ist Krieg. Was nur der ehemalige Besitzer in Kortrijk, der sicher keine Ahnung hatte, welchen Schatz er in der Rumpelkammer beherbergte, zu der Entdeckung sagen mag? Am Ende ist er glücklich, wenn man ihm als Entschädigung Kochs Kolossalgemälde »Die große Zeit« oder das noch größere von Vogel bietet. An jenem — im Schaufenster eines Möbelgeschäfts am Kärntnerring, welches sich bescheidenerweise eine Niederlage nennt, jedoch in Wahrheit ein Sieg ist — gehe ich öfter vorbei. Aber ich sehe mir nicht das Bild an, weil mir die große Zeit doch nicht dürftig genug ist, um nach solchen Schinken Verlangen zu tragen und solchem Koch dankbar zu sein, sondern nur die Individuen, die bewundernd davor stehen und wirklich wie Menschen aussehen. Würde man ihnen den in Belgien entdeckten Rembrandt hinhängen, so würden sie vielleicht zugeben, daß das Bild zum Mitnehmen sei, aber die kunsthistorische Mühe nicht begreiflich finden. Ich hinwiederum würde einen von mir entdeckten Koch liegen lassen, natürlich nicht weil Eigentum Eigentum ist — Krieg ist Krieg —, sondern weil ich im Gegenteil der Ansicht wäre, daß mir das Bild gestohlen werden kann.

* * *

Das ist klar

Aus Franz Oppenheimers: »Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft«:

»Man kann deutsches Blut nicht nach Gold schätzen, wie britisches Söldnerblut: aber das ist

klar, daß jeder unserer Braven, die bei Lüttich, Namur und St. Quentin ihr Blut verspritzten, dem deutschen Vaterlande Hunderttausende von Mark gerettet hat, die sonst verloren gewesen wären.«

Dieser Durchhalter war im Frieden Zionist!

* * *

Schön brav sein, Wotan

Dieses geschah Ecke Naglergasse und Haarhof.

»Schön brav sein, Wotan, und sitzenbleiben!« sagte der gutgekleidete junge Mann und sah scheu nach den Vorübergehenden, ob sie etwa Verdacht schöpften. Wer kümmert sich drum, wenn einem Hund befohlen wird, daß er sich nicht rühren soll? — Der Neufundländer blickte seinen Herrn aus den restlos gutmütigen Augen traurig an, bettelte noch ein wenig mit der Pfote, fügte sich aber, als sein Brotherr strenge Miene machte. Er saß aufrecht, knapp neben dem Eckstein, während der Gebieter rasch im Dunkel des Haarhofes verschwand. Um sieben abends war das.

Um zehn Uhr nachts saß er noch immer dort ... Auch um zwei Uhr morgens traf ich ihn auf der selben Stelle — — — — —

Der Mitleidige, der es gesehen, sich entfernt und darüber geschrieben hat, dürfte kein erheblich bedeutenderer Ehrenmann sein als der »Brotherr«, der es aufgab Herr zu sein, weil er kein Brot mehr hatte. Da er's aber doch wohl noch für sich selbst hatte, dürfte er ein Schuft sein. Das war er aber wohl schon, als er den armen Hund besaß und ihn Wotan nannte. Wenn so etwas nicht möglich wäre, wären vielleicht nie die Umstände eingetreten, die zu solch infamem Abschied geführt haben, der wohl der schimpflichste Verrat ist, welcher je an der Treue begangen wurde, von einem Kerl, der sicher auf das Durchhalten stolz ist und die Nibelungentreue über alle andern menschlichen Eigenschaften setzen dürfte. Es wird sich schon herausstellen: Je weniger Walhalla, desto mehr Brot für Wotan.

* * *

Ja!

Das alldeutsche Blatt macht sich über die Neue Freie Presse lustig, die eine Zustimmungskundgebung der »österreichischen israelitischen Union« an den Justizminister zur Bekämpfung des Kriegswuchers veröffentlichen mußte. In diesem Manifest heiße es nämlich:

. . . Auch wir verdammen mit tiefstem Abscheu dieses vaterlandsfeindliche Treiben und getreu unserem stets betätigten Grundsatze, daß unser Rechtschutz niemals ein Schutz des Unrechtes werden dürfe, verdammen wir es doppelt, wenn es von Juden geübt wird. Auch wir wünschen die rücksichtslose Ahndung dieses Frevels mit der vollen Strenge des Gesetzes ohne Ansehung der Person, des Standes und des Religionsbekenntnisses. Es muß eine scharfe Grenzlinie gezogen werden zwischen denen, welche die Not des Vaterlandes zur Ausbeutung der Bevölkerung mißbrauchen, und denen, die mit patriotischer Hingebung und Treue, mit Gut und Blut, ja oft mit dem Einsatze ihrer bürgerlichen Existenz zum Siege unserer Waffen beitragen. . . .

Diese herrliche Klimax hat das alldeutsche Blatt infolge eines tiefverwandtschaftlichen Zusammenhangs der Instinkte übersehen. Sie ist das Gegenstück zu der in den Kreisen jener Union gewiß bekannten Anekdote von dem Chef, der dem Kommis sein Sündenregister vorhält: »Daß Sie mit meiner Frau ein Verhältnis haben, das hat mir schon nicht gefallen. Aber daß Sie jetzt auch noch die Kassa einstecken, dafür sind Sie ab 1. entlassen!« Mich will bedünken, daß die Lebensauffassung dieses »ja«, welches, wenngleich nur vor dem Altar des Vaterlandes gesprochen, das lauteste, vernehmlichste »ja« ist, das in den Kreisen der Union bisher gesprochen worden ist, diese Kreise jeder Verpflichtung enthebt, gegen das Kriegsgeschäft Stellung zu nehmen.

* * *

Seid umschlungen, Millionen!

Die vierzehnte Million ist das Ergebnis des Vertrauens . . . . In diesen zwei Monaten ist das Vertrauen . . noch gesteigert worden . . . .

Wir möchten in diesen vierzehn Millionen zugleich das Vertrauen unserer Leser erkennen, daß wir auf dem rechten Wege sind . . . . etwas wie einen Gradmesser des Vertrauens zu haben . . . . Goethe hat gesagt . . . .

Immer wieder möchten wir . . . . Und wieder möchten wir . . . . nicht nachzulassen in dem Werke des Erbarmens, nicht im Stolze über das Geleistete auf der Höhe der vierzehn

Millionen auszuruhen. Der Herzog Wellington hat einmal gesagt .... In diesem Geleitwort möchten wir alles zusammenfassen .... Vertrauen auf den Sieg, Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Hand, die sich bittend entgegenstreckt, Vertrauen auf den Frieden .... stählt ....

* *
*

Was man in ihren Kreisen ausdrücklich versichern muß

Wir erhalten folgende Zuschrift:

»Wien am 24. Oktober 1916.

An die geehrte Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' 1. Bezirk Fichtegasse 11.

Für die Übersendung des Betrages von 5000 K., welcher Ihnen zugunsten der Aktion »Frühstück für die Schulkinder« aus verschiedenen Spenden zugekommen ist, beehre ich mich, meinen verbindlichsten Dank mit dem Bemerken auszudrücken, daß der Betrag der widmungsmäßigen Verwendung zugeführt werden wird.

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung zeichnet

Weißkirchner.«

* *
*

Nachklänge zur Jagdausstellung

Der neue Kaiser hat der Gewaltherrschaft des Fracks ein jähes Ende bereitet.... Und eine österreichische Besonderheit ist damit geschwunden. Denn in der ganzen Welt war der Frack als Tageskleidung unbekannt.... Man braucht sich nur etwa der feierlichen Eröffnung der Internationalen Jagdausstellung vor sechs Jahren zu entsinnen. Auf den Einladungskarten war der Frack vorgeschrieben und es wirkte beinahe grotesk, als in der glühenden Junihitze hunderte von Herren in verschwitzter Hemdbrust, bestaubten Beinkleidern, den Zylinder auf den feuchten Stirnen, dastanden, während die Kellner im kurzen Sakko einen viel erfreulicheren Anblick boten. Amerikanische Zeitungen, die über die Eröffnung ausführlich berichteten, schrieben denn auch, daß die Herren im Frack um 11 Uhr vormittags und noch dazu im Freien sehr »Funny« (spaßig) aussahen....

Aber warum wurde das damals nicht so beschrieben, sondern anders? Der einzige, der einen Gehrock hatte, war der Hirsch. Hier haben sich die Amerikaner jedes Urteils enthalten. Was sie aber sagen werden, wenn ich ihnen dereinst die Ansichtskarten vorführe, die den Hirsch hinter dem Kaiser, in den verschiedensten Stellungen zeigen! In der Glosse »Der Hirsch in der Jagdausstellung« sind sie beschrieben. Aber ich will nicht sterben, ehe ich das — im Lauf der geschichtlichen Entwicklung wird's wohl einmal möglich sein — reproduziert und im Skioptikon vorgeführt habe.

* *
*

Der Kaftan ist abgeschafft,

aber nur im Neuen Wiener Tagblatt. Jedenfalls um die Gefühle der dort beschäftigten christlichen Redakteure (ungute Gesellen) zu schonen. Denn ein echter deutscher Mann mag keinen Kaftan leiden, doch ihn verkaufen tut er gern. Darum darf der Kaftan im Annonceteil des Tagblatts nur noch »Mikadorock« heißen (was uns bei Japan nicht nützen wird), oder (da offenbar bereits ein diplomatischer Wink erfolgt ist), so sind nunmehr:

> **Für Galizien einige**
> Kleidungsstücke zu
> verkaufen. 2. Bez. Tabor-
> straße 76, T. 20. 51475

Was die Haartracht anlangt, so dürfte sie das Tagblatt dementsprechend Zopffrisur oder Behaarung für Galizien nennen, wobei es dem Kulturforscher überlassen bleibt, zu eruieren, warum man für Galizien eine eigene Ausstattung, eine andere als für andere Kronländer braucht. Das Neue Wiener Tagblatt würde ihm, wenn's finster ist, Auskunft geben können. Daß es sich im betreffenden Ressort gut auskennen muß, beweist es durch die Adressen, die im »Fragekasten« bedient werden, vor allem durch die schon am Anfang des Krieges gedruckte: »Langjähriger galizischer Flüchtling.« Ob diesem einige Kleidungsstücke offeriert wurden oder nur ein schlichter Mikadorock, habe ich nicht mehr in Erinnerung. Nur ist nicht einzusehen, warum man im Feuilleton bei Besprechung von Wiener Gebräuchen so deutlich ist, jedesmal »Messer (Mandl)« zu schreiben, während man hinten nur die vollkommen unverständliche Übersetzung bringt, zu deren Erläuterung wesentlich das Originalwort beitragen würde, also etwa: »Kleidungsstücke für Galizien« (Kaftan).

* * *

Der einzelne Herr und die Persönlichkeit

Ein hochangesehener Wiener Advokat sucht (so schreibt die Arbeiter-Zeitung) für seinen Schwiegervater, einen vierundsiebzigjährigen Witwer, eine Köchin. Es wird folgende Annonce durch die Tochter des alten Herrn dem Ankündigungsbüro der »N. Fr. Pr.« übergeben:

> Bessere selbständige Köchin für alles zu einzelnem Herrn für dauernden guten Posten gesucht. Zeugnisse und gute Nachfrage Bedingung. Vorstellung 9 bis 11 Uhr (folgt Name und Adresse).

Die »N. Fr. Pr.« verweigert die Aufnahme aus »moralischen« Gründen! Es gehe nicht an, eine Köchin für einen »einzelnen Herrn« zu suchen! Es mußte eine Umredigierung der Annonce vorgenommen werden, die nun in der Nummer vom 31. Oktober in der Fassung erschien, daß eine bessere Köchin nicht »zu einem einzelnen Herrn«, sondern zu einer »Persönlichkeit« gesucht wird. Ein Blatt, das täglich Kuppelannoncen bringt und das seine Meinung jederzeit für den feilgehalten hat, der dafür am besten bezahlte, hat plötzlich sittliche Bedenken, daß sich ein alter alleinstehender Mann eine Köchin nehmen will! Soll man über diese Heuchelei lachen oder sich ärgern?

Von Heuchelei kann gar keine Rede sein, dazu ist sie zu dumm; es geschieht nur aus Stupidität. So unglaubhaft es klingt dieser fühllose Apparat, der scheinbar von einem starren Willen zur Lumperei bedient wird, unbeirrbar und keiner andern Überredung zugänglich als der der Habgier oder Rachsucht seines fürchterlichen Besitzers, gehorcht manchmal dem Einfluß der – hier reicht der Gedankenstrich wirklich bis ans Wunder — der Fackel. Und zwar aus jener Dummheit, die neben der »Verderbtheit« als eine Komponente des Wesens der Neuen Freien Presse nicht zu unterschätzen ist. Der Horror vor jenem »einzelnen Herrn« auf der letzten Seite, der doch viel sympathischer ist als die »Einzelheiten« des Leitartikels, ist wirklich die Eigentümlichkeit einer Administration, die sich noch keiner dreckigen Zumutung, insbesondere keinem Herrenabend-Bedürfnis gesperrt hat, und mir wird ein ganz ähnlicher Fall mitgeteilt, wo dem im redaktionellen Teil humoristisch gehätschelten Junggesellen der Rat erteilt wurde, sich für eine Persönlichkeit auszugeben, weil — »weil uns sonst wieder die Fackel angreift«! Dieser verirrte und vergebliche Gehorsam, der meinen Beifall mit »Persönlichkeiten« zu gewinnen hofft, die ich wenn nicht moralisch, so doch geistig viel anstößiger finde als die einzelnen Herren, ist ein fast rührendes Symptom jenes manischen Zustands, dessen Exzessen sich dieses Österreich taub unterworfen hat. Einer der größten geistigen Gewalttäter, die je aus der Hölle der Druckerschwärze hervorgebrochen sind, um das Leben zu vergiften, krümmt sich plötzlich unter meinem Tritt und sagt: »Ich weiß schon, er hat nicht gern, wenn wir einzelne Herrn bringen!«

* * *

Der tägliche Wettstreit

Herr in hoher gesellschaftlicher Position, hat Gelegenheit erstklassige Herren in allervornehmste Damenkreise mit Vermögen von nachweisbar 100.000 Kronen bezw. Millionen als Freund einzuführen. Es melden sich nur Herren, die selbst vermögend u. der ersten Gesellschaft angehören unter Chiffre »Oberste Schichten« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes.

Franz Davidovics
Vermittlung vornehmer Ehen
Budapest, V., Visegradi-utca 23
Glänzende Vormerkungen aus Wien und aus ganz Österreich.

Herausgeber: Moriz Benedikt.

Einer von dreien tut's aus Freundschaft.

* *
*

Sind wackre Nürnberger!

».. . Ich sehe dich vor mir, wie du in unsere Arbeitsstube tratest, jenes sonnige Lächeln auf den Lippen, das Freude bereitet und Behaglichkeit. Dann führtest du den alten Spruch der deutschen Handwerkerinnungen gerne im Mund: Ich grüße das Handwerk! Das durftest du, Meister, der du unser Handwerk geadelt hast .... die »Neue Freie Presse« grüßt dich zum letztenmal! ...«

* *
*

Was es alles gibt

Aus einem Katalog ist zu erfahren, daß in der Leipziger »Bugra« — dieser wüste Name deckt eine wüste Sache: die »Buch- und graphische Ausstellung« — eine »Kapelle des Verlags Diederichs« errichtet war, jenes Verlags, dem die Wiedererweckung des Christentums zu danken ist. Das ist aber noch nicht alles. In der Kapelle waren die Schriften der Grete Meisl-Heß ausgestellt.

* *
*

Einer der Ärgsten

Den Emil Ludwig — man wird doch nicht glauben, daß ich den Sinn für die rein dichterische Materie des Lebens eingebüßt habe — stelle ich mir gleich jenem Breslauer Ästheten im »Traum ein Wiener Leben« schwarz vor wie einen Bechstein-Flügel und einen edlen Ton habend, vorzüglich auf Adagios gestimmt. Ich bin auch überzeugt, daß er identisch mit jenem ist, der bei der Ankunft in Wien den Gepäckträger gefragt hat: Ach, kann man hier Hodlers sehen? Trotzdem schickt er sich vorzüglich in die Reportage des Weltkriegs, da man in den verschiedenen Hauptquartieren Stimmungsmenschen wie im Hinterland einen Bissen Brot braucht. Gehört er doch zu jenen neuen Reportern, die, was der älteren Schule an Hauptwörtern gefehlt hat, durch Adjektive zu ersetzen imstande sind und darum auch bei S. Fischer erscheinen können, im Frieden als Globetrotter, nunmehr als Frontwanderburschen beliebt. Unentbehrlich durch und durch, wird solch einer manchmal, wenn er schon seine Meriten in Schützengräben hat, wo er mit den Soldaten das Essen teilte, von der Redaktion auch der Kriegsberichterstattung enthoben und in eine Stadt gesetzt, der er, wenn es gerade Wien ist, einmal in der Woche gemütlich, aber doch bißchen von oben herab auf die verbündete Schulter zu klopfen hat. Der Emil Ludwig, der dazu sehr geeignet ist, weil er wie die Wahrheit in der Mitte, nämlich in Breslau zuhause ist, und von dem ich nur nicht verstehe, warum er sich eigentlich Ludwig nennt, da er doch eigentlich nicht Löwy, sondern Cohn heißt, sich also mit viel mehr Recht Chlodwig nennen könnte, ist nunmehr berufen, für Berlin über Wien zu singen und zu sagen. Natürlich macht er sich vor allem über das Wiener Telephon lustig, was aber unmittelbar zur Folge haben kann, daß ich mich des Wiener Telephons annehme, weil zwar ich das Recht habe, den hiesigen Individualitäten die Organisation als unerreichbares Ideal vorzuspiegeln, keineswegs aber ein Berliner oder gar ein Breslauer Ästhet, gegen dessen Berührung ich noch heute jeden auf der Wiener Straße liegenden Dreck zu schützen bereit bin. Natürlich ist das Wiener Telephon, so entsetzlich es ist, noch immer besser, als Herr Ludwig spricht, hört, denkt und schreibt.

Man hebt den Hörer ab und wartet. Es meldet sich niemand. Man hängt ihn zwei, dreimal aus, ein und wieder aus und wartet wieder.

Absolute Stille. Man entdeckt einen Knopf und drückt. Die Ruhe eines Friedhofes. Ein Kenner kommt und belehrt: Knopf drücken, während der Hörer hängt, sonst geht es nicht. Man übt es, schließlich rasselt es drinnen, und eine Stimme löst sich aus dem Dunkel: Welche Nummer?

Bitte 23 981.
23 981? Ja?
Jawohl, 23 981.

Somit hätte sich also die Wiener Telephonistin ausnahmsweise korrekt preußisch benommen, während sie doch einem Wiener Rufer, der 23 981 verlangt hätte, unfehlbar mit der Frage »31 169?« begegnet wäre, und Herr Ludwig hat sich wienerisch aufgeführt, indem er ihr und dem Apparat die Schuld gab, daß er den Knopf erst »entdecken« und überdies noch die Belehrung eines »Kenners« annehmen mußte, daß er den Knopf zu drücken habe, während der Hörer hängt, weil es sonst nicht geht. Als ob die Berliner Automaten von selbst gingen, auch wenn man nicht auf den Knopf drückt! Was aber geschieht weiter?

Keine Antwort mehr, aber auch keine Meldung. Statt dessen fängt plötzlich ein hoher, stechender Ton an aus der Muschel zu singen. Pause. Tempo piu moto. Höchst ärgerliche Wiederholung von Knopf und Hörer, zwei Anfragen, zwei Antworten, wieder Pause, wieder der hohe Ton. Schließlich beginnt das unsichtbare Fräulein eine mystische Prüfung, wie beim Maeterlinck: Was hören Sie? Wie? Was hören Sie? Ich höre einen singenden Ton! Ist er hoch? Ja, er ist hoch. Sticht er? Er sticht. Dann ist die Nummer besetzt!

Die Telephonistin hat also ausnahmsweise ganz korrekt und bündig einem Provinzler technische Anleitungen, die er ablesen sollte, extra beizubringen versucht. Herr Ludwig aber will, man denke, dem Wiener Bankverein telephonieren und er teilt dem Berliner Publikum mit, daß ihm das nicht gelungen ist. Dann erzählt er etwas von einer großen Fermate und von Fortissimo. Wir werden gleich beim Adagio aus »Traum ein Wiener Leben« sein, wo aber der Breslauer Wien gegen mich verteidigt, während ich in wachem Zustand natürlich Wien gegen den Breslauer verteidige. Er beklagt sich darüber, daß »ein Rasseln wie beim Keuchhusten« bedeute, »daß die Nummer frei sei«. Für Ästheten aus Breslau, die sich in einem Gespräch mit der Telephonistin maeterlinckisch benehmen, sollte der Automat Töne von Debussy bereit haben, sonst kommen wir im befreundeten Ausland übel weg. Die Frechheit der Leute, die hier

norddeutsche Kriegslieferungen vertreten oder journalistisch eine der beiden Schultern zu repräsentieren und die andere zu begönnern haben, geht denn doch in jenes Aschgrau, das aus der fortwährenden Vermischung von Landesfarben entsteht. Herr Emil Ludwig hat aber nicht nur die Aufgabe, uns für die Vossische Zeitung ulkig oder niedlich zu finden, sondern auch in der Neuen Freien Presse schlichtdeutschen Ernst an den Mann zu bringen. Was lag also näher, als — wieder ein Adagio — »in memoriam Tschirschky« etwas zu unternehmen? »Er ist auf der Bresche gefallen«, beginnt er innig. Zwar nicht im Krieg, aber doch nach wochenlangem Verkehr mit Herrn Ludwig, einem jener Reporter, denen es allen üblen Erfahrungen zum Trotz gestattet ist, auf den Botschaften ein- und auszugehen, während doch die Beschränkung auf das letztere wahrhaft kulturfördernd wäre und die Frage: »Haben Sie nicht den kleinen Ludwig gesehen?« sich gleich nach seinem Eintritt von den Lippen der dort Beschäftigten lösen müßte. Herr Ludwig also ist dem verstorbenen Botschafter erst seit einigen Wochen »und doch oft genug begegnet«.

Wer ihn kennen lernte, konnte die Höhe seiner Kultur rasch an der gelassenen Art abschätzen, in der er über den Feind sprach. Bald vertiefte sich dieser Eindruck. In dem letzten Gespräch, das ich mit ihm führen durfte, kam die Rede auf die Freundschaft zu den Tieren, und als man mit Befremden von Goethes Abneigung gegen die Hunde sprach, entwickelte er hieraus einen tiefen Gegensatz von Goethe zu Bismarck und begründete ihn auf die geistigste Weise.

Das Gespräch scheint also wieder dem Feind, nämlich der Fackel gegolten zu haben, wenn Herr Ludwig es nicht vorgezogen hat, den Gegensatz von Goethe und Bismarck in der Ansicht über Hunde als seinen eigenen Gedanken auszugeben. Da hätte der Botschafter ihm aber ins Wort fallen und ihn fragen sollen: »Apropos, weil Sie gerade vom November-Heft der Fackel nicht sprechen, haben Sie die Glosse ‚Der Allerärgste' gelesen?« »Nein, Exzellenz, die ist ja konfisziert.« »Ach ja, richtig, ich meine aber auch nicht die, sondern die Glosse: ‚Einer der Ärgsten.'« »Die habe ich auch nicht gelesen.« »So, aber glauben Sie nicht, daß Goethe und Bismarck doch etwas gemeinsam hatten?« »Das wäre, Exzellenz?« »Die Abneigung gegen Journalisten!«

* * *

Ein Unhold

[Wüllner liest »Tristan und Isolde«.] Er saß in dem weiß und grünen Sessel eines kleinen Raumes, eine Hand an der Stirn, in der andern das Buch und summte das Lied des jungen Seemannes, mit dem die Oper beginnt. Ringsum saßen zwanzig Damen und Herren, dort oben in der kleinen Kohlmarktwohnung, die er bald mit seiner Stimme sprengte ... Diesen ersten Akt nahm Wüllner beim Schopfe und riß und schüttelte ihn, daß der Oper selbst Hören und Sehen vergangen wäre .... und sammelte seine Zuhörer, die in der Pause plauderten, durch die leise hingesummten Töne des Hirten von Kareol auf die anmutigste Art; es war rührend, stolz und bescheiden .... bis er, im prachtvoll metallenen Tone, die ganze Handlung endlich in die Worte zusammenriß: Wehre dich, Melot! ...

Und ich der Landgraf komm' zu so was nicht! — Hätte ich gesagt, wenn er Tannhäuser geschüttelt hätte. So kann ich nur sagen: Wehre dich, Melot! Aber im Ernst: unter allen Podiumkrakehlern, denen seit Strakosch das Publikum, einfach aus reklamegeleiteter Dummheit, zugelaufen ist, dürfte dieser rhapsodisch erwärmte Gymnasialprofessor der uninteressanteste sein. Man sollte es nicht für möglich halten; aber selbst die Entlarvung einer Nichtpersönlichkeit bei Rampenlicht hat dieser Wüllnerei kein Ende gemacht. Man würde doch glauben, daß der König Lear — ein Ober-Medizinalrat, der nicht ausstudieren wollte, in hohem Alter einen psychiatrischen Kurs durchgemacht und sich dabei die Paranoia zugezogen hat — allein genügen würde, um auch alle Rezitationsversuche zu einer ungetrübten Quelle der Heiterkeit zu machen; daß selbst wenn ein Sonnenthal nie gelebt hätte, das Abhüpfen dieses Doktors, der nach dem »sa, sa, sa, sa!« noch mit Fistelstimme die Worte draufgibt: »Ich bin ein Keenig, ich bin ein Keenig, ein Keenig, ein Keenig, ein Keenig —«, eine ehedem theaterkundige Stadt so zum Lachen bringen müßte, daß der Unhold auf dem Podium nicht mehr den Mut zu Brusttönen fände. Oder die Wahrnehmung, daß er Shakespearesche Metaphern mit Gesten unterstützt, z. B. die von den Augen, die »wie Kannen« gebraucht werden, »des Herbstes Staub zu löschen« mit einer Handbewegung, die ein gründliches Löschen garantiert. Ich habe mich von Wüllner-Rezitationen ferngehalten, weil ich einiges von Vortragswirkung zu verstehen glaube, die Nichtwirkung wie einen Krampf spüre und fürchten müßte, durch eine

Explosion den Kunstgenuß des Publikums zu stören; mache aber kein Hehl daraus, daß ich schon im ersten Zwischenakt der »Lear«-Aufführung durch einen kräftigen Zischlaut das Urteil von Publikum und Presse in die richtige Bahn gelenkt und dem Andenken Sonnenthals jenen Respekt erstattet habe, den eine theaterfremde Galerie durch jähe Wüllner-Begeisterung verletzt hat. In die kleine Kohlmarktwohnung, die, wenn nicht alles trügt, das Buen Retiro jenes weltläufigen Heller ist, bin ich nicht zu bringen. Doch habe ich natürlich nichts dagegen, daß Wüllners Stimme sie sprengt.

* * *

Ein unzuverlässiger Historiker

»Über Piccaver, der jetzt in Berlin singen wird, schreibt Felix Salten im ‚Berliner Tageblatt': ‚. . . . Und diese kunstreich durchgebildete, diese mühelos in Kraftfülle aufleuchtende Stimme bezaubert uns nun in ihrer edlen, ernsten Pracht seit drei vier Jahren — ich weiß eigentlich nicht mehr genau, wie lange. Denn er war eines Tages berühmt. Man erzählte von ihm, er sei von einem Prager Kapellmeister irgendwo als Chorsänger entdeckt worden, wenn ich nicht irre, in Leipzig, habe dann ein paar Jahre unter Angelo Neumann und Teweles in Prag gesungen, bis man ihn schließlich an die Wiener Hofoper rief. Wann das war, wüßte ich nicht zu sagen. Ich erinnere mich nur, als wäre es erst kürzlich gewesen, daß es eines Tages hieß, man müsse »den Piccaver« unbedingt gehört haben — —'«

Und ich hätte geglaubt, das Trommelfeuer!

* * *

Die letzten Dinge

. . . Salten . . . ausverkauft . . . gerade in Zürich weilte . . . . feinsinnig . . . . Beobachter . . . . Menschlich-Allzumenschliche des Lebens versteht und mit feiner Ironie belächelt . . . . kluge Worte über die letzten Dinge des Seins findet . . . . mit wachen Sinnen hinter die tiefsten Dinge zu blicken versteht — —

Daß man dort hinten auch nicht Ruhe haben soll, ist arg. Es ist eine gruselige Vorstellung, endlich anzulangen und auf den klugen Blick des arrivierten Herrn Salten zu stoßen, der, nicht zufrieden das Allzumenschliche zu belächeln, auch noch vom Jenseits

Tantièmen bekommt. Ohne Kontumaz hat man ihn hineingelassen. Mag sein, daß er dort nur geweilt hat, um von Johann Strauß die Zustimmung zur Umarbeitung seiner lieben unvergeßlich schlechten Texte zu erlangen. Aber dann hatte er abzufahren und uns ruhig sterben zu lassen, ohne von ihm treffend beobachtet zu werden.

* * *

Die vorletzten Dinge

hat er im irdischen Jenseits, in der Schweiz, betrachten dürfen:

In den hellen Straßen dieser Stadt, die immer wie von irgendeiner Festlichkeit überschimmert sind, surren die Autos und haben schöne, neue Gummireifen. Auf dem Frühstückstisch gibt es Butter in märchenhafter Menge, Eier, so viel man will, »mürbe« Kipfel und Semmeln. Ganz wie im Märchen ....

Aber im Märchen gibts nicht nur Autos mit schönen, neuen Gummireifen, Butter, Eier und mürbe Kipfel, sondern noch anderes.

Zuerst ist man über die schlanke, goldblonde Engländerin betroffen .... ist über die eleganten, jungen Engländer betroffen, die da, von Gesundheit und laut lachender Fröhlichkeit strahlend, mit ihren Bullies spielen .... Dann sieht man französische Kokotten wieder .. sieht die Operetteneleganz italienischer Lebemänner, die breite Behaglichkeit reicher Russen. Und sie alle, die Russen und die Italiener, die Pariser Kokotten und die blonden Engländerinnen, wirken ungefähr so wie die mürben Kipfel, die man nach langer Zeit wieder auf dem Frühstückstisch findet.

Alles wie im Märchen. Aber da Engländer, Franzosen, Italiener und Russen doch auch Krieg führen, so muß es doch auch Österreicher und Deutsche in der Schweiz geben. Natürlich gibt es solche und sie sind so, daß wieder die andern »über« sie betroffen sind. Sie nennen sich im Hotel zumeist Baron, aber man sieht auf den ersten Blick, daß sie es im Grunde nicht sind, was sie jedoch gar nicht geniert, was wieder den andern auffällt. Sie bemühen sich fashionabel auszusehen, können aber nicht verbergen, daß sie sich fortwährend über alles, über einander und über sich selbst betroffen fühlen, was sie, wenn sie unter sich sind, nachdem sie einander daran erkannt haben, daß sie sich nicht zu erkennen geben wollen und vor einander genieren, auch mit dem schönen Wort »betroppezt« bezeichnen. Herr Salten ist nun als ein Bote aus der Heimat unter

ihnen erschienen, der ihnen Mut macht, sich auf sich selbst zu besinnen. Und niemand geringerer als Rudolf Lothar, der in der Schweiz weilt, lang weilt, aber nicht weil in Deutschland Krieg geführt wird, sondern weil dort im Frieden Theater verkracht sind, und der mit einem Diplomatenpaß, also ohne Scherereien, zwischen Zürich und Wien hin- und herrollt, hat es unternommen, ihn den Schweizern vorzustellen. Er hat ihnen erzählt, Salten »sei von der Zeitung zur Literatur gekommen«, er sei aber »in erster Linie Dichter«. Der Dichter in ihm habe vom Journalisten die Fähigkeit gelernt, »Menschen und Dinge rasch zu begreifen«. Auch könne er in jedem beliebigen Stil schreiben. »Ein Kritiker«, sagt Lothar, »bemerkte von ihm, er könne schreiben wie Schnitzler, wie Bahr, wie Maupassant, wie Turgenjew.« Es scheint ein boshafter Kritiker gewesen zu sein, der geradezu den Schmock aus Freytags »Journalisten« zitieren wollte, Herr Lothar aber meint es ganz ernst. »Die Wiener Poeten», erklärt er den Eidgenossen, »haben alle eine Seele von Wachs, und weil sie das Herz und die Hand einer Frau haben, so bewahren sie ihre feminine Weichheit ihr Leben und ihr Schaffen lang.« Das ist richtig und deshalb schreiben sie auch so schöne Kriegsgedichte. Salten aber sei nicht nur feminin, sondern auch maskulin, er sei »in der Schule Maupassants hart und stark geworden«, in dieser Schule »wurde er — er selbst«. Das ist gewiß keine Überschätzung. Lothar rühmt mit Recht Saltens »große Empfänglichkeit für alles, was er las und und was er in sich aufnahm«, ja er hat sicher noch mehr aufgenommen, als seine Leser ahnen, aber anderseits ist er — eben weil er auch von Maupassant empfangen hat — »von allen Dichtern Österreichs heute wohl der männlichste«. »Nur ein Mann mit starker Faust kann so sicher zeichnen«, sagt Lothar, wiewohl wir doch eher vermuten würden, daß nur ein so sicherer Zeichner einen Schützengraben auskehren könne, was häufig verlangt wird. Endlich versichert Lothar den Schweizern, daß sie nirgends besser das oft berufene Antlitz Österreichs, auf das ja die Welt spitzt, sehen können als wenn sie Saltens Werke lesen. Namentlich das eine, welches das österreichische Antlitz schon auf der Stirnseite führt und die Stirn vom österreichischen Antlitz hat, sei »ein unübertrefflicher Führer um die Seele und das Herz der Monarchie.« Dieser magere Ersatz für den Fremdenverkehr, von dem doch

hauptsächlich wieder ein Berliner Unternehmer profitieren soll, dürfte aber auch den Reisenden nicht genügen. Lothar versichert zwar, daß Salten wie kein anderer berufen sei, »uns«, nämlich Lotharn und den Eidgenossen, ein Bild von Grillparzer zu entwerfen, und es sei eine famose Idee gewesen, ihn nach Zürich zu rufen, »denn er gehört in Wahrheit zu den repräsentativen Männern Österreichs. Das Beste, was Österreich seinen Kindern mitzugeben vermag, spiegelt sich in seiner Prosa«. Aber die Eidgenossen, die die Empfehlung lesen, dürften schwören, es sei von Grillparzer die Rede und nicht von Salten, und hinterher enttäuscht sein. So sollte man wenigstens glauben. Freilich hat ein solcher, der über den Vortrag referierte, anerkannt, er zeuge von »einer feinen Art von Geist, die gerne einmal dem Geist Goethes, Hebbels, Beethovens und Grillparzers den Vortritt läßt«. Diese ausdrückliche Anerkennung der Bescheidenheit des Herrn Salten beweist doch, daß man in der Schweiz gegen das österreichische Antlitz trotz den peinlichen Konterfeis, die den Zürchern davon geboten werden, keineswegs voreingenommen ist. Tatsache ist ja auch, daß die Herren Salten und Lothar es mit Rücksicht auf den Mangel an einem Grillparzeroriginal in durchaus entsprechender Weise vertreten, und kein Zweifel besteht, daß die österreichischen Behörden, die mit Recht sich die Leute ansehen, die sie heute über die Grenze lassen, und gewiß für eine würdige Vorstellung des österreichischen Standpunkts im neutralen Ausland besorgt sind, schon von selbst wissen, welche derzeit die repräsentativen Männer Österreichs sind. Die Barone in den Kurorten lassen sich schwer zurückziehen; aber in der Wahl jener, die man hinüberläßt, hat man eine glückliche Hand.

* * *

(Geschrieben Anfang Dezember)

Zu den mächtigsten Männern Österreichs

gehört außer dem Emanuel Edlen v. Singer und der Schalek heute der Sieghart, dessen Aufstieg vom schlichten Kantorssohn aus Troppau zum Gouverneur der Bodenkreditanstalt und größerer Reiche nicht nur ihn selbst, sondern auch die Zeitgenossen mit

staunender Bewunderung erfüllt, die sich zwischen der Anerkennung des »Weit gebracht« und der Besorgnis »Er kann Ihnen schaden« kopfschüttelnd hin und her bewegt. Ich bin mir nur zu sehr bewußt, daß das alles seine Richtigkeit hat und daß der Herr Sieghart nicht nur die Macht hat, zu Tantièmen zu begnadigen, sondern auch zum Tode zu verurteilen. Denn als einem genauen Kenner der jetzt wieder aktuellen Apokalypse ist es mir nur zu gut bekannt, daß aus dem Reiche des Schlundes Heuschrecken über die Erde kamen, welchen Macht gegeben war, wie die Skorpione auf Erden Macht haben, und waren wie Rosse zum Kriege gerüstet und auf ihren Köpfen hatten sie wie Kronen von Gold und ihre Gesichter waren gleich der Menschen Antlitz und hatten Panzer wie eiserne Panzer und ihre Zähne waren wie die der Löwen und ihre Schwänze waren den Schlangen gleich und hatten Häupter und mit diesen schadeten sie. Und die Zahl ihres Geldes war zweihundert Millionen, ich hörte ihre Zahl . . . Der perfekte Sieghart soll nur einmal eine Enttäuschung erlebt haben, als er in jenem Walde, in dem die Glückspilze wachsen, an eine durch ihr Echo berühmte Stelle kam, den Ruf probierte: »Die Baronie!« und die Antwort bekam: »—nie!« Da der Name Sieghart sehr glücklich, als ein wahres nom de guerre und schon im Hinblick auf die große Zeit gewählt erscheint, so mag es ihn verdrossen haben, daß der Mensch auch unter dem Namen Singer edel, hilfreich und gut werden kann, und darum verlangte es ihn, gleich auf einer höhern Sprosse der Aristokratie, die ihm ja unter allen Umständen untertänig ist, anzulangen. Da aber der Fortschritt, der Barone, Grafen und Fürsten zu Verwaltungsräten gemacht hat, gleichwohl nicht die Gewure hat, eben diesen die Vorurteile der Geburt auszureden, so dürfte sich, um den fortwährenden Verwechslungen ein Ende zu bereiten, kein anderer Ausweg finden lassen, als die beiden mächtigsten Männer Österreichs zu fusionieren und mit Rücksicht darauf, daß bei dem einen durch die Nobilitierung der Vorname »Mendl« vakant wurde, die Gestalt eines »Mendl von Sieghart« zu schaffen, was doch geradezu auf eine Abkunft aus »Ottokars Glück und Ende« hinweisen würde. Bliebe nur noch für die Schalek zu sorgen. Aber die stellt ihren Mann auch ohne Ritterschlag und ihre Lichtbilder vom Isonzo um Gottes Lohn.

Dorten

Sehr geehrter Herr Karl Kraus,

Es tut mir vom Herzen leid, Ihnen diesen Brief schreiben zu müssen.

Es ist durchaus richtig, was Krausphilologen behaupten: »Sein Wort wächst mit der Nichtigkeit des Anlasses«. Müßte demgegenüber der Anlaß nicht geradezu hochmütig werden, dem der Vers gilt:

»Denn wer nur am Worte reibt sich«?

Ist es möglich, hat der Verfasser der »Chinesischen Mauer« u. des »Prozeß Veith« diese Zeile drucken lassen, die vor den Presber und Leipziger keine andere Tugend voraus hat, als das Ungeschick? Der Besessene der Sprache schreibt folgende zwei Verse?

»aus dem Orkus in das Café Arco,
d o r t e n, Freunde, liegt der Nachruhm, stark o«

Ist das wirklich die Sprache dessen, der die Sprache an allen jenen rächen will, die sie sprechen? Das ist gewiß ein Mysterium. Ich glaube, der Anlaß ist Ihnen nicht gewachsen.

Mit der Peinlichkeit dieses Kunstwerks fällt aber leider auch die Unantastbarkeit eines menschlicheren Problems in sich zusammen. Ich schicke voraus, daß mich gerade dieses Problem an sich wenig interessiert, daß ich im Gegenteil derartige Sittengerichtssitzungen nicht mehr als andere Gerichtssitzungen achte, aber gerade Sie haben ja öfters den bürgerlichen Komment zitiert.

Ich weiß nicht, ob es von einem besonderen Feingefühl zeugt, wenn ein Gast an die Adresse des gemeinsamen Hausherrn eine Melancholie über einen anderen Gast richtet, die aber, eher eine maskierte Cholerie, den fast hörbaren Refrain hat: »Wozu lädst du den noch weiter ein?« An diesem Taktbeweis ändert, wie ich glaube, auch die Tatsache nichts, daß der Hausherr die Bereitwilligkeit hatte, für den melancholischen Gast in einem Nebenzimmer decken zu lassen. Ferner dürfte es auch kein Milderungsgrund sein, daß jener Hausherr den zweiten Gast hochhält unter den Leuten seiner Gesellschaft, mit ihm verknüpft ist durch manches Opfer und in ihm zugleich einen Freund und eine Stütze seines Hauses sieht. Wenn der Hausherr auch noch so sehr im Irrtum ist, wäre das kein Milderungsgrund. Schließlich muß man noch bedenken, daß dieser Hausherr den verlästerten Gast gebeten hat, ihn beim Hausbau zu beraten, und daß dieser es war, der mit Herzlichkeit, guten Wünschen und Worten die Einladung dem andern Gaste überbracht hat, die der Verfasser der Chinesischen Mauer und jener zitierten Verse doch annahm!

Es soll damit nur bewiesen werden, daß das Bewußtsein des Gastes im Nebenzimmer recht unkontrolliert ist, was ich ihm weniger übelnehme, als die Tatsache, daß er das nicht einsieht und nie einsehen wird.

Ich prophezeie ihm aber, daß dieses Bewußtsein, wenn es in seiner unbewußten Tiefe unsicher ist, ihm immer den Streich lächerlicher Verse spielen wird. An seinen Früchten werde ich ihn erkennen.

Im übrigen wird, Karl Kraus (der Sie die Chinesische Mauer geschrieben und die Worte: wer an der Sprache reibt sich, auf Leipzich gereimt haben) Ihr Haß einseitig bleiben.

Feldp. 431. 25./11. 16. Franz Werfel.

Daß Gewure auf deutsch die Kraft heißt, weiß man schon aus jener getadelten »Melancholie« und hätte damit zum Verständnis der Weimarischen Richtung in der neueren deutschen Lyrik genug profitiert. Vielleicht war es aber noch nötig, auch zur besseren Einfühlung in den Euripides zu erfahren, daß χούτζπη auf deutsch Frechheit heißt. Diese nun unternimmt ihre hoffnungslosen Versuche immer dann, wenn sich herausstellt, daß ich, was so oft im Lauf der letzten zehn Jahre der Fall war, in der Entwicklung eines hochbegabten Literaten zurückgeblieben bin und plötzlich nicht mehr imstande war, seine leidenschaftliche Verehrung für mich zu teilen. Ich kann wahrhaftig die Enttäuschung eines jungen Dichters viel besser nachempfinden als er ein Goethesches Gedicht, und ich könnte daraus doch nur klappernde Verse machen, von denen er mit Recht behaupten würde, sie seien nicht meine Sprache — nur wäre der Unterschied eben der, daß ich mich in solchen Erlebnissen parodistisch einstellen müßte, wobei also meine Sprachschöpfung im Geräusch der niedrigeren Region wirkte, während sein Formtalent sich mit dem Pathos der höheren Sphären anfüllen darf. Der Franz Werfel ist zweifellos der weitaus glücklichste von allen Zauberlehrlingen des Wortes, die heute Wunder »auch« tun, und zum Glück zeigt er sich in seinen Gedichten noch informierter über das Mysterium als in seinen Briefen. Von allen Stationen, die ich auf der Höllenfahrt durch das literarische Scheinmenschentum durchzumachen hatte, war die Bekanntschaft mit dem jungen Werfel sicherlich eine, deren Schein von der Sonne schien und die eine zeitlang die Echtheit des »schönen strahlenden Menschen« zu versprechen schien. Aber es ist nun einmal das Verhängnis der Erscheinungen, deren Materie der Glanz ist, daß dem Betrachter

im Augenblick, und wie durch diesen selbst, der gesehene Schein sich in den erkannten Schein verwandelt. Denn was die Natur dem Schmetterling und der Frau als tragischen Vorzug gewollt hat, bleibt im Reich des Geistes nur ein trauriger Defekt. Daß ich nun der Mann war, solche Unstimmigkeiten mit der Schöpfung durchproben zu müssen und dann verwerfen zu können, daß von mir angezogen wurde, was von mir abzustoßen war, durfte die Generation zwar jeweils enttäuschen, aber endlich nicht mehr überraschen. Wo sich mir einmal der Spalt zwischen Wort und Wesen auftat, da konnte ich mit Stolz sagen, daß der Ephialtes ein Muster der Nibelungentreue gegen mich gewesen ist. Denn mir ist es, wie ich dem Herrn Werfel an den von ihm bemängelten Sprachbeispielen und an der von ihm getadelten Lebenshaltung beweisen will, mit jener einzigen Verbindung, die ich je im Leben angestrebt habe, furchtbar ernst und, ein gründlicher Kenner jenes hysterischen Zwitterzustandes, der die eigene Duplizität an der Einheit rächen möchte, indem er sie ihr vorwirft, kann ich das Mitleid mit den Teilbaren — mit den an mir leidenden Hälften, von denen die eine mich liebt, die andere mich haßt, oder mit den Individuen, die nur die Halbscheit haben — keineswegs in eine Raison hineinsprechen lassen, die mit dem Rest zwischen Dichten und Trachten als dem einzigen Bestand der heutigen Geisterwelt unerbittlich aufräumt. Ich weiß mich nicht frei von Schuld: »Ich bin«; und darum bin ich auch schuld an den Verwirrungen jener, die »Wir sind« geschrieben haben. Ich weiß schon, daß ich, wie ich der Erreger solcher Unruhe und der Anreger solchen Zerfalls bin, auch Schuld daran trage, daß sich die arme Haut nun wund reibt an mir, daß diese zuerst in Ekstase und dann in Selbstbehauptung vergehende Jugend in der Debatte mit mir sich selbst auseinandersetzt, und ich bin nicht fühllos gegen den Anblick, wie sie die Pfeile, die sie zu ihrem Schutz erhob, unversehrt in ihrem Fleisch nach Hause trägt. Aber was sollten zwei Adjektive, die mit einander im Streit sind, gegen ein Hauptwort ausrichten können, als die Botschaft der Ohnmacht? Herr Franz Werfel hat ganz recht, zu versichern, daß ihn das menschliche Problem an sich wenig interessiert, aber ich weiß mich, wie er gleichfalls mit Recht vermutet, von der Rückständigkeit eines solches Interesses, pro domo et mundo, nicht ganz frei und werde ihm beweisen,

wie übertrieben seine aushilfsweise Gefälligkeit war, den bürgerlichen Komment gegen mich schützen zu wollen, wiewohl es sich weniger um diesen als um den menschlichen handelt. Es ist die eigenste lyrische Note des Franz Werfel, daß er das Kindheitserlebnis, welches ihn eine Zeitlang an der Hand der Sprachkönnerschaft in den Verdacht der Echtheit gebracht hat, über die angemessene Altersgrenze hätschelt, und wenngleich ich nicht imstande war, dem Aufschwung des Dichters aus dem Kinderpark in den Kosmos bewundernd nachzublicken, sondern im Gegenteil auch hierin nur eine Kinderei erblickt habe, so muß ich doch sagen, daß jene pantheistischen Sonntagsausflüge noch immer Horizont hatten im Vergleich mit der Kinderei dieser Auseinandersetzung mit mir, die Herr Werfel bereits in einem alliebenden und allverzeihenden Gedicht versucht hat, das im Gegensatz zu dem meinigen keineswegs als Parodie gemeint war. Die Frage des Herrn Werfel, ob es möglich ist, daß der Verfasser der »Chinesischen Mauer« und des »Prozeß Veith« die eine Zeile hat drucken lassen und der Besessene der Sprache die zwei Verse geschrieben hat, beantwortet sich am besten durch meine Versicherung, daß es geschehen ist. Ja mehr als das. Diese Verse hat sogar der Verfasser des Gedichtes »Der Reim«, als den er sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu erkennen gab, drucken lassen und jene Zeile der Verfasser von »Abenteuer der Arbeit«. Herr Werfel scheint ihn aber für fast so dumm zu halten wie er sich stellt, um ihm zuzutrauen, daß er, dem der Wortdienst nicht nur Tätigkeit, Problem, Lebensluft ist, sondern auch Inhalt jener Gedichte, nicht einmal gemerkt, wenn schon nicht verhütet habe, daß ihm hier etwas ausgerutscht ist. Herr Werfel kann ja, wenn er Lust dazu hat, die Zeile »denn wer nur am Worte reibt sich« für wertloser halten als die Lyrik, der sie gilt: — zu glauben, daß einem Gedanken, dessen Material die Sprachkritik ist, eben das passiert sein könnte, was der Gedanke angreift: ein »sich nur am Worte reiben«, ist zu dumm. Vielmehr sei Herrn Werfel, von dem ich wie von dem letzten zufälligen Zeugen meiner Arbeit jederzeit einen Rat im Zweifelsfalle annehmen würde, dessen Urteil nach getanem Werk aber eine Anmaßung ist, gern Aufschluß über den Prozeß erteilt, den das Wort durchgemacht hat, bis es die Unzufriedenheit des Herrn

Werfel erwerben konnte. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß viele Zeilen, die ich geschrieben habe, die Herren Presber und Leipziger zustande brächten und ähnliche mit größerem Geschick. Wo Herr Werfel recht hat, hat er recht. Und ich gehe sogar so weit, einzuräumen, daß sie einen Werfelschen Vers nicht zustande brächten. Dagegen sicher einen von Goethe. Wie das nur kommen mag? Ich verwirre Herrn Werfel noch mehr, wenn ich das Problem so fasse: Die meisten Verse von mir könnten die Herren Presber und Leipziger mit größerem Geschick schreiben als ich, wenn auch nicht mit so großem wie Herr Werfel, an den die beiden keineswegs hinanreichen. Aber ich bin noch unbescheidener: ich glaube, daß die drei Herren, ohne mich im Geschick übertreffen zu müssen, eine Zeile von mir, wie sie ist, hinschreiben könnten, und wie gesagt auch eine von Goethe, von Klopstock, Claudius, Eichendorff usw. Das Geheimnis besteht nur darin, wer die Zeile schreibt, in welchem Gedicht sie steht, in welcher Luft sie lebt und atmet. Mit der Zeile gehts da nicht anders als mit dem Wort selbst, das allen gehört. Sollte der Presber nicht imstande sein, das Schlußwort der Iphigenie: ›Lebt wohl!‹ zu verfassen, diesen größten Abschied in deutscher Sprache? Und der Leipziger nicht fähig, ›leider‹ zu sagen wie Claudius in dem Satz: ›'s ist leider Krieg…‹, diesen tiefsten Komparativ von Leid? Die Zeile: ›denn wer nur am Worte reibt sich‹ ist an und für sich schlecht und der Reim auf Leipzich an und für sich billig. Teuer wird er mir erst in dem Zusammenhang und Zusammenklang der Sphären, die hier sächselnd und jüdelnd einander zusprechen. Ein ›sich am Worte reiben‹ soll Gestalt bekommen und bekommt sie in einem klappernden: ›denn wer nur am Worte reibt sich‹ und dieses Geräusch ist, wenn's auch Herrrn Werfel unfaßbar scheint, zugleich mit dem Reim ›Leipzich‹ dagewesen und nicht diesem zuliebe erfunden worden. Daß es keinen andern Reim auf Leipzig geben kann, muß etwas zu bedeuten haben, und es klappert nicht durch mein Ungeschick oder durch mein Versehen, sondern es klappert das, was dargestellt werden soll. Herr Werfel ahnt gar nicht, wie unbewußt hier das Gelingen und wie bewußt hier das Mißlingen ist, und er nehme getrost zur Kenntnis, daß hier keine andere Arbeit

geleistet ist als an jeder Zeile der Chinesischen Mauer, als an jeder der andern Gedichte, und nur eine geringere, wenn das Erlebnis der Drucklegung des Herrn Werfel etwa ein geringeres ist als das der europäischen Moral oder meiner Wortschöpfung oder des Anblicks eines tangotanzenden Mörders, dessen Beschreibung in Versen Herrn Werfel zu ekstatischem Beifall hingerissen hat. Der Wertunterschied meiner Abenteuer geht ihn aber herzlich wenig an, und sollten die Kraus-Philologen mit der Ansicht, daß mein Wort mit der Nichtigkeit des Anlasses wachse; recht haben, weil ja auch der Wert der Gottesschöpfung mit der Nichtigkeit ihrer Zerstörer wächst, so sollte er, anstatt von dem Unwert meiner Zeile auf seinen eigenen Wert, lieber umgekehrt von seinem Unwert auf den Wert der Zeile schließen und beruhigt nach Hause gehen. Wenn er »dorten« angelangt ist und den Zorn abgelegt hat, möge er den Grimm zur Hand nehmen. Aber nicht die Märchen, die seiner Entwicklung ja doch nicht mehr angemessen sind, sondern das Wörterbuch. Dorten wird er finden, daß diese deutsche Form, die sicherlich eine unorganische Form für dort ist, »schon im sechzehnten Jahrhundert«, also zu einer Zeit, wo die junge Prager Lyrik noch nicht die Freiheit hatte, sich in deutsche Sprachhändel einzulassen, »vorkommt und sich bis jetzt erhalten hat«. Hans Sachs: »und heiß aufsitzen dorten den Hüter meiner Ehrenporten«. »Dorten« sagt Kant. Wieland: »Bald da, bald dorten hin«. »Und die dorten liegen erschlagen am Boden«: Tischbein in Mercks Briefen. »Mit dem Vorsatz dorten Fabriken anzulegen«, »Den Professor Garve habe ich auch dorten kennen lernen«, »Ich fand in der Beschreibung von Mähren, daß es dorten eine Art Leoparden geben soll«: Karl August, Herzog von Weimar in Mercks Briefen. Womit wir uns bereits dem Zeitalter der alten Weimaraner bedenklich nähern und sogar schon in Mähren sind. Wie sagt doch Goethe? »Liebe und lieble dorten nur, dorten«, »Die Bude die man dorten schaut«, »Eine Antwort von Rom — weil man dorten das Alte weder aufheben noch das Neue verhindern wollte«, »Von dorten soll sie in das fernste Land«, »Und es rauschte hier und rauschte dorten«, »Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne«, »Denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruht, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet

indessen eine andere geringere hervor«. Das mag sein, aber man soll nicht leugnen, daß sie von der Kunst herkommt. »Die dorten wohnen, sind dir alle viel zu jung«. Womit wir vielleicht schon bei den jungen Pragern angelangt wären. Wie sagt doch Schiller? »Denn dorten fand ich, die ich nie gesucht«. Und er rät: »Und frage mir die Knechte dorten, ob sie getan nach meinen Worten«. Nein, sie haben sie nur bewundert, aber nicht nach ihnen getan, und weil ich ihre Worte und ihre Taten nicht bewunderte, meine Worte geschmäht und meine Taten. Herr Werfel drängt sich an meinen Schreibtisch und in mein Leben. Wie sagt doch Goethe? »Nein, nein, mein Herr, d o r t d o r t e n ist Ihr Platz.« Und in welche Richtung weist Schiller, wenn er sagt: »Das Wort klingt immer gut von d o r t e n her«? Aber er scheint es nicht mit dem Weltfreund zu halten: »Dorten wirst auch du uns wieder finden, wenn dein Lieben u n s e r m Lieben gleicht.« Wie sagt doch Rückert? »Hie und dorten, früh und spat bin ich nach dem Schein gezogen.« Ja, das ist mein Fall, und nun büße ich's; aber Platen tröstet: »Quacken mag im Sumpfe dorten jenes tückische Gelichter«. Und damit wären wir in der Tat im Café Arco angelangt. Nun würde es sich darum handeln, Belegstellen aus Milieu und Epoche zu erbringen, die doch Herrn Werfel noch leichter erschließbar sind, wenn ihm schon gegen alle Erwartung die Sitte der Dioskuren, »dorten« zu sagen, nicht geläufig war. Und hier muß ich Herrn Werfel ein Geständnis machen. Ich verzichte freiwillig auf jede Chance, mich von den Klassikern verteidigen zu lassen: »dorten« ist wirklich ein, wenn auch geheiligter, Mißbrauch, ich will sogar zugeben, daß es nicht deutsch ist, ich will offen einbekennen, daß es jüdisch ist. Ich habe die Anwendbarkeit der Form nur bewiesen, um Herrn Werfel zu zeigen, welche Leistung an dieses Wort gewandt wurde, welche Skrupel ich zu überwinden hatte. Ich wußte nämlich, daß »dorten« leider auch deutsch ist, und ich wollte durchaus, daß es nur jüdisch sei! Herrn Werfel ist die deutsche Anwendung nicht bekannt, n u r die jüdische. Das ist mir eine Beruhigung. Denn ich habe die jüdische Form gebraucht, wie einen Bissen von Brod und gefürchtet, man werde es für deutsch halten. Nun löst Herr Werfel meinen Zweifel und es ist mir dabei ganz gleichgültig, daß er nicht die Absicht versteht, die mich geleitet

hat, und mir diese als Entgleisung anstreicht. Ich wollte entgleisen und Herr Werfel beweist mir, daß es mir gelungen ist. Er ist sachverständig; und jetzt weiß ich, daß das Milieu dorten, das ich in einem Wort fassen wollte, durch dieses glücklich gefaßt ist. Hielte er »dorten« für gut deutsch, was es ja leider auch ist, so wollte ich die Zeile lieber so setzen: »Dort, o Freunde ....« Aber der einfachere Vokativ »Freunde« ist mehr schillerisch und ich brauchte das, wie in jeder Zeile, zum jüdisch-schillernden Doppelgesicht. Dieses wäre also, wenn dorten rein jüdisch wirkt, durch »dorten, Freunde« in hohem Grade getroffen, so schön wie in »zwo Gewuren«. Was wollte ich denn anderes, als daß aus dem Café Arco das »dorten« förmlich herausspringt, wenn man nur in Gedanken vorbeigeht? Was hörte ich denn anderes als den Dialog: »Bittich Brod, hast Du Werfel nicht gesehn?« »Werfel is herich noch im Arco!? Is er nicht dorten?« »Ich war dorten, Werfel is nicht dorten!« »Ich hab ihn doch dorten gesehn!?« »Ich hab doch dorten gewartet!?« »Schau her — dorten kommt er!« Wäre ich dabei, so würde ich ihn fragen, ob er nun meine Absicht versteht; daß sie erfüllt ist, könnte er nicht mehr leugnen. Genau so wie in dem von ihm mit Recht verpönten Reim »Café Arco — stark o«. Herr Werfel zitiert so, als ob der Satz zu Ende wäre; es folgt aber die sehr undeutsche Wendung von dem Nachruhm, der im Café Arco »stark aufliegt«. Wieder paart sich hier etwas, es gibt ein »unerlaubtes Verständnis« zweier Gedanken, also ein Einverständnis, das keinen Sprachsittenrichter angeht: das »stark aufliegen« mit einem pathetischen Element, jenem Vokativ »o«, der Herrn Werfel geläufiger ist als Schillern und den er der neufranzösischen Lyrik verdankt. Es ist nur entzückend, daß Herrn Werfel die jüdische Färbung in der Form »dorten« sogleich, wenn auch nicht als meine Absicht, eingeleuchtet hat, während er den Nachruhm, der »stark aufliegt« anstandslos passieren läßt und alle die andern Jargongreuel, von denen das Gedicht strotzt. Bei »Gewure«, das ausdrücklich übersetzt ist, mag ja Herr Werfel verstanden haben, daß es nicht »meine Sprache« ist, aber Wendungen wie »ausgerechnet«, »unberufen«, »morgen hat er wieder andere Sorgen« sind ihm gar nicht aufgefallen, weil sie ja äußerlich deutsch sind, während

»dorten«, das er auch äußerlich für eine Mißbildung hält, ihm den Verdacht eingab, daß mein lockeres Unterbewußtsein sich eine Jargonwendung habe entgleiten lassen. Für seinen Zweifel, der den meinen, als ob es für deutsch gehalten werden könnte, beseitigt hat, bin ich ihm dankbar. Herr Werfel hat ganz recht, wenn er meint, daß es nicht die Sprache dessen ist, der die Sprache an allen jenen, die sie sprechen, rächen will; sondern es ist wirklich die Sprache aller jener, die sie sprechen. Daß es mir aber darauf ankam, diese nachzugestalten, und daß meine Sprache auch die Kraft ist, dies zu vermögen, versteht er nicht oder er tut so, als ob er es nicht verstände. Nur ist es dann unbegreiflich, warum er nicht die hunderttausende von jüdischen, wienerischen und berlinerischen Wortfetzen, die von meinem Sprachstrom mitgerissen werden, tadelnd auffischt und behauptet, daß es schlechtes Deutsch sei. Ich glaube, er hat recht: Der Anlaß ist mir wirklich nicht gewachsen. Ich glaube, daß eine größere Dummheit nicht einmal von einem Oberlehrer in Leipzich versucht werden könnte, der etwa zum erstenmal ein Heft der Fackel in die Hand bekommt und nun aus der Glosse »Vor dem Höllentor« zu dem Eindruck gelangte: Ist es möglich, daß dieser Krause, der so'n gediegenes Deutsch schreiben soll, dieses lächerliche Negerlallen zustande gebracht hat?

Mit der »Peinlichkeit dieses Kunstwerks« fällt nun aber für Herrn Werfel, wie er versichert, »die Unantastbarkeit eines menschlicheren Problems« zusammen. Er beginnt also anzutasten. Er kommt mir wie jeder Patient, in dessen Brust zwei Larven wohnen, psychoanalytisch bei und überführt mich seiner Schwäche. Er weiß nunmehr, daß die Zweiheit in mir sitzt; daß mein Bewußtsein solange unkontrolliert dahin gelebt hat, bis es von ihm, ausgerechnet oder unberufen, kontrolliert wurde; daß es in der unbewußten Tiefe unsicher ist und mir darum immer den Streich lächerlicher Verse spielen wird. An meinen Früchten wird mich Herr Werfel fortan erkennen. Ich bin bescheidener und habe mich damit begnügt, die Früchte des Herrn Werfel an ihm selbst zu erkennen. Ich habe so lange nicht gewußt, ob seine Verse etwas taugen, bis ich gewußt habe, daß er nichts taugt. Wenn ich nun wieder die Probe auf Herrn Werfel machen müßte, so würde mir statt seiner

Verse die Kritik, die er an den meinen übt, vollauf genügen. Er bezieht sie hauptsächlich auf sich und beweist wohl schon damit allein, daß er es mit Recht tut. Ich kenne die seelische Wurzel dieses Drangs, sich an meinem Wort zu reiben, ich habe zu lange im Zwielicht solcher Dioskuren-Seelen gelebt, um ohne jede psychoanalytische Vorbildung den Fall beurteilen zu können. Herr Werfel vermißt sich also, ganz in der Art, wie schon weniger begabte Abkömmlinge meines Lebenskreises, mir die Halbschlächtigkeit, die sein Ganzes bildet, zum Vorwurf zu machen. Er ist in ungereiztem Zustand sicherlich ein guter Junge und sein in die Nächstenliebe zurückgezogenes Literatentum keines schlechten Planes fähig. Er will mir wohl im Ernst nicht intriganten Neid und ein zimmerunreines Betragen vorwerfen, sondern wohl nur aus Ärger jene Disposition zu Bewußtseinstrübungen anheften, von der er sich gerne befreien möchte. Es ist aber nötig, die Angelegenheit, in der die Beschwerde spielt, klarzustellen, damit diese nicht die Form jener Gerüchthaftigkeit annehme, die heute die Druckerschwärze von Literaturblättern zur Verfügung hat, und damit ich Herrn Werfel ohne viel Federlesen davon überzeuge, wie schon Hans Sachs es mit mir hielt, als er justament sagte: »und heiß aufsitzen dorten den Hüter meiner Ehrenporten.« Herr Werfel also nennt mich einen »Gast«, der den »gemeinsamen Hausherrn« versteckt, aber offen überreden möchte, einen andern Gast nicht mehr einzuladen. Dies findet er taktlos, wenngleich der Hausherr die Bereitwilligkeit hatte, für mich »in einem Nebenzimmer decken zu lassen«. Und um so taktloser scheint es ihm, als er, der andere Gast, die Einladung an mich überbracht hat, die ich »doch annahm«. Wenn die Manieren des anderen Gastes bei Tisch so schlecht wären, wie sein Gedächtnis, würde ich wirklich für den Hinauswurf stimmen. Nun stimme ich ja auch so für den Hinauswurf, aber ganz anders als Herr Werfel sich das vorstellt. Sein Vergleich ist verfehlt. Ich will nicht, daß der Gast entfernt werde, der unter den Gästen dieses Hauses beileibe nicht einer der übelsten ist, sondern ich will, daß das Haus gesperrt, von den Gästen gesäubert und von den »Stützen« befreit werde. Auch wenn damit der Eintritt in das Nebenzimmer, in dem für mich gedeckt ist, begreiflicherweise, unmöglich wäre. Nun liegt aber der Fall so, daß ich gar nicht essen will!

Daß ich zu dem »Hausherrn« gar keine anderen Beziehungen habe, als die, daß ich ihn gern habe, für einen der seltenen deutschen Menschen halte, deren Seele noch an den Wundern des neuen Deutschland Schaden nehmen kann; daß ich ihm wünsche, er wäre kein Hausherr, und daß ich ihn beklage, weil er, ehe er mein Wirken kannte, aus dem reinen Glauben an jungdeutsche Möglichkeiten Opfer für deren furchtbarste Erfüllungen gebracht hat. Durch eben die Errichtung des Hauses, bei der Herr Werfel als Stütze und beratend geholfen hat; durch eben die Gründung des Kurt Wolff-Verlags, der einem Menschen gehört, dessen Haut, wenn es noch einen Glauben an Menschliches gibt, an dem »Jüngsten Tag«, der bei ihm einbricht, welken muß. Dieser von mir als» edler Jüngling« öffentlich angesprochene, öffentlich in Gegensatz zu den Autoren seines Verlages gebrachte und nicht etwa in Privatbriefen um die Beseitigung des Herrn Werfel gebetene Verleger hat mir durch die stürmische Bewerbung um mein Werk, dessen Problem, Stoff, Inhalt, Sprache gegen die Existenz der Autoren des Kurt Wolff-Verlags, gegen das Chaos der Literaturhysterie denkt, handelt, wirkt, lebt, bewiesen: daß es ihn menschlich angeht. In ungezählten Briefen, Telegrammen, Unterredungen hat er mir seinen sehnlichen Wunsch bekundet, um meine Schriften in Deutschland bemüht zu sein. Tatsächlich war auch Herr Werfel, dem ich die Befähigung zur Überbringung einer Botschaft nie bestritten habe, der Bote solchen Wunsches, den ich jedesmal unter Hinweis auf den grausamen Kontrast meines literarischen Daseins zu der spezifischen Richtung jenes Verlages abgelehnt habe. Gerührt durch die Selbstlosigkeit, die sich mit einem so unwegsamen, verhaßten, dem Verlag selbst, ja dem eigenen Vertrieb hinderlichen Autor abgeben wollte, beruhigt durch die Versicherung, daß die Art der Administrierung mich außer die Reihe der andern Autoren stellen würde, schloß ich einen Vertrag, durch den sich der Verleger auch zur kostspieligen Übernahme des damals sieben Jahre stehenden Satzes von »Kultur und Presse« verpflichtete. Aller materiellen Vorteile ungeachtet, löste ich ein Jahr später diesen Vertrag auf, weil einer der typischen Literarhysteriker, die in dem Verlag erscheinen, mich in einem Briefe, dessen Bote gleichfalls Herr Werfel war, mit den Worten anredete: »Ich weiß jetzt, daß Sie christushaft sind!« Ich wußte jetzt, daß mein

Auftreten unter solcher Truppe, deren Bestand und Möglichkeit mich immer intensiver beschäftigte, eine Literaturpikanterie ohnegleichen wäre, und bat Herrn Kurt Wolff in einem April 1914 verfaßten Dokumente, das eine volle Klarstellung des Gegensatzes enthielt zugleich mit der Anerkennung seiner Freundschaft, der ich das Opfer bringen wollte, in keinem andern deutschen Verlag zu erscheinen, um Auflösung des Vertrages, denn ich wäre statt eines günstigen Kontrakts einen heillosen Kontrast eingegangen. Wie er den Widerspruch, in dem er selbst zu der von ihm genährten Literatur mir zu leben schien, in sich selbst austragen wollte, müsse ich ihm überlassen. Ausdrücklich war jeder Versuch eines Eingriffs in die wirtschaftliche Existenz der in ihrem geistigen Dasein gehaßten Literatenklasse vermieden, jede Möglichkeit, mein Erscheinen im Kurt Wolff-Verlag an die Bedingung des Nichterscheinens anderer zu knüpfen, abgewiesen und klipp und klar die Wirksamkeit meines Entschlusses bis zu dem Zeitpunkt erstreckt, da Kurt Wolff die Unvereinbarkeit in sich selbst bereinigt habe, wobei ich es schließlich begreiflich fand, daß man einer bessern Lebenserkenntnis zuliebe wohl die Fackel schreiben könne und müsse, aber nicht aufhören müsse und könne, Verleger zu sein. Unter voller Würdigung meiner Beweggründe verzichtete er auf Einhaltung des Vertrags; und ohne daß sich das geringste an unserer persönlichen Beziehung geändert hätte. Ich hatte auf die günstigste Möglichkeit einer Verbreitung meiner Werke in Deutschland, auf einen unmittelbaren Vorteil, der sich aus dem Vertrag ergab, verzichtet, und dies alles, weil es mir unmöglich war, mit meinen glühenden Verehrern an einem Tische zu sitzen. Da kam Herr Kurt Wolff, etwa nach einem Jahr, mit dem Vorschlag, ein Nebenzimmer, nein, eine streng separierte Wohnung mit eigenem Eingang, für mich aufzusperren, einen besonderen Verlag für meine Werke zu gründen. Diese von ihm manifestierte vollständige Trennung von Tisch und Bett der Literatur-Liebschaften konnte und mußte mir genügen. Ihr Vollzug gibt aber auch hinreichend deutlich zu verstehen, daß mir die Luft in jenem andern Zimmer, die Gesellschaft dorten, ihre Gespräche, ihre Tischmanieren nicht erwünscht waren, nicht etwa umgekehrt. In meiner Entfernung ist so klar meine Aversion, mein Urteil über jene Gesellschaft, die Respektierung dieses Urteils durch

den Verleger ausgesprochen, daß sie mit viel mehr Recht die Tatsache selbst als jede weitere Bemerkung, die ich dazu mache, mir, oder ihm, verübeln könnte. Worin die Taktlosigkeit bestehen soll, wenn ich im weiteren Verlaufe vor der Außenwelt, vor der ich keine Geschäftsgeheimnisse habe, in einer Anrede an den Hausherrn, die doch im Hause selbst wiederholt werden wird, ausdrücklich sage: »Ich sitze hier, weil dorten zuviel geschwätzt wird«, ist unerfindlich. Natürlich wünsche ich weiterhin und immer mehr, je näher ich den sympathischen Hausherrn kennen lerne, daß er von dem Unglück verschont bleiben möge, solche Gäste zu haben. Aber das ist doch weiß Gott ein menschliches und ein Literatur-Problem auf einmal. Ich mißgönne ja keinem das Essen, jeder hat recht, wenn er so tief und so ungezogen in die Schüssel langt, wie er nur will und es in der Kinderstube gelernt hat: — nur daß ich eben wünsche, daß der Gastgeber ein Agent aus Budapest-Berlin wäre und kein Gentleman. Herr Werfel verlangt doch etwas zuviel von mir, wenn er mir zu bedenken gibt, daß jener durch manches Opfer mit ihm verknüpft sei, und mich ermahnt, bei meinem Tadel auf eben das Rücksicht zu nehmen, was ich tadle. Wären es selbst Opfer, die Herr Werfel gebracht hat, so ginge es mich wenig an. Aber mir die vorzuwerfen, die der Verleger ihm gebracht hat und von mir dafür Dankbarkeit zu verlangen, heißt denn doch die hysterische Auffassung des Lebens übertreiben. Ich muß immerhin sagen, daß ich einen Wink in ethischen Angelegenheiten grundsätzlich lieber von alten Weimaranern als von jungen Pragern annehme, und ich denke wohl, daß jene mir bestätigen würden, daß es, seitdem sie abgeschieden sind, keine reinere, weniger auf Literatur und Verlag gerichtete Beziehung zwischen einem Autor und einem Verleger gegeben hat als die zwischen mir und Herrn Kurt Wolff. Ich kann von ihm nicht fordern, daß er meine Forderungen verwirkliche. Ich kann ihm wünschen, daß er seinen Erfüllungen entsage und aufhöre, Verleger zu sein, auch wenn dies meine Aussperrung bedeuten würde, worüber ich — der »Tisch« kann das nicht fassen — ganz fidel wäre. Ich muß es ihm überlassen, mit dem Konflikt fertig zu werden, da er ihn doch wohl erlebt. Daß er darum auf die reinlichste Art bemüht ist, weiß ich. Daß ich in geistigen Dingen keine Relativität zulasse und wiewohl ich Herrn Werfel für viel besser halte als den Presber, immer noch eher dafür bin, Schinkensemmeln

und Presber zu verlegen, als Brod und Werfel, weiß er. Gewiß nimmt der Händler des Genußmittels einen höheren Rang ein als jener, der von dem Fluche lebt, daß die Kunst ein solches geworden ist. Ist die Befriedigung eines Bedürfnisses zum Zwecke der Selbsterhaltung eine niedrige Funktion, so ist die Erniedrigung der Literatur zum Bedürfnis eine Kulturschande. Aber die gibt es schon und sie bleibt als soziale Kategorie übersehbar. Für das Schlimmste halte ich die Duldung und Begünstigung der scheinbaren Individualitäten, die Kreierung der farbigen Literatur, die Nährung und Honorierung der Hysterie, weil solcher Fortschritt Verwirrung stiftet und die Grenzen der Kunst stört, die doch von den Unterhaltungen des Publikums unbelästigt bleibt. Hier ist immer eine Trennung möglich, dorten Vermischung unausbleiblich, dorten wird die Kunst das Opfer jenes Unterhaltungsdrangs, und sie leidet schwerer durch die Verwechslung des Schwindels mit ihr als durch die Bevorzugung des Handwerks vor ihr. Zehn schlechte Schmierer — jeder einzelne ein Bote des Zusammenbruchs — richten unmittelbar bei weitem keinen so großen Schaden an wie ein guter Expressionist, dessen halbe Seele sich nicht profitabler, aber gefährlicher in den Betrieb dieser neuen Welt fügt als die Hand des Romanhändlers, der vom Betrieb die Inspiration empfängt. Ich kann mir denken, daß im Zwang der gegebenen Tatsachen ein anständiger Mensch einen Literaturhandel treibt wie irgend ein Unternehmen, wovon der Leib leben will, und daß überhaupt das Leben des andern nicht die Konsequenz meines Denkens vorstellen muß, ohne vor diesem schuldig zu sein. Aber ich fürchte für ihn, wenn er diesem Denken entgegenlebt und einer neuen Geistigkeit, die doch nur eine Fiebererscheinung der aufgegebenen Zeit ist, zu nahe kommt. Herr Kurt Wolff weiß, wie ich's meine, und daß ich's gut meine. Herr Werfel aber, dem ich für nichts als für die Nötigung, diese Dinge einmal klarzustellen, danken muß, soll nicht glauben, daß ich ihm die etwas lebhafte Darstellung dessen, was taktlos ist, übel nehme. Im Gegenteil bin ich bemüht, ihm für seine weitere Entwicklung Halt zu geben, indem er doch in Gefahr ist, sich durch jeden Vorwurf, den er gegen seine Mitmenschen erhebt, zu nahe zu treten. Ich wüßte gar nicht, daß er »dorten« sagt, wenn er es mir nicht vorwürfe, und ich erführe nicht,

daß er in geistigen Dingen aus der Gefühlssphäre der Konkurrenz Stellung nimmt, wenn er es mir nicht zutraute. Er sollte bei der Nächstenliebe bleiben. Dieser Allerbarmer, der zum Schluß seiner Feldpostbriefe und Weltpostgedichte den Haß, den er mir nebst dem Neid zuschreibt — nach der Methode, mit der die neudeutsche Hysterie das Weltkriegsmotiv verschiebt —, immer am Tatort zurückläßt, ist zu schonungslos gegen sich selbst. Er vergißt, unter den Dingen, die ihm auf Erden Mitleid einflößen und die »sind«, damit er sich ihrer lyrisch erbarme, sich selbst in seinem Konflikt mit mir zu bedenken. So ist es an mir, den mir weltfreundlich zugestandenen Haß wieder abzulehnen und zu beweisen, daß auch ich des Mitleids fähig bin. Und so möchte ich ihm sagen, wie sehr es auch mir im Herzen leid tut, ihm auf seinen notgedrungenen Brief antworten zu müssen. Zumal jetzt. Denn ach, ich habe schon traurigere und würdigere Feldpostbriefe empfangen, und es ist wahrlich eine Zeit, in der das Herz nur eins ist mit dem Wort, wenn sie beide zerrissen sind, und nicht danach angetan, Fassung und wohlgesetzte Rede zu bewahren. Ich bemühe mich, weiß Gott, nur die Gurgellaute nachzusprechen, die unter dem Schicksalsgriff noch hörbar werden, und man tut Unrecht, mit mir über gutes Deutsch zu streiten. Ach, wir verfehlen es alle, und am sichersten gehen jene, welche sprachlos stehen vor dem, was sich hienieden begibt! Denn selbst die es überstanden haben, rufen noch im traurigsten Distichon, das je einen Schmerz durch die Zeiten trug, einen Fehler ins Leben. Wie sagt doch Schiller?

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Den Zwiespältigen

Künstler sein, das bedeute: sich selbst in Gestalten zu tragen.
Doch diese Wirklichkeit trägt in den Künstler sich selbst.
Nicht vor ihm zu erschrecken, vermißt sie sich, nach ihrem Maße
Ihn zu zeichnen; erschrickt dennoch nicht vor sich selbst.
Macht ein Bild sich von mir und trifft sich so gut, daß sie fürder
Wie einem Schatten vermag nicht zu entrinnen dem Bild.
Seht, diese Ähnlichkeit, wie ist sie zurück doch geworfen!
Nie hätte ähnlich ich selbst es an euch selber gekonnt!
Wenn ich euch meinte, nie vermochte das Bild zu gelingen
Wie ihr euch selber traft, da ihr mich treffen gewollt.
Plötzlich erkannte die Zeit ihr häßliches Antlitz im Spiegel,
Warf ihn wütend nach mir, hoffend, nun sei es mein Bild.
Denn der Splitter bewies, daß mich der Spiegel getroffen.
Fürcht'ich nicht die Gewalt, fürcht'ich die Schwäche der Zeit!
Zwist ist immer in ihr; so wird sie dem Einen gefährlich
Und Historie macht heute allein Hysterie.

Wo ein Licht ich ersah, erwächst mir solches Gelichter,
Meine Flamme verbrennt mir dieser elende Schein.
Ach, von wie hartem Stoff ist die Zeit, die nur aus Papier ist!
Und mein Stoff ist ja nur Notwehr, ach, gegen den Stoff.
Könnte der Geist ihm entfliehn, um zu sich selber zu kommen!
Ginge der Stoff mir doch aus! Ginge der Atem nicht aus!
Fieber macht dieser Stoff, von Krankheit bin ich umgeben.
Ich zitiere die Zeit, sie aber wirft sich mir vor.
Schritte Christus vorbei, sie riefen: »Händler und Wechsler!«
Nie ein Echo mir tönt, nur dieser Schrei aus dem Nichts.

Mit der Uhr in der Hand

Berlin, 22. September 1916: Eines unserer Unterseeboote hat am 17. September im Mittelmeer einen vollbesetzten feindlichen Truppentransportdampfer versenkt. Das Schiff sank innerhalb 43 Sekunden.

Dies ist das Aug in Aug der Technik mit dem Tod.
Will Tapferkeit noch Anteil an der Macht?
Hier läuft die Uhr ab, aller Tag wird Nacht.
Du mutiger Schlachtengott, errett uns aus der Not!

Nicht dir, der du da dumpf aus der Maschine kamst,
ein Opfer war es, sondern der Maschine!
Hier stand mit unbewegter Siegermiene
ein stolzer Apparat, dem du die Seele nahmst.

Dort ist ein Mörser. Ihm entrinnt der arme Mann,
der ihn erfand. Er schützt sich in dem Graben.
Weil Zwerge Riesen überwältigt haben,
seht her, die Uhr die Zeit zum Stehen bringen kann!

Geht schlafen, überschlaft's. Gebt Gnade euch und Ruh.
Sonst sitzt euch einst ein Krüppel im Büro,
drückt auf den Taster, hebt das Agio,
denn grad flog London in die Luft, wie geht das zu!

Wie viel war's an der Zeit, als jenes jetzt geschah?
Schlecht sieht das Aug, das giftige Gase beizen.
Doch hört das Ohr, die Uhr schlug eben dreizehn.
Unsichtig Wetter kommt, der Untergang ist nah.

Entwickelt es sich so mit kunterbunten Scherzen —
behüte Gott den Gott, daß er es lese!
Der Fortschritt geht auf Zinsfuß und Prothese,
das Uhrwerk in der Hand, die Glorie im Herzen.

Glossen

Dunst

Solche durch Nebel oder ähnliche begünstigende Umstände ermöglichte Überfälle wird auch die umsichtigste Verteidigung niemals völlig ausschließen, niemals völlig unmöglich machen können . . . .

Auch darin hat die Arbeiter-Zeitung recht. Aber sollte es, wenn im Kampfe nicht mehr die Kraft allein entscheidet, unsittlicher sein, sich der Natur zu bedienen als der Technik, des Nebels statt der Gase?

* * *

Ein Spätromantiker

Ein Kriegsberichterstatter des ‚Lokalanzeigers', jenes Blattes, das, wie nunmehr im deutschen Reichstag festgestellt worden ist, durch eine erlogene Extraausgabe am Weltkrieg mitgewirkt hat, ist zugleich »Professor«. In dieser doppelten Eigenschaft, die schon jede für sich das tiefste Mißtrauen rechtfertigt, behauptet er, der deutsche Kaiser habe eine »überaus zündende« Ansprache »von ebenso volkstümlicher Form, wie weittragendem Inhalt« an die Truppen gehalten. Es seien zuerst »wunderbare Worte des Dankes und der Freude für die tapferen Mannen« gewesen. »Ein Gottesgericht sei über das rumänische Volk hereingebrochen«, »der alte Schlachtengott«, habe dann der Kaiser gesagt, »hat gerichtet, wir waren sein Werkzeug und wollen deshalb stolz sein«. Hierauf ließ der Professor Wegener den Kaiser, der soeben den Feinden ein Friedensanbot gestellt hatte, sagen: »Glauben sie, noch immer nicht genug zu haben, dann weiß ich, werdet ihr —«. »Hier schloß«, ergänzt der Professor Wegener, »der Kaiser mit einer soldatischen Bewegung, die ein grimmiges Lächeln auf den Gesichtern seiner Mannen hervorrief.« Da wir nicht in dem Zeitalter leben, in dem die Stücke des Herrn Hans Müller spielen, sondern in jenem, in welchem der Herr Sieghart von den Gewaffen Tantièmen bezieht, und da heutigentags die Mannen in der überwiegenden Mehrzahl nicht so sehr Reisige als Reisende sind, so dürfte das romantische Angebot des Herrn Wegener auf wenig Nachfrage, umsomehr aber auf den Zweifel stoßen, ob sein Bericht

der Wahrheit entspreche. Gegen die sachliche Feststellung, daß in der Rede die »außerordentliche Bedeutung der formalen Disziplin und des soldatischen Drills« hervorgehoben wurde, muß gewiß kein Einwand erhoben werden und der Bericht über diesen Teil der Rede dürfte so richtig sein, wie die Behauptung selbst, daß »aller persönliche Mut und alle Energie und Unverbrauchtheit jener in militärischer Beziehung noch minder gewandten Völker den furchtbaren Anforderungen des Trommelfeuers weniger gewachsen seien als eine in straffer militärischer Disziplin ausgebildete Truppe.« Ohne Zweifel; denn da Gott den Menschen ursprünglich nicht dafür erschaffen hat, den Anforderungen des Trommelfeuers gewachsen zu sein, hat die Disziplin das Weitere tun müssen, um den Menschen zu jenem Werkzeug Gottes zu machen, das ihn befähigt, dem Anprall der andern Maschine standzuhalten. Nur die dekorative Ausgestaltung der Rede ist offenbar die Leistung des Professors Wegener. Er versichert, daß der Kaiser, »obwohl es inzwischen zu regnen begonnen hatte . . ein großes umfassendes Bild des rumänischen Feldzuges bis zur unmittelbaren Gegenwart entrollt« und erzählt habe, daß »die Ladenbesitzer in Bukarest die Soldaten zu ihren Auslagen herangewinkt« hätten und daß ihnen auch Blumensträuße dargebracht worden seien. »Mit humoristischem Behagen«, behauptet Herr Wegener, habe der Kaiser »geschildert, wie rumänische Pioniere vor deutschen Automobilen Reißaus genommen, eine vorüberfahrende Trambahn erklommen und elektrisch das Weite gesucht« hätten. In Deutschland gibt es den Paragraphen der Ehrfurchtsverletzung nicht, sonst würde telegraphierenden Spätromantikern wie dem Herrn Wegener fraglos das Handwerk gelegt und nebst der Professur auch die venia scribendi aberkannt werden.

* * *

Was ein Reporter einem Feldherrn in den Mund legt

Es ist gewiß nicht von Vorteil, wenn Feldherrn sich mit Interviewern einlassen. So einer, der das Geschäft für Amerika betreibt und auf dem Kontinent, dem alten, zum Nachdruck überläßt, behauptet dann das Folgende:

. . . Warum die Franzosen in ihrem rabiaten Fanatismus jeden Meter ihres eigenen Bodens mit eigenem Blut tränken, ist eines

der Dinge, die über meinen Verstand gehen«, sagte Hindenburg mit langsamem Kopfschütteln.

Ich aber behaupte, daß Hindenburg das nicht gesagt hat und daß er vehement den Kopf schütteln müßte, wenn er zu Gesicht bekäme, was ihm da in den Mund gelegt wird. Kein Soldat, also auch kein Feldherr wird es erstaunlich finden, daß ein kämpfendes Volk seinen eigenen Boden mit seinem eigenen Blut tränkt. Täte er's, so würde er damit sagen, ein Volk dürfe nur fremden Boden mit seinem eigenen Blut oder eigenen Boden nur mit fremdem Blut tränken. Eines aber ergibt sich aus dem andern und der Feldherr stünde auf dem Standpunkt, daß schon die bloße Absicht des Eroberns jede Gegenwehr sinnlos mache. Da aber das Erobern ohne den Widerstand eben nicht denkbar ist und der Wert jener Leistung erst mit der Intensität dieses Zustandes wächst, so kann ein Feldherr so etwas nie gesagt haben. Viel erstaunlicher wäre doch in der Tat ein Fanatismus, der jeden Meter fremden Bodens mit eigenem Blut tränkt. Man kann ohneweiters behaupten, daß ein Reporter lügt, der einen Feldherrn so gegen allen Sinn seines Metiers und gegen die Idee des Kampfes sprechen, ja behaupten läßt, daß solcher Sinn und solche Idee »über seinen Verstand gehen«. Behaupte ich aber, daß ein Reporter lügt, so kann ich es, falls er sich dadurch beleidigt fühlt, nur durch die Berufung auf die Zeugenaussage des Feldherrn beweisen. Dieser könnte nie zugeben, daß er es gesagt habe. Es wäre ihm aber auch unmöglich, Zeuge in solcher Gerichtsverhandlung zu sein. Woraus allein schon zur Genüge die Bedenklichkeit der Sitte, daß Feldherrn Journalisten empfangen, hervorgeht. Feldherrn sind keine Journalisten, diese lassen sie aber sprechen, als ob sie es wären. Denn nur Journalisten, die leicht durch die gewohnte Spitzmarke »Das eigene Kind ins Wasser geworfen« verführt werden, können die Verteidigung des eigenen Bodens mit eigenem Blut für eine Überspanntheit halten. Und selbst wenn Philosophen unter Umständen ähnlicher Ansicht wären — weil ja die kulturellen Ideale heute nicht ganz mehr vom staatlichen Ehrgeiz gedeckt werden —: Feldherrn haben anderer Ansicht zu sein!

* * *

Krieg der Begriffe

... Wenn auch der französischen Nation nach wie vor sorgsam die Wahrheit verborgen wird, so scheint sich doch die Erkenntnis durchgebrochen zu haben, daß an einen Durchbruch nicht mehr zu denken ist ....

Es dürfte also die Vorstellung zu stark sein, daß die Vorstellung zu stark ist.

* * *

Der Untergang der Verité

Der Untergang der »Verité«

»Die Franzosen haben neuerdings ein großes Kriegsschiff eingebüßt. Aus neutraler Quelle kommt die Nachricht, daß das Linienschiff ‚Verité' in der Nähe von Malta torpediert worden sei .... ‚Liberté' ist noch im Frieden im Hafen von Toulon an einer Pulverkammerexplosion zugrundegegangen ....«

»Ein deutscher Funkspruch vom heutigen Tage behauptet, daß das französische Linienschiff ‚Verité' — — Die Nachricht ist unwahr. Die ‚Verité' befindet sich gegenwärtig — — Es ist ihr nicht das Geringste zugestoßen ....«

Ist also die Verité untergegangen oder ist sie untergegangen? Seitdem sie en marche ist, kann man das nie so genau wissen. Ist sie's, so ist sie's nicht; ist sie's aber nicht, so ist sie's. Nach dem bekannten Muster, wonach ein Kreter mit der Behauptung, daß alle Kreter lügen, Eulen nach Athen trug. Man lebt so weiter, zwischen Wolff und Havas, gewarnt und umgarnt. Die Verité kommt aus Lugano via Stockholm über Petersburg in Berlin zustande, wird in Bern dementiert und in Amsterdam von einem Gewährsmann in Kopenhagen bestätigt. Nichts ist sicher außer diesem: die Liberté ist schon im Frieden untergegangen.

* * *

Ein Fehltritt

Zwei junge
Wienerinnen suchen zwecks Mangels
an Gesellschaft auf diesem Wege uneigennützige ehrbare Bekanntschaft zweier junger
intelligenter Herren.

Zwei junge Herren, wenn sie nur halbwegs intelligent sind, werden schon verstehen. Zwei alte Phrasen sind bereits verkuppelt.

* * *

Auf der Einheiratsbalz

Der vollkommen gesunde Senatspräsident, hoffähig, der so lange nach einer Lebensgefährtin schrie, der er der zärtlichste Genosse sein wollte, scheint versorgt zu sein. Dafür balzen und röhren zwei andere gesunde Burschen, auch durch Vermittlung des Davidovics, um die Wette. Zwischen einer eindringlichen Warnung durch »Olla« und dem Segen und der Sanktion durch den Namen Benedikt läßt sich der folgende Wettstreit vernehmen:

Isr. Familien.
Oberkantor in Österreich, 28 J. alt, militärfrei, vollst. gesund, von schöner Gestalt u. Aussehen, mit jährl. 10.000 Kronen Gehalt, wünscht ein junges, schlankes, gesundes Mädchen aus anst., wohlhabender Familie. Betreffendes Mädchen soll allgemein gebildet und eine tüchtige Pianistin sein. Näheres diskret durch Franz Davidovics, Budapest, V., Visegradi-u. 23.

Isr. Familien!
Arzt, 30 J. alt, von repräsentationsfähiger Erscheinung, Spezialist in Wien, vollkommen gesund, möchte bald heiraten. Näheres diskret durch Franz Davidovics, Budapest. V., Visegradi-u. 23.

Wahrscheinlich einer, der sich selbst briefliche Ordination erteilt hat und deshalb gesund geblieben ist. Schöner aber klingt der Lockruf des Oberkantors, der sich wieder bei der Hochzeit selbst bedienen wird. Nichts hört man — außer Schießen — an manchem Tag in der Natur als diesen Wettstreit. Die andern Sänger schweigen. Zu allem, was man sich jetzt vorstellen kann und muß, gehört das Bild des Enkelkindes, dem solch ein Großvater dereinst von der großen Zeit erzählen wird. Für viel Elend sollten wir uns verantwortlich fühlen. Aber wir vergessen auch, an das Schicksal jener zu denken, die wir auf der letzten Seite der Neuen Freien Presse

entstehen sehen. Wißt ihr, was sich da begibt? Vorn der Text ist nur unsere eigene Schmach. Aber hinten bereiten wir schon die Nachwelt vor. Für zwölf Heller ist jeder ein Zeuge der Vorstellung, wie Kinder aussehen werden, an deren Wiege Davidovics und Benedikt gestanden sind.

* *

Für unsere Kinder

Und damit der letzte Zweifel schwinde, daß wir keine Barbaren seien:



Für unsere Kinder!

Zum 20 h - Verkauf.

Täuschende Nachahmung des Getöses unserer größten Kanonen.

Bei 3 Dutzend Auftrag K 1.60 à Dutzend.
2 Muster franko gegen 50 h in Briefmarken.

Spielwarenfabrik

Josef Tischer, Obereinsiedel, Böhmen.

* * *

Ein Plan und seine Ausführung
oder
Tartaruga, der Ehrenfreund

»Die Ödenburger Verlagsfirma Gustav Röttig und Sohn hat mit der Herausgabe einer Serie von Kriminalromanen aus der Feder U. Tartarugas begonnen — — In den Prospekten heißt es, daß mit diesem Sammelwerk nicht nur beabsichtigt werde, die Schundliteratur zu verdrängen, sondern auch die vielen Nachforschungen des Connan Doyleschen Meisterdetektivs Sherlock Holmes. Die ersten beiden Bände, betitelt »Der unsichtbare Feind« und »Das verwunschene Schloß«, zeigen denn auch — — Er ist nicht die mit Morphium, Musik und Tabak geölte Denkmaschine des englischen Schriftstellers, sondern bloß ein tüchtiges Organ der Berufspolizei, den uns der geschickte Autor inmitten interessanter Fälle in ernster Arbeit vor Augen führt — — Spannung — —«

*

»Am Abend des 8. Oktober wurde das Hotel Stalehner in Hernals von der Polizei durchforscht. Polizeikommissär Dr. Ehrenfreund ließ, um Aufsehen zu vermeiden, seine unifor-

mierten Helfer in der Nähe des Hotels warten und ging in Zivilkleidern mit einem Polizeiagenten in die Portierloge — — Der Kommissär glaubte nicht, daß das Hotel an einem Sonntag so schwach besetzt sei, und er wollte ein Zimmer öffnen. Es war versperrt. Der Beamte klopfte an, worauf aus dem Zimmer zwei Stimmen hörbar wurden — — Nun ließ Dr. Ehrenfreund seine Helfer in das Hotel einmarschieren. Es ergab sich, daß nahezu alle Zimmer mit Paaren besetzt waren und daß niemand einen Meldezettel ausgefüllt hatte — —«

* * *

Gerichtssaal

»Der Landsturmkorporal Viktor Lewandowski, der die silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse hat — — mehreren Leuten, die Angehörige in russischer Gefangenschaft haben, vorgespiegelt — — durch seine einflußreichen Bekanntschaften — — Er gab sich als Doktor aus und hat drei Personen um nicht weniger als tausend Kronen beschwindelt — — zu drei Jahren schweren Kerkers — — Verlust der silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse — — er nehme die Strafe an, bat jedoch um einen Strafaufschub, um wieder an die Front zu gehen.«

»— — Der Soldat Ludwig Wichtl, der in der Anklageschrift als ‚gefährlicher Plattenbruder' bezeichnet wird, wegen schwerer Körperverletzung angeklagt .... mit seinem Taschenmesser einen Stich in die Nähe des linken Auges — — hatte sich im Kriege tapfer gehalten und war erst kurz vor seiner Verhaftung als Verwundeter nach Wien gekommen. Gleich zu Beginn der Verhandlung erklärte der Angeklagte: Ich tät' die Herren bitten, mich wieder an die Front zu schicken, ich halt's in Zivil net aus. — Vors.: So weit sind wir noch gar nicht. Bekennen Sie sich schuldig? — Angekl.: Aber ja. Aussi möcht' i an die Front, ich tu' im Zivil ka gut. — Vors.: Sie sind ja verwundet worden. — Angekl.: Bin schon wieder g'sund. — Vors.: Sind aber zum weiteren Frontdienst untauglich erklärt worden. — Angekl.: O ich kann schon wieder hinaus! — Vors.: Wir haben darüber nicht zu entscheiden. — — erklärt als Zeuge, er habe den Angeklagten schon als kleinen Buben gekannt. Schon in der Schule habe er ‚kein gut getan' und in sehr jungen Jahren sei er ‚Plattenbruder' geworden — — zu sechs Monaten Kerker.«

* * *

Unbefugtes Mitleid

... In Neuenkirchen, in der Branntweinbrennerei, wo auch die Angeklagte tätig war, wurden Gefangene beschäftigt. Die Strafkammer

nahm als festgestellt an, daß sie zweimal einem französischen Gefangenen wollene Strümpfe zugesteckt hatte. Da die Angeklagte dazu nicht berechtigt gewesen sei, wäre hierin ein unmittelbarer unbefugter Verkehr mit einem Kriegsgefangenen zu sehen ....

Die Angeklagte legte Revision ein und machte geltend, in der geschenkweisen Hingabe von Strümpfen an einen Kriegsgefangenen könne kein verbotener Verkehr mit dem Gefangenen gefunden werden.

Das Kammergericht verwarf jedoch die Revision ....

* * *

Eine anregende Frau

»Kriegsberichterstatter Roda Roda hat sich auf Anregung von Frau Martha Beyer bereit erklärt, in der zweiten Hälfte Januar zu Gunsten des Wiederaufbaues der zerstörten Dörfer in den Karpathen und Siebenbürgen einen Vortrag zu halten. Das Thema ist: ‚Der Krieg in Gegenwart und Zukunft'.«

* * *

Theater, Kunst und Literatur

Alice Schalek ist von der Direktion der »Urania« eingeladen worden, ihren Lichtbildervortrag »Drei Monate an der Isonzofront« am 7. und 9. Dezember dort zu wiederholen. Alice Schalek ist inzwischen von zahlreichen österreichischen, ungarischen und deutschen Städten zum Vortrag geladen worden und hat bereits in Graz, Laibach, Salzburg, Linz, Prag, Brünn, aber auch in Reichenberg, Aussig und Karlsbad vor ausverkauften Sälen und vor den Spitzen der Bevölkerung gesprochen. In Salzburg wohnten alle Mitglieder des toskanischen Hofes, in den übrigen Städten die Statthalter und Gemahlinnen sowie die kommandierenden Offiziere dem Vortrage bei. Da Alice Schalek noch nach Innsbruck, Wels, Teschen, Mährisch-Ostrau und Budapest geht und den ganzen Januar in Deutschland vortragen wird, sind die beiden »Urania«-Vorträge vorläufig die einzigen in Wien.

* * *

Der tragische Karneval

Berlin, 10. November. Die Tochter des früheren kommandierenden Generals Oda v. Alvensleben aus Stuttgart hat mit einer Arbeit »Der Handelskrieg der deutschen Unterseeboote nach Völkerrecht« an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen den Doktorgrad erworben.

* * *

Die Frau im Beruf

. . . Man wird mich mitleidig einen unpraktischen Schwärmer schelten . . . .

Sagt die Zuckerkandl, die sich einzubilden scheint, daß sie ein Schmock ist.

* * *

Die Stimme

Unglücklich werden die Franzosen und die Engländer schwerlich sein, wenn sie hören — —

Jetzt weiß ich nicht, hab' ich das neulich nachmittag vom Nebentisch im Café Imperial gehört oder ist es der Beginn eines Abendblattartikels des Organs Zentraleuropäischer Kultur, den ich dort gelesen habe. Alles geht einem durcheinander.

* * *

Das muß man richtig aussprechen können

Sticheleien der Entente gegen Amerika.

Die Entente traut sich nicht, gegen die Vereinigten Staaten offen aufzutreten. Aber sie stichelt. — —

Verfasser dieses soll unberufen ins Herrenhaus kommen.

* * *

Kranzablösungsspende für Wippchen

.... Der tückischeste Feind ist in seinen Eroberungsplänen zusammengebrochen, und er lernte erkennen, was es heiße, sich in den Rachen der Löwen zu stürzen und mit täppischer Hand die Schicksalswage beugen zu wollen ...

Nachdem er sich in den Rachen mehrerer Löwen, gleichzeitig oder nacheinander bleibe dahingestellt, gestürzt und dort den Versuch gemacht hatte, die Schicksalswage oder vermutlich deren Zunge zu beugen, ist er offenbar aufgefressen worden und so hat er jetzt Gelegenheit, zu erkennen, was es heißt.

* * *

Das israelitische Komma

Ein russisches Blatt schreibt, wir befinden uns wie in einem Krankenzimmer.

Die größten Mißverständnisse können entstehen.

* * *

Er stellt sich vor die Krönung

... Die Mitglieder beider Häuser des Parlaments sind die Begleiter, und so hübsch ist die Sitte, daß jede Königin vor der Krönung mit einigen Stichen der Nadel den Brauch erneuert, den Krönungsmantel für ihren Gemahl mit eigenen Händen ausgebessert zu haben. Ein Segen ruht auf althergebrachten Einrichtungen .... Wir möchten an sie nicht mit Vernünfteln herantreten, nicht den geschichtlichen Duft zerstören, der sie umgibt .... Wenn die Feinde hinhorchen nach Budapest, werden sie hören — —

* * *

Zeiteinteilung in Budapest

1.) »... Der Vergangenheit .. ist ein weiter Spielraum gelassen.«

2.) »... Die Gegenwart knüpft an die Vergangenheit an. Der erste Akt der Königskrönung gehört der Gegenwart.«

3.) »In die Kirche sandte die Vergangenheit mit den alten Bräuchen, die Berücksichtigung gefunden haben, ihre Zeugnisse. Die Gegenwart trat in ihre Rechte und die Zukunft sah glücklich von der Chortribüne .. hinab: ein lieblicher Vertreter der Zukunft .... Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wirkten zusammen ....«

4.) »Die Vergangenheit war gleichsam Zeugin für den feierlichen Akt der Gegenwart und sie leuchtet in die Zukunft hinein mit ihren schönen Gebräuchen .... Das historische Schauspiel .. hat einen tiefen Sinn: die Vergangenheit wird an die Gegenwart angeknüpft .... Und diese Wiedererweckung der Vergangenheit sagt uns, daß es auch in der Zukunft so sein und bleiben soll ....«

5.) »Das Alter adelt, das Alter heiligt, das Alter schafft Schönheit und es bietet Beispiele für die Zukunft.«

6.) »Es ist erhebend, in unserer realistischen Zeit die Poesie der Vergangenheit zu genießen.«

So klar wird das in einem einzigen Telegramm aus Budapest zusammengefaßt. »Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit!«

* * *

Handbetrieb und Fabriksbetrieb

... Die hohen Offiziere, die den Webstuhl der Zeit für eine Stunde verlassen hatten, eilen in stiller, stolzer Trauer zum Dienste, um wieder hier im Zentrum aller Operationen mitbestimmend einzugreifen in das Rad der Weltgeschichte ....

* * *

Aus den Annalen

— Die Firma Gebrüder Gutmann hat gestern in der Auskunftei des Kriegsministeriums zu Handen des Oberleutnants Nechradola den Betrag von hunderttausend Kronen als Spende für die Oesterreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz erlegt.

* * *

Fakten

... Es wäre doch einmal interessant für die Kulturträger, bei den Barbaren anzufragen, sich zu überzeugen, wie man dort die Kriegsgefangenen behandelt, wie man mit ihnen nach den besten und erfreulichsten Gesetzen der Menschlichkeit verfährt und wie auch nicht ein einziger von den Gefangenen Grund oder Ursache hat, die geringste Klage zu führen ...

Ganz sicher, aber woher weiß er es?

* * *

Symbole

1. Huldigungsbraten .. Grünes Gelée à la roi .. Krönungsschinken .. Truthahn wie im Mittelalter .... 19. Thronfolgergiardinetto. — Das Krönungsmahl wird jedoch nur symbolisch sein ....

* * *

Sauce!

... Als Speisenträger fungierten die Abgeordneten — —

* * *

Der Graf

... Der Kaiser wandte sich um und blickte auf die Türe, sagte aber kein Wort, worauf sich die Tür öffnete und der Thronfolger ins Zimmer lief. Graf Khuen-Hedervary erhob sich von seinem Sitz und begrüßte den kleinen Erzherzog mit einer Verbeugung. Dieser geriet durchaus nicht in Verlegenheit, sondern nahm von dem Grafen überhaupt keine Notiz und lief direkt auf seinen kaiserlichen Vater zu, dem er etwas sagte .... und rief: »Dort ist ein Stall ohne Dach!« Dieser Ausruf bezog sich auf ein neues Spielzeug, welches der kleine Thronfolger erhalten hatte ....

* * *

Zum Schießen komisch

* * *

Ein Fund

Aus Bregenz wird berichtet: Auf dem Ölrain, dieser altrömischen Siedelung des alten Brigantentums, wurde dieser Tage beim Ausgraben der Kartoffeln — in eine Kartoffel eingewachsen — eine offene römische Armspange aus Bronze zutage gefördert. Der Fund wurde dem Landesmuseum überlassen.

Das hat das Neue Wiener Journal, während sie im alten Brigantium gruben, auf der Suche nach Resten von romanischer Schlechtigkeit zutagegefördert. Wär's der Neuen Freien Presse passiert, so wär's ein Grubenfund.

* * *

Hunde, Katzen und das Dienstmädchen der Zigeunerfamilie

(Zigeuner als Wasenmeister.) In der Schönngasse im Prater wurde seit längerer Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß Hunde und Katzen, die den Parteien der umliegenden Häuser gehörten, auf spurlose Weise verschwanden. Man verdächtigte einen Zigeuner namens Lajos Babi, der in der Schönngasse Nr. 34 mit einem Familienanhang von 18 Personen eine Wohnung bestehend aus Zimmer und Küche bewohnt, daß er bei dem Verschwinden der Haustiere die Hand im Spiele habe, und kam schließlich darauf, daß die Zigeuner, wenn sie das Haus betraten, Hunde und Katzen unter ihren Kleidern verborgen hielten. Die Tiere wurden dann von den Leuten gebraten und

gegessen. Die im Hause wohnende Private Frau Marie Hartl beobachtete kürzlich, wie das Dienstmädchen der Zigeunerfamilie auf einer in der Nähe gelegenen Wiese etwas verscharrte. Frau Hartl hielt Nachschau und fand in einer Grube die Köpfe mehrerer Hunde und Katzen. Sie verständigte den Tierschutzverein und erstattete die polizeiliche Anzeige.

* * *

Die Fibel der Erwachsenen

... Da Erzherzogin Zita noch eine holdselige kleine Prinzessin war, bat sie sich eine Nähmaschine aus, um für die Armen nähen zu dürfen, und wenn sie auf ihren Spaziergängen Kinder traf, die weinend wegen Arzt und Medizin für die kranken Eltern herumirrten, eilte Prinzessin Zita ins Schloss zurück, Hilfe für die Darbenden zu erbitten ....

Daß Kinder weinend »wegen« Arzt und Medizin für die kranken Eltern »herumirren«, dürfte eine typische Erscheinung des Lebens auf der Dorfstraße sein. Ei sieh, naht dort nicht ein Bettelkind? Natürlich wieder eines, das wegen Arzt und Medizin herumirrt. Aber schon ist Hilfe da. »Und wisset ihr auch, wer die edle Helferin war? Wir wissen es.« Aber es wäre doch die höchste, die allerhöchste Zeit, daß man den für Popularität besorgten Schmöcken Beine macht, wenn sie wegen edler Züge für einen Lebenslauf herumirren. Mit der Fibel geht's ja zur Not, aber die Zeitung ist doch ein zu unappetitlicher Behelf für Legenden.

* * *

Der Dichter

Wie bereits mitgeteilt, veranstaltet die Direktion der Wiener Konzerthausgesellschaft — — — Über Ersuchen der Direktion hat sich Anton Wildgans bereitgefunden, ein Trauergedicht zu verfassen, welches die Feier einleiten wird.

* * *

Erinnerungen

Der Rudolf Holzer, der sich als Zeuge im Bahr-Prozeß 1901 durch schlechtes Gedächtnis einen Namen gemacht hat — meines ist gut —, verwendet es jetzt dazu, um sich an die Ischler Kindheit des Kaisers Franz Josef zu erinnern. Er schließt:

> ... Wenn Franz Josef, zumeist ohne jede Begleitung, durch dieses grüne, schöne Alpenland fuhr, hoben Greise ihre Enkel empor, um ihnen die eigene Jugend zu zeigen und um s i c h das Bild des Kaisers für die Zukunft einzuprägen.

Gemeint ist natürlich, daß die Greise nicht sich, sondern den Enkeln das Bild einprägen wollten. Und das wird gelingen. Wenn man einen dieser ausnahmsweise emporgehobenen, nicht auf dem Schoß der Großväter belassenen Enkel dereinst bei einer Schwurgerichtsverhandlung fragen sollte, ob er sich an den Kaiser erinnern könne, wird er gewiß nicht sagen: Ich kann mich nicht erinnern.

* * *

Das andere österreichische Antlitz

Linzer Tagespost, 14. November 1916:

Nachruf.

> In den letzten Oktobertagen wurde Franz Eißerer zu Grabe getragen. Er verdient es, daß man ihm einen Nachruf widme. Eißerer, ein Oberösterreicher, ein schlichter Mann aus dem Volke, war Zahlkellner im Linzer Café Reith an der Donau, zuletzt dort G e s c h ä f t s l e i t e r; er genoß das vollste Vertrauen seines Herrn. Eine ernste, ehrliche Natur, stets höflich und pflichtgetreu bis zum letzten Augenblick. Aber noch etwas Besonderes zeichnete ihn aus, hob ihn über seinen Beruf empor: E s d r ä n g t e i h n, s e i n e n G ä s t e n f ö r m l i c h e V o r t r ä g e z u h a l t e n ü b e r M i l i t ä r i s c h e s, P o l i t i s c h e s u n d W i r t s c h a f t l i c h e s, und dazu befähigten ihn nicht bloß gesundes Urteil und Darstellungsgabe, sondern auch eine erstaunliche G e d ä c h t n i s k r a f t, u m d i e i h n m a n c h e r H i s t o r i k e r h ä t t e b e n e i d e n d ü r f e n. Wann und wo die Kaiserlichen einen Sieg erfochten hatten, das wußte er ganz genau anzugeben, und so kam es, daß i n d i e s e n R ä u m e n G r a f M o n t e c u c c o l i, P r i n z E u g e n, V a t e r R a d e t z k y u n d v i e l e a n d e r e H e l d e n u n s e r e r M o n a r c h i e a l s S i e g e r o f t g e f e i e r t w u r d e n.

Österreichische Kriegsgeschichte, das war sein Lieblingsfach. Alte und junge Herren hörten aufmerksam seinen lebhaften Ausführungen zu. Sie alle merkten, es sprach ein Mann, der Wissen besaß und die Macht der Überzeugung, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er aufklärend gewirkt hat. Die schweren Tage, die der Weltkrieg mit sich brachte, bedrückten wohl sein patriotisches Herz, doch die Zuversicht auf einen siegreichen Ausgang ließ er nie sinken. Und so belebte und erwärmte er mit seinem von echt österreichischem Geiste erfüllten Wesen die gastliche Stätte, der er zur Ehre gereichte. Schon längst hätte er sich schonen sollen; denn seine Kräfte sanken immer mehr. Er tat es nicht; Pflichttreue ging ihm über alles. Als er sich endlich von seinem alten Posten zurückziehen mußte, da gab es für ihn keine Rettung mehr. Aber in seine letzten Lebenstage leuchteten noch Sonnenstrahlen hinein: Er sah noch den dritten großen Siegeszug und was Mackensen und Falkenhayn getan, wird dem sterbenden Patrioten noch ein beglückendes Lächeln abgelockt haben. Ehre dem Andenken dieses Mannes!

Ein Stammgast.

Das ist wohl mehr als phantastisch. Und es wird gespenstisch, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es keine andere Stimme ist, die acht Tage später, trauerumflort, durch die Lande tönt: »... hat noch die Siege in Rumänien erfahren .... die größte militärische Sorge war in seinen Sterbestunden von ihm genommen .... hat das Aufsteigen des Sieges noch mit brechendem Auge gesehen.« Man weiß, daß diese österreichische Publizistik gewohnt ist, den heroischen Tonfall für Leben und Taten der Kaffeesieder und Grüßer bereit zu halten. Aber hier hat sie sich denn doch zu viel zugemutet. Wann werden die lebenden Patrioten, die von Wucherern verdrängten Stammgäste dieses Staates, endlich zu protestieren beginnen?

* * *

Linz will nicht zurückbleiben

und bietet ein »Künstler-Literarisches Kriegsecho«. Was ist das für eine Schweinerei? In einem Prospekt heißt es: »Patriotisch im Sinne des Wortes«. Vorn wagt der Veranstalter das Kaiserbild hinzusetzen und hinten heißt es:

Die Werke fanden in der Allerhöchsten Kabinettskanzlei Seiner Majestät huldvollste Aufnahme. — Welche Vorteile bietet der Bezug des »Künstler-Literarischen Kriegsecho« bei Vorausbestellung desselben? . . .

Jeder Künstler hat mit Abschluß des Jahresbezuges einen Freiraum im »Künstler-Literarischen Kriegsecho« zur Förderung seiner künstlerischen Laufbahn, Veröffentlichung seines Bildnisses usw. zur Verfügung.

Jeder Literat hat mit Abschluß des Jahresbezuges das Recht zur Veröffentlichung von Arbeiten im »Künstler-Literarischen Kriegsecho« erworben.

Jeder, der mit Theaterkreisen in Verbindung kommen will, schaltet seine Anschrift in diesem Werke ein.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Jahreswerk 20 Kronen.

Hinten sind »Ebenbilder Gottes« annonciert.

* * *

Schulter an Schulter

Deutsche Verlagsgesellschaft wünscht sofort mit kapitalskräftigem, seriösem ungarischen Unternehmen als selbständige Schwestergesellschaft für Ungarn in Verbindung zu treten. **Hochpatriotische, konkurrenzlose, mit höchstem Gewinn arbeitende Sache.** Gefällige Adressenangabe erbeten unter »Ff. H. 3019« an Rudolf Mosse, Berlin, Leipzigerstraße 103.

* * *

Träume

— Dem Schriftsteller Alter Eisenschloß, Kriegsflüchtling aus Nowominsk, derzeit in Lundenburg, wurde durch die mährische Statthalterei vom Oberstkämmereramt auf Grund der für Einsendungen aus Anlaß des Krieges vom Kaiser erteilten generellen Ermächtigung für die Vorlage seiner Broschüre »Mein Traum« der Dank bekanntgegeben.

Las'n verdienen.

* * *

Schäume

— Der König von Bulgarien hat das von Kurt Robitschek verfaßte Heldengedicht »Schäume Maritza« entgegengenommen und dem Verfasser durch das Geheime Kabinett seinen Dank aussprechen lassen.

* * *

Ein Titel

Verheerende Wirkung unserer Bomben.

* * *

Eisenbahnunglück

»Der Sekretär des verstorbenen Ziviladlatus in Belgrad v. Thalloczy dementiert die Meldung, daß die Memoiren des Grafen Ladislaus Szögyenyi-Marich, die Thalloczy in seinem Koffer mitgeführt hatte, verlorengegangen seien. Die Memoiren sind wieder gefunden worden.«

* * *

Aus dem Reich der Schaffner

In der deutschen Zeitschrift »Kunst und Dekoration« steht:

Zwei deutsche Herren, aus Berlin der eine, unterhalten sich in einem Schweizer Kurort über den Krieg. »Was wird der Unterschied zwischen der Zeit vor dem Kriege und nach ihm sein?« »Sehr einfach,« meint der Berliner, »vor dem Kriege ham wa von achte bis siebene jearbeetet, nach dem Kriege wern wa von siebene bis achte arbeeten.« So stand's in einer großen deutschen Zeitung, der es viele deutsche und auch ausländische nachdruckten. Ich wurde dabei an ein Wort eines ehemaligen Studiengenossen erinnert, der es inzwischen bis zum Attaché einer uns heute feindlichen Macht gebracht hat. »Mit vielen Titeln, aber wenig Mitteln«, wie er mir noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges aus Belgrad schrieb. Er liebte Deutschland fast mehr als seine Heimat. Auf einer Fahrt durch das westfälische Kohlenrevier meinte er traurig: »Wie schön war auch einst dieses deutsche Herzogtum mit seinen großen Höfen und seiner stillen Kleinindustrie.« Ich versuchte philosophisch diese äußere Wandlung mit den Gesetzen des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft und des in der Arbeit ruhenden Segens zu verteidigen.

»Ja,« meinte er bitter, »ihr Deutschen werdet noch so lange arbeiten, bis alle anderen über euch wie über den Streber in der Schulklasse herfallen werden.« Das war im Sommer des Jahres 1906. Ich hatte bald das Wort vergessen. Jetzt werden manche, die gewiß nicht zu den schlechtesten Patrioten gehören, angesichts der uns umgebenden Kette von Haß und Mißgunst mit ähnlicher Erkenntnis auf unsere Art, zu arbeiten, geblickt haben.

Es wäre zu wünschen, daß sie, wenn sie sich in Deutschland endlich Bahn bricht, zwar ein D-Zug sei, aber keine Schaffner mehr habe, sondern nur Kondukteure und nicht mehr an Wiesen vorbeiführe, auf denen Suppenwürfel annonciert sind oder im Zweifelsfalle die Erkenntnis, daß Odol doch das Beste sei. Denn: Lasset uns künftig die Zähne putzen, ohne davon den Mund so voll zu nehmen!

* * *

Dies, liebe Welt, ist die Glorie!

Gefallen

wird Ihnen bei meiner enorm großen Auswahl bestimmt ein Fahrrad. Ich führe

in

erstklassigen Marken: Stoeweris, Greif, Allrigth, Panther, Brunsviga, Dürkopp und eigene Marke Helvetia. Dieselben bewähren sich in der Armee in

Rußland und Frankreich

ausgezeichnet. Solange Vorrat reicht, verkaufe ich Herren- und Damenräder noch zu alten Preisen.

Otto Schönberg
Fahrradgroßhandlung,
Sonnenstr. Fernspr. 4468

Billigste Bezugsquelle in Pneumatiks, Ersatz- und Zubehörteilen. Beachten Sie bitte meine Auslagen.

»Was bleibt vom Heldentum?« ruft der chinesische Dichter, »Ein morscher Hügel, auf dem das Unkraut rot wie Feuer steht.« In China. In Deutschland — das!

Die Fundverheimlichung

Es war ein Hund, der glaubte sich am Ziel,
er sah den fremden Mann, dem lief er zu
und ließ ihn nicht und folgt' ihm in die Wohnung.
Am nächsten Tag erschlägt der Mann den Hund
mit einem Beil, zerlegt ihn kunstgerecht
und Stück für Stück bestattet er im Ofen.
Doch hieß es auch, er habe ihn tranchiert,
gekocht und dann mit einem Anverwandten
gemeinsam Stück für Stück den Hund verzehrt.
Deshalb steht wegen Fundverheimlichung
der Mann vor seinem Richter, doch er leugnet,
den Hund verzehrt zu haben, gibt nur zu,
aus Mitleid habe er ihn aufgenommen
und dann erschlagen, weil er ihm die Wohnung
unsauber machte, also ordnungshalber,
doch auch aus Angst; dann hab' er ihn zerlegt
und dann verbrannt, jedoch nicht aufgegessen,
er werde doch das Fleisch von einem Köter,
der nur ein hundsgemeiner Hund gewesen,
nicht essen, denn das sei nicht appetitlich,
was auch der anverwandte Zeuge meint.
Der Neffe, sagt er, habe wohl den Hund
betäubt durch Schläge erst mit einem Pracker,
dann mit dem Beil erschlagen und hierauf
tranchiert und endlich Stück für Stück im Ofen
verbrannt, und dies in seiner Gegenwart,
jedoch gegessen — da sei Gott davor.
Er hätt' es doch gesehn; allein auch er
hab' von dem toten Hunde nicht gegessen,
der Neffe, der ein Tramwaykondukteur,
er selbst, ein Offizial, sie seien doch
gefeit durch ihre soziale Stellung
vor dem Verdachte, Appetit zu haben
auf Hundefleisch. Das sei Geschmacksache,
versetzt der Richter. Überhaupt jedoch,
ergänzt der Zeuge, dieser tote Hund
war nur ein schäbiger Hund, ganz ohne Rasse,

schon dies allein entkräfte den Verdacht.
Er war ganz abgemagert, sagt der Zeuge.
Die Zeugin schildert, wie der Hund gestöhnt;
dann habe sie durch's Gangfenster gesehn,
wie sie die Haut ihm abgezogen haben.
Ob sie den Hund gegessen haben, wisse
sie leider nicht, doch hab' sie es gehört
und sich gewundert, daß Gebildeten
so was erlaubt sei. Einen andern Zeugen
befragt der Richter, wie der Hund denn lebend
beschaffen war, wie er denn ausgesehn hat.
Hierauf wird aus dem Akte konstatiert,
daß sich der Eigentümer des Kadavers
bis heute nicht gemeldet hat. Hierauf
erhebt der Richter sich und fällt das Urteil,
der Angeklagte werde freigesprochen,
denn dieser Hund, der ihm da ohne Beißkorb
und ohne Marke zugelaufen war,
sei anzusehn als eine herrenlose,
vom Eigentümer preisgegebne Sache. —
Ist's eine Greuellüge unsrer Feinde?
Nein, es geschah. Der Zeuge bin ich selbst!
Und nun erhebt, da so der Fall beendet,
Stummheit des Tiers sich und sie schreit zum Himmel.
Ruft Rache, Pest und Sintflut von dem Himmel
herab auf eine ganz entartete
Abart von Tier, die nur zwei Beine hat,
jedoch zwei Arme nur zum Morden hat.
Den Menschen, unter dessen blutiger Hand
auch Kalb und Huhn und Hase nicht verscheiden
dankbaren Blicks, ihn trieb die Fleischnot nicht,
und daß es Sache des Geschmackes sei,
der Witz des Richters ist der Ruhepunkt,
von dem man dieses Wirrsal des Gefühls
schaudernd betrachtet, und dann denken wir,
auf diesem menschbevölkerten Planeten
sei's mit dem Standesvorurteil vereinbar,
den Hund zu schlachten, dessen Fleisch nicht eßbar.

Nähm' Hunger so vorlieb, so hätte nur
tierisch der Mensch gehandelt, und das wäre
entschuldbar in der Zeit, wo Menschen nichts
zu essen haben, weil ja eben Menschen
geschlachtet werden, damit eben Menschen
zu essen haben. Da es nicht der Fall ist,
so hat der Mensch nicht tierisch nur gehandelt,
nein menschlich. Menschlich ist die Anklage
auf Fundverheimlichung. Menschlich die Laune
des Richters, der den Wert des Lebensmittels
abschätzt. Das Urteil menschlich und die Gründe.
Menschlich ist auch der sachliche Bericht,
der subjektiv nur in der Wendung ist,
die Klage wegen Fundverheimlichung
sei merkwürdig durch die Begleitumstände.
An der Tragödie war alles menschlich.
Tierisch allein war nur der Opfertod
der Treue, war der Heldentod des Tiers,
um die zum Tier geflohne Eigenschaft,
die Schutz noch einmal bei dem Menschen suchte,
die Treue, die sich preisgegeben fand,
so unbetreut vom menschlichen Verstand,
ganz ohne Arg, ohn' Wissen, ohne Wittrung,
daß eben er der Mörder könnte sein.
Wie die bewußtlose Natur des Weibs,
wie letzte Lust sich zu dem Mörder rettet,
verendet hier die Treue so des Tiers.
Der Treue treu, treu noch im letzten Atem
einer Idee, fällt so das Tier im Tod,
der tragischer als jener Heldentod ist,
welchen der Mensch vor der von ihm erfundnen,
von ihm verschuldeten Maschine leidet.
Im wahrhaften Konflikt, zwischen der Lust
zu leben und der Pflicht, das letzte Pfand
des Schöpfers aus der menschverratnen Schöpfung
zu retten, sinkt die arme Kreatur,
die wahre, die im Mund der Menschenlüge
zum Schimpf gewordene stolze Kreatur.

Schwein, Esel, Ochs und Hund — Schimpfworte hat
der Mensch daraus gemacht, um seinesgleichen,
die sittlich tief stehn unter all der Gattung,
zu unterscheiden. Will er aber Ruhm,
so ruft er Hund und Pferd als Helfer an,
gibt sie Maschinen preis, wie er sich preisgibt,
gibt die Unwissenden dem Menschen preis.
Und nur das Tier, das Menschlichem erliegt,
ist Held des Lebens. Oh, daß diese Menschheit
in einen Traum verfiel', worin sie selbst
vor Lastwagen gespannt, von klugen Pferden,
die schon ihr Hü und Hott erlernt haben,
vorwärts getrieben würde mit der Peitsche!
Worin der räudige, schlechtrassige
Mensch einem Hund zuläuft, weil sein verkommner
Instinkt in ihm den letzten Retter sieht,
und von ihm kunstgerecht dafür tranchiert wird.
Wann tötete der Hund den Menschen je?
In einen dunkeln Schacht gestürzt, vom Hunger
in Wut gejagt, wenn ein Verunglückter
ihm dorthin nachfiel, biß er ihn und ließ
dann von dem Fund, dem herrenlosen. Der hier
springt, suchend den verlornen Herrn in jeder
Gestalt, auf die Maschine, und er muß
am Biß des tollen Menschen sterben. Seht,
er glaubte sich am Ziel, o seht, er sprang,
wie Hunde selten tun, auf eine Bahn.
Er wird verjagt, springt dennoch wieder auf,
verläßt den Mann nicht mehr und folgt ihm nach.
Der Ordnung halb und halb aus Angst erschlägt
ihn jener mit dem Beil. Aus Mitleid tat er's,
dazu kam Furcht, das gibt ein Trauerspiel.
Und Stück für Stück bestattet er im Ofen,
der Ordnung halb und halb aus Lust. Ei seht —
ich sah ihn oft — ei seht doch nur, solch einer,
der keiner Fliege je ein Haar gekrümmt,
sitzt einem gegenüber im Coupé
und schlägt, damit die Fahrt schneller vergeht,

mit seiner Schlächterpratze eine tot.
Totschlag der Zeit, die nicht vorüberfliegt,
nur kriecht und justament am Fenster sitzt,
bloß für ein Weilchen, das den Tod ihr bringt.
Patsch — aus ist es. Und lacht. Denn es ist aus.
Trifft ihn der Schlag, so jammern die Verwandten.
Er fragte artig, ob die Zeitung frei,
er fragte nicht, ob es erlaubt denn sei,
die Fliege mir zu töten. Hätte ich
die Wahl gehabt, ihm oder dieser Fliege
Schicksal zu sein, ich hätte gern gewählt!
Wie es da auf dem Fenster lief, so war es
ein Mechanismus, den er nicht erfand.
Sein Stolz verträgt es nicht, es kränkt ihn immer,
wenngleich er es nicht weiß. Wozu sind Fliegen?
Auch er kann fliegen, fliegen kann er auch!
Wir schaffen es; allein das Unnütze,
das stört ihn und gar überlegen ist er
den Tieren, denn er hört vor seiner Stummheit
nicht ihre Sprache, vor all seiner Stummheit.
O hätte man mir nur die Wahl gelassen,
den Hund oder den Schlächter zu tranchieren,
ich hätt' gewählt! Doch in dem großen Schlachthaus,
in das wir eingeboren, ist der Hund,
der seinen Herrn sucht, nur der Fund des andern;
und gönnt das Recht die Folterung von Kindern,
erlaubt's die Massakrierung auch des Hunds.
Er war sehr groß, doch war er dunkler Herkunft
und schlecht genährt. Was war er weiter denn
als eine preisgegebene Sache. — Hört!
Ihr, die ihr richtet über Mensch und Hund,
hört, was ich weiß! Hört zu: Solch eine Sache
kann vieles, was ein Mensch nicht kann. Hört zu!
Solch eine Sache kann ihm all das sagen,
was niemals er zur Sache sprechen könnte.
Unsäglich leidet sie, sucht ihn ihr Auge,
durch das allein sie es ihm sagen kann,
der es versagt ist, es ihm anzusagen,

der Gott, zu schweigen, was sie leidet, gab;
unwissend, ob sie preisgegeben ist,
stets preisgegeben ihrem Menschenglauben,
traut sie uns auf ihr ehrliches Gesicht!
Und jede Bürde des Gefühles trägt sie,
die das Bewußtsein uns erleichtern hilft.
Man sieht sie sitzen, aber niemand ahnt,
daß in der Sache eine Seele sitzt,
daß ein Gefühl jetzt schmerzt, daß eine Hoffnung
in ihr jetzt treibt, ihr aufgetragen hat,
just an der Stelle hier zu warten. Seht,
so sitzt sie wartend hier am Bahnhof, wo
die Herrin — denn die Sache war ein Hund —
davongefahren ist vor ein paar Stunden.
Denn als man Abschied nahm, da schritt die Sache,
der Hund, groß, traurig und ergeben, schritt er
den Hang hinauf und dem Begleiter nach,
blieb immer wieder stehn und sah zurück.
Seht hin — nicht anders geht ein schweres Herz.
Noch sieht man ihn, noch grüßt ein stummer Blick.
Und bald ist er entschwunden unserm Blick.
Und bald ist er entschwunden seinem Hüter.
Er wird gesucht, gefunden: an der Bahn —
denn jetzt, ja doch, ist ungefähr die Stunde,
daß einst die Herrin angekommen war.
Nun kommt sie nicht. Enttäuscht verschmäht die Sache
jedwede Nahrung, selbst die Leckerbissen,
die sonst geliebten. Wendet sich von allem,
was tierisch sie ihr Lebtag hat begehrt,
gibt sich dem Hunger preis; verzehrt sich selbst.
Noch ein paar Tage, da begibt sich etwas.
Man führt den Hund zur Bahn, denn eine Freundin,
die mit der Herrin abgereist war, kommt.
Sie selbst kommt nicht. Nun wird der Hund es sehn.
Er aber rührt sich nicht vom Fleck, er hofft noch,
blickt auf den Wagen nur und sucht und sucht.
Nun geht's nachhaus. Er ißt noch immer nichts,
nimmt etwas Milch nur an, so viel grad nötig,

um nicht am Leid zu sterben. Und das geht so
die Woche lang. Der Hund verschmäht das Essen.
Er war ganz abgemagert, sagt der Zeuge.
Dann hilft Arsen, dazu wohl noch die Einsicht
ins Unabänderliche und Gewöhnung
der stellvertretenden Barmherzigkeit,
dies alles bringt ihn endlich doch hinauf . . .
Seid ihr so weit hinunter, daß ihr nicht mehr
wie Kinder seid, hört es doch wie ein Märchen,
Kindern erzählt, die ihr Beginnen noch nicht
im Schützengrabenspiel verschüttet haben
und noch aufhorchen können, wenn ein Beispiel
sittlicher Haltung ihnen dicht ans Herz
gerückt wird. Tretet ehrfurchtsvoll zur Seite.
Seht doch nur hin. O du erhabnes Vorbild
in dieser Zeit profaner Hungersnot!
Von deinem Hunger trenn' ich mich nicht mehr.
Es risse einen von der Menschheit weg,
wär' man nicht längst schon über alle Berge.
Dort lebt ein Hund. Dort lebt ein wahrer Hund.
Gott hör's: Der Menschenehre ersten Preis,
der Ehre, die sich preisgegeben hat,
sich selber preisgegebener Menschheit Preis
geb' ich dem Hund! Und nimmer will die Andacht
fort von der Stelle, wo das Tier da wartet,
für eine halbe Stunde herrenlos,
länger verlassen, wartet, und in Treue
halt' ich die rechte Hand über der Sache,
dem Fund, dem Hund, damit ihn nicht der Mensch,
der Schinder, finde und verheimliche,
er, der noch nie aus Sehnsucht hat gehungert
und der mir dieses Fleisch hier nur verschmäht,
weil gramverzehrt es ist und dem Geschmack
und Stand des Mörders widrig ist, und der
Gottes Geschöpf mir dennoch töten würde,
weil es ein Tier ist, er aber ein Mensch!

Vorlesungen KARL KRAUS
KLEINER KONZERTHAUSSAAL

Montag, 22. Jänner, 7 Uhr
AUS EIGENEN SCHRIFTEN

KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an der Konzerthauskassa, Lothringerstraße 20, bei Carl Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Richard Lányi, I. Kärntnerstraße 44.

Ein Teil des Ertrages wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

Freitag, 26. Jänner, 7 Uhr
MASS FÜR MASS

Schauspiel in fünf Aufzügen von SHAKESPEARE, übersetzt von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel-Tiecksche Ausgabe)

KARTEN zu 6.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.—, 50 Heller an den oben genannten Verkaufsstellen.

Der volle Ertrag wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

Sonntag, 28. Jänner, ½4 Uhr nachmittags

NESTROY: Die beiden Nachtwandler oder Das Notwendige und das Überflüssige

RAIMUND: Der Alpenkönig und der Menschenfeind (Aus dem I. Aufzug)
Das Hobellied (Klavier: Egon Kornauth)

CLAUDIUS: Gedichte

CHINESISCHE KRIEGSLYRIK

KARL KRAUS: Worte in Versen

KARTEN zu K 6.—, 4.—, 3.—, 2.—, 1.—, 50 Heller an den oben genannten Verkaufsstellen.

Der volle Ertrag wird wohltätigen Zwecken gewidmet.

NR. 454—456 XIX. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Goethes Volk / Worte Bismarcks / Glossen / Notizen / Glossen / Als Bobby starb

Mit einer Beilage

Preis dieses Heftes:

90 Heller = 75 Pf.

VERLAG: ,DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:			Für das Deutsche Reich:			Weltpostverein:		
18	Nummern	K 4.50	18	Nummern	Mk. 4.—	18	Nummern	K 6.—
36	„	„ 9.—	36	„	„ 8.—	36	„	„ 12.—

Verleger und Autoren werden ersucht, die Zusendung von Druckschriften irgendwelcher Art an den Verlag oder den Herausgeber der Fackel zu unterlassen.

INHALT der vorigen, neunfachen Nummer 445—453, 18. Januar 1917: Nachts / Glossen / Inschriften / Der englische Benedikt und der österreichische Northcliffe / Trauerschmock / Glossen / Es ist alles da / Das österreichische Antlitz / Ein andres Antlitz / Goethe und alles / Notizen / Glossen / Dorten / Den Zwiespältigen / Mit der Uhr in der Hand / Glossen / Die Fundverheimlichung.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt,

Wien, Mittwoch, den 14. Februar **1917.**

Eine Audienz bei Kaiser Wilhelm.

Wien, 13. Februar.

Der deutsche Kaiser hat den Verfasser des mit so großem Erfolge aufgeführten Dramas „Könige", Doktor Hans Müller, in Audienz [illegible]

[illegible]

geben uns ein paar Gestalten nach, die nach der Verkörperung durch den Dichter verlangen. Da ist der Ostgotenkönig Theodorich, der im letzten Teil von Hebbels „Nibelungen" ja nur als Episode gestaltet ist. Da ist aus späterer Zeit Friedrich II., einer der schöpferischesten und interessantesten Männer, noch lange nicht in seiner Größe erkannt. Da ist vor allem Karl V. Denken Sie sich, daß er mit Martin Luther zusammenkäme — ist das nicht einer jener ewigen Gegensätze, die auch auf der Bühne ewige Wirkungen erzeugen [illegible]?" Und nach einem kleinen Schweigen fügt der Kaiser langsam und ruhig hinzu: „Wer weiß, wenn die beiden, Karl und Luther, wirklich zusammengekommen wären, wer weiß, wo heute das deutsche Volk stünde [illegible]."

Während der Kaiser so spricht, in die letzte Tiefe der menschlichen Erkenntnisse hinabgreifend, sehe ich immer seine Augen an, diese Augen erst lassen einen ganz [illegible], wie er meint und wie er ist. Kein [illegible] Problem der [illegible], es sei wissenschaftlicher, staatsmännischer, [illegible] Art, ist scheinbar ohne Spur an ihm vorübergegangen. Jedes seiner Worte, je unmittelbarer er es sagt, zeugt um so bedeutender sein Gefühl für die Verantwortung des Königsberufes. Da ich jenen schönen Brief an den Reichskanzler erwähne, durch den er das Friedensangebot der Mittelmächte begründet hat, sagt Kaiser Wilhelm mit starkem Kopfnicken: „Ja, dieser Brief mußte geschrieben, dieser Schritt mußte getan werden, jetzt weiß doch die ganze Welt, wer diejenigen sind, die der Menschheit weitere Qualen auferlegen."

Und da stehen wir unvermittelt im Gespräch über die [illegible] Frage des Krieges. Konnte ich den Ton der Sittlichkeit, aber auch den Ton des Wissens wiedergeben, mit dem Kaiser [illegible] seiner Zuversicht prachtvollen Ausdruck gibt! [illegible]

[illegible]

DIE FACKEL

Nr. 454—456 1. APRIL 1917 XIX. JAHR

Goethes Volk

Berlin, 24. Februar. Ballin gewährte dem Mitarbeiter des ‚A Vilag‘ in Hamburg eine Unterredung, in der er erklärte, daß die Admiralität mit den Ergebnissen des unbedingt notwendig gewesenen U-Boot-Krieges außerordentlich zufrieden sei. Das Ziel des verschärften U-Boot-Krieges ist nicht das, möglichst viel Schiffe zu versenken, sondern den Verkehr von und nach England abzuschneiden,. welche Absicht als vollkommen erreicht bezeichnet werden kann. Deutschland selbst schneide es bei jedem einzelnen Schiff tief ins Herz, nicht nur bei einem der neutralen, sondern auch bei feindlichen . . . .

Wess das Herz voll ist, dess gehet das Gemüt über:

Deutsche Art

Es zetern unsre Feinde
Ob U-Boots-Barbarei,
Die edle Hetzgemeinde
Brüllt Haß und schimpft dabei.

Doch hält ihr Wutgeheule
Nicht vor der Wahrheit Stand:
Wir sind im Gegenteile
Nur leider zu galant.

Wer, dem ein Schiff zur Beute
Verfiel auf stürm'schem Meer,
Verteilt an dessen Leute
Zigarren und Likör?

Wer sieht die Schiffspapiere
Mit solcher Rücksicht ein?
Lotst Feindes-Offiziere
Ins Rettungsboot hinein?

Nur, wenn der Kapitän sich —
Wie's jüngst von Zwei'n geschah —
Frech wehrte, griff man den sich
Selbst rücksichtsvoll noch da:

Denn da die Zwei, als Briten
Sich ödeten und wie,
Fing man noch einen Dritten —
Gibt eine Whistpartie!

Wer sorgt für solche Gäste
So, wie's bei uns geschieht?! —
Gesprengt, versenkt wird feste —
Doch immer — mit Gemüt!

Georg Bötticher

Mit diesem Gedicht hat die liebe ‚Jugend‘ das Jahr 1917 eröffnet. Nun mag ja die Bestie der Gegenwart, wie sie gemütlich zur todbringenden Maschine greift, auch zum Vers greifen, jene zu glorifizieren. Was in dieser entgeistigtesten Zeit Deutschlands, von den Hauptmann und Dehmel hinunter bis zum letzten Münchner Ulkbruder zusammengeschmiert wurde —

und wär's noch toller und mehr gewesen und wären auch täglich eine Million Tonnen des Geistes versenkt worden — es würde doch vor der letzten weltgeschichtlichen Instanz als unerheblich abgewiesen werden, wenn es sich zu Ungunsten der deutschen Sprache gegen das Dasein der Luther, Gryphius, Goethe, Klopstock, Claudius, Hölty, Jean Paul, Schopenhauer, Bismarck behaupten wollte. Ja, wenn zu Gunsten Deutschlands nichts weiter geltend gemacht würde, als daß auf seinem Boden das Gedicht »Über allen Gipfeln ist Ruh'« gewachsen ist, so würde ein Prestige, auf das es schließlich mehr ankommt als auf jene zeitgebundenen Vorurteile, zu deren Befestigung Kriege geführt werden, heil aus der Affaire hervorgehen. Was die Lage kritischer machen könnte, wäre eine einzige vom Ankläger enthüllte Tatsache. Daß nämlich dieses Zeitalter, das als verstunkene Epoche preiszugeben und glatt aus der Entwicklung zu streichen wäre, um die deutsche Sprache wieder zu einer gottgefälligen zu machen, sich nicht damit begnügt hat, unter der Einwirkung einer todbringenden Technik literarisch produktiv zu sein, sondern sich an den Heiligtümern seiner verblichenen Kultur vergriffen hat, um mit der Parodie ihrer Weihe den Triumph der Unmenschlichkeit zu begrinsen. In welcher Zone einer Menschheit, die sich jetzt überall mit dem Mund gegen ein Barbarentum sträubt, dessen die Hand sich beschuldigt, wäre ein Satanismus möglich, der das heiligste Gedicht der Nation, ein Reichskleinod, dessen sechs erhabene Zeilen vor jedem Windhauch der Lebensgemeinheit bewahrt werden müßten, wie folgt der Kanaille preisgibt:

(»Unter allen Wassern . . .«) Im »Frankfurter Generalanzeiger« lesen wir:

Frei nach Goethe!

Ein englischer Kapitän an den Kollegen.

Unter allen Wassern ist — „U"
Von Englands Flotte spürest du
Kaum einen Rauch . . .
Mein Schiff versank, daß es knallte,
Warte nur, balde
R—U—hst du auch!

Wo in aller Welt ließe sich so wenig Ehrfurcht aufbringen, den letzten, tiefsten Atemzug des größten Dichters

zu diesem entsetzlichen Rasseln umzuhöhnen? Die Tat, die es parodistisch verklären soll, ist eine Wohltat, verglichen mit der Übeltat dieser Anwendung, und hundert mit der Uhr in der Hand versenkte Schiffe wiegen eine Heiterkeit nicht auf, die mit Goethe in der Hand dem Schauspiel zusieht. Die Ruchlosigkeit des Einfalls, der den Sieg jener Richtung bedeutet, die mit dem Abdruck von Klassiker-Zitaten auf Klosettpapier eingesetzt hat, ist über alles erhaben, was uns das geistige Hinterland dieses Krieges an Entmenschung vorgeführt hat. Und wie um den Rohstoff einer Gesinnung, die solcher Tat fähig war, nur ja handgreiflich zu machen, ergänzt das Wiener Saumagenblatt, das Schere an Schere die Verpflanzung des Generalanzeigergeistes in unsere Region besorgt, die Beschwörung Goethes noch durch diese Anekdote:

Zwischen zwei a n d e r e n englischen Kapitänen spielte sich folgendes Zwiegespräch durch Flaggensignal ab: Der eine fragt: »W o h i n g e h s t d u?« — »Z u G r u n d e«, antwortete der andere kurz und bündig!

Am nächsten Tag aber wird — vermutlich aus Sympathie mit dem Namen des Admirals Scheer — eine Nachricht weitergegeben, von der jeder deutsche Patriot, der die sentimentalere Auffassung des Herrn Ballin mitmacht, überzeugt sein muß, daß sie eine Lüge ist:

(Admiral Scheer zum U-Boot-Lied der »englischen« Kapitäne.)

Das »Lied des englischen Kapitäns«, das wir gestern in unserem Blatte veröffentlichten — »Unter allen Wassern ist U« —, hat auch den Beifall des Siegers in der Seeschlacht am Skagerrak, des Admirals Scheer, gefunden. Unterm 18. Februar richtete er an die Schriftleitung der ‚Dresdner Nachrichten' folgende Zeilen: »Über das ‚Lied des englischen Kapitäns' aus den ‚Dresdner Nachrichten' h a b e i c h m i c h h e r z l i c h g e f r e u t. H o f f e n t l i c h b e h ä l t d e r g u t e M a n n r e c h t. Scheer, Admiral, Chef der Hochseestreitkräfte.«

Nun aber geschieht ein Übriges, das den Literarhistorikern zu schaffen machen wird. »Unter allen Wassern« taucht in allen Blättern auf und wohl in der Absicht, einen authentischen Text festzustellen und zugleich den Namen des Dichters, der Deutschlands nationale Enttäuschungen an Goethe wettgemacht hat, der Vergessenheit zu entreißen, veröffentlicht das Berliner Tageblatt, in der Gaunersprache des neuzeitlichen Verkehrs auch B. T. genannt, die folgende Fassung:

Lied des englischen Kapitäns.
(Frei nach Goethe)

Unter allen Wassern ist — „U“!
Von Englands Flotte spürest du
Kaum einen Hauch . . .
Mein Schiff ward versenkt, daß es knallte —
Warte nur, balde
Versinkt deins auch! Ludwig Riecker (München).

Nehmen wir an, daß er der Urheber ist und dieses sein Wort, an dem man nicht drehn noch deuteln soll. Ehe ich es las, habe ich eine andere Mitteilung des B. T. für den Rekord jener findigen Entwicklung gehalten, die wie die Kunst in den Dienst des Kaufmanns, alle wehrlose Größe in den Dienst der Niedrigkeit gestellt hat:

Elefanten im Dienste des »Berliner Tageblatts«.

Um die Schwierigkeiten zu mindern, die sich gegenwärtig bei der Heranschaffung der großen, für die Herstellung des »Berliner Tageblatts« nötigen Papiermassen ergeben, haben wir mit Herrn Hagenbeck ein Abkommen getroffen, wonach er uns vier seiner Elefanten mit den dazugehörigen indischen Führern zur Verfügung stellt. Heute vormittag haben die Elefanten zum erstenmal ihren Dienst brav und fleißig verrichtet. Sie brachten mehrere mit Papierrollen hoch bepackte Wagen vom Anhalter Bahnhof zu unserer Druckerei. Drei Elefanten waren mit starken Riemen als Zugtiere eingespannt, der vierte Elefant betätigte sich, indem er mit seiner breiten Stirn den Wagen schob. Natürlich erregte diese neue, oder wenigstens für Europa neue Beförderungsart in den Straßen sehr viel Aufsehen und Interesse.

Welch ein Schauspiel! Für Europa neu; in Indien bedienen sie längst die Presse. Welch ein Aufzug! Anstatt den Dichter des U-Boot-Liedes mit dem Rüssel emporzuheben oder doch wenigstens so stark zu nießen, daß er sich unter allen Wassern vorkommt, anstatt die Papiermassen so zu zerstampfen, daß sie unbrauchbar werden, oder doch wenigstens so laut zu brüllen, daß die jüdischen Führer erschrocken fragen: Nanu, was is denn los? — tragen diese geduldigen Riesen, ihrer heiligen Herkunft vergessend, dem Mosse die Betriebsmittel ins Haus. Und einer betätigt sich gar als Schieber! Urwälder werden kahl geschlagen, damit der Geist der Menschheit zu Papier werde, und die obdachlosen Elefanten führen es ihr zu. Bei Goethe! Es ist der Augenblick, aus einer Parodie wieder ein großes Gedicht des Abschieds zu machen.

Worte Bismarcks

Ich bin zur Zeit der Luxemburger Frage (1867) ein grundsätzlicher Gegner von Präventivkriegen gewesen, d. h. von Angriffskriegen, die wir nur deshalb führen, weil wir vermuteten, daß wir sie später mit dem besser gerüsteten Feinde zu bestehen haben würden.

*

Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist und späterhin unter ungünstigeren Verhältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen, und ich habe ihn immer bekämpft . . . . Es konnte damals nur auf die Frage ankommen, ob wir den Krieg nicht späterhin doch führen müßten, und da sagte ich: Das ist vielleicht möglich, ich kann das aber so genau nicht wissen, ich kann der göttlichen Vorsehung nicht so in die Karten sehen, daß ich das vorher wüßte. Mein Rat wird nie dahin gehen, einen Krieg zu führen deshalb, weil er später vielleicht doch geführt werden muß.

*

Es war damals die Befürchtung vor dem Kriege so groß, daß ich in dieser Zeit als Ministerpräsident den Besuch von Kaufleuten und Industriellen erhalten habe, die mir sagten: »Diese Unsicherheit ist ja ganz unerträglich; schlagen Sie doch lieber los! Lieber Krieg, als länger in diesem Druck auf allen Geschäften zu verharren!« Wir haben ruhig abgewartet, bis auf uns losgeschlagen wurde, und ich glaube, wir haben wohl daran getan, uns so einzurichten, daß wir die Angegriffenen blieben und nicht die Angreifer waren.

*

Ich würde noch heut' . . Eurer Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn bald beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im Voraus erkennen.

*

Nur für die Ehre des Landes — nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Prestige — nur für seine vitalsten Interessen darf ein Krieg begonnen werden. Kein Staatsmann hat das Recht, ihn zu beginnen, bloß weil er nach seinem subjektiven Ermessen ihn in gegebener Frist für unvermeidlich hält. Wären zu allen Zeiten die Minister des Äußeren ihren Souveränen bezw. deren Oberfeldherren in die Feldzüge gefolgt, wahrlich, die Geschichte würde weniger Krieg

zu verzeichnen gehabt haben. Ich habe auf dem Schlachtfelde und was noch weit schlimmer ist, in den Lazaretten die Blüte unserer Jugend dahinraffen sehen, durch Wunden und Krankheit, ich sehe jetzt aus diesem Fenster manchen Krüppel auf der Wilhelmstraße gehen, der heraufsieht und bei sich wohl denkt, wäre nicht der Mann da oben, und hätte er nicht den bösen Krieg gemacht, ich säße jetzt gesund bei Muttern. Ich würde mit diesen Erinnerungen und bei diesem Anblick keine ruhige Stunde haben, wenn ich mir vorzuwerfen hätte, den Krieg leichtsinnig oder aus Ehrgeiz oder auch aus eitler Ruhmessucht für die Nation gemacht zu haben.

*

Wer aber nur einmal in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers auf dem Schlachtfelde geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt.

*

Warum führen große Staaten heutzutage Krieg? Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik. Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten, und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist.

*

Von der jetzigen Kriegführung, die durch die neuen Erfindungen immer mörderischer werde, meinte er, wenn man jetzt wieder Krieg führe und auch noch so viel Entschädigung bekomme, das Elend und die Kosten, die ein Krieg verursache, könne man doch nicht bezahlen. Zum Glück sei die Kriegführung gegenwärtig so kostspielig, daß es sich jeder wohl überlege, ob er anfangen könne.

*

Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen.

*

Ich habe einen Lieblingsgedanken in Bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister.

Glossen

Ein Mann in phantastischer Uniform, gravitätisch den Bürgersteig auf- und abgehend

[Eine Straßenszene.] Gestern abend erregte in der Kärntnerstraße ein Irrsinniger großes Aufsehen. In eine phantastische Uniform gekleidet, die Brust mit unmöglichen Orden behängt, ging er gravitätisch den Bürgersteig auf und ab. Auf dem Kopf hatte er eine Marinemütze; im Arm hielt er eine lange Pistole kleinsten Kalibers nach Art der Kinderpistolen mit einem aufgepflanzten Bajonett und durch die Tasche gesteckt trug er eine »Waffe«, die die Mitte zwischen einem Gletscherbeil und einem »Fokos« hielt. Der Mann wurde schließlich von einem Sicherheitswachmann angehalten und zur Beobachtung seines Geisteszustandes der psychiatrischen Station übergeben.

Mit der Verbreitung solcher Versionen sollte man seit dem »Irrsinnigen auf dem Einspännergaul« vorsichtig sein. Man kann nie wissen, ob nicht ein Symbol dahintersteckt und der Mann, der gravitätisch den Bürgersteig oder sagen wir feierlich das Trottoir auf- und abging, nicht ein verkappter Präceptor Germaniae war. Wenn jeder Vorläufer des Weltuntergangs eine Straßenszene provozieren wollte, hätten die Sicherheitswachmänner viel zu tun. Phantastischer als ein weiblicher Kriegsberichterstatter kann der Fall nicht gewirkt haben und ich selbst habe schon Uniformen auf dem Bürgersteig der Kärntnerstraße gesehen, über die ich mich kaum beruhigt haben würde, wenn ich nicht unschwer einen stadtbekannten Zivilisten darin erkannt hätte, als der er denn auch am andern Tag wieder hervorkam. Überhaupt — die Bürger, die dort steigen! Da ist so ein Irrsinniger, der einmal mit dem tragischen Karneval Ernst macht, schon eine recht spassige Abwechslung. Der arme Teufel hat so viel mit dem Krieg zu schaffen wie etwa der kostümierte Hans Müller; nur daß eben der eine auf die psychiatrische Station, der andere auf die Münchner Hofbühne kommt. Ich wette die Tantièmen der »Könige«, daß der Dichter von der Kärntnerstraße tiefer am Schicksal des Menschentums beteiligt ist als der schlichte Feldgraue, der sie verdient.

* * *

Einer aus dem Schützengraben

In der ,Münchner Post' ist die folgende Theaterkritik erschienen:

. . . Der Platz eines deutschen poeta laureatus war verwaist. Früher hatte ihn der Erzeuger von »Charleys Tante« inne. Das ist vorbei, schon weil er ein Engländer ist. (Wien spielt aber gegenwärtig gleichwohl »Charleys Tante«, um sich von Hans Müller zu erholen!) Dann kam der Major v. Lauff. Um den ward's still. Endlich nach beklemmender Pause haben wir wieder einen: den Wiener aus Brünn, Hans Müller, auf der Münchner Hofbühne schon mehrfach rückfällig, jetzt aber mit seinen Jamben-»Königen« der Erwählte. Cotta, der sich einst dazu hergab, Goethe zu verlegen, beherbergt jetzt Hans Müllers »Könige«. Dem Buche gibt Cotta einen Kritikenzettel mit, auf dem zu lesen, was zum Beispiel das Leipziger Organ des deutschen Kronprinzen geschrieben hat: »Die beiweitem reifste dramatische Frucht, die uns der Krieg bisher bescherte.« Eine literarische Zeitschrift wird gar mit dem unheildräuenden Satz angeführt: »Man wird dieses Drama spielen, wo es nur ein deutsches Theater gibt.« (Letzteres war aber ironisch gemeint und einer verhöhnenden Kritik mißverstehend entnommen.) . . . Die Platzmieter des Hoftheaters wurden durch den Gemeinplatzmieter aus Brünn augenscheinlich nicht allzu sehr angeregt. Aber sehen wollten sie wenigstens den Dichter. Man klatschte und Hans Müller glitt feldgrau am Vorhang vorüber. . . .

Es ist ein Glück, daß ich nicht mehr ins Theater gehe und auch auf Reisen diese Lokale, in denen die geistige und die leibliche Ausdünstung des Publikums zusammenfließen, meide. Sonst hätte ich mich laut über die Hitze im Saal beklagt und darauf bestanden, daß sich der Hans Müller vor dem Publikum entkleide. Die Uniform aber hätte ich an mich genommen und an das Kriegsarchiv nach Wien geschickt, von wo sie aber als unbestellbar zurückgekommen wäre, weil der Inhaber selbst dort nicht mehr beschäftigt ist. So hätte ich gehandelt, weil meines Wissens, wiewohl wir mitten drin im tragischen Karneval leben, im Münchner Hoftheater Maskenzwang nicht eingeführt ist.

* * *

Von einem, der in den Krieg gezogen ist

Als Dichter wie als kundiger Literat ist der von allen Seiten angeregte, nach allen Seiten anregende Karl Busse schon wiederholt in den Krieg gezogen und hat manche kleine Ernte von fremdem und eigenem Singen und Sagen eingeheimst. Sein

frisches, allen Eindrücken offenes Fühlen hatte mit heißem Losstürmen schon vorahnend darauf losgeschmettert:

Kein selig Ruh'n, kein wohlig Sich-Verliegen,
Sturmruf und Kampf — und siegen, Seele, siegen!

Nun bringt er gleich zwei Sammlungen von Kriegserzählungen zu Markte, in denen sich die beiden scheinbar so entgegengesetzten Elemente seines Wesens kundgeben: die ungestüme, jugendkräftige Leidenschaft und der idyllisch gestimmte Optimismus bürgerlichen Behagens. Stürzen sich die einen mitten hinein in Kampfesstürme und Schrecknisse der Schlacht, so flüchten die anderen ins Hinterland und künden von dessen Sorgen und Nöten des täglichen Lebens, sie sprechen wahrlich ein fröhlich Wort in ernster Zeit. Gemeinsam ist ihnen das Losgängerische, Improvisatorische. »Ich bin von Natur ein Flieger, kein Steher, und erreiche alles nur im Anlauf oder Sprung,« hat er einmal von sich selbst gesagt —

Bis hieher war ich gekommen, hatte gefühlt, es müsse vom Alexander v. Weilen sein, mir war totenübel und weiter ging's beim besten Willen nicht. Schon der Busse als solcher ist mir zu gesund. Ihn jetzt noch vom Weilen beschrieben zu sehen, dazu fühle ich mich zu unterernährt. Die Leute vergessen immer, daß man jetzt noch viel weniger aushält als früher. Ein Feuilleton kann mich umschmeißen. Also genüge es, daß der Busse wiederholt in den Krieg gezogen ist und von dort statt einer Beute eine Ernte heimgebracht hat. Um aber Mißverständnissen, die dem Weilen gewiß unangenehm wären, vorzubeugen, sei festgestellt, daß die einen, die sich mitten hinein in Kampfesstürme stürzen, und die andern, die sich mehr ins Hinterland flüchten, nicht etwa die Tauglichen und die Dichter sind, sondern nur die zwei Kategorien Busse'schen Schaffens, die er gleichzeitig auf den Markt geworfen hat. Er ist zwar von Natur ein Flieger, aber das ist natürlich wieder nur im übertragenen Sinne gemeint, die Bomben, die er auf den Markt wirft, sind aus Druckerschwärze und er ist ein Singer und Sager, also wahrhaft unentbehrlich im Krieg sowohl wie im Hinterland. Er ist ein Daraufmlosschmetterer und ein Immerfestedruffgänger, der sich gewaschen hat. Sein Programm lautet schlicht: Siegen, Seele, siegen — was sie bekanntlich bis in die Puppen befolgt. Busse ist das, was einem immerfort in Deutschland auferlegt wird, wenn man das tun will, was andernorts die Menschen-

würde empfiehlt. Denkt man zum Beispiel gar nicht ans Siegen, findet man es im Gegenteil äußerst unnatürlich und unerquicklich, gleich heißt es: Siegen, Seele, siegen oder 25 M Busse! Liliencron, der gewiß gesund war und bekanntlich auch in den Krieg gezogen ist, fand den ihm auferlegten Busse peinlich und hätte es oft vorgezogen, ihn abzusitzen. Was aber den langen Weilen betrifft, der von Natur gerade kein Flieger ist, so will ich die Hoffnung aussprechen, daß die Literaturgeschichte, die er uns noch einmal schenken mag, im Gegensatz zu jenen, die mit Goethes Tod schließen, nur bis zu meiner Geburt reichen wird. Die Schand', von ihm beachtet zu werden, könnte ich ja doch nicht überleben. Als Jüngling lernte ich einmal den Busse kennen. Der war so gesund, mir wurde totenübel, und ich wollte, ich hätte damals das Leben abgebrochen wie ein Feuilleton von Weilen über einen, der fliegen, aber nicht dichten kann.

* * *

Eine wahre Athletengestalt

Unter jenen Geistern, die von der Schweiz aus Brücken bauen und Fäden knüpfen, nimmt der Ludwig Bauer unstreitig den breitesten Raum ein. Wiewohl er schon vermöge seiner Statur berufen wäre, den Weltkrieg zu entscheiden, wenn die Staaten sich dazu entschließen könnten, Vorkämpfer an die Fronten zu schicken, wählt er mit offizieller Bewilligung das schriftliche Verfahren, und wiewohl man sich sehr gut denken kann, daß er allein mit der Brussilowschen Offensive fertig werden möchte, da man doch sogar von unbewaffneten Epheben gehört hat, die mit kühnem Handstreich, bauend auf die Macht ihrer Persönlichkeit, einen russischen Schützengraben auszuheben imstande waren, scheint er die Rolle des Achilles im Stadium der Zurückgezogenheit vorzuziehen. Die Erscheinung des Ludwig Bauer, verglichen mit der kleinen Schweiz, weckt ein gewisses Mitgefühl für die Wehrlosigkeit dieses neutralen Staates. Denn sie ist in derart überlebensgroßen Dimensionen gehalten, daß neben ihr so manche, die dem Vaterlande ihre Freiheit, wenn nicht ihr Leben zum Opfer bringen müssen, wie der Knirps auf jener Illustration wirken, die das Größenverhältnis der österreichisch-ungarischen und der montenegrinischen Armee veranschaulicht.

Dieser Bauer ist vielleicht einer der espritvollsten Feuilletonisten, die wir haben, aber eben einer, der durch die epische Breite seiner Gestalt den Rahmen des Genres zu sprengen scheint. Als er mir einst am nächtlichen Himmel der Ringstraße — vor dem Krieg — als Riesensilhouette erschien, einem daneben schreitenden Schauspieler von sonst stattlichem Wuchs sichtlich ein Drama einredend, war es plötzlich, als ob er den Begleiter verschlungen hätte und nunmehr alles Mitteilenswerte und zur Förderung seiner Absichten Dienliche in sich hineinreden müßte. So ist der Bauer gebaut. Und um das Bild einer durchaus offensiven Erscheinung vollständig zu machen, soll sein Bart jener Haarsack sein, mit dem die Apokalypse die schwarze Sonne beim Weltuntergange vergleicht, in jedem Fall mehr danach angetan, die Feinde zu schrecken als die Neutralen zu gewinnen. Man weiß nun, daß ich sehr unter den erbitternden Kontrasten dieser Kriegszeit leide, und ich komme so schwer darüber hinweg, daß manche Schwache und Schweigende daran glauben mußten, während die geborenen Protagonisten der Vierwaldstättersee anlächeln und zum Bade laden darf. Schwer komme ich über diese Gegensätze hinweg. Aber trotz dem gerade an das Privatrecht leiblicher Verfügung greifenden Ernst der Zeit und wiewohl in der Epoche der Musterungen der Hinweis auf körperliche Vorzüge gewiß kein Eingriff ins Privatleben mehr ist, ja trotz der Ungleichheit einer Strenge, die gerade den ungeistigsten Menschen, den Feuilletonisten, Ausnahmen zubilligt, würde ich die Erörterung der Wehrfähigkeit eines Staatsbürgers für unpassend halten; umso mehr, als man nie wissen kann, ob nicht hinter der robusten Außenseite ein Siechtum verborgen ist, das seit Kriegsausbruch die Kur von Schweizer Korrespondenzen durchmachen muß und einen Schreibfähigen, der den Balkankrieg noch als Sudler mitgemacht hat, selbst von der Verpflichtung enthebt, dem Vaterland als Angehöriger eines Kriegspressequartiers zu dienen. Aber wenn man der Schweiz das Recht zubilligen muß, sich die Leute näher anzusehen, die wir ihr als Vertreter unserer politischen Interessen und sozusagen unseres Geisteslebens zugeteilt haben, so wollen wir wahren Patrioten, die wir uns mehr im Tadel als im Lob vaterländischer Sitten beweisen, dieses Recht vor allem haben und wollen

davon schrankenlosen Gebrauch machen, wenn die Individualitäten, als deren Landsleute dahinzuleben, wenn nicht dahinzuzusterben wir verurteilt sind und denen es vergönnt ist, in der Welt weiter herumzukommen als wir und uns einen Ruf zu machen, den wir nicht berichtigen können, wenn diese Individualitäten also den breiten Raum, den sie ohnedies einnehmen, auch noch durch Vordringlichkeit vergrößern und sich auf eine ungebührliche Art der Betrachtung präsentieren. (Man beachte, wie die Umfänglichkeit dieses Satzes dem Übermaß der Erscheinung gerecht wird, und wie anderseits der Satzbauer gerade hier einmal den Vorwurf Lügen straft, daß er sich nur mit Kleinigkeiten abgebe.) Der Ludwig Bauer veröffentlicht also in der ‚Neuen Zürcher Zeitung', die ohnedies nicht durchaus von uns begeistert ist, sogenannte Satiren, und ohne mit einem Sterbenswort zu verraten, daß der Verfasser selbst einer kriegführenden Nation angehört, mit einer neutralen Selbstvergessenheit, die einem zähen Eidgenossen Ehre machen würde, stellt er eine »Galerie sonderbarer Zeitgenossen« zusammen, indem er sich über die Typen gesunder Drückebergerei, denen er auf seinen Schweizer Fahrten begegnet sein will, lustig macht. Dadurch könnten sich wohl jene Schweizer, die Herrn Bauer noch vom Stier von Uri unterscheiden können und vor allem die eingeweihten österreichischen Leser zu einem musternden Blick auf die Gestalt des Autors berechtigt fühlen. Man würde doch annehmen, daß ein Schreiber, dem man ja als Privatperson jenen Selbstschutz zubilligen würde, den man jeder Kreatur hienieden gönnt, auch wenn er wertvollern Mitbürgern nicht gegönnt war, mindestens von dem Thema, an dem die eigene Person in jedem Falle und so auffallend wie hier beteiligt ist, die Feder lassen müßte. Tut er anders, so müßte man ihm doch so viel Selbstbesinnung zutrauen, die eigene Person vor Verwechslung mit seinem Satirenstoff zu bewahren und vorweg die Umstände anzugeben, die sie von der »Galerie sonderbarer Zeitgenossen« ausschließen. Der Bauer aber, voraussetzend, daß man »Ja Bauer! das ist ganz was andres« sage, schreibt:

Von all den Männern, die zu schwerhörig sind, um in der Schweiz den Ruf ihres Vaterlandes zu vernehmen, hat fast jeder

seine Besonderheit: der eine ist ein politischer Märtyrer, der zweite deutet geheimnisvoll an, daß eine hochwichtige politische Mission ihn hier zurückhalte, der dritte ist dazu da, dem zweiten entgegenzuarbeiten —

Und von einem spricht Herr Bauer ausführlich:

Er sieht äußerst beruhigend aus, eine wahre Athletengestalt. Da er den Kriegführenden angehört — oh, nicht er persönlich, doch sein Vaterland! —, so ist es weiter nicht erstaunlich, wenn verwunderte, zweifelhafte oder verächtliche Blicke ihn streifen oder gar die Frage sich in unzarten Worten zusammenballt....

Da es in der Schweiz keinen Spiegel zu geben scheint, wohl aber Zeitungen, die so etwas abdrucken, so kann der Grund der Publikation nur in einer neutralitätswidrigen Absicht zu suchen sein: den Schweizern zu zeigen, welcher Art die Kriegführenden sind, daß sie Federführende solcher Art der Schweiz überlassen, und wie wünschenswert es für diese wäre, den Zuzug unsicherer Kantonisten fernzuhalten.

* * *

Ein diplomatischer Mißgriff

Das Gastspiel des Hofburgtheaters in der Schweiz.

Wie bereits gemeldet, wird das Hofburgtheater in seiner Gesamtheit während der Karwoche in Zürich, Bern, Basel und wahrscheinlich auch in Sankt-Gallen ein Gastspiel absolvieren .... Diesmal geht das Burgtheater korporativ unter der Führung des Direktors nach der Schweiz, um österreichische Schauspielkunst ins Ausland zu tragen. Die Expedition gewinnt auch noch an Bedeutung dadurch, daß das Burgtheater seine Dekorationen, seine ganze Ausstattung, seine Komparserie und das technische Personal mitnimmt. Es ist bereits bekannt, daß während des Schweizer Gastspieles das Burgtheater ausschließlich Werke von österreichischen Dichtern spielen wird. Es heißt in Künstlerkreisen, daß für das Gastspiel Werke von Grillparzer, Ferdinand Raimund, Schönherr, Schnitzler und Hans Müller in Aussicht genommen sind .... Das Burgtheater war bisher noch nie in der Schweiz, und man sieht dem Erscheinen der österreichischen Künstler mit großer und begreiflicher Spannung entgegen.

Das auch noch. Die primitivste diplomatische Erkenntnis ließe erwarten, daß in solchen Zeiten das Burgtheater sorgfältig

vor dem Ausland versteckt wird. Nun läßt man es, verleitet von der Wahnidee, daß »die Kunst verbindet«, über die Landesgrenze. Natürlich ohne Kontumaz, die man vermutlich als durch die Tradition abgesessen erachtet, während die einwandfreiesten Personen in Oetz die Wochen zählen müssen. Weil bekanntlich Spionage der einzige triftige Grund ist, um aus Österreich wegzureisen, und als ob nicht die letzten Burgtheaterleistungen, die hinausgetragen werden, bedenklicher wären als die letzten Nachrichten. Ein einziger Tressler, den man in Zürich das Hobellied singen läßt, schadet uns mehr als hundert Reisende, die dort brühwarm erzählen, daß das Schicksal den Hobel ansetzt. Und jetzt läßt man ihm gleich das ganze Ensemble nachfolgen und wagt eine Aufführung der »Könige«, um noch den Präsidenten der Republik mit dem Hans Müller in Versuchung zu bringen. Das Gastspiel des Burgtheaters in der Schweiz gehört zu jenen diplomatischen Unternehmungen, die schon durch ihre Enthüllung ein Mißlingen bedeuten. Ärger als Mexiko!

* * *

Eine kompromittierende Note

Wenn eine Note Mexikos an die Vereinigten Staaten für diese halbwegs so unangenehm sein soll, wie ein Brief Deutschlands an Mexiko für Deutschland, so sollte sie mindestens in noch besserem Deutsch abgefaßt sein. Denn daß »die Alliierten sich gezwungen sehen werden, nachdrückliche Maßnahmen zu ergreifen, falls sie in Kenntnis g e l ä n g e n, daß ihren Feinden Hilfe im mexikanischen Territorium gewährt worden ist«, das ist ein Symptom, das wohl die Frage eröffnet, ob auch in einer Sprache der Alliierten etwas Ähnliches wie eine Verwechslung von »gelangen« und »gelingen« möglich wäre. Die Neue Freie Presse hat ganz recht, das Dokument für eine Enthüllung zu halten, ihre Ahnung »trug« sie auch diesmal nicht. Und wenn schließlich Lansing den General Carranza ersuchen läßt, »sich beständig vor Augen zu halten, daß die leichteste Verletzung der mexikanischen Neutralität zu den t r a n s z e n d e n t a l s t e n und nachteiligsten Folgen führen kann«, so sollten

sich auch die Übersetzer in Berlin oder Wien beständig vor Augen halten, daß die Tätigkeit deutscher Unterseeboote im Golf von Mexiko bei weitem keine so transzendentale Angelegenheit ist wie sie vermuten und daß es deshalb zuweilen wirklich empfehlenswert sein kann, ein Fremdwort zu übersetzen. Denn eine Note kann dadurch, daß sie teils schlecht, teils gar nicht übersetzt ist, für den, dem sie in die Hände gespielt wird, sehr kompromittierend sein.

* * *

Versöhnliche Wirkung einer Note

Österreich-Ungarn und Amerika.

Versöhnliche Wirkung unserer Note.

L. Köln, 9. März (Priv.-Tel.)

Die ‚Kölnische Zeitung‘ meldet aus Washington: In amtlichen Kreisen hat die Note des Grafen Czernin versöhnend gewirkt. Zwar hat sich Österreich-Ungarn prinzipiell dem deutschen System des verschärften U-Boot-Krieges angeschlossen, aber man glaubt hier, Österreich-Ungarn habe keine Unterseeboote. Hervorragende Persönlichkeiten erklärten daher, ein Bruch mit Österreich-Ungarn, bloß der Worte wegen, sei unwahrscheinlich.

* * *

Repressalien

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ erzählt:

In einem großen reichsdeutschen Blatte, der ‚Kölnischen Zeitung‘, wird sehr eindringlich die Umtaufe der Vereinigten Staaten von Amerika erörtert. Der Name sei zu lang und so wird der Name Usa (eben aus United States of America gebildet) vorgeschlagen. Man könne dann auch Usaner und usanisch schreiben. Ein anderer schlägt die aus »Nordamerika« gebildete Form Norika (dazu Norikaner und norikanisch) vor. Ein anderer sagt: »Ich halte die Wortbildungen: Usa, Usaner, usanisch, ebenso Usamerika, Usamerikaner, usamerikanisch für unschön und undeutsch. Eine für das deutsche Sprachgefühl und Verständnis passendere Abkürzung wäre die von der deutschen Bezeichnung Vereinigte Staaten von Amerika gebildete Verst-

amerika, Verstamerikaner, verstamerikanisch. Diese Wörter sprechen sich ebenso kurz wie die Wörter Usamerika u. s. w. und erfordern nur einige Buchstaben mehr in der Schrift. Jedenfalls haben sie den Vorzug, daß sich jeder Deutsche gleich einen Vers darauf machen kann.« Dagegen empfiehlt ein anderer Reformer Verstam = Vereinigte Staaten von Amerika, Verstamer, verstamisch. Mit dem Grundwort Verstam lassen sich ferner bilden: verstamern = veramerikanern, verstamsen = ein U. S. A.-Schiff torpedieren. — Das alles ist höchst ernst gemeint . . . .

Das kann in England nicht ohne Eindruck bleiben. Angesichts dieses neuen Belegs für eine längst festgestellte Geistesverfassung wird an meiner Entdeckung, daß der Name des Chefredakteurs der ‚Kölnischen Zeitung' Ernst Posse die passendste Abkürzung für den tragischen Karneval sei, wohl nicht mehr gemäkelt werden können. Vielleicht war es der letzte Anstoß für den Entschluß Chinas.

* *
*

Zuhause

Kürzlich, heimkehrend, fand ich der Auswanderungsgründe die Fülle. Pallawatsch, Morast, Verspätung, Windregen, graues Elend, Wiener Werkstätte mit Dreck gefüllt, mit einem Wort: Salzburger Bahnhof. Endlich ein freier Tisch — ich belege ihn mit den Handschuhn, auf den Sessel den Hut, was wohl genügen wird, inzwischen wird noch der von Furien gepeitschte Kellner eine Suppe hinwerfen, ich eile zum Schalter, wo es nach einem alten Bahnhofbrauch, aus dem Gehorsam vor dem Wort »Zugluft«, enorm zieht. Da ich zurückkomme, sitzt dort, wo der Hut gesessen hatte, ein Mensch und daneben noch einer; zwei, die auf den ersten Blick geradezu wie zwei Deutschösterreicher aussehen, Überbleibsel eines Volksstammes, wie sie dereinst in der Berliner Passage zu sehen sein werden, die letzten Azteken und so mexikanische Völker, die sich für die Nibelungenuntreue gewinnen ließen. Die zwei essen schon. Der Hut liegt irgendwo, ganz zerquetscht. Der eine ist ein geistlicher Herr, der andere ein profaner. Ich gebe meinem Erstaunen über diese Okkupation Ausdruck und

frage den vorbeigepeitschten Kellner nach der Suppe. Die eben ist requiriert und wird bereits ausgelöffelt. Der Esser ruft mir zu: »Wären S' net außigangen!« und »Wie kann denn i wissen, daß dös Ihnare Suppen is?« Auf meine Frage, wie er denn gewußt habe, daß es die seine ist, treffen mich, unter Schlürfen, haßerfüllte Blicke. Ob ihm nicht der Zusammenhang zwischen dem Hut und der Suppe aufgefallen sei, frage ich Theoretiker. »So tiaf wia Sö denk i net!« ruft mir der Mann der Tat mit dem Recht des Eroberers zu. Ich wende mich einem Tisch zu, den soeben zwei mit dem Kellner hadernde Frauen verlassen, und denke über das Problem der Weltkriegsursache nach. Wieder bestätigt es sich mir, daß nichts was nachher geschah, das furchtbarste nicht, was sie taten oder wozu sie ihren Segen gaben, an das was vorher geschah, hinanreicht, an die kleinen Lebensäußerungen, die einer unausrottbaren Gemütsart entstammten, auch jenen in der weiten Welt spürbar, denen sie kein Opfer der Bequemlichkeit auferlegt haben. Der Nebenmensch, der den andern für den Nebenmenschen hält, in den christlichen Gegenden dort am häufigsten, wo er den geraden deutschen Weg zu seinem Vorteil geht — der Geruch der Eigenschaften, die ihn ausmachen, transzendiert besser als der Ruhm.

* * *

Keine Schweißfüße mehr!

Diese entschiedene Absage an die Umwelt; dieses furchtbare Quos ego!, mit dem ein Neptun feindliche Winde beschwichtigt; dieses vernehmliche Never more!, Jamais! und Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate; diese aber auch für den Inländer trostlose Eröffnung, die ihm klipp und klar besagt, daß in einer Zeit, in der so vieles nicht mehr zu haben ist, auch dieser Artikel bald ausgehen wird — ist eine Annonce. Die häufigste und beliebteste, deren man in der Welt der Generalanzeiger des Weltuntergangs ansichtig wird. »Fußwohl« ist das liebenswürdige Pendant: ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle zeigt stolz, wie diese beschaffen sein muß und daß sie ihm über den Kopf gewachsen ist. Er hat ausgesorgt und von seinem Gesicht kann auch der Fernstehende ablesen, daß es das nicht mehr

gibt! Aber daß es das nicht mehr gibt und immer wieder nicht mehr gibt — gibt es das noch irgendwo? Dieses fortwährende Versprechen, dieses Gelübde der Enthaltung von einer Eigenschaft, die sich seit jenem Canossagang wie eine ewige Krankheit fortgeerbt hat? Nein, es klingt zu stolz, um auf Buße hinzudeuten. Es muß eine Drohung sein. Der Welt die Stirn bietend, kann man ihr keinen ärgeren Tort antun als ihr zuzurufen: »Ihr habt euch getäuscht. Es gibt keine Schweißfüße mehr!« Aber wie die Welt schon ist, abgehärtet in Entbehrungen, da es über Nacht wahr geworden ist, daß man einen Bissen Brot wie einen Bissen Brot braucht, denkt sie: »Auch das noch? Es wird zu ertragen sein.« Und hält's am Ende gar für eine romantische Geste, für Bluff, für die Übertreibung eines Gerüchtes, wie es in bewegten Zeiten entstehen mag, jedenfalls für eine authentische Nachricht des Wolff-Büros und antwortet: »Uns macht man nichts vor. Es gibt noch Schweißfüße!«

* * *

Das kann in England nicht ohne Eindruck bleiben

Welcher Satz wird am längsten durchgehalten haben? Welchen haben wir täglich, abendlich gehört, vom ersten Tag an bis zum letzten, ohne Unterbrechung, immer mit dem Tonfall des aufgeregten Bankrotteurs, der uns Stumpfe damit beruhigen will, daß der andere auch nichts zu lachen hat? Die Kriegsjahre schlichen dahin, wir welkten, wir hatten Habe und Hoffnung verloren — der Satz war uns erhalten:

»Das kann in England nicht ohne Eindruck bleiben.«

Nein, noch ist uns das letzte Vertrauen geblieben, das in die Tragweite des Wortes. Von diesem Wort muß die Welt endlich bewegt werden, es hieße das Grauen ins Unvorstellbare steigern, wenn nicht plötzlich eines Tages jene dort das, was wir ausgehalten haben, unerträglich fänden und riefen: »Ihr Ärmsten müßt täglich, abendlich einen Satz hören, der euch an Nahrungsstatt gegeben wird, aber so zum Halse herauswuchs, daß wir es endlich merken und nachgeben, weil wir diesen Ton

n i c h t auszuhalten vermögen!« So werden sie sprechen und jenner wird es erreicht haben und es wird wieder Ruh sein. Denn es kommt in allen Dingen darauf an, wer es länger aushält. Und wenn es an jedem Morgen seit Kriegsbeginn im Gemäuer der Entente zu rieseln beginnt und sich jeden Abend bereits ein Rückschlag auf die Stimmungen zeigen muß, so braucht man nur nicht locker zu lassen, und die dort werden sich verflucht umsehn. Denn das k a n n in England nicht ohne Eindruck bleiben!

* * *

Aus großer Zeit

(Personalnachricht.) Die Gemahlin des Hofschauspielers und Regisseurs Otto Tressler, Eleonore geborne Keil von Bündten, wurde gestern von einem gesunden kräftigen Knaben (Hans-Jürg) entbunden. Er ist der zweite Sohn der im Jahre 1914 geschlossenen Ehe. Der erste, Wolf-Dieter, wurde am 13. Juli 1915 geboren.

* * *

Papierknappheit in Österreich

Das unerwartete, letzte, einzige Glück, das uns beschieden sein konnte, das der Papierknappheit in Österreich, wird von dem größten Vergeuder zu einer Proklamation an seine Leser mißbraucht, in der er Gottseidank mitteilt, daß die Neue Freie Presse »von diesen Maßregeln besonders hart getroffen« ist.

Jede Verkürzung des Textes ist für die »Neue Freie Presse« sehr empfindlich.

Die vielen »und«, die so viel Papier verbraucht haben, sind ohnedies schon eingeschränkt und nun kommen neue Entbehrungen. Wahrscheinlich wird das fünffache Vorbeten einer Nachricht im Abendblatt auf das vierfache reduziert werden müssen. Trotzdem soll nicht gemurrt, nur etwas sparsamer gemauschelt werden. Nur selten habe er den Lesern »von den Opfern und Sorgen, die der Krieg unserem Blatte auferlegt«, gesprochen.

An den Tagen, an denen mancher K u m m e r uns aufs H e r z fiel, haben wir dennoch die vaterländische Pflicht erfüllt, e i n e S t ü t z e

der Zuversicht zu sein, den inneren Glauben auf das Publikum zu übertragen und den Feinden, welche die »Neue Freie Presse« auch im Krieg sorgfältig lesen, die Ungebrochenheit unseres Mutes selbst in den schwierigsten Augenblicken zu beweisen.

Wenn das wahr wäre, wenn die Feinde wirklich die Neue Freie Presse auch im Krieg sorgfältig lesen würden, wenn ihre Zensur wirklich so streng wäre, ihnen das zu erlauben, während unsere uns den ‚Matin' verbietet, so brauchten sie keine Lügen mehr über uns zu erfinden und ihr Hohngelächter der Hölle würde ihnen jeden Entschluß zu einem Trommelfeuer lähmen und das Wort »Nebbich« in sämtliche Sprachen Europas Eingang finden. Nun aber folgt das Versprechen, daß »der Dienst des Blattes im Wesen unverändert« bleiben wird. Denn »die Beschränkung unserer Arbeit kann nicht verfügt werden und wird nicht stattfinden«. Wenn ich der Staat wäre, würde ich dem Auswurf der Menschheit zeigen, was alles verfügt werden kann, um die Menschheit von ihrem Auswurf zu reinigen, und nur mir selbst etwas Papier gewähren, um es zu besorgen.

* * *

Goldene Worte des Pester Lloyd

»Im Deutschen Reich hat die Regierung schon bei Ausbruch des Krieges erkannt, daß die Presse ein ebenso wichtiges Mittel der Kriegführung ist, wie der Soldat, die Waffe und die Munition....

... Als im Laufe des Krieges die Rohstoffpreise in die Höhe gingen, wurde die Preisdifferenz den Papierfabriken durch die Reichsregierung in barem vergütet, um einer Steigerung des Papierpreises vorzugreifen.

... Diese Verfügungen und alle anderen Vorkehrungen, die andauernd getroffen wurden, um in dem Betrieb der Papierfabriken keine Stockung eintreten zu lassen, haben bewirkt, daß die reichsdeutsche Tagespresse während des ganzen Krieges ohne die geringste Schwierigkeit und Hemmung den wichtigen Beruf zu erfüllen vermochte, den im Interesse der Wehrhaftigkeit eines für sein Dasein ringenden Volkes eben nur die Presse zu erfüllen vermag.«

* * *

Mörderin Presse

Die Arbeiter-Zeitung meldet:

(Eine Tragödie, die die Schmutzpresse verschuldet.) In Budapest hat sich gestern abend ein fünfzehnjähriges Mädchen durch Sturz vom dritten Stockwerk eines Hauses das Leben genommen. Dem Selbstmord liegt folgender Vorfall zugrunde: Das Mädchen wurde Montag in Gesellschaft eines jungen Mannes zur Polizei gebracht, wo sie weinend erklärte, daß sie ihr Begleiter, ein Beamter im Ackerbauministerium, vor dem Apollo-Kabarett angesprochen und eine Strecke weit begleitet hätte. In einer Seitengasse erfaßte der junge Mann ihren Arm und zog sie unter die Toreinfahrt eines Hotels. Erst in diesem Augenblick bemerkte sie, was ihr neuer Bekannter vorhabe, und als auf ihren lauten Protest das Hotelpersonal herbeieilte, ergriff sie rasch die Flucht. Der Beamte folgte ihr aber und wollte sie um Entschuldigung bitten; in diesem Moment trat nun ein Polizist, den ein Hotelgast nachgeschickt hatte, auf sie zu und brachte beide auf die Stadthauptmannschaft. Das junge Mädchen, die Tochter eines Hutmachers, das die Handelsschule besucht, wollte die Schande nicht überleben und verübte den Selbstmord. Ihre Mutter ist daraufhin schwer erkrankt. Der Beamte, ein zweiunddreißigjähriger unverheirateter Mann, hat sich Mittwoch gleichfalls umgebracht; er erschoß sich in einer Badekabine. Die beiden Selbstmorde sind vorzugsweise darauf zurückzuführen, daß die Budapester Zeitungen die »Affaire« mit Nennung aller Namen veröffentlicht hatten. Auch der ‚Pester Lloyd‘, diese Kloake aller Unreinlichkeiten, bringt die Namen und Adressen aller Beteiligten!

Am nächsten Tag ergänzt das Neue Wiener Tagblatt den Bericht durch die Namen der Opfer und durch die Mitteilung eines dritten:

(Das Drama eines jungen Mädchens.) Aus Budapest, 2. d., wird uns telegraphiert: Im »Kühlen Tal« erschoß sich heute der 19jährige Handelsschüler Julius F . . . . In einem hinterlassenen Schreiben gibt er an, er sei in den Tod gegangen, weil er Margarethe K . . . geliebt habe und ohne dieses Mädchen nicht leben könne. Margarethe K . . . hat, wie gemeldet, vorgestern Selbstmord verübt, weil sie ein junger Mann, namens Dr. Eugen E . . . . . . verführen wollte. Auf die Nachricht von dem tragischen Ende des Mädchens hat sich Dr. E . . . . . . das Leben genommen. Julius F . . . . ist nun das dritte Opfer dieses Dramas.

Zwischen die Puffer jener Mächte geraten, die einander in alle Ewigkeit fliehen sollten: Moral und Presse. Daß die Menschheit erbärmlich genug ist, sich des Drucks der Moral nicht erwehren zu können, verzeiht ihr das Mitleid. Wie lange aber

wird sie sich geduldig von der Moral des Drucks ins Herz treten lassen? Wann wird sie sich zu brachialer Abwehr einer Tortur entschließen, deren Verüber ihr wie zum Hohn zeigen wollen, daß sie selbst in der Zeit, da sie ihr um vorgeschwindelter politischer Ideale willen Millionen Menschenleben entrissen haben, sich auch noch um der Moral willen mit Kleinigkeiten abgeben können? Wann werden nach Kierkegaards Weisung die Regierenden wissen, wozu Maschinengewehre erfunden sind?

* * *

Die Affäre Piccaver

besteht darin, daß die Neue Freie Presse sich die Abwesenheit eines Sängers, also eines von der Presse abhängigen Menschen, zunutze gemacht hat, um ihm taktlose Äußerungen über die Lichtersparnis in den Mund zu legen, ihn zwei Wochen lang dem Unmut des Publikums ausgesetzt hat und schließlich, als er sich mit einer Erklärung über den wahren Sachverhalt in ein anderes Blatt flüchten mußte, die Schamlosigkeit hatte, ihr Recht auf Erschleichung der Ansicht eines abwesenden Sängers durch Belästigung seiner Frau zu vertreten. Der Fall bringt keinerlei neuen Aufschluß über die sittliche Beschaffenheit eines Zeitungsbesitzers, der sich, so oft man seine Unwissenheit mit seiner Frechheit konfrontierte, über jene »verbrecherische Irreführung« beklagt hat, die er unausgesetzt begeht. Schlimmer als die Praktiken eines Gebrandmarkten, des Nutznießers einer auch hinlänglich verachteten, nur leider noch für unentbehrlich gehaltenen Profession ist die Möglichkeit, daß sein Feuilletonist, der das Publikum von Wien aus über seine Taten und seelischen Erlebnisse in Russisch-Polen auf dem Laufenden erhalten hat, identisch mit jenem Hans Müller sein kann, der kürzlich zum Wohngenossen auf der Menschheit Höhen auserkoren wurde. Ob der Herr Benedikt nach dem letzten Beleg für eine reichsbekannte Schäbigkeit den nächsten Pairsschub versäumt hat, bleibt abzuwarten. Die ihm weiter noch mit ihrem Namen helfen, werden in einer Proskriptionsliste geführt werden.

* * *

Ein mysteriöser Fall

Gefunden!

Im Warteraume eines unserer Bureaux wurde ein Geldbetrag gefunden. Der Verlustträger kann denselben gegen Ausweisleistung in uns. Bureau beheben. Administration der »Neuen Freien Presse«.

Das kommt davon, wenn die Verlustträger so diskret sind. Dann sind eben die Finder so ehrlich. Nächstens wird auch ein Freudenhaus annoncieren, daß im Parteienraum ein Geldbetrag gefunden wurde.

* * *

Segen der Humanität

Der ‚Berliner Lokalanzeiger' meldet:

Die Kugel im Herzen.

In der Ärztegesellschaft von Smolensk in Rußland wurde, wie wir dem Moskauer Utro Rossii entnehmen, ein in der Genesung befindlicher Soldat vorgeführt, der einen Schuß ins Herz erhalten hatte. Durch Röntgen-Durchstrahlung war anfänglich festgestellt worden, daß sich die Kugel in der Herzhöhle befand, wo sie die Bewegungen des Herzens im Blutstrom mitmachte. Nach einiger Zeit bewegte sich die Kugel durch die Blutgefäße und die Aorta in die Hüftarterie, von wo sie auf operativem Wege entfernt wurde.— Übrigens ein neuer schlagender Beweis dafür, eine wie humane Waffe das deutsche Infanteriegewehr ist.

* * *

Die Anspruchsvolle

Ein ganzer Mann mit Geist, Gemüt und Geld wird von junger Dame zum Gatten gewünscht. Unter »Gegenwerte« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes.

Ein ganzer Mann? Da kann sie sich nur an jene halten, die enthoben sind, wiewohl kerngesund, und kerngesund, weil

enthoben. Aber da wird's wieder mit Geist und Gemüt hapern. Nein, einen ganzen Mann wird sie kaum finden.

* * *

Zur Erhaltung dieses Stammes führen die Völker den Krieg

Sympathie-Ehe.

Ersehne für meinen prächtigen Sohn, 30 Jahre, aus feinster Familie, Direktor groß. Untern., 80 bis 90 Mille Eink., bedeut. Eigenvermögen, enthoben, stattl., kernges. Erscheinung, Dr. juris, liebevoller, edler Char., Verbindung mit feinsinnigem, häusl., schön., dabei repräs. Mädchen aus feiner israel. Familie, ev. auch ohne große Mitgift. Verm. unbed. verbeten. Verkehre nur direkt mit Eltern. Photogr. erwünscht. Für Diskr. bürgt Familie. Unter »Kommerzialrat Nr. 7482« an das Ankünd.-Bur. dieses Blattes.

* * *

Da sind wir versorgt!

Neulich war hier das zitiert:



Für unsere Kinder!

Zum 20 h - Verkauf.

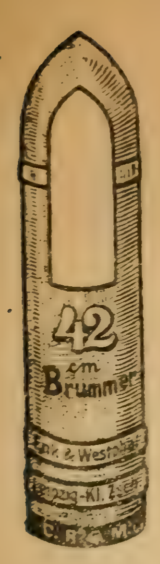
Täuschende Nachahmung des Getöses unserer größten Kanonen.

Bei 3 Dutzend Auftrag K 1.60 à Dutzend. 2 Muster franko gegen 50 h in Briefmarken.

Spielwarenfabrik

Josef Tischler, Obereinsiedel, Böhmen.

Aber das ist ein Kinderspiel gegen das:



42 cm Brummer

Hochaktueller 10 Pfg.-Schlager!

Beim Herumschleudern des Brummers entsteht ein Knattern und Brummen, als wenn wirkliche Granaten durch die Luft sausen.

Versand nur gegen Nachnahme
100 Stück Mk. 6.—
1 Postpaket = 250 Stück = Mk. 14.—
Muster gegen Einsendung von 25 Pfg.

Verlangen Sie auch kostenlose Zusendung unserer reichillustrierten Preisliste über nur erstklassige Schlager.

Enk & Westfahl,
Spielwaren- und Massenartikel-Fabrik,
Leipzig-Kl.-Zsch. 21.
Eythraerstraße 14—18.

Mit der Milch wird's ja schwer halten. Aber so was wird zum Glück immer noch im Notfall zu haben sein.

* * *

Wird bei den Nachkommen Anklang finden

* (Die Schlacht an der Somme) In den nächsten Tagen wird in den Kinos der höchstinteressante Film »Die Sommeschlacht«, das größte Ereignis in diesem Kriege, dem Publikum vorgeführt. Es ist dies die erste und zugleich die letzte Aufnahme, die das Archiv des Generalstabes für das Publikum freigibt. Der Film ist im größten Kampfgewühl zustande gebracht worden. Vier Operateure sind bei der Aufnahme des Films gefallen, aber immer wieder traten neue an ihre Stelle, bis endlich das ganze Werk vollendet war, das unseren Nachkommen den Ruhm der heldenmütigen Kämpfer künden soll. Mit atemloser Spannung machen wir Sprengung und Erstürmung eines Blockhauses und nach mächtigem Trommelfeuer einen Sturmangriff von nervenerschütternder Eindruckskraft mit. Wir sind mitten drin in den gewaltigen Erdfontänen von Minensprengung und Einschlägen schwerster Kaliber und in den weißen Rauchschwaden der Handgranaten und bewundern fast noch mehr als den Todesmut der Truppen — den Mann oder die Männer, die im Geschoßhagel und Feuerregen die Ruhe gehabt haben, in vorderster Linie, mit eisernem Pflichtgefühl auch dem Befehl zu gehorchen, die Kurbel des kinematographischen Apparates zu drehen. Auf allen Seiten sieht man die höchste

Anspannung aller Kräfte, das Ausnützen, aber auch Abnützen der menschlichen Energie — wir sehen den siegenden Tod! Dieser Film wird sicher in allen Kinos Österreichs großen Anklang finden.

Folgt »Ach, Amalia, was hast du da gemacht?« oder »Ehemanns Urlaub« oder »Liebe macht schnelle Beine« oder »Komteßchen Übermut« oder das Detektiv-Schlagerlustspiel »Mir kommt keiner aus!« Es wird aber auch Nachkommen geben, denen obiges Dokument genügen wird.

* * *

Sterben und leben lassen!

Wenn man die Verhältnisse nicht kennt, kann man sich keinen Begriff davon machen, welch enorme Anstrengungen und Entbehrungen unsere Leute zu tragen haben. Das Gelände, in dem die Sturmangriffe geführt werden, läßt sie fast bis zum Koppel versinken. — — Ist dann der sich zäh verteidigende Gegner aus seiner Stellung geworfen, so findet der Sieger einen von unserem wirksamen Artilleriefeuer zerschossenen Wirrwar von Balken, Erde, Schmutz, aufgewühltem Schnee und Toten vor, der die russische »Stellung« darstellen soll. Nun gilt es, schleunigst diese sogenannte »Stellung« zur Verteidigung einzurichten, was außerordentlich mühsam ist, da alle Gegenstände angefroren sind. Die Nacht steht bevor und wenigstens ein paar Unterstände müssen hergerichtet werden, doch nur Wenigen ist es vergönnt, ein Dach über sich zu haben. So liegen sie denn bei 26 bis 30 Grad Celsius Kälte im Schnee, aufmerksam den Gegner beobachtend. — — Unsere braven Truppen leisten dort oben an der kurländischen Aa Taten stillen Heldentums, das man der Heimat nicht oft genug vor Augen führen kann.

Seit einigen Tagen eröffnet und im Vollbetrieb, ist das neue Café-Restaurant Hotel Krantz mit einem Schlage der bevorzugteste Sammelpunkt der Wiener Gesellschaft geworden. Gesunder weltmännischer Unternehmungsgeist hat da im Verein mit gediegener Raumausstattungskunst den beliebtesten und elegantesten Sammelpunkt der feinen Welt geschaffen. Das neue Unternehmen in geradezu idealer Lage zwischen Kärntnerstraße und Neuem Markt verbindet das Hotel Krantz mit dem durch seine feinbürgerliche Küche so sehr renommierten Majolikasaal zu einem einzigartigen Ganzen, wie es keine Metropole besitzt. Bei den täglichen Konzerten der Kapelle Kleinberg zwischen halb 5 und halb 7 Uhr nachmittags und 8 bis halb 12 Uhr nachts entfaltet sich im Café-Restaurant Hotel Krantz ein entzückendes, lebensvolles Bild wienerischer Feschheit und großstädtischer Vornehmheit. Insbesondere begehrt sind die reizenden Galerielogen. Ein Schmuckkästchen für sich ist auch die Trink- und Frühstückstube, in der man Rhein-, Mosel- und Dessertweine, glasweise, sowie schon am frühen Morgen warme Speisen bekommt.

Notizen

Aus der Sammlung »Das dunkle Schiff, auserlesene Sonette, Gedichte, Epigramme des Andreas Gryphius«, herausgegeben von Klabund (Roland-Verlag, München):

Auf den Sonntag des letzten Greuels; Matth. 24

Ist jemals, weil der Bau der großen Welt gestanden,
So grimme Tyrannei und Greuel auch erhört?
Ist was, das nicht durch Krieg, Schwert, Flamm und Spieß zerstört?
Ist solche Grausamkeit, sind so viel Sünd und Schanden

Ganz ohne Furcht verübt, nun Redlichkeit in Banden
Und Heiligkeit verjagt, nun sich die Sünde mehrt,
Und mancher Widerchrist in Gottes Tempel lehrt,
Und schwere Ketzerei sich heckt in allen Landen?

Ach, wie wird deiner Schar, Herr Jesu Christ, so bang!
Verkürze doch die Zeit und bleib nunmehr nicht lang,
Daß nicht der Satan uns in Wahn und Irrtum bringe!

Indessen gib, daß ich, o wahre Seelenspeis,
Mich von der faulen Welt und ihrer Lust abreiß'
Und bald zu dir, mein Hort, mit Adlersflügeln schwinge!

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 22. Januar:

I. Wie es in London zugeht, das ist wirklich nicht mehr zu glauben / Schön brav sein, Wotan / Ein selten zitiertes Gedicht Grillparzers (und was ein Justizminister über die Presse sagt) / Aus: Goethe und alles / Kriegsberichterstatter / Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem / Die wackre Schalek forcht sich nit / Hiobsposten / Papierknappheit in Italien / Gedankenleser / Zeichen und Wunder / Aus: »Nachts« / Schweigen, Wort und Tat. II. Es ist alles da (mit einem Lichtbild) / Aus: Ein andres Antlitz (mit zwei Lichtbildern) / Ein Unhold / Die Fibel der Erwachsenen / Glück / Ein Spätromantiker / Aus dem Reich der Schaffner / Der Untergang der Verité / Man liest jetzt unaufhörlich . . . . / Die Insel / Es gibt jetzt eine Jerichoposaune . . . . / Das muß man richtig aussprechen können (mit einem Lichtbild) / (Vor dem Krieg:) Die bewaffnete Macht / Das ist so allgemein bekannt . . . / Ein Satz (des Paul Goldmann) / Was ham S' g'sagt? / Der Traum ein Wiener Leben (mit Vorwort). III. Verse: Die Fund-

Verheimlichung / Mit der Uhr in der Hand / Andreas Gryphius: Auf den Sonntag des letzten Greuels; Matth. 24.

Ein Teil des Ertrages wurde wohltätigen Zwecken zugewendet.

Auf dem Programm war der Anzeige der Vorlesungen von »Maß für Maß« und Nestroy, Raimund usw. die folgende Erklärung angeschlossen:

Der Vorleser schickt diesen Daten die Versicherung voraus, daß er dem Geschmack des Publikums zuliebe, welches Vorlesungen »aus eigenen Schriften« sichtbar bevorzugt, keineswegs auf die ihm selbst ungleich wichtigere Darbietung nie gehörter alter Dichtungen verzichten würde. Die Aufgabe, ein Endchen von Geist aus der schmutzigsten Epoche der Weltgeschichte zu retten, umfaßt ebensowohl die Bergung fremden künstlerischen Gutes wie seine eigene künstlerische Anfechtung der Schande. Er spricht um der geistigen Absicht willen, die dort keine andere als hier sein kann, wie des wohltätigen Zwecks, dem der volle Ertrag solcher Veranstaltungen gewidmet ist, die Erwartung aus, daß seine Hörer, die ihm bisher ohne publizistisches Zureden gefolgt sind, sich nicht von jener Menge beschämen lassen werden, die ihr völlig unerreichbare Klassiker hinnimmt, wenn die für routinierte Dilettanten wirkende Presse es empfiehlt. Überzeugt, daß der Text Shakespeares, Nestroys und anderer heute auch nicht zu annähernd ähnlichem Eindruck gebracht werden kann wie durch ihn, würde er ein ostentativ geringeres Interesse für das Wort dieser Dichter damit beantworten, daß er dem Publikum sein eigenes vorenthält. Die ihm zugeschriebene Eitelkeit reicht gern bis zu dem Glauben, daß er die großen Autoren besser als irgendeiner lese; nie wird sie sich des Wahnes vermessen, daß das Publikum, welches seinen eigenen Vorlesungen zuströmt, damit eine literarische Wertung zum Nachteil jener im Sinne habe. So bliebe nichts übrig, als der freiwillig übernommenen literarischen Pflicht, deren Erfüllung verhindert wird, wenigstens die andere, so leicht gemachte, zu opfern. Was zum Schutze fremder und eigener Dichtung aus dem Grunde notwendig wäre, weil das Publikum dort durch Enthaltung, hier durch Zuspruch bewiese, daß es nicht dem Wort, sondern dem Stoff Beifall spendet. Worauf verzichtet wird. Aber noch nicht auf die Hoffnung, die heute hier Versammelten vollzählig bei Shakespeare, Nestroy, Raimund und Claudius wiederzusehen.

*

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 26. Januar:

»Maß für Maß«, Schauspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare, nach der Übersetzung von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel-Tieck'sche Ausgabe) eingerichtet. Nach dem zweiten und dem dritten Akt eine Pause. Hinter der Szene Klavier: Gluck: Ouverture zu Iphigenie in Aulis. Bach: Menuett; Gavotte.

*

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, Sonntag, 28. Januar, halb 4 Uhr nachmittags:

I. Johann Nestroy: Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige (Einlage: Das Lied des Federl aus »Papiere des Teufels«.) II. Ferdinand Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I., 11. bis 21. Szene / Hobellied aus dem »Verschwender«. (Am Klavier: Dr. Egon Kornauth). III. Matthias Claudius: Abendlied; Der Tod und das Mädchen; Als der Hund tot war; Kriegslied / Chinesische Kriegslyrik: Klage der Garde; Der müde Soldat (aus dem Schi-King, 500 v. Chr.); Ausmarsch; Nachts im Zelt (Thu-fu, zwischen 600 u. 900 n. Chr.) / Karl Kraus: »Alle Vögel sind schon da«; Memoiren; Vor einem Springbrunnen; Der Reim; Fahrt ins Fextal; Sonnenthal; Gebet an die Sonne von Gibeon.

Der volle Ertrag der beiden Vorlesungen wurde wohltätigen Zwecken (Kriegsblinde, Kinder- und Tierschutz u. a.) zugewendet.

* * *

Berlin, im großen Saal des Architektenhauses, 7. Februar:

I. Kierkegaard über die Tagespresse / Von einem Mann namens Ernst Posse / Aus »Nachts« / Diplomaten. II. Ein deutsches Plakat / Seid ihr alle auch gesund? / Trophäen / Der Untergang der Verité / Kriegsnamen / Der Atem der Weltgeschichte / Auf Desperanto / Hiobsposten / Papierknappheit in Italien / Die Schalek und der einfache Mann / Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem / Ein 2½ jähriges Kind zeichnet Kriegsanleihe / Die europäische Melange / Zur Darnachachtung / Der ruhmlosere Abschluß / Gebet. III. Vor einem Springbrunnen / Abenteuer der Arbeit / Der Reim / Grabschrift / Beim Anblick einer Schwangeren / Mit der Uhr in der Hand / Gebet an die Sonne von Gibeon.

*

Frankfurt, im großen Saal des Frankfurter Hofs, 13. Februar:

I. Jean Paul: Von Kriegen / Kierkegaard über die Tagespresse / Von einem Mann namens Ernst Posse / Aus »Nachts« / Diplomaten. II. Das Kriegslied von Claudius und ein solches von Dehmel / Ein deutsches Plakat / Seid ihr alle auch gesund? / Der kleine Brockhaus / Kriegsnamen / Die Schalek und der einfache Mann / Ein 2½ jähriges Kind zeichnet Kriegsanleihe / Hiobsposten / Papierknappheit in Italien / Die europäische Melange / Lichnowsky und Barnowsky / Zur Darnachachtung / Metaphysik der Schweißfüße / Trophäen / Gebet. III. Über den Mut (aus »Nachts«) / Grabschrift / Beim Anblick einer Schwangeren / Vor einem Springbrunnen / Der Reim / Gebet an die Sonne von Gibeon.

*

Mit Vorlesungen in deutschen Städten — die in Leipzig und München mußten entfallen — hatte ich die Absicht, für die Kriegsblinden vor den Kriegsblinden das auszusprechen, was fern von ihnen geschrieben ist. Die wohltätige Absicht war das Motiv, der wohltätige Zweck die Bedingung. Eine zweite der Ausschluß der Presse. Der Eindruck des Berliner und der des Frankfurter Abends sind, auf grundverschiedene Art, trotzdem publizistisch festgehalten. Nicht weil die Kritik der Berliner Wochenschrift ‚Die Schaubühne' (herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, XIII. Nr. 7, 15. Februar) die stärkste Anerkennung, sondern weil sie das stärkste Bekenntnis ist und eine so ehrliche Umkehr von ehemaliger Mißgunst enthält — das männliche Gegenstück zu dem hysterischen Haß, mit dem enttäuschte Ekstase um meine Beachtung wirbt —, finde sie Beachtung. Dem Autor, von dem nie ein Wunsch oder Wort in meine Nähe gestrebt hat und dem ich nicht einmal die Kenntnis des jetzt gesagten verdanke, haben die Kriegshefte der Fackel und meine Vorlesung genügt. Ich bin frei von dem Verdacht, daß mich die Begeisterung, auf die ich kaum in einem Falle nicht verzichtet hätte, mehr freuen könnte als der Mut, der eine Überzeugung nicht verschweigen will. Mit seiner Hoffnung freilich, daß ein Werk der deutschen Sprache an seiner Hand in Deutschland Eingang finden könnte, wird er dereinst an die Reihe der Optimisten dieses Krieges Anschluß finden.

Nach Auskunft des Verlags der Fackel hatte sie vor dem Krieg etwa zweihundert Leser in Deutschland, dann sollen vier bis sechs dazugekommen sein. Die in Form einer Briefkastenantwort an einen Wiener Leser der ‚Schaubühne' gehaltene Proklamation lautet:

Sie schicken mir ein Blatt mit einer gigantischen Schmockerei, die ich »festnageln« soll. Nicht doch. Daß die Alice Schalek existiert, das könnte einem den Glauben an die Menschheit nehmen, wenn es nicht den Karl Kraus gäbe, um dessentwillen man ihn nie verlieren wird. Er spaltet eine solche Existenz mit einem leichten Kernhieb mitten durch, indem er einfach ihren Namen nennt. Ich übertreibe nicht. Er sitzt im Architektenhaus und sagt zunächst nichts weiter als: »Die Schalek.« Er sagt nicht, wie er in der ‚Fackel' schreibt: »Die wackre Schalek forcht sich nit« — nein, bloß: »Die Schalek.« Und seine Sprechkunst, die Beherrschung schon des Klangs von wenigen Silben ist so eminent, daß man zu hören meint: schal, Ekel. Speichelleckerei. Der reife Kraus demoliert die Literatur, wie der Anfänger; aber nicht mehr so, daß er mit einem regelrechten Angriff die Journaille ungebührlich ehrt — nein, bloß: indem er ihre Leistungen zitiert. Erläuterung überflüßig. Gänsefüße, wieder Gänsefüße; und man sieht zur Rechten und zur Linken einen halben Zeitungsschreiber niedersinken oder gar die Zeitung selbst. Kraus spricht ein paar »satirische« Verse von einer erschreckenden Gesinnung, die man nicht einmal den Lustigen Blättern zutraun möchte; dann erklärt er donnernd, daß sie nirgend anders als im ‚Simplicissimus' gestanden haben: und dieser muntere Kriegslieferant, der am ersten August 1914 seine ganze Vergangenheit zu Wucherpreisen verhökert hat, ist für alle Zeiten erledigt. Kraus verliest den Kondolenzbrief eines Botschaftsrats an die Neue Freie Presse, worin der Mann beschreibt, wie er den Kriegsbeginn an der Seite des verstorbenen Chefs auf der österreichischen Botschaft zu Berlin miterlebt habe: und es wäre eine Herabsetzung dieses Meisterstücks, es überhaupt so zu nennen, und wenn es doch so genannt wird, eine Unterschätzung seines artistischen Werts, nicht ein Schock Theatervorstellungen dafür hinzugeben. Alles ist drin: das Wesen der Presse und der Diplomatie und der österreichischen Monarchie und die Stimmung des Kriegsausbruchs und der Schrecken des Kriegs und die Tragik Shakespeares, in dessen gewaltigstes Pathos Kraus am Ende übergeht. Er ist ihm gewachsen. Unerschöpflich die malende Kraft seiner Stimme, eines stählern blanken Tenors, seines hagern Gesichts, in dem die Nerven offen zutage liegen und gar seiner bebenden Hände. In einem seiner poetischen Ausbrüche wider den Krieg heißt es, schaurig genug: »Der Fortschritt geht auf Zinsfuß und Prothese« — und da stelzen die Finger der rechten Hand diesen Gang so anschaulich vor, daß es einem eiskalt über den Rücken läuft. Manchmal glaubt er zu all seinen Ausdrucksmitteln noch

eines nötig zu haben, und dann erhebt er sich, und hochaufgerichtet ruft er: »Du großer Gott« und zwanzigmal ruft er: »Du großer Gott, der . . .« — und da unterscheidet ihn nichts mehr von einem Propheten des Alten Testaments. Er schreit, »der Mensch schreit« und klagt und klagt an, daß der Untergang unsres Planeten nahe ist, und er greift sich die Schuldigen her und straft sie furchtbar, und Keiner schluchzt schmerzgepeinigter über das Strafgericht, als der es vollzieht. Mittendrin zittert man einen Augenblick, vor was für Leuten dieser zarte Riese dort oben sich die Brust aufreißen und das Blut seines Herzens verströmen mag, und wendet sich beklommen ringsum: und da erkennt man beruhigt, daß man kaum jemals so viele geistige, seelenfeine Gesichter versammelt gesehen hat. Diese Zuhörerschaft verdient, daß der Sprecher behutsamste Sorgfalt an Auswahl, Anordnung, Steigerung seiner ‚Programmnummern‘ wendet. Ein Mikrokosmus in hundertzwanzig Minuten (nach deren Ablauf man kindisch dankbar wäre, noch dreimal zwei Stunden atemlos staunen zu dürfen). Der ganze Karl Kraus von heute: der Pamphletist europäischen Stils, um nichts geringer als Aretino, aber in seiner Charakterreinheit ihm unvergleichbar; der herrlich besessene Weltfreund, dessen peitschender Zorn nur — was denn sonst! — gekränkte, beleidigte, weinende Liebe ist; und zuletzt, und zuerst und zualleroberst, der erlöste Lyriker, erlöst von der Hypertrophie des Gehirns zu . . . wozu? Vernehmen Sie ein Gedicht wie dieses: »Stimme im Herbst, verzichtend über dem Grab Auf deine Welt, du blasse Schwester des Monds, Süße Verlobte des klagenden Windes, Schwebend unter fliehenden Sternen — Raffte der Ruf des Geists dich empor zu dir selbst? Nahm ein Wüstensturm dich in dein Leben zurück? Siehe, so führt ein erstes Menschenpaar Wieder ein Gott auf die heilige Insel! Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks, Kam durch den Winter der Welt der goldene Falter. Oh knieet, segnet, hört, wie die Erde schweigt. Sie allein weiß um Opfer und Thräne.« Ich will nicht auch noch eins von den Kriegsgedichten hersetzen, weil Sie sie sämtlich lesen sollen; aber ich bin neugierig, wie unsre Kriegsgedichtsammler einmal verantworten werden, daß sie den Dichter übergehen, vor dem selbst ihre Parade-Autoren verblassen. Er ist das Schwert, er ist die Flamme; und seine Schläg' und Gluten sind von allen dadurch unterschieden, daß sie die Opfer anderswo als bei den »Feinden« suchen. Wenn die »Kriegsfackel« einst erloschen sein wird, werden die Kriegs-‚Fackeln‘ weiter von der Zeiten Schande künden und in eine bessere Zukunft leuchten. Muß da nicht jetzt schon unsereiner helfen, daß sie's tun? Im Ernst: die Wirkung dieser Strahlen unverstärkt zu lassen, scheint mir Versündigung am heiligen Geist. Ich will nicht länger solcher Sünde bloß sein. Ablehnung dieses Kraus, beredte oder stumme, ist Notwehr, Feigheit, Selbstbetrug. Gestehen wirs uns ein: wir sind Pygmäen neben ihm. Wie Wenige von uns entrinnen dem Bezirk der Leidlichkeit und angenehmen Löblichkeit! Die harte Ungewöhnlich-

keit behagt uns schlecht, gar wenn sie sticht. Das ist das unausrottbar bürgerliche Teil in uns Talenten. Kraus ist aus unbezwingbarerem Stoff gemacht. Für schwache schöne Seelen ist er nichts. Schon an der überlegenen Naturanlage ihres Erzfeinds werden sie zuschanden. Klug ist allein, wer eines Tags sich kühn entschließt, ihn grenzenlos zu lieben, weil ihn der Mut verließ, ihm gleich zu sein. Gesellt euch mir, der für ihn zeugt und zeugen lassen will. Vergelten wir ihm, was er zwanzig Jahre, fanatisiert von jeder wahren Größe, jeder wahren Sittlichkeit, für sie und wider Finsternis und Unkunst ausgerichtet hat. Kürnberger wäre einverstanden, der vor vierzig Jahren, wie sein Landsmann Kraus, zehntausendmal so viele Leser hätte haben müssen, als er hatte. Werben wir für diesen Menschen einziger Art und für sein Wunderwerk. Erklären wir ihn seiner Mitwelt, die ihn nicht verdient, damit sie ihn verdienen lerne. Dieses hier ist nichts, ist nicht einmal der Auftakt, ist ein Trompetenstoß vor dem Beginn. Gedulden Sie sich noch ein bißchen — — — — — — Dann freilich kommen Sie nicht unter acht, neun Nummern weg. Zuviel? Ich weiß schon jetzt, daß es zuwenig ist. Dies ist ein Fall, wo wir nicht eher Ruhe geben dürfen, als bis die ‚Fackel' durch ganz Deutschland leuchtet — unendlich Licht mit ihrem Licht verbindend.

Der Schluß ist ein Hinweis auf eine Serie von Aufsätzen, die über die Fackel erscheinen sollen und auch in den in Nr. 8 (22. Februar) und Nr. 10 (8. März) enthaltenen Briefkastennotizen angekündigt werden. Dort wird »vielen Abonnenten« der Weg gezeigt, wie sie in Besitz der in deutschen Buchhandlungen vergebens gesuchten Fackelhefte und der gesammelten Schriften gelangen könnten; hier vom letzten Heft gesagt:

— — eine Kostbarkeit von hundertsechsundsiebzig Seiten, die sich beim zweiten, dritten, vierten Mal immer prachtvoller entfaltet. Für so was fehlt dem Durchschnitt freilich die Geduld und der Verstand. Aber tracht' ich denn in dieser Gegend Leser für Karl Kraus zu werben? Was sollten ihm die Botokuden nützen! Mich wurmt ja nur, daß von den Lesern, die er haben könnte, haben müßte, haben wird, noch nicht ein Bruchteil seinen Namen kennt. Auf diese Schicht zielt Berthold Viertel ab. Ihm lasse ich jetzt wochenlang, von nächster Nummer an, das Wort.

Im ‚Frankfurter Generalanzeiger', 14. Februar, las man's so:

Ein Vortrags-»Künstler«. Gestern abend produzierte sich ein geistiger Parterre-Akrobat und Gemütsathlet im »Frankfurter Hof« vor vielen leeren Stühlen. Es war der hinreichend unter seinem »Künstlernamen« bekannte Herr Karl Kraus aus Wien. Die

Vorstellung, die er gab, lieferte das tiefbetrübliche Ergebnis, daß die Spur von Geist, die dieser Herr vielleicht einmal besessen, infolge von Kriegsdepressionen gänzlich verwischt wurde, daß andererseits die allgemein seelische Läuterung im Lande des Rheins und der Donau aber nicht vermocht hat, ihm den zum öffentlichen Auftreten gerade noch nötigen Geschmack einzuimpfen. Sonst hätte er nicht den Ehrgeiz nach dem traurigen Ruhm besessen, alles das zu verhohnübeln, was gerade in dieser Stunde jedem anderen heilig ist, sonst hätte er sich nicht über die Begriffe von Patriotismus, Vaterland und Begeisterung für eine gerechte Sache (Augusttage 1914), über Nibelungentreue, Germanentum in einer Art und Weise ausgelassen, die peinlich empfunden wurde. Sonst hätte er nicht ganze Gesellschaftsklassen mit den Kübeln seines sogenannten Witzes übergossen und nicht die Juden im Besonderen verspottet. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit erstieg dieser Vortragskünstler, als er Richard Dehmel in den Staub zerrte, einen unserer Dichter, der es vorzog, die Flinte mit dem Füllfederhalter und den Schützengraben mit dem von unseren Vaterlandsverteidigern auch geschützten Vortragspodium zu vertauschen. Hätte die Natur Herrn Kraus nicht das versagt, was ihn zum Kämpfer an der Front fähig machte, man müßte noch schärfer über diesen Heimkrieger urteilen. So aber muß man es seiner krankhaften Seele in einem kranken Körper zugute halten, daß sie Ventile für ihren giftigen Ausfluß sucht. Nur steht dazu das Pathos sehr schlecht, denn Herr Kraus schleudert seine lediglich aus Kladderadatschblüten bestehenden »Geistesblitze« unter die Zuhörer wie Zeus seine göttlichen Blitze vom hohen Olymp herunter unter die sündige Menschheit. O, könnte er sich auch wie Zeus in einen Stier verwandeln. Dann verstände man doch auch, warum so vieles in der Welt auf Herrn Kraus wie ein rotes Tuch wirkt, und warum er auf so gottverlassenen Triften grasen gehen muß. Schade um das schöne Pathos und den Stimmenaufwand eines so metallisch klingenden Organs. Das Metall des Vortrags aber — war Blech. c. m.

Tatsache ist, daß in Frankfurt viele leere Stühle waren. Aber leider nur zu fühlen, nicht zu sehen, denn auf ihnen saßen massenhaft Leute von der Art dieses Tropfs, der nur vergessen hat unter den »verhohnübelten« heiligen Gütern die Presse anzuführen, deren Angehörige aufzuhängen oder zu erschießen im Laufe des Abends etliche Mal vom Vortragenden ausdrücklich verlangt wurde. Daß aber der Kriegsdichter Dehmel »die Flinte mit dem Füllfederhalter vertauscht hat, nachdem er schon den Füllfederhalter mit der Flinte vertauscht hatte, ist eben das, was ich ihm verarge. Im übrigen möge er sich schämen, von solchen Kriegsläusen gegen mich geschützt zu werden. Gegen die ehrliche Gemüts-

regung, die das Berliner Urteil veranlaßt hat, mag's Undank gescholten werden: aber das Frankfurterische ist doch die bessere Darstellung des wahren Sachverhalts deutscher Geistigkeit, auf den jenes nur trügerische Hoffnungen setzt. Zu den wenigen zu gelangen, ist ein administratives Problem, das die Fackel nie beschäftigt hat, die es gern den wenigen überläßt, zu ihr zu gelangen. Ihr Inhalt bleiben die vielen, zu denen sie nie zu gelangen hofft. Vorträge sind nur eine Übung der Pflicht, ihnen ins Gesicht zu sagen, was sie sich nicht hinter's Ohr schreiben ließen. Die in deutschen Städten haben Zweck und Absicht erfüllt.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 4. März, 3 Uhr nachmittags:

I. Ein Zitat (Aus der »Audienz«) / Kriegsberichterstatter / Der tragische Karneval / Aus »Nachts« / Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul / Metaphysik der Schweißfüße / Vor dem Höllentor. II. Klage der Garde (Chinesisches Gedicht, 500 v. Chr.) / Ein deutsches Gedicht, 1917 n. Chr. (»Ein deutsches Plakat«) / Seid ihr alle auch gesund? / Auf Fürbitte des heiligen Josef / Tell sagt / Zum ewigen Gedächtnis: Zwei Züge / Die letzten Tage der Menschheit (Aktschluß einer Tragödie). III. Das Ehrenkreuz / Blutunterlaufungen / Grabschrift / Mit der Uhr in der Hand / Der sterbende Mensch.

Vorwort (auf dem Programm) zu den »letzten Tagen der Menschheit«:

Das gemeine, allzu verständliche, zeit- und ortsnahe, handgreiflich komische Material pathetischer Darstellung macht es dem Hörer oft schwer, ein Lachen, das eine höhere Empfänglichkeit stört, zu unterdrücken. Solche, z. B. bei einer Glosse wie »Vor dem Höllentor« immer wieder beobachtete Erscheinung wird namentlich für den Vortrag dieser dramatischen Szene befürchtet, deren Schauder eben, wie ein Nachdruck des Alps, von allem, was uns gegenwärtig ist, bezogen wurde. Möchte doch der und jener vergessen, daß Namen Bekannte sind, und sie wie der Ortsfremde und wahrlich auch wie der Nachlebende dieser Schande nur als Symbole wiedererkennen! Und

spüren, daß der entsetzlichste Dialekt, den je das Menschenohr vernommen hat, kein Jargonscherz, sondern die Tragödie selbst sei, die keine Intimität aufkommen läßt. Der Vortragende trägt auch die Pein vor, daß seine Zeugenschaft ihn zu solchem Zeugnis gezwungen hat. Es ist nur die Scham, die er ablegt, weil er sie erlebt hat. Die Ort- und Zeitgenossen dessen, was da ausgesagt ist, werden eben dafür, daß sie es waren, dereinst Rechenschaft abzulegen haben. Hätten sie dazu gelacht, weil ihnen Milieu und Adressen geläufig waren, so wären sie nicht allein Mitschuldige, sondern auch Mitwirkende!

* * *

Bibliographisches. ‚Die Glocke' (sozialistische Wochenschrift, herausgegeben von Parvus, II. Nr. 48, 24. Februar: »Ein Feind der Presse« von R. B. — ‚Danzer's Armee-Zeitung', 11. Januar: »Der Ur-Schmock. Zur Verteidigung eines alten Journalisten« von M. v. B. — ‚Die Schaubühne' XIII. Nr. 11, 15. März: Karl Kraus, Vorwort von Berthold Viertel.

* * *

Fehler der ersten Auflage der Nr. 445—453, die in einer zweiten korrigiert sind: S. 5, 9. Zeile, steht ein falsches Anführungszeichen; S. 13, 5. Zeile, ist anstatt »Mittagmal«: *Mittagmahl* zu lesen; S. 51 in der ersten Aufschrift nach »Straus« ein Punkt zu setzen; S. 54, 7. Zeile von unten, anstatt »Füßeh«: *Füßen*; S. 70, 18. Zeile, ist nach »Epoche« ein Komma zu setzen; S. 76, 2. Zeile, anstatt »das Wort erteilt«: *das Wort erteilt, wie folgt*; ebenda, 4. Zeile von unten, anstatt »Toujour«: *Toujours*; S. 108, 6. Zeile von unten, anstatt »nich«: *nicht*; S. 109. 11. Zeile von unten, anstatt »Lachkabinet«: *Lachkabinett*; S. 113, 7. Zeile von unten, fehlt nach dem Wort »Absonderliche« das Ausführungszeichen; S. 121, letzte Zeile der ersten Glosse, hat das Ausführungszeichen nach der Klammer des Wortes »Kaftan« zu stehen; S. 122, 2. Zeile des Textes, ist nach »klingt« ein Komma zu setzen; S. 130, 15. und 14. Zeile von unten, ist anstatt »was er las und und was«: *was er las und was* zu lesen; S. 139, 5. Zeile, hat das Ausführungszeichen nach dem Punkt zu stehen; S. 155, letzte Zeile des Zitats, anstatt des Punkts nach »pest« ein Komma; S. 170, 11. Vers, ist anstatt »Richter, doch«: *Richter. Doch* zu lesen.

* * *

In Berlin ist das Folgende durch Druck verbreitet worden:

TÖTLICHER BAUM

Glasig Zerstücken zerrt tauben Hals in quere Masche.
Gefetzter schwert blättrige Luft.
Dein Fleisch nährt Wind.
Auge blendet fremd Gestirn.
Verscherbter zackt in bergigem Schrei,
Gilb Wiese mit zersticktem Vorwurf.
Eitrige Silbe wölkt.
Zahn färbt rotgestotterten Dampf.
Tropfig Denken speit lockern Herbst.
Zerwesen krankt Fall;
Greist
Staubt
Wurzelt.

Griffe gegabelt jammern dir den Ast.
Aufwirft Haß in kantenen Rauten.
Kreise bleiche Körner,
Hagelgurt.
Runde träges Gift.
Ersticken türmt.

Carl Einstein

Es wird schon die in verstamischer Sprache gehaltene Antwort auf ein aus Verstam (Vereinigte Staaten von Amerika, siehe S. 16) nach Deutschland gelangtes Ersuchen sein: »Drahtet Stimmung.« Im Ernst: Daß der Krieg allerorten dem Dilettantismus zur Sprache hilft, stellt ihm beiweitem kein solches Armutszeugnis aus wie: daß er dem Schwindel nicht die Zunge gelähmt und daß dieses Neugetöne derer, die am alten Ton unschöpferisch bleiben müßten, kein Ende genommen hat. Ohne diese Frechheit ins Angesicht der Sprache wären sie Dichter, die dem Kritiker Blumenthal gefallen (wie vor der Farbe dem Seligmann). Daß der »gesunde Menschenverstand« kein Richter über die Lyrik ist, schließt den Wunsch nicht aus, seinem Henkeramt getrost und gern solche Sorte auszuliefern, die eben die Schuld trägt an jenen rationalistischen Übergriffen, durch welche der größte Lyriker des heutigen Deutschland, die Lasker-Schüler, gequält wird. Was die neuen Schwindler von den alten Dilettanten unterscheidet, ist Mangel an Zimmerreinheit.

Die Mäcene dieser Qualität sind in jenem Berlin zuhause, wo der Betrieb nicht hinter dem Betrug zurückbleiben will.

* * *

P. A., in deutscher Sprache der erste Dichter und der letzte Schmierer, ein vom Geist Inspirierter und ein von der Presse Mißbrauchter, endet wirklich und wahrhaftig einen seiner verdrießlichen und im Kunterbunt dieser Persönlichkeit doch unentbehrlichen Tagesschreie:

> . . . Ebenso verbrecherisch ist es, seine überschüssigen Seelenkräfte für seinen geliebten »Hund« aufzubrauchen! Sendet das Geld, das der K ö t e r Euch jährlich kostet, der »Kinder-Schutz- und Rettungsgesellschaft«! P e t e r Altenberg.

Ich, der von dem Ertrag seiner Vorlesungen öfter sowohl der Kinder-Schutz- und Rettungsgesellschaft wie dem Tierschutzverein Zuwendungen gemacht hat und der gewiß auch Dichterpreise aussetzen wollte, wenn einige Aussicht bestände, damit die Drucklegung hemmungsloser Äußerungen abzulösen, muß bekennen: Wenn dieser außerordentliche, aller Gefühle fähige Mensch, Gläubiger einer ewigen Währung, die auch im Krieg ihren Kurs nicht verändert hat, nicht ehedem, da der Mensch noch, ohne den Dichter zu schädigen, auch für seinen Hund sorgen konnte, die rührendsten, gütigsten, menschlichsten Tierbetrachtungen geschrieben hätte, wenn ihm nicht auch jetzt noch Herz genug für die Kinder übrig geblieben wäre, man müßte entweder einen aussichtslosen Fall von Kriegsverrohung annehmen oder ein Verschulden des Druckers, der zwei gleichklingende Wörter verwechselt hat. Der Biograph, der das Kuriosum beschreibt, wird solche Zwischenfälle nicht missen wollen. Wir andern, die den Dichter lieben, wünschen ihm eine Nachwelt, in der kein Prager Tagblatt mehr seine Skizzen druckt.

Glossen

Ich stoß dir die Augen aus!

— — Ein derartiger Fall von Kutscherroheit wird uns in der folgenden Zuschrift mitgeteilt. Es heißt darin: »Ein überschwer mit Baumstämmen beladener, für eine Fabrik in der Laxenburgerstraße bestimmter Wagen blieb in der genannten Straße in der Nähe der Troststraße im Kot stecken. Dafür rächte sich der Kutscher dadurch, daß er unter dem Ruf ‚Ich stoß dir die Augen aus!‘ mit der Spitze des Peitschenstockes das eine der Pferde wiederholt in das Auge stieß. Mit welchem Erfolge er dieses Verfahren an den ihm unterstellten Tieren schon früher in Anwendung gebracht hat, ließ die leere Augenhöhle des zweiten Pferdes vermuten. Ich habe den Vorfall, um dessen Bekanntgabe ich Sie im Interesse der Abstellung derartiger Unglaublichkeiten höflichst bitte, dem Tierschutzverein zur Anzeige gebracht. Für die buchstäbliche Wahrheit des Vorfalles verbürgt sich hochachtungsvoll Dr. Heinrich Röttinger, Kustos der Albertina.« Der Militärkommandant von Berlin hat kürzlich eine strenge Verwarnung gegen derartige Tierquäler ergehen lassen und hat darauf hingewiesen, daß die Pferde, welche doch zumeist »Kriegsgut« ziehen, mit der größten Schonung behandelt werden müßten. Auch bei uns hat die Sicherheitswache den Auftrag, jede Mißhandlung von Tieren sofort abzustellen und gegen Tierquäler mit der Anzeige vorzugehen. Wie der vorliegende Fall zeigt, erwecken Tiere auch das Mitgefühl des Publikums und dessen dankenswertes Eingreifen zum Schutz der Tiere.

In Berlin werden die Pferde geschont, weil sie zumeist Kriegsgut ziehen, was schon an und für sich einer schonenden Behandlung gleichkommt; in Wien erwecken sie das Mitgefühl des Publikums und dessen dankenswertes Eingreifen in Form von Beschwerden, die ja insoweit einen tierfreundlichen Effekt haben, als sie für die Katz' sind. Das noch dankenswertere Eingreifen, daß man nämlich den Kutscher auf der Stelle mit demselben Peitschenstock, nicht etwa Aug' um Auge, sondern so behandelt, daß er tot liegen bleibt, ist nicht zu erwarten. Daß die, welche tatlos solcher Tat assistieren, vermehrte Blutschuld auf sich nehmen, spürt hier keiner. Dieser Mangel an Vehemenz, der letzten Endes doch ein Mangel an Verantwortungsgefühl ist,

fühlt sich geborgen unter einer obrigkeitlichen Gerechtigkeit, deren Gewissen durch eine einzige unbefugte Prostituierte noch immer leichter in Wallung kommt als durch hundert professionsmäßige Pferdeschinder. Wohl dem, der einst die Frage des höchsten Richters: »Wohin zuständig?« mit einem unbefangenen »Nach Wien!« wird beantworten können, ohne sich der Zeugenschaft gräßlichster Tierkämpfe anklagen zu müssen! Das leere Auge des Pferdes wartet irgendwo auf die Bestie, der Tiere »unterstellt« waren, doch es wird auch jene bleich machen, die hienieden nur so viel Mitleid hatten, um Akten und nicht Taten zu bewirken. Ein Peitschenstock aber ist unterwegs, um ein Auge des Gesetzes auszustoßen, das sehen und nicht erstarren konnte!

* * *

Ein Bild

[Frecher Taschendiebstahl im Eisenbahnzug.] Aus Budapest wird uns gemeldet: In dem heute früh hier eingetroffenen Marchegger Personenzug sind während der Nacht der Generaldirektor Alexander Elek und der Direktor der Lederfabrik Alexander Krieger die Opfer eines frechen Diebstahls geworden. Die beiden Herren hatten in einem Abteil erster Klasse Platz genommen. Noch vor der ungarischen Grenze kam ein Offizier in das Coupé, der sich den Herren als Honvedhauptmann und Kämmerer Baron Eugen Farkas vorstellte. Ein Ordonnanzfeldwebel brachte dem Offizier, der auch mehrere Auszeichnungen auf der Brust trug, ein paar Handkoffer nach, in denen sich, wie der Offizier seinen Reisegefährten mitteilte, Aktenstücke befanden.

Was jetzt a tempo geschehen wird, ist die gerechte Strafe für den Genuß, mit einem Honvedhauptmann, Kämmerer und Baron reden zu dürfen.

Der Hauptmann verwickelte die beiden Herren in ein Gespräch. Schließlich nahm er aus einer Handtasche eine Likörflasche heraus und wartete den beiden Coupégenossen auf. Diese schlummerten gleich, nachdem sie von dem Likör genossen hatten, ein.

Das ist fast biblisch. Ein unvergeßliches Bild, wie sie einschlummerten, namentlich Elek, nachdem er von dem Weine genossen hatte. Gleich wird es geschehn. Aber kein noch so

frecher Diebstahl kann für den Anblick schlummernder Generaldirektoren — offenen Mundes — entschädigen. Hinabgetaucht in das Unbewußte, nicht bis zwei zählen könnend, liegen sie da.

Kurz vor Neusiedl erwachte Elek. Er zog instinktiv seine Brieftasche hervor und bemerkte, daß 1200 K aus derselben fehlten. Er weckte nun auch den Direktor Krieger und dieser konstatierte einen Abgang von 5000 K. Der Hauptmann saß noch auf seinem Platze und schien ruhig zu schlummern. Die beiden Herren weckten ihn und erklärten, daß der ihn begleitende Feldwebel sie bestohlen haben müsse . . . .

So weckte einer den andern, aber es bleibt unvergeßlich wie Elek instinktiv seine Brieftasche hervorzieht. Es dürfte die letzte Instinkthandlung sein, deren Elek fähig ist. Nun waren alle schon munter und es stellte sich alsbald heraus, daß der Kämmerer nur ein Einschleicher war. Elek und Krieger haben den Verlust von einer Illusion und K 6200 zu beklagen, und man hört förmlich, wie die Lokomotive zwischen Wien und Budapest vor Wut schnaubt: Hat man schon so eine Frechheit erlebt, kommt sich herein ins Coupé, für nix und wieder nix, jetzt zahlt man sogar schon, wenn ein anderer kein Baron is, das hat die Welt nicht gesehn! Wenn die Welt aber nach meinem Gefühl lebte, so würde sie unbewegt, wenn nicht schadenfroh, an solcher Verlustliste solcher Krieger und Generaldirektoren vorbeilesen und mit einer Watschen ins empörte Presseantlitz sich von den Enttäuschungen erster Klasse den Reiseabenteuern zuwenden, die jetzt die Menschheit im Viehwagen erlebt.

* * *

Aus einer ungarischen Trauerparte

— — in einem der erstklassigsten Sanatorien Budapests nach langem Leiden auf Ewigkeit die Augen geschlossen hat — —

* * *

Ein Druckfehler ist oft richtiger als keiner

. . . Diese Tatsachen mögen vielleicht etwas befremdlich klingen; in der genannten Zeitschrift wird jedoch darauf hingewiesen, daß Ungarn mit seinem jüdischen Teil bis zum 45. nördl. Breitegrad der sogenannten Baumwollzone angehört . . . .

* * *

Die Verlassenschaft Verhaerens

Aus dem k. k. Handelsregister.

Die Firma M. Zweig, mechanische Weberei in Ober-Rosenthal bei Reichenberg, mit Niederlassung in Wien, I. Esslinggasse 13, hat

Dr. Stephan Zweig, Schriftsteller in Wien,

als Teilhaber aufgenommen.

* * *

Was ist das?

Neue Dreiangeldrucke
mit Urzeichnerei
Erstabzüge auf Japan in Mappen
Hans von Weber Verlag, München

Was sagt Japan dazu?

* * *

Deutsche Worte

Deutsche Worte.

Zwei deutsche Heerführer, deren Namen mit unvergänglichen Lettern in das Buch dieser Kriegsgeschichte eingezeichnet sind, äußern sich heute in Zuschriften an den ‚Berliner Lokalanzeiger' in markanter Weise zu unserem nationalen Daseinskampfe.

Generaloberst v. Kluck, der seit langem schon in Inaktivität lebt, sagt am Schluß einer langen Darlegung: Das Haupt der Feinde in das Herz zu treffen, ist unser Ziel . . . .

Generaloberst v. Woyrsch, der zurzeit bekanntlich noch im Felde steht, sagt: Wir wollen, wir werden, wir müssen siegen. Wir wollen siegen, weil das unser unerschütterlicher Wille ist, wir werden siegen, weil Deutschland unbesiegbar ist, wir müssen siegen, weil es sich um unseres deutschen Vaterlandes »Sein oder Nichtsein« handelt.

* * *

Kindermund

Aus einem Berliner Buch »Das Kind und der Krieg« (Kinderaussprüche, Aufsätze, Schilderungen und Zeichnungen):

»Die Engländer sind neidisch auf uns, weil wir im Begriffe sind, aufwärts zu steigen, sie aber abwärts. Das kommt daher, weil die Deutschen nach der Arbeit noch weiter arbeiten, die Engländer sich aber an Spiel und Sport erfreuen.«

* * *

Wir spielen Weltkrieg!

Ein zeitgemäßes Bilderbuch für unsere Kleinen

Von Ernst Kutzer
Mit Versen von Armin Brunner



Herausgegeben vom Kriegshilfsbüro des k. k. Ministeriums des Innern zu Gunsten des Roten Kreuzes, des Kriegsfürsorgeamtes und des Kriegshilfsbüros

* * *

Ein Manifest

Vivat Crescat Floreat Austria	Prag, VII.	Zigarettenpapier-Konfektion »SAHIB« M. M. LABIN Gesellschaft m. b. H.	Wien, VI.	Vivat Crescat Floreat Austria

Wien, Datum des Poststempels.
VI. Magdalenenstraße 1
Fernsprecher Nr. 5268

Willst du dem eignen Lande nützen,
Dann kaufe, was es selber schafft.
So wirst du friedlich deinen Herd beschützen;
Denn Volkes Wohl ist Volkes Kraft.

Raucher Böhmens!

Vor 48 Jahren als Kind in Österreich eingewandert, seit 25 Jahren österreichischer Staatsbürger, bin ich mit Leib und Seele Österreicher.

Mein einziger Sohn, drei meiner Brüder, drei meiner Neffen, drei meiner Schwäger stehen im Felde, um für den Ruhm Österreichs zu kämpfen.

In unseren Fabriken beschäftigen wir: In der Fabrik Wran 300, in der Fabrik Holleschowitz 200, zusammen 500 Arbeiter. Außer diesen 500 stehen eine weitere große Zahl unserer Arbeiter- und Beamtenschaft im Felde.

Raucher Böhmens! Auch Eure Söhne, Brüder, Verwandten und Arbeiter stehen im Felde, um für den Ruhm unseres Vaterlandes zu kämpfen!

Blut fließt in Strömen und noch Ströme von Blut, noch viele Tränen werden fließen, bis gebeugt am Boden liegen die Feinde, die uns freventlich bedrohen.

Die Daheimgebliebenen werden die Tränen der Witwen und Waisen trocknen und deren Hunger stillen müssen.

Böhmen! Zivil oder Militär! Jeder von Euch muß die Aufgabe, die uns allen bevorsteht, mitfühlen

und es als seine Pflicht betrachten, die Produkte seines eigenen Landes zu schützen und zu verbrauchen, nicht aber die Produkte unserer Feinde.

Jeder Heller, welchen Ihr für Fremdware ausgebet, ist ein Peitschenhieb auf unseren eigenen Körper, eine Waffe gegen uns selbst, ein Verrat an unseren Arbeitern, welche Eure Landsleute und Brüder sind, und ein Verrat am Vaterlande.

Ich selbst war es, welcher die Abadiegesellschaft im Jahre 1898 in Österreich eingeführt hat.

Nicht französische Kunst war es, welche ich nach Österreich gebracht habe, nicht die guten Qualitäten aus Frankreich waren es gewesen, welche ich hier heimisch gemacht habe.

Mir fehlte es an Kapital, und da alles, was ausländisch ist, hier Anklang fand, habe ich französisches Kapital mit österreichischen guten Qualitäten, mit österreichischem vornehmen Geschmack vereint und zu Erfolg geführt.

Ich wiederhole nochmals, österreichisches Fabrikat, österreichische technische Errungenschaften habe — ich den Franzosen beigebracht — die Franzosen lieferten nur die Kapitalien.

Im Jahre 1908, nach zehnjährigem Zusammenarbeiten, habe ich mich von Abadie wegen der an mir begangenen Treulosigkeit, Wortbrüchigkeit und Falschheit getrennt und mich mit Hilfe der Prager Papierfabriken A.-G. von neuem etabliert.

* * *

Militarismus

ist kein staatlicher, sondern ein geistiger Zustand. Es gibt eine Gegend, in der ein Kinoschauspieler als »die große Kanone« angepriesen wird. »Kanone« ist ein Maßbegriff der Leistungsfähigkeit als solcher, auf welchem Gebiet immer. Am passendsten ist darum die Anwendung auf die reine Kommerzsphäre, und wir sehen einem Koofmich Mörserwirkungen zugeschrieben, während wieder »die Bilanz des Unterseebootkriegs« von ganz

andern gemacht wird. Was immerhin zu Verwechselungen führen kann, wie ich vor solchen schon bei Gebrauch der Worte »Schild« und »Verdienst« gewarnt habe. So kann es denn geschehen, daß einer, der militärfrei ist und noch dazu ein Christ, eine Kanone genannt wird und sogar eine General-Vertretung anstrebt:

> **Verkaufs-Kanone** Christ, militärfrei, repräsentabel und doch dezent, bisher Reklame-Akquisiteur für Ost- und West-Deutschland und Berlin mit effektiven Erfolgen und nur prima Referenzen, sucht General-Vertretung eines ausdehnungsfähigen kapitalkräftigen Unternehmens. Offerten nur von Firmen erbeten, welche entsprechende Verdienstchancen bieten.
>
> August Siebert, Berlin SW. 61, Urbanstraße 2.

Ist das ein Menschenschlag!

* * *

Schon wieder eine Forderung!

Eines Tages wurde ich von dem Chef einer Wiener Annoncenfirma, der Oberleutnant ist, zum Duell herausgefordert. Er tat es in Vertretung seiner damals an der Front weilenden Schwester. Das Duell verlief unblutig, weil ich auskniff. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich den Karneval, in dem wir leben, trotzdem tragisch finde, aber auch nicht ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Fackel, die für ihren Text außer sich selbst nur noch den zuständigen Gerichten verantwortlich ist, weder Duelle noch Annoncen annimmt. Auch die zweite dieser notorischen Tatsachen erscheint nun durch die folgende Forderung ignoriert:

Annoncen-Expedition von Heinrich Schalek

Wien, am 6. II. 1917
I. Wollzeile 11

Löbliche Administration
Die Fackel

Mitfolgendes Inserat, betreffend: Für neuzugründenden Verlag belieben Sie in der Größe von kompreß gesetzt 1mal
und zwar: sofort
in der Sprache Ihres w. Blattes einzuschalten.
Insertionsgebühr: Zum Preise von K 6.

Hochachtungsvoll
Annoncen-Expedition von
Heinrich Schalek

Text:

Für neuzugründenden Verlag werden Original-Manuskripte, auch unbekannter Schriftsteller, gesucht. Bei Drucklegung erwachsen dem Autor keinerlei Kosten. Nichtangenommenes wird unverzüglich zurückgestellt. Einsendungen unter »E. R. 19731« an Annoncenexp. Schalek, Wien I. Wollzeile 11.

Kompreß zu setzen.

Was hiermit kommentgemäß effektuiert wird. Sogar in der Sprache meines Blattes, denn die Sprache meines Blattes ist nicht der Annoncenteil. Der Betrag, der im Gegensatz zur Waffe nicht der Vereinbarung überlassen bleibt, sondern vom Gegner vorgeschrieben wird, kann der Kriegsfürsorge zugewendet werden, wiewohl er natürlich bei weitem keinen Ersatz für die Summen bedeutet, die ihr bei Schaustellung der Leichenphotographien des Fräuleins Alice Schalek in sämtlichen Konzertsälen der Zentralmächte entzogen wurden. Sollte aber selbst dieses Scherflein dem wohltätigen Zweck versagt bleiben, so würden doch dem Inserenten aus der Drucklegung so wenig Kosten erwachsen wie den Autoren eines neuzugründenden Verlages, die freilich sonst sogar auf Honorar Anspruch haben. Die Öffentlichkeit aber würde jedenfalls einem glücklichen Mißgriff die Kenntnis der Verkehrssitten verdanken, die zwischen Annoncenfirmen und den Zeitungen bestehen, die zwischen dem Schützengraben und dem dreimal gespaltenen Hinterland Blutsbeziehungen protegieren und vor jenen

Forderungen, die in der Sprache ihres werten Blattes und zwar sofort, also binnen vierundzwanzig Stunden anzunehmen sind, keinesfalls auskneifen.

* * *

Vor Kindern und Spitzen

— Aus Bielitz wird uns geschrieben: Alice Schalek fand hier mit ihrem Isonzovortrage einen so großen Erfolg, daß das Bielitzer Stadttheater an einem Tage zweimal bis auf das letzte Stehplätzchen ausverkauft war. Am Nachmittage bildeten 1200 Mittelschüler und Schülerinnen mit ihren Lehrern die Zuhörerschaft, abends sah man unter den Anwesenden die Spitzen der militärischen und zivilen Behörden.

* * *

Enttäuschter Idealismus

[Zwecklose Ansuchen um Autogramme Hindenburgs in Wien.] Der Adjutant des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg hat an Dr. Weiskirchner nachstehendes Schreiben gerichtet: »Es läuft täglich eine gewisse Anzahl Bittgesuche von Schülern der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien ein um Übersendung von Autogrammen Seiner Exzellenz des Herrn Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, die grundsätzlich keine Berücksichtigung finden können. Eure Exzellenz bittet Unterzeichneter sehr ergebenst, im Hinblick auf die Nutzlosigkeit dieser Schreiben und in Rücksichtnahme auf überflüssige Belastung beiderseitiger Postanstalten, die dortigen Schulbehörden darauf aufmerksam machen zu wollen, daß Seine Exzellenz der Herr Chef bei der überaus großen Inanspruchnahme seiner Zeit leider nicht in der Lage ist, auf die Wünsche der Schüler einzugehen.«

Wenn sie dann größer geworden sind und Professoren werden, so schicken sie Ehrendoktorate. Es sind aber in Wahrheit »Schüler der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien«. Jener Schule, von der ich nur die Prüfungen kenne und die zu schwänzen ein Gaudium sein müßte!

* * *

Gerüchte über einen Plan

— Wie verlautet, plant die Klausenburger Universität, den Chef des Generalstabes Generalobersten Freiherrn Arz v. Straußenburg zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät zu wählen.

* * *

Der Gedanke

. . . Aber das politische Urteil über den Abschnitt seiner Tätigkeit, der jetzt beendigt wird, zeigt uns in ihm den Feldherrn, der durch neun Monate, zum großen Teile auf die Kräfte der Monarchie angewiesen, die Wahrheit gefunden hat, daß selbst unter den außerordentlichsten Schwierigkeiten der Gedanke stärker sein könne als die Zahl. Denn an den Karpathen hat sich die russische Übermacht gebrochen.

* * *

Woher ist das?

Der deutsche Seemannsgeist.

Die Leistungen der deutschen Flotte treten Tag um Tag in ein helleres Licht. Wie gestern von der zweiten Möve zu lesen war, so heute von dem deutschen U-Boot, von dem uns dänische Kapitäne unter Anführung aller Einzelheiten erzählen, es habe in zwei Tagen zwölf Schiffe torpediert und in den Grund des Meeres versenkt. Die Größe dieser Leistung wird erhöht durch den Ort der Tat — —

— — Unter den Sorgen, die England bedrücken, ist die unausgesprochene, aber vielleicht drängendste die, daß sich das Volk der verachteten Landratten mit einemmal mit dem frischesten, tätigsten Seemannsgeist erfüllt, mit einem Seemannsgeist, der die Überlieferung seiner Siege und Erfolge in dreißig Monaten der jüngsten Vergangenheit zusammengedrängt hat und seinen Ruhm nicht schöpft aus der Erinnerung, sondern aus dem schäumenden Leben der Gegenwart.

Nicht aus der Kölnischen, sondern aus der Arbeiter-Zeitung.

* * *

Ein Erfolg

Daß in diesen schweren Zeiten Papier, Druck und was dazu gehört aufzutreiben waren, um auf den Postämtern von den Aufschriften »Telegraph — Telephon — Rohrpost« die mittlere zu überkleben und durch »Fernsprecher« zu ersetzen,

weil Telephon offenbar französisch ist, wobei die echt österreichische Schwachmütigkeit, die Telegraph nicht in Fernschreiber zu übersetzen wagt, nicht übersehen werden kann — daß das also gelungen ist, das ist wirklich ein Erfolg. Nur ob's dem Kartoffelmangel aufhelfen wird, ist die Frage, da es doch nicht einmal wesentlich zur Verbesserung des Telephons beitragen wird. Glückliche Leut' — haben zu so was a große Zeit! Sie wollen nicht mehr, daß ihre Armut von der Powerteh kommt. Arme Teufel!

* * *

Pädagogisches

— — befassen sich in ausführlichen Aufsätzen mit der Frage der belgischen Arbeiter in Deutschland .... Was auch Deutschlands Feinde sagen mögen, sie denken nicht daran, daß die Anstellung der belgischen Arbeiter einzig und allein durch die Sorge für Belgiens Wohl diktiert war .... Was diese Verwaltung bisher in Belgien tat, tat sie in dem guten Bewußtsein, daß es immer und ausschließlich zum Wohle der Belgier war und daß es geschah, um die Belgier davor zu retten, ein Volk von leichtsinnigen Taugenichtsen zu werden.

* * *

Wacker

[Hohe Staatsbeamte beim Schneeschaufeln in Berlin.] Aus Berlin wird uns berichtet: Der Aufruf des Oberbefehlshabers in den Marken zum Schneeschaufeln hat auch in den höchsten Beamtenkreisen tatkräftige Nacheiferung gefunden. Wer gestern durch die Linden ging, konnte vor dem Kultusministerium das Schauspiel erleben, daß Unterstaatssekretär Dr. Chappuis und Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Nentwig an der Spitze mehrerer Geheimer Kanzlei- und Rechnungsräte und Kanzleidiener eifrig am Werke waren, um Bürgersteig und Fahrdamm vor dem Kultusministerium vom Schnee zu reinigen.

Wir leben seit drei Jahren nach der Fibel. So aber, wie in diesem Lesestück, sollte es immer gewesen sein. Daß die

Schneeschaufler im Krieg sein müssen, ist eine bittere Empfindung. Aber es wird uns künftig erspart werden, wenn die Wirklichen Geheimen Oberregierungsräte mehr vor den Ministerien als drinnen tätig sein werden. Wer jetzt nach Berlin kommt, erlebt das letzte Wunder, dessen diese Zauberwelt des Ersatzes fähig ist. Es hat dort immer Menschenersatz gegeben, aber es gibt keinen Ersatz für die Ordnung. Da Klimbim, Betrieb und Aufmachung weggeblasen sind und die dürftige Seele, die sich für diese Güter geopfert hat, zurückgeblieben ist, herrscht ein Pallawatsch, der in Wien durch die Gewohnheit gemildert ist. Aus Schuhsohlen Marmelade zu machen, gelingt eben dann nicht mehr, wenn keine Schuhsohlen mehr da sind. Und wenn das nicht mehr da ist, was sich früher von selbst verstanden hat, so lebt sichs weit wienerischer als in Wien. Nur der Telephonzauber, uns ewig unerreichbar, funktioniert wie eh und je. Die Gesten des Betriebs sind geblieben, jetzt versteht sich eben das Hindernis von selbst wie einst der Fortschritt, und das Chaos klappt famos. Natürlich nur für den Einheimischen. Der Fremde steht verblüfft, denn ein Berliner Kutscher, wenn's einen gibt, will nicht fahren und schon gar nicht um die Taxe, und durch das fabelhaft funktionierende Telephon fragt mich ein Konzertagent, auf den man ehedem nur einmal zu drücken brauchte, um einen fertigen Saal zu haben, fragt mich Ankommenden: »Habn Se für Kohlen jesorgt?« Das Geheimnis, keines zu haben, über nichts zu staunen und sich bei nichts aufzuhalten, wirkt fort. Und auch an der Straßenreinigung will man jetzt die alte Kraft erproben. Da eine Menschheit, die sich daran verausgabt hat, im großen Ganzen fehlt, so schaffen's die Beamten. In Wien hat sich auch darin nichts verändert, indem der Dreck, der auf der Straße liegt, eh' noch vom Frieden herrührt. Nicht um ihn wegzukriegen, sondern wegen meiner Einschätzung der kulturellen Tätigkeit unseres Unterrichtsministeriums würde ich wünschen, daß das Berliner Beispiel tatkräftige Nachahmung findet, und ich miete eine Proszeniumsloge, um das Schauspiel zu erleben, wie der Khoss von Sternegg sowie der Milosch von Fesch Hand anlegen.

* * *

Unwiederbringlich

Als ich wiederkam, fand ich unter den Dokumenten von Not und Tod der Zeit, unter den tausend Anfechtungen, Versuchungen, Verhimmelungen, Verfluchungen und der durch keine Bitte zu beschwichtigenden Flut von Zeitungsausschnitten eine einzige Anregung, die sich hören läßt, empfing ich im Bruhaha eines Wahnsinns, der seine Stimmen an der Akustik meines Arbeitszimmers erproben will, einen einzigen Laut der verschütteten Vernunft:

Die Stadtgemeinde Graz gibt sich die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu der am 28. Februar 1917 im Vorraum des Opernhauses, vormittags 12 Uhr, stattfindenden

Enthüllung der Büste des heimischen Tondichters
Dr. Wilhelm Kienzl

höflichst einzuladen.

Graz, am 23. Februar 1917.

(Man erscheint im Gehrock. Zugang durch das Haupttor, Karl Ludwig-Ring.)

Zu spät! Um einen Tag!

* * *

Vom Begräbnis

. . . Und man blickt rasch näher. Auf den Knien hält der junge Kaiser seinen ältesten Knaben, den Kronprinzen, und die Kaiserin streichelt eben das Blondhaar ihres Ältesten. Der kleine Kronprinz bei der Trauerfeier — das war die Überraschung des Tages.

* * *

Der italienische Geldwert

Wien, 10. März.

Der italienische Wechselkurs hat sich in den letzten Wochen sehr verschlechtert. Für 100 Francs Schweizer Währung mußten im Februar 145·3 Francs italienischer Währung gezahlt werden. Als Italien noch neutral war, war sein Geldwert beständig. Durch den Anschluß an die Entente ist das blühende Land herabgebracht worden.

Während in österreichischer Währung für 100 Francs im Frieden nur 96 Kronen gezahlt werden mußten!

* * *

Wer? Michelangelo oder er?

. . . Schon Michelangelo hat gesagt, nicht zu sehen, nicht zu hören ist mir ein hoher Gewinn.

* * *

Die sechzehnte Million

. . . In dieser Zeit der Trübe und der Erwartung sind unseren Sammlungen mehr als eine Million Kronen zugeflossen. Wiederum haben unsere Leser seit Mitte des vorigen Monats eine Kraftleistung vollbracht, die nur mit dem Aufstiege von der vierzehnten auf die fünfzehnte Million zu vergleichen ist. Ein großer Feldherr sagte — —

* *
*

Er stellt sich vor in Petersburg die Revolution

London und Paris dürften durch die Ereignisse in Rußland sehr nachdenklich werden . . . . Aufhorchen werden sie in London, Paris und auch in Washington . . . .

* *
*

Einer, der sich mit Unrecht für sympathisch hält

Ein Zahnarzt der vornehmsten Kreise, sehr fesch, elegant und sympathisch, mos. Rel., nachweislich über 60.000 Kronen Jahreseinkommen, mit eig. bedeut. Vermögen, wünsche behufs Heirat feines Mädchen kennen zu lernen. Beanspruche Schönheit mit entspr. Mitgift, doch lege ich mehr Gewicht auf das Äußere wie auf Geld. Zuschriften unter »Fürs ganze Leben 2757« an das Ank.-Bur. dieses Blattes.

* *
*

Einen feschen Ministerialsekretär hat er

Ministerialsekretär in Wien, Anfang der 30er Jahre, Christ, gesund, feine Manieren, groß, schlank, vermögend, vor glänzender Karriere, wünscht zu heiraten. Näheres durch Davidovics — — — — —

* *
*

Zwei Romantiker

Eleg.,gr.,symp. hochgebildeter vermögender, 40jähriger Herr (der seine Pflicht getan), sucht beh. Ehe ehrenhafte Bekanntschaft mit kerngesunder, schöner Dame, zwischen 18 und 30 Jahren, aus bester, german., christlicher, womöglich adeliger Familie: sehr gern auch mit Witwe m. schön. strammen Kindern, da guter Erzieher u. seine Liebe leicht auf fremde Kinder überträgt. Bedingungen: mindest. 165 cm. groß, blaue Augen, langes glattes Haar, musik- und sprachenkundig. 120.000 K Verm. Zarte Nachhilfe durch Freundin, Tante erw. Kriegerwitwen im Interesse halbverwaister, kleiner Kinder aufmerksam machen! Klare Antr. mit voller Adresse unter »Sehnsucht und 's Vaterland ruft Nr. 19.510« an die Annoncen-Exp. von Heinrich Schalek, Wien, 1. Bezirk, Wollzeile Nr. 11.

Ideale Ehe!

Soz. hochst. vermög. Herr, 54 Jahre, i. Vollkraft ersehnt idealen Lebensbund m. Dame (nur zw. 50 u. 60) v höh. Kult., vorn. Gepräge, bed. Vermög.,w.a. leidberührt, so d.v. nivellier. Geistesfrische, attrakt. Abgeklärt. unter »Letzte Rosen« an das Ankündigungs-Bureau d. Bl.

Wenn sie ihn nur versteht!

* * *

Eine Friedenstaube

Der Rudolf Lothar, den jeder Staat, wenn er ihn hätte, vor dem neutralen Ausland verstecken würde und der dem österreichisch-ungarischen Konsulat in Zürich gelegentlich des letzten Einbruchs nicht gestohlen wurde, schreibt:

. . . Eine ganze Menge von skrupellosen Geschäftemachern, Schiebern, Preistreibern, Hamstern erfüllt die Bahnhofstraße mit Leben und Spektakel. Die Schicht der Menschen, die plötzlich sehr reich geworden sind und ihr Geld mit vollen Händen ausgeben wollen, hat sich eingestellt. . . .

Es mag Sie vielleicht wundern, daß ich ein Kunstbild aus Zürich mit einem zarten Hinweis auf Schieber und Hamster, auf Sekt und Nachtlokale beginne. Aber der tiefere Grund, warum ich meinen Bericht so aufbaue, liegt darin, daß der Kunstwinter, den wir eben erleben, nur in einer Großstadt möglich ist, wo das Geld Flügel bekommen hat und die Kunst von der Genußfreudigkeit der neuen Reichen profitiert. Für die Kunst war es ja immer gleich, wer den Mäzen spielte. Wenn sie nur Aufträge hatte, wenn sie nur Publikum fand! Und die Kunst hat heute in Zürich goldene Zeiten. . . .

Deutsche Kunst schickte ihre besten Vertreter in die Schweiz. Zuerst kam Felix Salten . . . .

Nach diesem Vertreter kam Reinhardt, und »der reisende Reinhardt ist zu einem Faktor im europäischen Kunstleben geworden«. Der Kunst dieser Vertreter und Faktoren ist es aber nicht nur egal, ob sie von Schiebern lebt, sondern sie ist auch in ihrem Wesen neutral und darum berufen, eine »Brücke« zwischen den Völkern zu werden. Auf der Brücke der Herren Salten und Reinhardt werden sich die Feinde von heute morgen versöhnen und in Zürich werden die Fäden geknüpft. Zürich hat deshalb seine Fehler und seine Vorzüge.

Zu den Fehlern zähle ich die Schar der neuen Parvenüs und der dunklen Existenzen, die um so dunkler sind, je glänzender der Goldgrund ist, von dem sie sich abheben, zu den Vorzügen die Internationalität in der Empfänglichkeit und im Genusse der Kunst.

Aber eins hängt mit dem andern zusammen, die Kunst hat die goldenen Zeiten, die der Wucher hat, und wenn die Schieber aus Berlin, die Herrn Lothar in der Bahnhofstraße wiedererkennen, nur ein wenig Herz haben, so kann uns der Frieden sogar die Renaissance eines verkrachten Theaters bringen. Für die wahre Kunst war es ja immer gleich, wer den Mäzen

spielte. Freilich, für einen Staat sollte es nicht gleich sein, wer im Ausland sein Geistesleben vertritt. Selbst die Leute, die dort für Zündhölzel beflissen waren, haben uns durch die Art, wie sie's taten, geschadet. Herr Lothar erzählt, er habe einmal »einen hohen französischen Polizeibeamten auf einer Razzia durch das dunkelste Paris begleitet«; der ihm gesagt habe: »Was eine Weltstadt charakterisiert, sind ihre Verbrecher«. Wir werden noch nach Jahrzehnten für den Eindruck zu büßen haben, den der Pariser Polizeibeamte damals von Wien empfangen hat.

* * *

Eine Nachricht

(Das Verbot der Straßenbahnbenützung durch die galizischen Juden.) Wie wir hören, beabsichtigt der Prager Magistrat für die Dauer der Verkehrseinstellung das Verbot der Straßenbahnbenützung durch die galizischen Juden aufzuheben.

* * *

Was aus einem Titel im Verlauf der Nachricht werden kann

In der englischen Kontrollstation Halifax

Die Heimkehr des Grafen Bernstorff. — Unverschämtes Benehmen der Engländer.

Berlin, 12. März. (Privattelegramm des ‚Neuen Wiener Journals'.) Die ‚Vossische Zeitung' meldet aus Christiania: In Halifax wurde der Dampfer »Frederic VIII.« von den Engländern zwölf Tage aufgehalten, ohne daß ein Grund angegeben wurde. Die Untersuchung war sehr scharf. Von den Mitreisenden werden haarsträubende Dinge davon erzählt. Sogar das wenige Monate alte Töchterchen der Fürstin Hatzfeld wurde aus den Windeln gewickelt .... Die Fürstin Hatzfeld wurde einer peinlichen Leibesuntersuchung unterworfen, die eine Stunde dauerte. An ihren Zähnen wurde gezerrt, da man sie zuerst für falsch hielt.

Vor jeder Kabine wurde während der Untersuchung mindestens ein Wachposten aufgestellt. Zwei kanadische Zollbeamte, die die Passagiere zu untersuchen hatten, wurden vom Schiff weggeschickt, weil sie sich sinnlos betrunken hatten, Gassenhauer brüllten und vor den Kabinen tanzten.

Große Aufregung rief ein englischer Befehl hervor, daß alle Deutschen ihr Geld bis auf einen geringen Betrag abliefern sollten. Es kam dabei

zu herzzerreißenden Tränen, als die Dienstboten ihre gesamten Ersparnisse herausgeben mußten. Später aber wurde auf Verwendung des englischen Marinekommandanten der Befehl zurückgenommen.... Es wird von allen betont, daß das Verhalten der britischen Marineoffiziere völlig einwandfrei war im Gegensatz zu dem der kanadischen Zollbeamten und den Frauen, die die Leibesuntersuchung vorzunehmen hatten. Die norwegischen und dänischen Passagiere gaben ihren Unwillen über das

unverschämte Auftreten der Kanadier

lauten Ausdruck, was einem Norweger die vorübergehende Verhaftung eintrug. Viele Vorfälle bei der Untersuchung durch die Kanadier können überhaupt nicht wiedergegeben werden. Ihr Kommandant sagte darüber, wenn alles öffentlich bekannt würde, gebe es einen großen Skandal, er sei aber außerstande, die Kanadier zu Gentlemen zu erziehen....

Die Lügen im Krieg haben so kurze Beine, daß sie manchmal nur vom Titel bis zur Nachricht kommen.

* *
*

Wie es in London zugeht, das ist wirklich nicht mehr zu glauben,

nehmen wir da zum Beispiel die Verhältnisse auf dem Gebiete der Kunst, nämlich der Theaterkunst, so erfährt man von der folgenden charakteristischen Tatsache:

[Der künstlerische Verfall der Londoner Theater.] Unser Amsterdamer Korrespondent schreibt uns: Während der Krieg den Spielplan der deutschen Theater in günstigster Weise beeinflußt und eine Vertiefung des künstlerischen Geschmacks mit einer großen Zahl von Aufführungen wertvoller und ernster Stücke hervorgerufen hat, haben die Zeitumstände in England das direkte Gegenteil, nämlich einen vollkommenen Verfall der Theater vom literarischen Standpunkt aus herbeigeführt. Allerdings sind auch in London die Theater sehr gut gefüllt, aber was das Publikum anlockt, hat nichts mit der Kunst zu tun, sondern stellt durchwegs eine geschmack- und wertlose Gattung dar. »Die britische Bühne ist seelenlos und kunstlos geworden«, so schreibt der bekannte englische Publizist Twells Brex in der »Daily Mail«. Der Grund liegt darin, daß die wertlosen Stücke der Londoner Bühnen eben den Wünschen des Publikums entsprechen. Anderseits sind die Londoner Theaterdirektoren keine Künstler, sondern reine Geschäftsleute, die nur Geld verdienen wollen und daher dem Publikum den zugkräftigsten Schund

bieten. Literarische Stücke gibt es in London seit zwei Jahren nicht mehr, und Shakespeare wird in Berlin und Wien viel häufiger gespielt als in London. Nur Unsinn wird aufgeführt und je dümmer er ist, desto besser für die Taschen des Theaterdirektors. »Daily Mail« gesteht unumwunden, daß die englische Bühne sich im Zustande eines argen Verfalles befindet, hofft aber eine Wiedergeburt des literarischen Geschmacks nach dem Kriege.

Ist das nicht höchst charakteristisch für London? Kein Wiener Theaterkritiker würde so etwas den Wiener Theaterdirektoren nachsagen. Zwei von diesen, die Herren Karczag und Müller, zwei Künstler, haben sich deshalb veranlaßt gefühlt, selbst das Wort zu ergreifen und mit einer Offenherzigkeit, deren kein Londoner Theaterdirektor fähig wäre, ihrem Publikum die Meinung gesagt. Karczag, einer der strengsten Geißler heimischer Sitten, geht dabei so unerbittlich mit Wien ins Gericht, als ob es London wäre, indem er sagt:

Das große Publikum scheint weder Logik noch Probleme zu lieben, es besucht die Theater mit demselben Vorsatz, wie es ins Kino geht, nämlich um sich einige Stunden, ohne viel nachdenken zu müssen, zu zerstreuen.

Und Müller, ein Künstler, den es wohl auch eine Überwindung kosten mag, von solchen Zuständen Geld zu verdienen, faßt sein J'accuse in einem »Rückblick« und in einem »Ausblick« zusammen. Der Rückblick ist verzweifelt:

Das Johann Strauß-Theater spielt seit 9. November 1914 Sommer und Winter ohne Unterbrechung. In 438 Abend- und Nachmittagsvorstellungen wurde »Rund um die Liebe« gegeben, an allen übrigen Abenden »Die Csardasfürstin«.

Der Ausblick ist ernst, aber zuversichtlich:

Freitag den 29. Dezember wird das Jubiläum der 400. Aufführung der »Csardasfürstin« gefeiert und ich denke vorläufig nicht daran, eine Novität vorzubereiten.

In London überstürzen sie sich in lasziven Novitäten! Wenn wir nun vom Operettenmarkt den Blick zu dem Gebiet hinwenden, auf dem die andern Lebensmittel feilgeboten werden, so brauchen wir ja nicht erst auf die bekannte Tatsache zu verweisen, daß, während bei uns die Preise nur ins Vier- und Fünffache gestiegen sind, in London jetzt manche Ware sogar um zehn bis fünfzehn Prozent mehr als früher kostet. Aber es kommen dort noch ganz andere Dinge vor, nämlich

Bestialitäten, die bei uns einfach nicht möglich wären. Da lese ich zum Beispiel:

(In England verhungern die Esel.) Ein recht charakteristisches Licht auf die englischen Lebensmittelverhältnisse wirft eine Verhandlung, die in diesen Tagen vor dem Londoner Polizeigericht stattfand. Angeklagt war ein Mann unter der Beschuldigung, daß er seinen Esel habe verhungern lassen. Man hatte den Esel ganz entkräftet in einem Stall gefunden, und es hatte sich herausgestellt, daß das Tier seit fünf Tagen nicht das Geringste zum Fressen bekommen hatte. Vor Gericht entschuldigte sich der Eigentümer des Esels damit, daß er selber bei der Knappheit und den hohen Preisen keine Möglichkeit habe, sich sattzuessen, und daß er sich nicht anders habe helfen können, als den Esel seinem Schicksal zu überlassen. Der Angeklagte wurde zu sechs Wochen Zwangsarbeit verurteilt.

Wirft das nicht ein charakteristisches Licht auf London, wo es doch bekanntlich aus Furcht vor den Zeppelinen immer finster ist? So was könnte bei uns nicht vorkommen! Denn erstens verhungern bei uns die Esel nicht, und sollte es alle heiligen Zeiten einmal vorkommen, so kann man wohl sagen, daß jeder ein Esel ist, der bei uns verhungert, so wie bekanntlich früher, in bessern Zeiten, jeder ein Narr war, der in die Volksküche statt zum Sacher gegangen ist. Zweitens muß bei uns keiner erst einen Esel verhungern lassen, um zu Zwangsarbeit verurteilt zu werden. Und drittens wird bei uns einer, der zwar seinen Esel verhungern ließe, aber seinen Hund dafür selber frißt, vom Gericht freigesprochen. Also wie es in London zugeht, das ist einfach nicht mehr zu glauben!

* * *

Das Defizit

Dummheiten der Woche.

Infolge der auf 20 Kronen erhöhten Hundesteuer hat die Zahl der Wiener Hunde um 13.000 abgenommen. — Schinder oder Bratpfanne! Das ist das Ende eurer Treue. Der Mensch will Liebe, aber kosten darf sie nichts.

Sehr wahr, aber die greifbare Dummheit der Woche besteht darin, es unter diesem Titel zu melden, da es ja in Wahrheit eine Gemeinheit der Woche, eine Schurkerei der Woche, eine Bestialität, eine Ruchlosigkeit der Woche ist. Die 13.000 Hunde werden die Macht haben, es vor Gottes

Thron mit einer zweihundertmal so starken Bevölkerung aufzunehmen! Tief überzeugt, daß die Esel in London verhungern, zweifle ich doch, daß die Zahl der Hunde dort um 13.000 abgenommen hat. Wenn von allen Dokumenten der Menschheit keins außer diesem durchhalten sollte, um auf die Nachwelt zu kommen — dies Defizit bringt uns in die Schuld!

* * *

Da finde ich keinen Titel

— — — — : Fürst Johann zu Schwarzenberg, Bischof von Alessio Monsignore Bumei, Bischof von Sappa Monsignore Koletsi, Feldzeugmeister Ritter Benigni in Müldenberg, Kommandant des Marine- und Militärkriegervereines »Tegethoff« Ludwig Riedl, Feldmarschall Freiherr Conrad v. Hötzendorf, Arbeitsminister Freiherr v. Trnka.

Wenn man's der Nachwelt nicht ausdrücklich mitteilte, würde sie am Ende gar nicht auf die Vermutung kommen, daß der in der Mitte eigentlich Kaffeesieder war.

* * *

Ich träumte

daß der Cafetier Riedl den Dichter Müller in Audienz empfangen und ihm gesagt habe: »Mir zwa san da. Jetzt gilt es durchhalten bis zum siegreichen Ende!«

* * *

Ich höre

daß die Kriegsberichterstatterin Fräulein Alice Schalek das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille bekommen hat.

* * *

Was sich am Ende der Zeit begab

Als man dem Wiener zeigte, daß die Uhr abgelaufen sei, nahm er sie in den Mund. Nachdem dieses geschehen war, erfolgte die feierliche Eröffnung eines Kaffeehauses, woselbst

viel Glorie geboten ward und ein Programmzettel verteilt wurde. auf dem das Folgende stand:

»Warschauer Einzug 1915«.
Patriotisches Marsch-Tongemälde von Willy Kleinberg
Erläuterung und Text zum Trio:

Unsere und die mit uns treu verbündeten Helden-Truppen des Deutschen Reiches erstürmen unter dem Donner der Geschütze, Hurrah rufend, Warschau und ziehen mit klingendem Spiele von verschiedenen Seiten ein.

Unter Führung ihrer siegreichen Feldherren singen sie beim Einmarsche folgendes selbst verfaßtes Marschlied:

Mit Gott ist es gelungen,
Warschau ist vom Feind befreit,
Die Russen sind bezwungen:
Polen frei für alle Zeit!

Des Deutschen Reiches Heere
Haben sich mit unsrer Macht vereint!
Die Bundestreu' zur Lehre
Diene warnend jedem Feind!

Die vom Russenjoche erlöste Bevölkerung jubelt den Einziehenden stürmisch entgegen, wobei verschiedene patriotische Weisen und die Volkshymnen der verbündeten Sieger erklingen.

»Krantz-Marsch«.
Mit unterlegtem Text von
Willy Kleinberg

Zur Verfolgung des Textes nach der Musik wird der Beginn derselben durch Gesang von der Kapelle angegeben.

Hochgeehrte Fremde und auch Wiener hier herin!
Mit Herrn Krantz als Hausherrn wir Sie herzlichst begrüßen,
Hier im Café Krantz, der Zierde unsres schönen Wien,
Soll Gemütlichkeit die Gäste immer umschließen!

Diese Pracht zu schaffen haben eifrig sich bestrebt:
Herr Zelesny mit Herrn Matuschek und Herr Seifert,
Von Gemütlichkeit und Freude sei der Kranz gewebt,
Alle haben mit vereinter Kraft wettgeeifert.

Und auch die Baßgeig'
Begrüßet so minnig,
Mit uns so innig,
Alle die lieben Gäst'!
Doch auch die Pauke
Pochet vom Herzen,
Weg alle Schmerzen,
So — recht — fest!

Dann erst die Fiedel
Ei wie die singet,
Lieblich sie klinget,
Spielend zum Tanz;
Unter dem Kleinberg,
Wenn auch symphonisch,
Immer harmonisch,
Klingt es »Hoch« im Krantz!

Hochgeehrte Fremde und auch Wiener hier herin! Es war immer unser Privileg vor den andern Nationen, nicht zu wissen, was wir mit dem angebrochenen Abend anfangen sollen, und es dann doch zu wissen. Nun ist aber der Abend schon so sehr angebrochen, daß wir's vielleicht bald doch nicht wissen werden. Selbst der Wienerin, bei der es bekanntlich im Blute liegt und wallt drin jederzeit, wird bereits so zumute, daß man es nicht mehr »wurlet«, sondern geradezu »entrisch« nennen könnte. Fast fühlte man sich versucht, sie zu fragen, ob sie zu Nacht gebetet habe Desdemona. Mit dem Fremdenverkehr wird's ja doch nichts mehr. Wir sollten uns — wir Wiener hier herin, viel sind's ja auch nicht mehr — auf solche Experimente nicht einlassen. Wenn Hamlet meint, sie spaßten nur, mordeten nur im Spaße, so haben wir ja gewiß das Zeug, noch im Mord zu spaßen. Wie jener alte Artist bei Offenbach, der das Feuerfressen nicht aufgeben kann und der nachts in die Küche schleicht, so lugen wir auf Leichenfeldern manchmal nach einem Fremdenverkehr aus und können es uns nicht versagen, die endlich herankommenden Hyänen zu wurzen. Aber wir sollten das Gebärdenspiel eines versunkenen Optimismus, diese animierten Totentänze endlich aufgeben. Weder die Baßgeig', die so minnig die lieben Gäst' begrüßet, noch der Grüßer in persona werden — Hand auf die Herzen — imstande sein, alle Schmerzen so — recht — fest wegzupochen. Ich würde uns etwas von einer Tugend empfehlen, von der ich geglaubt hätte, daß wir sie uns für die schlechten Zeiten aufgespart haben, weil wir sie in den guten nie verausgabt hatten: Würde. Endlichen Verzicht auf die Lebensansicht, die durch einen unterseebootgefährdeten Ozean immer noch ein Narrenschiff des Männergesangvereins hindurchfretten möchte! Ich habe es gut gemeint. Ich achte das Streben Matuscheks. Kleinberg, ich weiß, wenn auch symphonisch, bleibt immer in Einklang mit den Idealen. Ich habe viele gekränkt. Ich verzeihe allen. Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Jahre Qual war groß. Sorgt, daß, solange der Radetzkys tönt, sie nicht durch einen Krantz-Marsch mich erwecken.

Als Bobby starb

(22. Februar 1917)

Der große Hund ist tot. O Herz steh still,
das diese Trauerbotschaft fassen will!

Das stolze Aug, der stummen Gottheit Pfand,
das Licht der Liebe ist nun ausgebrannt.

Wie lautlos lebte er vorbei dem Streit.
Würdig und weise schritt er durch die Zeit.

Wir andern leben auf des Glaubens Grab.
Sein Auge dankte, daß es andre gab.

Die Not des Tages lehrt' ihn keine List
und nur im Traum bestand er unsern Zwist.

Oh Freude, wenn ihn seine Herrin rief!
Oh Wirrsal, wenn er ihr zu Füßen schlief.

Doch eh' er schlief, des Hundes Majestät
sich um sich selbst herum im Kreise dreht.

Wenn er die Stelle fand, hier auszuruhn,
so hatt' er es mit manchem Feind zu tun.

Mag wacher Haß die Hundeseele schelten:
im Schlaf nur lebt der Hund in unsern Welten.

Im Wachen wendet Wahn die Menschenseele,
daß sie sich um den eignen Vorteil quäle.

Kein Wort, kein Handschlag waren zu Gebote
dem Glauben je wie diese gute Pfote.

Verlorner Einfalt letztes Lebenszeichen
war dieses greisen Hunds beflißnes Keuchen.

Nie hat der Hund die Ansicht uns verhehlt.
Er zeigt sich eifrig, hat er was verfehlt.

Was er verfehlt hat, tat ihm ehrlich leid.
Wedelnd bewährt sich Ehrenhaftigkeit.

Ein Tanz vor uns war seines Eifers Dank.
Aus Sehnsucht wird die Hundeseele krank.

Das Menschenherz kennt Hunger nur aus Haß.
Verlaß den Hund, und er verläßt den Fraß.

Dem hier ruf' nach ich's in die Ewigkeit:
Er hungerte aus einer Trennung Leid!

Nun aber, da das Schicksal sich verkehrte,
er selber uns die Sehnsucht kennen lehrte.

In Thränenschrift sei's darum aufgeschrieben:
Er ist dahin und wir sind hinterblieben!

Und abschiedsvoller schlägt mir jede Stund',
nun du noch stummer bist, du großer Hund.

---

nnächst erscheint:

KARL KRAUS

VORTE IN VERSEN

II

LEIPZIG

RLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

1917

Druck der Offizin W. Drugulin

ßig numerierte Exemplare auf van Geldern Bütten

Kleiner Konzerthaussaal

(III. Lothringerstraße 20)

SONNTAG, 1. APRIL, PRÄZISE 3 UH

VORLESUNG

KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Richard Lányi, I. Kärntnerstraße 44.

(Ein Teil des Ertrages wird für wohltätige Zwecke verwendet)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

NR. 457—461 XIX. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Wehr und Wucher / Glossen / Schweizer Idylle / Worte Schopenhauers / Die Literaturlüge auf dem Theater / Notizen / Ein Kapitel aus François Rabelais' Gargantua / Hans Müller in Schönbrunn / Glossen / Unser weltgeschichtliches Erlebnis

Preis dieses Heftes:

1 Krone 50 Heller = 1 Mark 25 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:		Für das Deutsche Reich:		Weltpostverein:	
18 Nummern	K 4.50	18 Nummern	Mk. 4.—	18 Nummern	K 6.—
36 „	„ 9.—	36 „	„ 8.—	36 „	„ 12.—

Verleger, Autoren, Vereine, Leser werden ersucht, die Zusendung von Büchern, Prospekten, Zeitungsausschnitten, Druckschriften irgendwelcher Art oder Manuskripten an den Verlag oder den Herausgeber der Fackel zu unterlassen.

INHALT der vorigen, dreifachen Nummer 454—456, 1. April 1917:
Goethes Volk / Worte Bismarcks / Glossen / Notizen / Glossen / Als Bobby starb
Mit einer Beilage

DIE FACKEL

Nr. 457—461 10. MAI 1917 XIX. JAHR

Wehr und Wucher

Ich habe nichts davon verstanden, aber alles gehört.

▪

Der Idealist ist nie ein Fachmann:

»... Der Kriegsminister äußerte den Wunsch, wie wichtig es wäre, eisgekühltes, frisches Bier bis in die Schützengräben zu schaffen. An ein Geschäft dachte ich nicht, denn ich verstand nichts von Bier, so wie ich heute davon noch nichts verstehe .... Ich begab mich daher, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, zum Handelsminister, dem gegenwärtigen Finanzminister, und bat ihn, mich in der Versorgung der Feldtruppen mit Bier — denn nur das hatte ich in Aussicht — zu unterstützen .... Ich habe von vornherein erklärt: ich lehne jeden weiteren Gewinn ab, ich will kein Kriegslieferant sein. Das war mein stereotypes Wort. Man hat im Kriegsministerium schon über mich gelacht. Der »Nicht-Kriegslieferant« war dort mein Spitzname .... Der Handelsminister zeigte sich sehr entgegenkommend und erklärte, er wolle, was ihn betreffe, das Bestreben unterstützen, daß unsere armen Soldaten draußen kaltes Bier bekommen .... Es handle sich hier nicht um ein Geschäft der Depositenbank, aber nachdem ich das Anbot bereits gemacht habe, könne ich aus der Sache nicht mehr verschwinden .... Da mir nun bekannt geworden war, daß von seiten der Feldtruppen dringende Anforderungen nach Bier kommen . . hat mich das veranlaßt, am 11. Juni 1916 eine Immediateingabe an den Kriegsminister zu richten. Dr. Josef Kranz hat von den Geschäften nicht das Geringste gehabt, nicht ein Heller ist an seinen zehn Fingern hängen geblieben .... Ich habe mich niemals um die Details des Geschäftes gekümmert, sondern immer nur für die fertige Sache. Es konnte auch niemand darüber

im Zweifel sein, daß es sich nicht um Geschäfte des Doktor Kranz, sondern um ein Geschäft der Bank handelt. (Mit erhobener Stimme.) Eine meiner wenigen guten Eigenschaften ist es, daß ich mich nicht um die Abwicklung von Geschäften bekümmere, von denen ich nichts verstehe .... Es drängt sich mir angesichts einer solchen Anschauung der dumme Vergleich auf, daß ich etwa ebensogut, wenn ich meiner Wirtschafterin sage, daß ich heute abend zehn Gäste erwarte, selbst in die Küche hinausgehe und kontrolliere, was gekocht wird .... Im Sommer 1916 habe ich mich aber auch einer Aufgabe gewidmet, deren Störung durch die gegenwärtige Strafsache, ohne unbescheiden zu sein, leider zum Nachteile unseres Vaterlandes wirksam werden wird ....« Staatsanwalt: »Es wäre doch möglich gewesen, Sie in dieser Sache zu ersetzen?« Angeklagter (entschieden): Warum sollte so ein Mann ersetzt werden? Ich habe es mir nicht verdient, ersetzt zu werden .... Die Konferenz ist dadurch verhindert worden und die Sache ins Stocken gekommen. Aber, meine Herren, das war nicht die einzige Unternehmung, die ich im allgemeinen Interesse in die Wege leiten wollte. Ich habe der Kohlennot Wiens abzuhelfen versucht, ich habe die Nostrifizierung von ausländischen Metallindustrien eingeleitet, ich habe eine sehr notwendige Aluminiumfabrik gebaut, ich habe eine kommunale Brotfabrik und Reisschälfabrik zu errichten beabsichtigt. In meinen Plänen lag es auch, die für Munitionserzeugung so dringend notwendige Kalkstickstoffabrik zu errichten und eine Werkzeugmaschinenfabrik, ferner ein Unternehmen für Motorpflüge. Ich beteiligte mich auch an der künstlichen Glyzerinerzeugung. Dr. Kranz führt dann noch andere Unternehmungen an, die er plante und die durch das gegen ihn eingeleitete Strafverfahren nicht verwirklicht werden konnten.

Angekl.: Kann das ein Mann sein, der, wie die Staatsanwaltschaft erklärt, solcher Handlungen fähig ist, wie sie ihm sie vorwirft?

Ob der Mann auch von Kohle, Metallen, Aluminium, Brot, Reis, Munition, Kalkstickstoff, Werkzeugmaschinen, Motorpflügen und Glyzerin nichts versteht, hat er bescheidenerweise verschwiegen.

*

Kein Fachmann:

Vors.: Der Vertrag ist so, daß das Kriegsministerium, falls aus diesem Geschäft ein Schaden erwachsen wäre, niemals von der Depositenbank Ersatz hätte verlangen können. Angekl.:

Ich bin nicht mehr Jurist genug, um das zu differenzieren; ich habe mich seit zwanzig Jahren nicht mehr mit solchen Details befaßt.

*

Eine Lulu:

Angekl.: Ich kann das nicht aufklären. Ich erinnere mich nicht. Ich weiß es nicht.

*

Wenn man daneben liest.

»Angekl.: In der Spiritusindustrie bin ich selbst gegen jede Art von Preistreiberei energisch eingeschritten.«

»Die Anklagebehörde erblickt in Dr. Kranz den Spiritus rector der Preistreibereien.«

*

Angekl.: ... Es ist möglich, daß Perlberger mich einmal gebeten hat, er möchte Bier haben, und daß ich ihn zu Dr. Freund geschickt habe, aber ohne jedes Interesse an der Sache.

Und so einer bekommt, wenn er Bier haben möchte, gleich 70.000 Hektoliter!

*

»... Dr. Freund, der der Unterredung beiwohnte, hat seine Bedingungen vorgebracht und unter anderem verlangt, er könne die Sache nur durchführen, wenn er wegen der Zuteilung des Malzes freie Hand bekomme .... Ich habe mich auch niemals in den internen Geschäftsgang der Bank eingemengt, nichts von den ganzen Verträgen, die in der Bank geschlossen wurden, gewußt, bis mir eines Tages Direktor Schönwald meldete: »Haben Sie gehört, Dr. Freund hat seinen Schwiegervater eingeführt!« Bezüglich des Bierverkaufes an Rubel habe ich Freund gesagt, derartige Dinge dürfe man nicht machen. Freund hat mir damals erklärt, er sehe ein, daß er schwere Fehler begangen, er hat direkt geweint, an sein Weib und seine Kinder erinnert.«

Hier verschmelzen Jargon und Gemüt schon zu einem undefinierbaren Brei.

*

Das Familienleben:

».. . Ja, einer der Herren hat sogar gesagt: ‚Man soll sich den Stall anschauen, aus dem die Kuh herauskommt.' Das war auf meine Frau gemünzt.

. . . In dieser Sitzung, wo Dr. Kranz den Ausspruch von der Kuh und dem Stall gemacht hat, wurde ich nach einer lebhaften Debatte hinausgeschickt, dann hat man mich wieder gerufen und mir gesagt, die Sache ist in Ordnung.«

*

Eine Volumnia:

Staatsanwalt: Ist nicht die Mutter des Rittmeisters am Geschäft beteiligt gewesen?

*

Was ist das?

». . . Nun war ich aber für 34.000 Hektoliter freihändig gekauftes Bier eingedeckt . . . .«

*

» . . . Meine Ahnung, die ich beim Auftrage des Exekutivkomitees hatte, daß es schwer sein werde, das Bier zu diesem hohen Preise dann abzustoßen, hat mich nicht betrogen.«

Wie kommt eine solche Ahnung in die Depositenbank?

*

Was ist dos?

Verteidiger: Es wird Ihnen weiter vorgeworfen, daß Sie mindestens im Oktober nicht mehr gutgläubig die freihändigen Ankäufe machten, weil Sie da nicht glauben konnten, es sei ein Eindeckungsbedürfnis gegenüber der Heeresverwaltung. Was antworten Sie darauf?
Angekl.: Ich habe wieder nur im Auftrage der beiden Schönwald eingedeckt. Ich mußte optima fide sein, weil ich mit der Lieferung von Olmütz aufgesessen war.

*

Biblisches:

Zeuge schilderte über Einladung des Vorsitzenden die Genesis der Verträge mit Dr. Kranz mit großer Genauigkeit . . . .

Verteidiger: Sie haben die Entstehung der Warenabteilung nicht wie einen natürlichen sondern wie einen biblischen Schöpfungsakt erklärt. (Heiterkeit.) Sie haben gesagt, auf einmal war sie da . . . .

. . . und habe es als eine Erlösung betrachtet, als ihm Perlberger telegraphierte, er habe Bier gefunden.

. . . Ich mußte aus dieser Verlustpost allein einen Zuschlag von 2 K per Hektoliter herauskalkulieren.

. . . Dann kam kaiserlicher Rat Schönwald in das Zimmer, sah seinen Sohn verständnisvoll an und fragte ihn: »Was ist's mit dem Brief?« »Schon gut«, war die Antwort.

*

Ein Satz, der wie kaum ein anderer die Geste braucht, bei den andern kann man ja ein Auge zudrücken, aber da muß unbedingt die Hand dabei sein:

Dr. Freund erklärt, daß Dr. Kranz ihm gesagt habe, es ist unglaublich, wie mich die Reitzes ausnützen wollen, bei der Sache wird noch ein solcher Skandal herauskommen.

*

Realisten:

Angekl.: . . . Effektiv hat er nichts von sich hören lassen.

*

Ästheten:

». . . Dazu kam, daß Herr Porges von der Spirituszentrale mir nahegelegt hat, es wäre gut, wenn ich diese Privatgeschäfte unterlassen möchte. Es schaut nicht schön aus.«

*

Künstler:

». . . Es handelt sich nun, eine Form zu finden, in welcher das Geschäft durchgeführt wird, und ich gab die Anregung in Form eines Conto a metà.«

*

Wohltäter:

»Was wissen Sie von dem Syndikatskonto I?« — »Nur, daß dieser Syndikatsbrief vom 1. September existiert und daß infolge

dieses Briefes das Konto errichtet wurde, auf dem bisher lediglich 5000 K als Spende für die »Concordia« gebucht sind.«

Sie hat sie hinterdrein zurückgewiesen. Wie die ergaunerte Gesamtsumme will das Scherflein niemand haben. Wie einst »alles dem Vogel gehören« sollte, so will er jetzt rein gar nichts kriegen. Aber es bleibt ein unsterbliches Konto-Idyll, es ist das Hirtengedicht vor der Schafschur. Eine Buchung, die jene Bände spricht, in denen zwei Jahrzehnte österreichischer Kulturgeschichte enthalten sind. Ich trete zurück vor dem Buchhalter, der das geschrieben hat.

*

Wien, einer bestochenen Presse ausgeliefert, läßt sich zur Zeit von einer imponieren, die von ihren reinen Händen lebt. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß die Nützlichkeit des Entschlusses, große Diebe zu hängen, dem Eifer, sie einzelweis anzuzeigen, einen ethischen Wert verleiht. Der Polizist hat seine Pflicht zu erfüllen und tut er es erst, wenn der Publizist ihm hilft, so ist der Staat zu bedauern, nicht aber die Presse zu bewundern. Es liegt nicht der geringste Anlaß vor, moralistisches Aufsehen von solchem Tun zu machen. Es gibt große Diebe; es gibt aber auch Greisler der Ehrlichkeit. Der Kriegsgewinner ist ein Scheusal. Aber der Publizist, der von ihm nicht bestochen ist, sondern im Gegenteil imstande, noch die Verlustanzeige über die Perlenschnur einer Frau zu einer Anzeige des Gatten zu machen, dem Ursprung des Vermögens, von dem die Perlenschnur stammen könnte, coram publico nachzugehen und also gar aus dem Fundamt den Weg ins Sicherheitsbureau zu finden — nein, der ist bloß unappetitlich. Wie schlecht muß das Gesamtgewissen einer Stadt sein, die von solcher Instanz an jedem Abend ihre Sittennoten

entgegennimmt! Der Umstand aber, daß ihr vor der geistigen Unzulänglichkeit dieses reinigenden Gewitters nicht schaudert, macht sie tauglich zur Beute der großen Diebe wie der kleinen Antikorruptionisten.

*

Das sprachliche Metageschäft mit der militärischen Sphäre:

Angekl. Freund: Nach dem Vertrage vom 6. oder 9. September, dem Metageschäft, war ausdrücklich von meiner vorgesetzten Direktion fixiert worden, daß die einzelnen Verkäufe im Einvernehmen mit der Depositenbank zu erfolgen haben. Dadurch war mir die Marschroute gegeben: Du mußt von allem wissen.

Zeuge Rittmeister Lustig: . . . Es ist ein Unterschied, wenn jemand mich um Rat fragt und ich ihm sage: Ich an deiner Stelle würde es nicht riskieren, in die Kontermine zu gehen.

*

Angekl.: Also, der inländische Rum ist nichts anderes als ein Spiritus, der gekauft und dann verarbeitet wurde.

Ganz richtig, wenn noch der Spiritus-Laut hineinkommt. Daß doch der alte Kalauer so zum Gedanken renoviert wurde! Daß die banale Verwechslung so zum Erlebnis gedieh! Daß die unerbittlichen »Rechts schaut!«- und »Links schaut!«-Masken, welche die Fassade jener ästhetischen Sündenburg zieren, die eintretenden Rumlieferanten nicht abgeschreckt haben! Daß der Zusatz von Marmelade den süßesten Tod nicht verdarb! Daß der Verlust von Malz und Hopfen nicht die Erkenntnis vom Wesen dieses Kriegs zum Verzicht erhöht hat! Wann entschließt sich die Welt zum Mitleid mit sich, wenn nicht beim Anblick des Eisig Rubel?

*

». . . Solange ich in Stanislau war, habe ich dort verkauft und habe existieren können . . . . Im September, als der Perlberger aus Lemberg nach Wien gekommen ist, hat er mich gefragt, warum ich mich nicht auch interessiere....«

Zu den hervorstechenden Kennzeichen dieser Sphäre gehört die freihändige Abgabe von transitiven Verben ohne Objekt. Diese Leute nehmen, geben, verdienen, verkaufen, liefern, leisten, decken ein, hinterziehen und interessieren sich. Nie aber erfährt man, was und wofür. Hin und wieder, an wen und wohin:

An Leo Zucker in Rzeszow, an Freudenthal in Szambor, an Tiger, dann nach Budapest.

Vors.: Wie teuer haben Sie das Bier verkauft? — Angekl. Verschieden. Ich glaube, ich habe 89 K. 50 H. bekommen von Freudenthal, von Grünfeld in Budapest 90, kurz bis 100 K. . . . . Vors.: Wie sind Sie mit Grünfeld zusammengekommen? — Angekl.: Den hat mir ein Bekannter gebracht aus Budapest . . . . Vors.: Was für Spesen haben Sie gehabt? — Angekl.: Erstens eine sogenannte Vermittlungsprovision, das sind usuell 77 H. per Hektoliter bis zu 1 K. Dann sind solche Reisespesen, Telegrammspesen, dann habe ich ein Mädel für die Maschine gehabt . . . Vors.: Also ein Risiko haben Sie gehabt? — Angekl.: Das war verschieden. Im Oktober zum Beispiel bekam ich die Nachricht, die Russen besetzen das Gebiet, wir bekommen die Fässer nicht zurückgestellt.

*

Ränke:

Verteidiger: ... Was Grünfeld in Budapest betrieb, dessen Einvernahme hier sehr schwer wäre, hat sich Herr Rubel ein diesbezügliches Zeugnis verschafft. Was Herrn Ignaz Freund betrifft, möchte ich hervorheben, daß dieser in einem Hause gewohnt hat, dessen Hausherr Dr. Heinrich Mittler jun., 1. Bezirk, Neutorgasse 20, ist. Ignaz Freund hat es nun durch Anzettelung von Ränken und dergleichen unter den Hausparteien so weit gebracht, daß der Hausherr selbst nicht mehr in seinem Hause wohnen konnte. Er mußte dem Ignaz Freund kündigen.

*

Schöne Züge:

»Vors.: Der Felix sagt, inklusive Gestehungskosten 11 K 92 h. — Angekl.: Felix war immer sehr aufrichtig und das dürfte auch in dieser Richtung stichhältig gewesen sein.«

»Angekl.: Ja, der Konzipient von Dr. Goldberg hat mir gesagt: Die Geschäfte, die ich abgeschlossen habe, darüber reden wir nicht. Aber neue Geschäfte soll ich nicht mehr machen.«

*

Leumundszeugnis über den, dem so geraten ward:

»... Rubel sei Sitzungsmitglied des Marmaroszer Komitats. Er war ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft, führte einen soliden unbescholtenen Lebenswandel und genoß als patriotischer und regierungstreuer Mann allgemeines Ansehen.«

*

Das hätt ich in meinem Dialog des Ehepaares Schwarz-Gelber gebraucht:

Zeuge Schönwald (verhaftet, außer Fassung): Da — bin ich — starr .... Ich habe 45 Jahre lange fleißige Arbeit hinter mir, war stets treu, bekleide Ehrenstellen und habe Auszeichnungen, und da — mutet man mir zu — daß ich, der ich im Exekutivkomitee und im Verwaltungsrat der Bank sitze, zugunsten des Herrn Reitzes — (Ab.)

*

Der Leitartikel oder was Tell sagt:

Wir müssen immer das Allgemeine in dem Einzelnen suchen und werden dann verstehen, warum Adolf Schönwald im Frieden wie im Kriege sich des Verses nicht erinnern wollte: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Also wegen dem bißl schlechten Gedächtnis! Wo doch Tell konträr selbst sagt, jeder geht an sein Geschäft.

*

». . . Ich habe dem Felix vorgeschlagen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Umsatz und dem vielleicht in Anspruch genommenen Kredit bestehen müsse . . . .«

Diese Kreise schlagen vor, daß etwas bestehen müsse; äußern den Wunsch, wie wichtig es wäre; verlangen, sie können die Sache nur durchführen, wenn sie bekommen; bitten, sie möchten haben. Die Geschäfte, die sie abgeschlossen haben, darüber reden wir nicht. Aber die Sprache, die sie abschließen, bleibt wohl der unvergänglichste Dreckhaufen, den sich diese Gegenwart gesetzt hat. In Berlin wird wenigstens fließend gemauschelt. Nicht einmal das funktioniert hier.

*

. . . Am 28. Dezember sei der Auftrag gekommen, eine Rohbilanz aufzustellen, in die auch das Metageschäft einbezogen werden sollte.

Vors.: Hat Sie das nicht gewundert, daß um diese Zeit eine Bilanz verlangt wurde? — Der Zeuge schweigt. — Vors.: Wir wissen, daß Ihnen die Aufstellung dieser Bilanz große Schwierigkeiten gemacht hat.

Nun aber beginnt er zu reden:

Ja, weil ich nicht wußte, was ich mit dem Conto a metà beginnen soll. Auf diesem Konto waren Biereinkäufe verbucht, deren Verkäufe von der Warenabteilung der Depositenbank besorgt wurden und daher auf dem entsprechenden Konto vorkamen. In dieser Situation wußte ich mir nicht zu helfen. Ich verlangte bestimmte Weisungen und es hieß, daß in der Bilanz nur die 5prozentige Kommission der Bierstelle vorkommen sollte. Ich bat den Prokuristen Kohn um Rat, der meinte, ich sollte Konsignationen machen und mit ihnen die Verbindung zwischen dem Bierkonto und dem Konto der Warenabteilung herstellen. Ich fertigte auch die Konsignationen A, B, C aus. — Auf weiteres Befragen des Vorsitzenden erklärte der Zeuge, daß das A metà-Konto einen Approximativgewinn von 318.000 Kronen ausgewiesen habe.

Ist das nicht das Ende des Seins? Nicht, weil es geschah. Sondern daß es das gibt und daß mit

solchem Rotwelsch die elende Beziehung zwischen Geld und Ware zu einem Mysterium des Rebbachs herumgedreht wird. Das gibt es, das mußte man eine Woche lang anhören. Kein Mensch weiß, was dahintersteckt, jeder weiß, daß es die Technik des Nehmens betrifft. Ein Grauen erfaßt einen vor dieser Kabbala des Saldo, durch die die Welt zwar zu Schaden kommt, aber nie zu dem Wissen, wie groß er sei.

*

Die Technik des Nehmens ist unentwirrbar. Die Technik des Verteidigens ist die Ablenkung von der tötlichen Hauptsache durch eine auffallende Nebensache. Der Justizminister hat, um die Laokoongruppe ahnungsloser Kriegsgewaltiger von einem Hydra-Syndikat zu befreien und dieses selbst dem Verderben zu überliefern, einen äußerlich verfehlten, in einer geordneten Sphäre verpönten Eingriff vornehmen müssen. Er hat mit einem Gewaltakt einen Gewaltakt durch einen Akt ersetzt. Das gibt ein wirksames »Aha!« der Verteidigung, davon lebt ein demokratisches Gefühl, das Wucherer verteidigt, einen Tag, bis der Zeuge sich ruhig zu der eigenen Tat bekennt. Man könnte sofort die Lynchung eines Anklägers durch den Pöbel durchsetzen, wenn man im richtigen Moment dessen Aufmerksamkeit auf die grüne Krawatte des Anklägers lenkte. Es war eine Enthüllung, durch die der Anschein geweckt werden sollte, daß »das Recht gebeugt« wurde, aber fatalerweise herauskam, daß einmal, endlich einmal das Unrecht gebeugt worden ist. Des Reizes wegen sollte man es öfter versuchen. Des Reizes der Neuheit wegen.

Wenn das Auditorium eines solchen Prozesses in »große Bewegung« gerät, so dürfte es eine Sehenswürdigkeit für sich sein. Wie beneide ich

die Richter, daß sie dem Schauspiel beiwohnen konnten. Die Sensation aber verlief so:

Der Verteidiger:

Hier handelt es sich aber noch um eine Sache, die doch schon dringend einer Erörterung bedarf. Ich stellte den Antrag, zur vollständigen Aufklärung des Sachverhalts den Justizminister und den Finanzminister vorzuladen. (Große Bewegung im Saale.) Denn alle Angeklagten haben ein Recht, zu erfahren, wieso etwas, was vom Gericht abverlangt wird und an das Gericht geht, plötzlich in einer Art Kabinettsjustiz vom Finanzminister — Ich bitte, das ist eine viel zu ernste Sache, da muß volle Klarheit werden. Ich beantrage, den Kriegsminister, den Finanzminister und den Justizminister vorzuladen, damit wir volle Klarheit erlangen, wieso derartige Dinge sich überhaupt ereignen konnten. Ich gehe so weit, zu sagen: Mich interessiert weniger, was da geändert worden ist; aber daß überhaupt eine Urkunde, die an das Gericht geht, in dieser Weise geändert wird, das erregt mich tief und ich hoffe auch das Gericht, und ich bitte daher um Zulassung meines Antrages.

Der Justizminister:

... Es ist das Schriftstück, das ich mit eigener Hand korrigiert habe, damit jene Note daraus wird, die sich in den Akten des Untersuchungsrichters befindet. (Große Bewegung.)

... Nachdem die Verfolgung in dem Strafprozesse eingeleitet war, ist wenige Tage darauf in einer Zeitung — ich weiß nicht in welcher — eine Ehrenerklärung des Kriegsministeriums für den jetzigen Angeklagten Dr. Kranz erschienen. Ich weiß nicht, wann das war. Schon das ist mir ungeheuer aufgefallen, weil ich gesehen habe, daß das Kriegsministerium, oder vielmehr einzelne Organe des Kriegsministeriums für Dr. Kranz in der Strafsache Partei nehmen .... Eines Tages kam der Staatsanwalt zu mir und zeigte mir jene Note und sagte mir: Hier hat schon wieder das Kriegsministerium ein Plaidoyer für Dr. Kranz abgegeben. Ich habe diese Note mit dem Staatsanwalt zusammen durchgelesen und habe gesehen, daß das kein geschicktes, aber ein ganz entschiedenes Plaidoyer für Dr. Kranz ist unter der Form der Mitteilung von Tatsachen ....

Ich hatte also einen Weg zu suchen und ich überlegte: Soll ich eine Note an den Kriegsminister schreiben? Das schien mir ungangbar, denn ich hatte nur das Echo jener Organe

gehört, die den Kriegsminister schon zweimal bewogen hatten, in einer Strafsache Partei zu nehmen. . . .

. . . Das besteht aus einem Plaidoyer und einer Impertinenz. . . .

Das habe ich ausstreichen lassen. Es ist ein Plaidoyer und eine Impertinenz und das Kriegsministerium hat nach meiner Meinung Schlußfolgerungen des Gerichtes weder beizupflichten noch nicht beizupflichten, sondern hat die Wahrheit zu sagen.

. . . . Mich ging das ungeheuer an. Vor allem habe ich hier gefühlt, wie schwer es ist, die Unabhängigkeit der Richter zu schützen.

*

Die der Justizminister gemeint hat, auch sie waren die Vorgesetzten der Menschheit. Kann es — das Hirn dieser Menschheit strenge sich einmal für die Vernunft an — eine noch so ernste, noch so unumgängliche Angelegenheit zwischen den Staaten geben, die es möglich macht, daß auch nur eine Minute lang — denn auch eine Minute ist ein Abzug der Ewigkeit — die Herren Lustig und Hilfreich über mein Denken, meine Freiheit, meine Menschenwürde, mein Leben, meine Gesundheit, meine Nervenruhe, meine Laune, meine Zeit verfügen? Wann wird — in allen Staaten zugleich, damit sie nie wieder, was zwischen ihnen spielt, für wichtiger halten — die allgemeine Wehrpflicht gegen den Unwert einsetzen?

*

»Rittmeister Hugo v. Lustig ist 45 Jahre alt, in Saaz geboren, Witwer und Kaufmann. Er ist Aufsichtsrat von drei Großbanken . . . . Gegenwärtig ist er dem schweren Feldartillerieregiment Nr. 29 in Theresienstadt zugeteilt.«

Schon die Generalien dieses Rittmeisters zeigen, daß der Prozeß im tragischen Karneval spielt.

*

Zeuge: Oberleutnant Benesch ist Prokurist der Anglobank .... Oberleutnant Doktor Schrott ist Syndikus bei Klinger in Neustadt an der Tafelfichte.

Natürlich kann man trotzdem das Schwert führen. Warum aber hat man es an der Seite, wenn man die Bücher der Depositenbank revidiert? Da es doch kaum an der Front zur Verwendung gelangt. Jetzt sagt ein General: »Komm mit mir, ich diktier' dir etwas«, während früher der Generaldirektor in solchen Fällen immer »Sie« gesagt und der General gesagt hat: Ich befehl' dir etwas.

*

Der Setzer dieses Gerichtssaalberichtes, tief in den Kommerz verstrickt, setzte:

... Anfang Juni kamen Oberbrauer Bayer und Generaldirektor Erhard zu mir — — — Die erste Nachricht vom ersten Abschluß kam mir von Erhard & Bayer ....

*

Der Einwand, daß Gerichtssaalberichte sich nie ganz mit dem gesprochenen Text decken, gilt hier gewiß nicht. Nie war die Berichterstattung lebendiger. So, genau so sprechen sie, müssen sie gesprochen haben. Für welche Sprache sollte die Presse ein besseres Ohr besitzen als für diese? Welche vermöchte sie reiner, unverstümmelter zu überliefern?

*

Der Sohn ist beim Militär, hat sich mit, also mit Ruhm bedeckt und verspricht der Mutter ein Hopfengeschäft:

... Ich wollte meiner Mutter zeigen, sie soll stolz auf ihren Sohn sein, daß ihr Junge Einfluß hat, daß er sich eine Position in der Welt erworben hat.

Er hat geleistet:

. . . Die Budapester Zeitungen haben ohne mich kein Papier gehabt; solange ich in Berlin war, haben sie Papier bekommen.

*

»Richtig ist – und ich war damit einverstanden — daß die Marmelade förmlich Hals über Kopf nach Wien geschickt wurde. . . . . Die Marmelade kam in großen Posten, und bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, wo ein Waggon oft in den andern hineinfährt, ist es möglich, daß einige Waggons defekt geworden sind. Die Kübel waren oben nicht befestigt und sind durcheinandergeraten, und die Marmelade ist teilweise ausgeronnen.«

Ja, die Sauce hat man sich am 1. August 1914 auch nicht vorgestellt!

»Ist Ihnen bekannt, mit welchem Nutzen, nicht mit welchem perzentuellen Nutzen, sondern im allgemeinen im Frieden ein Händler Marmelade verkauft?« — »Ich habe Marmelade nie im Frieden verkauft. . . .«

Wer wird denn auch im Frieden Marmelade verkaufen!

*

Die Herren Verteidiger gehen oft ein bißchen weit, alles was recht ist.

». . . Und da ist es nicht nur nötig, sich an einen Fachmann zu wenden, vielmehr muß man Männer hereinziehen, die auf Grund ihrer Verbindungen in Kapitalskreisen die Opferfreudigkeit haben, um mit Fachleuten die Aufgabe durchzuführen.«

Eine schlichte Feststellung, mehr wäre von übel.

». . . Dieser Prozeß aber ist eine Apotheose auf den legitimen Zwischenhandel.«

Das dürfte schon ein bißchen über das Ziel geschossen sein, weiter soll man nicht gehen.

»Wenn so alle Argumente der Anklage vor der juristischen Kritik haltlos in alle Winde zerflattern, so entsteht die verwunderte Frage: Wie konnte der Herr Staatsanwalt, dessen Tüchtigkeit und Pflichttreue, dessen Menschenfreundlichkeit wir alle kennen und verehren, auf solchen Argumenten eine Anklage aufbauen? Es gibt hiefür nur eine Erklärung, die Kollege Dr. Rosenfeld treffend gegeben hat. Wir stehen unter dem Einflusse einer Psychose, welche die Geister allenthalben ergriffen und das Rechtsgefühl getrübt hat. Nur so ist es zu erklären, daß es zur Verfolgung eines Mannes wie des Dr. Josef Kranz kommen konnte, dessen Wirken weit eher ein Denkmal verdient hätte. Ich beantrage daher den Freispruch des Herrn Eisig Rubel.

Also die Herren Kollegen gehen oft ein bißchen weit, das muß man schon sagen. Aber sollte hier nicht eine allzu flüchtige Information schuld sein, richtig gehört, nur schlecht verstanden? Wieder der alberne Kalauer von einem, der sich mit Rum bedeckt hat. Daraus kann heutzutage Pathos wachsen.

*

An dem Urteil ist nur das Gesetz zu bemängeln. Es hat gar keinen Sinn, Wucherer einzusperren und die zugelegte höchste Geldstrafe mit einer Summe zu bemessen, die einer in Wien durch ein Telephongespräch selbst bei falscher Verbindung hereinbringt. Die Strafe sollte keinen andern Sinn haben als den, dem Volk die ganze ihm abgenommene Summe zurückzugeben, also annähernd das Gesamtvermögen des Wucherers. Er wäre zur Abschreckung auf freiem Fuß zu belassen, um also möglichst oft der Verlockung zur Sparsamkeit ausgesetzt zu sein. Der Arrest ist keine Remedur für Gefährdung der Volkswirtschaft; eine Abschließung aber, und zwar auf Lebensdauer, bei nachgewiesener Kulturwidrigkeit der Erscheinung dürfte von Gesetzgebern, die selbst gern auf freiem Fuß bleiben möchten, nicht zu erwarten sein.

*

»Vielen wird jetzt kalt am Pipek«, sprach jemand zu mir. »Gott geb's«, antwortete ich, »aber was ist das?« »Das ist aus der Sprache jener, die Eisig Rubel heißen, der Denkmalkandidaten. Pipek heißt Nabel und es ist eine sehr bezeichnende Redensart für den Gemütszustand von Männern, die den Krieg doch wenigstens in Form eines Damoklesschwertes erleben als jener bekannten mitten im Tafelgenuß drohenden Gefahr des Erwischtwerdens.« »Pardon, ich habe nicht gewußt, daß Wucherer einen Nabel haben, aber daß ihnen kalt am Pipek wird, empfinde ich ganz und gar. Um dieser Wendung willen bin ich bereit, die dreifache Buchhaltung zu studieren und ein Fachmann der kommenden Prozesse zu werden. Gibt es denn noch viele Denkmalkandidaten in Wien?« »Die Platzfrage wird eine Verlegenheit sein.«

*

Daß sich eine Menschheit, die ihre Phantasie auf die Erfindung von Gasbomben ausgegeben hat, deren Wirksamkeit am 1. August 1914 nicht vorstellen konnte, macht sie erbarmungswürdig. Daß sie aber auch von der magischen Anziehungskraft des Blutes auf das Geld keine Vorstellung hatte, macht sie verächtlich. So konnte sie die vollständige Einkreisung des Molochs durch den Mammon erleben und die Wehrlosigkeit der Kriegsgewalt vor der Autorität des Wuchers wie eine letzte Entschädigung genießen. Daß ein Kriegsminister von jener ehrenhaften Ahnungslosigkeit, die eben noch die neue Waffe, aber nicht deren furchtbaren Zusammenhang mit der neuen Macht kennt, das Opfer eines Konsortiums offener und verkleideter Warenagenten wird, sollte nicht zu einer Trennung der »Ressorts«, sondern zu einer Denkrevolte auf den Höhen des

Staatslebens führen. Will man wissen, wie der neue Krieg aussieht, so genügt der Blick auf das leere Schlachtfeld des anonymen Todes, auf den Kampfplatz ohne Kampf, wo der Zufall zwischen Mensch und Maschine entscheidet, und dann zurück in einen warenlosen Kommerz, der noch nie das Ding gesehen hat, von dem er lebt — eins dem andern ein Gleichnis. Aber es genügt auch ein Blick in die »Auskunftei« des Kriegsministeriums, wo sich in engem Raum ständig ein Bataillon der Zinsfußtruppe drängt, die in diesen Gerichtstagen aufmarschiert ist, und an den Eintretenden, von dem man gar nicht vermutet, daß ihn ein anderes Geschäft, etwa die Sehnsucht nach einem Reisepaß, hierherführen könnte, einzig die Frage gestellt wird: »Von welcher Firma?« Die atembeklemmende Vermischung zweier Sphären, von deren Zusammenwirken man doch nur erwarten könnte, daß die dort die hier krummschließen werde, ist das eigentliche Ereignis dieser Kriegszeit. Die Verbindung jener, die die Menschheit wie eine Ware schieben, mit jenen, die die Ware schieben: erstaunlich, weil so ganz dem alten Dekorum, an dem der neue Sinn festhält, widerstrebend, und gleichwohl ein Elementarereignis. Gäb's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet, so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich. Solange die alte Fassade hält, ist die neue Macht geborgen. Es ist der demokratische Irrwahn, der es auf die alte abgesehen hat. Der Feind ist die neue Macht, die über die alten Embleme verfügt. Das Militär ahnt nicht, von wem es jeden Sieg besiegen läßt, und die Tragik des Kontrastes, daß die Guten leiden und sterben dürfen und die Schlechten leben und stehlen müssen, bleibt der immer wieder erschütternde, immer wieder selbstverständliche Zustand, in dem sich jene Verbindung auslebt. Was mit Ehre aus den Amtszimmern der Kriegsgewalt entlassen wurde, ist mit

Schande aus dem Gerichtssaal gezogen, nur leider mit einer, deren Abwicklung den Nachrichter der Kulturgreuel ungeduldig macht. Als solcher bestaune ich die Korrektheit eines Verfahrens, das zur Verurteilung Beweise braucht statt sich mit Gesichtern und Geräuschen zu begnügen. Ich hätte in der ersten Stunde alles was da war, inklusive Auditorium, verhaften lassen und keineswegs den Zeitraum, der seinerzeit zur Erschaffung der Welt gereicht hat, mit dem Dialekt und der Wissenschaft einer Zunft anfüllen lassen, deren Leben außerhalb des Zuchthauses doch nur auf ein administratives Versehen zurückzuführen ist. Und dennoch, um zu erproben, wie abgehärtet unser Ohr ist, war es notwendig. Als Kulturhistoriker — wenn man diese mitleidig befangene Zeugenschaft gegen alles und jedes so nennen will — muß ich's zufrieden sein. Nur daß ich's muß, macht mich so unzufrieden. Denn es ist eine verfluchte Pflicht, den Aussatz der Welt, der sich zum Sprechen ähnlich sieht, zu einem Tanz der Höllenvisionen aufzureihen, und der Schmerz beißt sich konvulsivisch in die Hand, die den Verrat an der Sonne zeichnet. Zentraleuropa von der Region des Menschenersatzes bis zu den Pußten des Raubtiers immer wieder an einen Begriff von Europa auszuliefern, auch wenn's den längst nicht mehr gäbe unter der sieghaften Allgewalt des letzten Idioms — das ist die Aufgabe, die nicht endet, weil sie unerfüllbar ist. Es ist immer wieder der Griff in die Unmittelbarkeit, die sich von selbst formt und immer nur die Plastik dieser sechs Gerichtstage hat, deren Inhalt Weltzerstörung war und auf die kein Tag der Ruhe folgt.

Glossen

Die kopfschüttelnden Soldaten

»In der ‚Münchener Med. Wochenschrift' publiziert Dr. A. Schanz (Dresden) ganz neue Ansichten über das Wesen der verschiedenen Schüttelneurosen .... :... Ich habe keinen Schüttler untersucht, bei dem ich nicht an der Wirbelsäule den typischen Befund der statischen Insuffizienzerkrankung erhalten hätte .... Eine Krankenschwester, Diakonissin, suchte meine Behandlung, weil sie mit dem Kopf ebenso schüttelte wie unsere kopfschüttelnden Soldaten und weil sie erfahren hatte, daß ich dieses Schütteln heile ....«

Immer, wenn ich solch einen Armen auf der Straße sehe, denke ich mir: Nein, das kann ja nicht von der Technik kommen, das ist keine Krankheit; das ist ein Staunen, der Ärmste hat recht.

* * *

Die große Zeit geht vorüber

und ich höre den Satz:

»— A conto dessen bin ich enthoben ——«

* * *

Die große Zeit

hinterläßt mancherlei Spuren in unserem Geistesleben. Es wäre weit gefehlt zu glauben, daß die Abkürzung der bekannten Annonce: »Wo gibt's an guten Tropfen und a Hetz?« in: »Wo gibt's an guten Tropfen?« das einzige sichtbare Zugeständnis bedeutet, das unsere Publizistik dem Ernst der Zeit gemacht hat. Nein, wir tändeln auch anderweitig nicht mehr. Da ist zum Beispiel eine illustrierte Zeitung, die sich ehedem damit befaßt hat, dem Leben der Choristinnen eine pikante Seite abzugewinnen, was bei einer Aufzahlung von zwanzig Gulden sogar mit der Veröffentlichung der Photographie verbunden war. Wo sind die Zeiten! Noch immer prangt oben das Konterfei des Herausgebers, der, ein flotter Geist en escarpines,

Viveur durch und durch, den lustigen Titel seiner Druckschrift darreicht; aber unten ist es nicht mehr die Fritzi-Mitzi, die soeben in Friedek-Mistek den gefährlichen Sprung vom Brettl auf die Bretter gewagt hat, sondern im Gegenteil: Puhallo von Brdlog.

*   *
*

Das Kriegsmittel beschwert sich

Die Behandlung der Presse.

Die Rolle, die der Presse bei uns zugewiesen wird, ist nicht immer erfreulich. Der Laie macht sich gar keinen Begriff von den unsäglichen Schwierigkeiten, mit denen die Zeitungen gegenwärtig zu kämpfen haben, Schwierigkeiten, die den Herausgeber, den Redakteur, den Setzer, den Expeditor in gleichem Maße treffen. Man ist sich wohl auch bei uns über die ungeheure Bedeutung der Presse im klaren und weiß sie als ein Kriegsmittel zu schätzen, das dem U-Boote, dem Zeppelin und dem siegreichen Mörser kaum nachsteht. Dessenungeachtet bietet man den Blättern nicht jene Rücksichten und Erleichterungen, auf die sie eigentlich eben als Kriegsmittel erster Güte Anspruch hätten. Die patriotische Haltung unserer Zeitungen ist knapp nach Kriegsausbruch von weiland Kaiser Franz Joseph anerkannt worden und auch Kaiser Karl hat Worte schmeichelhafter Würdigung an die bei ihm erschienenen Vertreter der Journalistik gerichtet. Es scheint also, daß an höchsten Stellen jenes richtige Verständnis für den Wert und die Wichtigkeit der Presse herrscht, das untere Instanzen vielfach vermissen lassen. In den anderen Staaten — leider muß man da die Ententeländer als Muster anführen — ist den Zeitungen eine ganz andere Rolle zugeteilt als bei uns, obgleich jene Blätter sich an moralischen Qualitäten mit den unsrigen nicht zu messen vermögen. Und diese nebensächliche Behandlung unserer Presse ist nicht zuletzt an vielen jener peinlichen Vorkommnisse schuld, die uns die bittere Kriegserfahrung enthüllte. Man darf hoffen, daß maßgebenden Ortes nunmehr Einkehr gehalten und auch den österreichischen Blättern jene Stellung eingeräumt, jene Begünstigungen und Förderung gewährt werden, die sie aus einem Kriegs- zu einem Sieges- und Friedensmittel zu erheben imstande sind.

Es sollen nämlich ein paar Freikarten an die Front ausgegeben worden sein. Und das ist dem Kriegsmittel nicht recht. Ich wünsche selbst ihm diese Benefizien nicht. Aber da es sie der Menschheit verschafft hat, so wünsche ich sie nur ihm.

*   *
*

Literaten unterm Doppelaar

»Donauland« betitelt sich die Kriegsdienstleistung der zur Literatur Untauglichen, die jetzt in einem Bureau der Mariahilferstraße — man gönnt's ihnen — die Zukunft Österreichs nebbich schmieden.

.... In diesen Tagen, da das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigt, ist die Gründung einer vaterländischen illustrierten Monatsschrift, die noch dazu alles Gewöhnliche weit hinter sich läßt, ganz besonders zu begrüßen .... »Kaiser und Kaiserin« heißt der erste Artikel, den Oberleutnant Dr. Paul Stefan geschrieben hat. Das ganze Leben des hohen Paares zieht beim Lesen der ersten Seiten, schlicht und warm erzählt, an uns vorüber. Wie eine Lichtgestalt aus dem Lande der Barmherzigkeit grüßt das Bild der Kaiserinmutter Erzherzogin Maria Josefa, wie ein goldlockiges Engelchen aus glücklichen Zukunftstagen lächelt uns der kleine Kronprinz entgegen, und als ein Vorbild mitleidiger Menschenliebe erscheint der edel-schöne Kopf der Schwester Michaela, der Erzherzogin Maria Therese. Wir sehen unsern Kaiser als Thronfolger bei den Truppen im Felde, auf den felsigen Höhen von Vielgereuth, das heldenkühne Vorgehen seiner Truppen verfolgend ....

Ich habe unter diesen Truppen ein paar Bekannte, die auch schreiben können, aber um keinen Preis der Welt diesen warmherzigen Aufsatz geschrieben hätten, der es ihnen erspart hätte, dort zu sein. Indes, das tut nichts zur Sache. Jeder nach seinem Gusto. Den einen ziehts nach Vielgereuth, der andere bleibt im Donauland, was noch keinen gereut hat, um rechtzeitig dabei zu sein, wie das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen akkurat emporsteigt. Daß er nebstbei, ausgerechnet, mich »verehrt« und schlicht und warm von mir in der Neuen Zürcher Zeitung spricht, dagegen gibts in dieser harten, unerbittlichen Zeit eben keinen Schutz.

»Nachtwandler« heißt ein tiefempfundenes Gedicht vom Dichter der »Könige«, Hans Müller.

Von dem spricht jener auch schlicht und warm in Zürich; von ihm, mir, dem Kaiser und dem kleinen Kronprinzen, der noch nicht ahnt, daß er mit Recht lächelt.

Überaus lesenswert ist die »Donaufahrt vor zweihundert Jahren« von Stephan Zweig —

Es ist also alles da im Donauland, was im Donauland da ist.

S e h r h ü b s c h ist das Gedicht »St. Christophorus« von Rainer Maria Rilke in dunkler Umrahmung . . . . Das v o l l e n d e t s c h ö n e G e d i c h t von Franz Karl Ginzkey »Feindlicher Flieger« ist ein J u w e l des Heftes.

Ich bin nur ein ordinärer Klachel in der Literatur. Wenn ich ein so feiner Mensch in der Literatur wäre wie Rainer Maria Rilke (den ich wirklich dafür halte und den Feinheit vor schlechter Gesellschaft nicht bewahren konnte, während meine hausknechtmäßigen Umgangsformen mir für alle Lebenszeit und weit über meinen Tod hinaus Ruhe verschafft haben), wenn ich wie er wäre, mich würde diese Anerkennung meiner Lyrik neben dem Hymnus auf den Herrn Ginzkey (der das Gluck-gluck im Sumpf erstickender Russen lyrisch verklärt hat) zu dem Entschluß treiben, aus der Literatur im Allgemeinen und aus dem Donauland im Besondern auszutreten. Oder vielmehr: ich wäre — allen widrigen Umständen zum Trotz — nie eingetreten.

Eine Meisternovelle von Hermann Bahr, »Die Schwestern«, wird den Lesern großen Eindruck machen.

Mir nicht, und wäre ich selbst Leser.

GM. v. Hoen p l a u d e r t i n s e i n e r g e w a n d t e n A r t über »D i e P r e s s e i m K r i e g«.

Wie kann denn ein GM. plaudern und eine gewandte Art haben? Er ist doch kein Journalist? Und über »die Presse im Krieg« plaudert man nicht, sondern wirft sie hinaus.

Einer geistvollen Plauderei von Ernst Decsey »So lebt man in Triest« —

werde ich nicht auf den Leim gehen, weil ich zu genau weiß, wie man in Graz lebt. Mit einem Wort:

Österreich rührt sich, ein frischer, reiner Wind, stürmisch zwar, aber verjüngend, s a u s t d u r c h d i e s t ä h l e r n e n S c h w i n g e n d e s D o p p e l a a r s. Mit mächtigem Hoffen und sicherer Erwartung blicken Österreichs Völker in die Zukunft. Dieses erste Heft »Donauland« ist so ein gutes und glückverheißendes Frühlingszeichen, und es ist ein herrliches Omen, wenn gleich beim ersten Blick unser Auge die uns allen so teuren Züge des Paares erblickt, das uns beispielgebend vorangeht auf dem Weg in das neue, herrliche Reich, das unser aller Besitz sein soll. —n.

Kann es etwas Rührenderes geben als diese Abkürzung eines Rezensenten, diese Selbstverstümmlung zu Diensten im Hinterland? Weil in eine auf Staatskosten gedruckte Zeitschrift freiwilliger Literaten das Porträt des Kaisers aufgenommen wird, der solchen Kriechdienst mißachtet, so sollen wir mit mächtigem Hoffen der Entwicklung des Reiches wie des ‚Donauland' entgegensehen. Schon das zweite Heft wird das Porträt des Lyrikers Emil Alfons Reinhard bringen. Wie aber dieses neue, herrliche Reich unsere Steuergelder verwendet und ob es gut daran tut, Literaten auszufüttern, die als Parasiten des »Heimatsgefühls« ebenso ihr Fortkommen suchen wie sie als Nebenläufer meiner Verneinungen existieren wollen, — das haben wir ja nicht zu prüfen. Nur eines möchte ich denn doch sagen: Wenn ich der Doppelaar wär', dann würde ich solchen Wind nicht durch meine stählernen Schwingen sausen lassen, sondern diese zu einer Abwehr benützen, die in der Geschichte der Verfolgungen des freien Geisteslebens ohne Beispiel wäre! Die Mitwirkung an der Aktion von Vielgereuth wünsche ich keinem, der sie beschreibt. Aber es muß einmal mit absoluter Deutlichkeit gesagt werden, daß ich diese erbitternden Kontraste nicht mehr dulden und soweit mein Wort daran etwas ändern kann, es an diesem nicht fehlen lassen werde. Daß ich, solange ich atmen kann und der Zustand beklemmend fortwirkt, die Vorstellung, daß Edle unter Minenwürfen liegen und die Tinterln dafür den Franz Josefs-Orden kriegen, als etwas Unerträgliches von mir abstoßen werde. Ich werde die Möglichkeit nicht vorübergehen lassen, dort aufklärend zu wirken, wo sichtbar der redlichste Eifer vorhanden ist, wenigstens an der Oberfläche Ordnung zu machen. Der Einwand, daß den Guten nicht geholfen wird, wenn auch die Schlechten leiden, ist ein empörender Zuschuß zu einem Unrecht, das noch durch die Spur von einer Idee gemildert werden kann, wenn auch die Schlechten leiden. Wohl, man soll und darf den Schmierern nicht dazu verhelfen, die Schützengräben mit geistigen Menschen zu teilen; aber das schimpfliche Schauspiel — nicht schimpflich von wegen der Tapferkeit, für die ich ja keinen reklamiere, sondern wegen des geistigen Anstands —, daß Leute jenen Aufenthalt glorifizieren, um ihm zu entgehen, hat uns erspart zu bleiben! Solche Leute können sich, wenn sie schon nicht die Konstitution meiner

herzkranken oder lungensüchtigen Freunde haben, die als Kunsthistoriker, Musiker, Philosophen und selbst Schriftsteller fern dem ‚Donauland‘ weilen, als Aktenschreiber, Proviantmesser, Spitalsgehilfen noch immer nützlich machen im Vergleich zu der literarischen Tätigkeit, der sie dadurch entzogen werden. Aber jene, der sie zugeführt werden, der Feuilletonismus der Glorie, hat zu unterbleiben! Dort, wo der stärkste Wille zu Reformen täglich sichtbar wird, ist kein empfängliches Ohr dafür, daß der Patriotismus ein Austauschobjekt für die Gefahr sei und der Heldentod eine Impression für das literarische Agententum, das im Frieden mit ästhetischen Snobismen gehandelt hat. Wenn jener Wille gegen den Unfug eines Armeeliteratentums, das sich vor allem in der »Verdeutschung« militärischer Erfolge betätigen wollte, die ursprünglichen Bezeichnungen wiederherstellen ließ und angeordnet hat, daß Vielgereuth wieder Folgaria heiße, so wird auch dafür gesorgt werden, daß die Pseudonyme in der Literatur sich nicht mehr unter Habsburgs Banner blicken lassen.

* * *

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben

* (Verschiebung des Kernstockabends.) Der von dem Verein »Kernige Alservorstädter« am 25. d. geplante Kernstockabend wird eingetretener Hindernisse halber bis nach Ostern verschoben. Die gelösten Karten behalten ihre Gültigkeit.

Und ich hätte geglaubt, daß die »Kernigen Alservorstädter« — erfreulich, daß es noch so etwas gibt, sprich: »d' kernigen Alservorstädter« — jetzt mehr beim Krnstock als beim Kernstock zu tun haben. Die eingetretenen Hindernisse ließen darauf schließen; aber da diese schon nach Ostern behoben sein werden, ohne daß bis dahin Friede sein wird, so ist gar kein Grund, besorgt zu sein. Der hochwürdige Kriegsdichter dürfte immerhin Zeit finden, bis dahin etwas Neues, Kerniges — über das Motiv »Haut's eahm!« — zu schaffen, und Gottseidank behalten die gelösten Karten ihre Gültigkeit.

(Natürlich spricht purer Neid aus mir, weil d' kernigen Alservorstädter mich noch nicht zu einer Vorlesung in ihrer Mitte eingeladen haben.)

* * *

Dreifache Ehrung

— Konzertmeister Otto Rippl, Leiter der Musikschule ‚Habertinum' in Linz, hat zur Zentenarfeier der Geburt Georg Herweghs aus dessen »Gedichte eines Lebendigen« drei Texte für A capella-Chor vertont und diese Chöre dem Dichter Otto Ernst in Hamburg gewidmet, der diese Widmung annahm.

Das freut mich vom Otto Ernst. Das ist dem Otto Rippl zu gönnen. Das hätte der Herwegh noch erleben sollen.

* * *

Münchner Fasching

In der führenden Zeitung der Stadt, in der auffallend gekleidete Frauen verhaftet werden, aber der Herr Hans Müller in Uniform geweilt hat, in den Münchner Neuesten Nachrichten — und zwar nicht in der Faschingsbeilage, die infolge kriegerischer Umstände abgesagt ist, sondern im Blatt selbst — mitten auf der ersten Seite war zu lesen:

Zum Kranz-Prozeß

—b— Wien, 5. April. (Eig. Drahtbericht.) Der Verteidiger des Dr. Kranz hat im landesgerichtlichen Depositenamt die vom Gerichtshof verlangte Sicherstellung im Betrag von 1 Million Kronen in Kriegsanleihe hinterlegt.

Unsere Riesengeschütze haben die feindlichen Festungen bezwungen; Unsere Riesenanleihen müssen den Feind zum Frieden zwingen.

Die Sicherstellung des Dr. Kranz ist ein Teil von der Sicherstellung des Friedens, dem wir mit der Verurteilung des Dr. Kranz erheblich nähergerückt sind. Welch ein Beispiel für alle deutschen Männer, die noch nicht verurteilt sind und dennoch auf viel weniger freiem Fuß als der Dr. Kranz!

* * *

Eine sympathische Nation

[Gewissenlose Frauen.] Der verbotene Verkehr deutscher Frauen mit Kriegsgefangenen hält trotz mannigfacher Warnungen noch immer an. So sieht sich das stellvertretende Generalkommando in Kassel veranlaßt, Übeltäterinnen auf dem Gebiete solcher verbotenen Liebe öffentlich bekanntzugeben. Eine lange Liste mit Angabe der Straftat, des erkennenden Gerichts, dem Tage der Verurteilung und der erkannten Strafe veröffentlicht das Geraische Tagebl. Nicht weniger als 28 Missetäterinnen werden da aufgeführt. »Vertraulicher Verkehr mit Gefangenen,« beziehungsweise »vertrauliche Annäherung« an solche kommt 13mal vor. Außer verschiedenem anderen, zum Beispiel Abgabe von Spirituosen u. a., aber ist »Geschlechtsverkehr« achtmal verzeichnet! Die Liste zeigt auch acht verheiratete Frauen, und wegen »Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen« ist eine Direktorsfrau zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Eine Frau in Erfurt hat das Gericht gar auf achtzehn Monate ins Gefängnis geschickt. Der Tatbestand lautet: »Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen.« Interessant an dieser Veröffentlichung ist der große Spielraum, der dem erkennenden Richter zu Gebote steht. Zum Beispiel für Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen wurden Gefängnisstrafen von einer Woche, ein, zwei, sechs, acht, neun und achtzehn Monaten verhängt.

Wenn diese Deutschen nur wenigstens dabei deutsch könnten. Ob die Gefängnisstrafen gerade »zum Beispiel für Geschlechtsverkehr« taugen werden, mag dahingestellt bleiben. Als Warnung werden sie der Natur wenig imponieren. Wenngleich die Kasseler Weltanschauung alles tut, damit dem erkennenden Richter ein weit größerer Spielraum zu Gebote stehe als der empfindenden Angeklagten. Das größte Greuel ist dabei, daß diese bloßstellenden Männer die Bloßstellung der Männer nicht empfinden und nicht erkennen.

* * *

Eine andere sympathische Nation

Am 6. Februar d. J. wurde der zwölfjährige Leopold Glaser in der Wohnung seiner Eltern tot aufgefunden. Er hatte sich an seinem Leibriemen erhängt. In der Nachbarschaft wurde sofort gesagt, der Knabe habe den Selbstmord nur deswegen verübt, weil

er von seiner Mutter unmenschlich behandelt worden sei. Die Sache war zuerst beim Landesgericht, wurde aber dem Bezirksgericht Margareten abgetreten und gestern war die Mutter des Knaben, die Arbeitersgattin Johanna Proksch, wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes angeklagt. Der Knabe war ihr voreheliches Kind. Sie gab zu, daß sie ihn mit dem »Pracker« öfter hart gezüchtigt habe, weil er einen Hang zum Stehlen gehabt habe. Daß er einen Selbstmord verüben werde, habe sie nicht denken können. Am Tage vor der Tat sei er traurig gewesen, das habe sie aber nicht weiter beachtet. Die Zeugin Rosa v. Stötter und auch die Schulleitung bezeichneten den Knaben als brav, sehr wahrheitsliebend und Ermahnungen leicht zugänglich. Bezirksrichter Dr. Tittel verurteilte die Angeklagte zur Strafe des Verweises.

Nicht einmal die Vorstrafe, die eine wegen Geschlechtsverkehrs mit einem Kriegsgefangenen bekommen hat, würde als erschwerend in Betracht kommen, wenn sie wegen Tötung des von diesem Geschlechtsverkehr herrührenden Kindes angeklagt wäre. So will es ein Gesetz, das keine glücklich parlamentlose Regierung zum Teufel jagt. Ich würde mich als Richter absetzen, sollte ich dieses Gesetz »anwenden« müssen. Die Trauer des Knaben am Tage vor dem Tod, nicht dieser selbst, würde in alle Nächte meines Lebens klagen. Welch eine Welt! Ich glaube, daß menschenfressende Völkerschaften, sollten sie es einmal erfahren, durch keine Hungersnot bewogen werden dürften, auf uns zu reflektieren.

* * *

Der Gatte und das Gesetz

Der Sackhändler Leopold Buzek ist im Jahre 1915 desertiert. Er wurde bestraft. Aber auch seine Frau wurde in Untersuchung gezogen. Bekanntlich darf eine Frau, wenn ihr Mann ein Mörder ist, ihn vor der Behörde verhehlen, wenn er jedoch Deserteur ist, darf sie ihm weder eine Nacht Unterstand noch einen Heller Geld geben. Buzek wurde nun in dem Verfahren gegen seine Frau als Zeuge vernommen. Er gab an, die Frau habe nicht ahnen können, daß er Deserteur sei. Er habe ihr erzählt, er leiste in Wien Militärdienste und sei den ganzen Tag in der Kaserne. Er sei auch immer morgens

weggegangen und erst spät abends nach Hause gekommen. Daraufhin wurde die Untersuchung gegen die Frau eingestellt.

Buzek war, als er diese Aussage machte, nicht mehr Soldat. Im April 1916 schrieb er dem Gericht, er habe eine falsche Zeugenaussage abgelegt; seine Frau habe gewußt, daß er Deserteur sei. Er mache diese Anzeige, weil er den Verdacht habe, daß ihm seine Frau die Treue nicht halte, und nun habe er keinen Anlaß mehr, sie zu schonen, und sage deshalb die Wahrheit. Die Verhandlung gegen die Frau wegen Verhehlung des Deserteurs war noch nicht, wohl aber war gestern die Verhandlung gegen Leopold Buzek wegen falscher Zeugenaussage. Er wurde von einem Erkenntnissenat des Landesgerichtes unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Hörnes zu sechs Wochen Kerker verurteilt.

Und wegen der richtigen? Er hat den Verdacht, sie aber hat gewußt. »Na wart Karnallie, dir wir' i's zagn. I bin Desartör!«

* * *

Der Heldenbariton und die Helden

»Der erste Heldenbariton des Dortmunder Stadttheaters Friedrich Braun ist durch Beschluß des Theaterausschusses sofort entlassen worden, weil er sich in Gegenwart einiger Kollegen und eines Offiziers abfällig über das Friedensangebot des deutschen Kaisers und des deutschen Kronprinzen geäußert hat. Braun, der Schweizer und mit einer Berlinerin verheiratet ist, hält sich schon seit mehr als 20 Jahren in Deutschland auf.«

* * *

Der Gegenbeweis

Der ‚Tag' (sprich »roter Tach«) bringt »Eine Schilderung der Deutschen aus der Zeit des Kaisers Claudius von Rom«, sie ist von Pomponius Mela und nicht von Anatole France und enthält die folgenden Sätze:

Die Deutschen sind ungefüge an Mut und Körper. Ihrer angeborenen Wildheit entsprechend üben sie beides auf das eifrigste: ihren Mut durch Kampf, ihren Körper durch die Gewöhnung an Strapazen, insbesondere an Kälte . . . . Mit ihren Nachbarn leben sie in Fehde, wobei sie die Gründe ganz willkürlich aufgreifen: nicht

etwa aus Herrschsucht oder zwecks Erweiterung ihrer Landesgrenzen; denn nicht einmal das Gebiet, das sie besitzen, bestellen sie eifrig, sondern nur, damit die Marken ihrer Nachbarn als Wüstungen brachliegen mögen. Sie üben das Faustrecht aus, so daß sie sich auch des Straßenraubes nicht schämen; nur den Gästen gegenüber sind sie gütig, mild gegen solche, die ihren Schutz anrufen. So roh und unzivilisiert ist ihre Lebensweise, daß sie auch rohes Fleisch essen, entweder frisch geschlachtetes oder auch solches von wilden und zahmen Tieren, das sie, ohne die Haut abzuziehen, gefrieren lassen, dann mit Händen und Füßen bearbeiten und so zum Genuß wieder brauchbar machen .... Sie sind kriegerisch, freiheitlich gesinnt, von solch unbändiger Sinnesart und solch leidenschaftlicher Wildheit, daß auch Frauen sich an den Kriegen der Männer beteiligen ....

Der letzte Passus über die Kriegsteilnehmerin dürfte wohl mehr auf österreichische Verhältnisse anspielen und die Gastfreundschaft der Deutschen kein Historiker der Entente zugestehen. Der Vorwurf freiheitlicher Gesinnung dürfte sich vielleicht auf die gesellschaftlichen Formen beziehen. Alles in allem könnte man immerhin zugeben, daß die Zitierung der ‚Daily Mail‘ besser als dem ‚Tag‘ angestanden hätte. Da aber ein deutscher Gelehrter so etwas nicht lassen kann, so verbrämt er es wie folgt:

Berührt uns das nicht, als ob wir einem Londoner Teekränzchen von heute in seiner Unterhaltung über uns Deutsche (»The blond, brutal Teutons«, oder »The huns«) ungesehen zuhörten, oder einen Leitartikel der ‚Daily Mail‘ über die »Barbaren des Festlandes« läsen? Solche Urteile konnte man schon im September 1914, als ich noch in London war, von Zeit zu Zeit hören, und inzwischen sind die Ansichten über uns dort drüben nicht gerade billiger geworden. Es ist nur ein Glück für uns, daß das, was Leute denken oder sagen, verhältnismäßig gleichgültig für den Gang der wirklichen Entwicklungen ist. Carl Peters.

Daß den Berlinern egal sein kann, was Leute wie Pomponius Mela über sie sagen, ist immerhin glaubhaft. Aber aus seinem absprechenden Urteil den Beweis ziehen zu wollen, daß die Londoner Teekränzchen lügen, die dasselbe sagen, ist ein so deutscher Gedankengang, daß der Pomponius Mela sich giften wird, dieses Charakteristikum übersehen zu haben. Man würde es eigentlich für richtiger halten, daß die Engländer sich auf diesen Historiker zum Beweise für die Wahrheit ihrer Behauptungen, und die Deutschen eher auf einen, der das Gegenteil sagt, zum Beweise der englischen Verlogenheit berufen. Nicht doch, der Deutsche ist zu gebildet und zu ehrlich, um ein historisches

Zeugnis zu unterschlagen. Darum sagt er: Schon 42 n. Chr. wurde über uns ganz dasselbe gesagt, was heute die Engländer sagen; da sieht man, wie die lügen!

* * *

Vor und nach Arras

10. April, nachmittag:

.... Was bedeutet die amerikanische Kriegserklärung an Deutschland in dem Augenblicke, da die große Schlacht vor Arras begonnen hat. Bisher ist der überseeische Krieg, der von Washington ausgeht, vorwiegend Papier und für die Entscheidungen auf den Kampfplätzen nichtig. In diesem Weltkriege, der wie ein Erdbeben die Menschen heimsucht, ist es eine Notwendigkeit, zur Schonung der eigenen Kraft nicht zu weit über die Gegenwart hinauszusehen und die fernere Zukunft, die den dunklen Sinn der amerikanischen Kriegserklärung enträtseln wird, schon für den Tag in Rechnung stellen zu wollen. Der Tag ist Arras. Die deutsche Armee, die gegen einen mächtigen Feind kämpft, hat dabei mit Amerika wenig zu schaffen. Die Russen bei Tobol haben die amerikanische Hilfe auch noch nicht gespürt. Das Ereignis, das die Welt heute beschäftigt, ist Arras.

11. April, früh:

... Die Schlacht bei Arras ist ein Kind der Parlamentspolitik der Entente .... Wieder einmal war die Hoffnung auf Sieg in die Ferne gerückt .... Allein auch der einfachste Mann in den Ententeländern mußte sich sagen, daß die Hilfe der Amerikaner noch lange auf sich warten lassen werde. Unter solchen Umständen brauchten Bevölkerung und Parlamente etwas Greifbareres als die Zukunftshilfe der Amerikaner, die so weit sind, während der Feind nahe ist. Parlamente werden am besten durch Siege beschwichtigt. Ein solcher wurde bei Sir Haig Douglas bestellt und von ihm prompt effektuiert. Die Kosten eines solchen Sieges enthält die Preisliste der Ententeregierungen: Soundsoviele tausend Mann und soundsoviel Munition. Allerdings erleidet auch der Feind Verluste, insbesondere wenn er sich standhaft wehrt ....

* * *

Von Stellungen und Vorstellungen

»Die am 16. März begonnene Einnahme der von langer Hand ausgebauten Zone der Siegfriedstellungen hat gestern nordöstlich von Soissons ihren Abschluß gefunden durch Aufgabe des Aisneufers zwischen Condé und Soupier. Der Feind folgt zögernd.«

* * *

Er stellt sich vor

Wien, 20. April.

Die Reben in der Champagne dürften in diesem kalten April noch keine Blätterknospen haben. Aber die Bauern sagen, daß Menschenblut ein vortrefflicher Dünger sei, und über die Hügel dieser gesegneten Landschaft rieselt es nieder . . . .

. . . Der alte Ribot horcht auf die Meldungen vom Schlachtfelde . . . .

* *
*

Das Selbstgespräch

Allabendlich seit drei Jahren geschieht es, daß man eine Nachricht zu lesen glaubt, und es monologisiert dann so:

Russische Revolution und amerikanischer Krieg.

Wenn die Entente den Verlust, den sie an Kräften durch den Ausbruch der russischen Revolution erlitten hat, mit dem Gewinn vergleicht, den sie von Amerika zu erwarten glaubt, wird sich ein starker politischer und militärischer Vermögensabgang zeigen.

Oder auf deutsch: Oiweh, wie die sich schneiden werden! Die innere Stimme des Zweifels aber, in dieser unbeirrbaren Sphäre des Saldokontos, setzt hinzu: Ma werd doch da sehn.

* *
*

Vor Abgang des Zugs

Eine Unterredung mit dem deutschen Reichskanzler.

Äußerungen über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn anläßlich der Friedensaktion.

Von unserem Berliner Korrespondenten.

Berlin, 3. Januar.

Der Zufall, der manchmal der beste Freund des Journalisten ist, brachte es mit sich, daß Ihr Korrespondent dieser Tage gerade auf einem Bahnhofe sich befand, als der Reichskanzler dort erschien, um einen Zug zu besteigen.

Da der Zufall diesmal seine Sache besonders gut machen wollte, führte er auch eine Verzögerung in der Abfahrt dieses Zuges herbei.

Der Reichskanzler, der auf dem Bahnsteige wartete, hatte die Güte, Ihren Korrespondenten ins Gespräch zu ziehen.

Eine Unterredung mit Herrn v. Bethmann Hollweg ist ein hoher Genuß.

Dieser Staatsmann, der wenn er im Reichstage das Wort ergreift, so ernst erscheint, entfaltet im Gespräch eine gewinnende Liebenswürdigkeit.

Geist und eine feine Kultur geben sich in manchen Bemerkungen kund, und die Einfachheit der Formen des Reichskanzlers nimmt der Unterhaltung jeden Zwang.

Ihr Korrespondent konnte unter anderm auf Grund persönlicher Wahrnehmungen berichten, eine wie große Verehrung und wie aufrichtige Sympathien auch in Österreich-Ungarn dem gegenwärtigen deutschen Reichskanzler entgegengebracht werden und welche tiefe Nachwirkung auch hier manche der Reden gefunden, die er seit Beginn des Krieges im deutschen Reichstage gehalten hat.

Dies gab Herrn v. Bethmann Hollweg den Anlaß, sich auch über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu äußern, und er tat dies in so schönen und warmen Worten, daß Ihr Korrespondent darauf hinwies, wie unrecht es sein würde, dem Publikum in Österreich-Ungarn solche Äußerungen vorzuenthalten, und daß er sich die Erlaubnis erbat, diesen Teil des Gespräches der Öffentlichkeit übergeben zu dürfen.

Sehr richtig, und die Gedanken des Herrn Paul Goldmann, dessen Anwesenheit auf einem Bahnhof ebenso berechenbar ist, wie eine Zugsverspätung und der dem Zufall höchstens seine Geburt zu danken hat, werden nun von den Gedanken des Herrn v. Bethmann Hollweg abgelöst, die genau so wie jene in Aphorismenform gesetzt erscheinen.

Die Erlaubnis wurde freundlichst gewährt, und so darf denn Ihr Korrespondent folgende Aussprüche des deutschen Reichskanzlers über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Ihnen übermitteln:

»Wir haben,« so sagte Herr v. Bethmann Hollweg, »im Verein mit unseren Bundesgenossen das Unsere getan, um der Welt weiteres Blutvergießen zu ersparen.

Wenn das neue Jahr uns dem Frieden noch nicht näher gebracht hat, so ist es die Schuld unserer Feinde.

Wie bisher ist Entschlossenheit und Siegesgewißheit unsere Parole.

Was noch kommen mag, es kann nur dazu führen, daß wir mit unseren Bundesgenossen noch fester aneinander rücken.

Deutschland und Österreich-Ungarn haben in diesen Kriegsjahren in einem Erleben von ungeheurer Wucht und gigantischen Maßen bis auf den Grund erkannt, was sie einander sind und für alle Zukunft sein werden.

Unser Bündnis hat sich als der eherne Fels erwiesen, an dem jeder Ansturm zerbricht.

So wird es auch im neuen Jahr bleiben.

Es weht ein jugendfrischer Geist durch Österreich-Ungarn.

Er wird zu weiteren Erfolgen und zum endlichen Siege führen.«

Zum Schlusse gewinnen die Aussprüche, ehedem goldene Worte, die aber für Eisen gegeben wurden, eine fast seherische Kraft. Besonders tief ist der Gedanke: »So wird es auch im neuen Jahr bleiben.« Knapp hingesetzt und doch wuchtig. Nun stelle sich der Leser, dessen Einbildungskraft an jener Stelle des Blattes so oft massiert wird, die Situation vor. Der Reichskanzler will den Zug besteigen und statt des Gepäckträgers ist Herr Paul Goldmann da. Rings Leute, die Kußhände werfen: »Also — alles Gute!« »Glückliche Reise!« »Pah!« »Grüß mir die Fanny!« Aber das sind beiweitem keine so abgebrauchten Redensarten wie die, welche Herr v. Bethmann Hollweg zum Coupéfenster hinaussprechen muß. Der Schaffner ruft schon: »Letzte Phrase zum Schnellzug nach Wien!« »Bitte den Gemeinplatz einzunehmen!« Bethmann Hollweg aber muß, ohne die geringste Beziehung auf die Situation im Coupé, versichern, daß wir noch fester aneinanderrücken werden. Die Nervenruhe, die fünf Minuten vor Abgang des Zugs so gemessen und absatzweise das Tiefste einem Reporter diktieren kann, ist, zumal bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, erstaunlich. Im Frieden freilich hätten wieder die Zwischenrufe der Eßwarenverkäufer gestört. Denn der Zusammenklang auf einem Berliner Bahnsteig ist noch denkbar:

»So wird es auch im neuen Jahr bleiben.«
»Zeitungen, Reiselektüre, lustige, fliegende Blätta —!«

Aber dies Durcheinander ist zum Glück heute unmöglich:

»Er wird zu weiteren Erfolgen und zum endlichen Siege führen.«
»Belegte Brötchen!«

Und auch dieses:

»Es weht ein jugendfrischer Geist durch Österreich-Ungarn.«
»Bier jefällig!«

* * *

Austauschphrasen

Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Sylvester erwiderte in längerer, teils ernster, teils launiger Rede, sprach vom goldenen Herzen der Stadt Berlin, das die Besucher aus der Art des Empfanges so lebhaft gefühlt hätten, und leerte —

Ja, seit die Berliner unser goldenes Herz haben, gehen die Wiener immer feste drauf.

* * *

Ein Fauxpas (Fehlschritt)

Der Weltfriede kann ein Stilproblem sein, wenn der Weltkrieg ein Preßproblem war. Wer mag der Stilist sein, der in einer Entscheidungsstunde für ›Deutschland an das russische Volk‹ das große Wort führt?

Berlin, 15. April. Die ‚Nordd. Allg. Ztg.' schreibt: — — Danach erstreben beide Parteien nichts anderes als die Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker — — nicht beabsichtigt, die Ehre oder die Freiheit des russischen Volkes anzutasten — — Wenn das russische Volk noch länger blutet und leidet, statt sich ruhig und ungestört dem inneren Ausbau seiner Freiheit zu widmen, so ist nicht Deutschland daran schuld. Die Schuld liegt dort, wo ein Interesse am Fortgang des Krieges besteht. Wo findet der in der Erklärung vom 10. April ausgesprochene Friedenswille des russischen Volkes den entschiedensten Widerspruch? Bei seinen eigenen Verbündeten — —. Das russische Volk wird — niemand wird es anders erwarten — den Verpflichtungen gegen seine Verbündeten treu bleiben. Aber das russische Volk soll wissen, daß seine Söhne noch fernerhin kämpfen und sterben müssen, weil seine Verbündeten es so wollen, um ihre eigenen Eroberungs- und Annexionspläne durchzusetzen. Das ist der Grund, weshalb Rußland hungern und leiden soll, anstatt — —

Wenn es also niemand anders erwarten wird, wenn ein Appell an die Treue Rußlands gegen seine Verbündeten geplant war, so war der gleichzeitige Schritt zur Versöhnung unnötige Mühe und es besteht nun gar die Gefahr, daß auch das russische Volk, das von dieser ehernen Konsequenz vielleicht nichts geahnt hätte, nun sich beschämt fühlen und

nicht anders tun wird als man von ihm erwartet, schon um sich nicht vom Feind der Untreue beschuldigen zu lassen. Aber bleibt es treu, wie niemand anders erwarten wird, so weiß es ja schon alleine, daß das die Fortsetzung des Kämpfens und Sterbens bedeutet, und muß nicht erst auf den Vertragsinhalt der Treue aufmerksam gemacht werden. Was die Welt betrifft, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß sie lieber durch allerhand Untreue zum Frieden käme als durch allerhand Treue zu einer Fortsetzung des Kriegs. Was aber das russische Volk betrifft, so hätte es vielleicht die Untreue vorgezogen; wenn man aber von ihm partout deutsche Treue verlangt, so gibt es sie vielleicht her. — Es besteht der Verdacht, daß hier das ideologische Moment der eigenen Treue in die Ansprache an den Feind unversehens eingeflossen ist. Die Welt wünscht allerdings den Frieden, fürchtet aber, daß die Geistesverfassung, die Leitartikel eingibt, nicht die rechte ist, um ihn vorzubereiten. Denn es war und ist noch immer die rechte, um die Kriegslust zu wecken.

* * *

Einem On dit zufolge

Zu Pessach wird den Lesern des ‚Prager Tagblatt' — natürlich aus einer Entente - Quelle — unter dem Titel »Die Zarin und Rasputin in der Badewanne« die folgende Delikatesse geboten:

.... Sein Einfluß basierte auf einer gewissen hypnotischen Kraft, die ihm eigen war, einer Kraft, die ihn Frauen ganz besonders gefährlich machte. Er hatte eine neue Art von Religion erfunden. Ein Artikel darin besagte, daß Männer und Frauen gemeinsam baden sollten, »um das Fleisch zu prüfen«. Er behauptete eine wunderbare Heilkraft zu besitzen und, wie erzählt wird, hat er selbst die Kaiserin dahin gebracht, sich dieser Prüfung zu unterwerfen. Die Zarin saß eines Tages in ihren Gemächern, zu einer stillen Arbeit zurückgezogen, als Rasputin, der es soweit gebracht hatte, überall unangemeldet eintreten zu dürfen, plötzlich ins Zimmer kam, vor der Zarin in die Knie sank und begann, sich bis auf die Erde zu verneigen. Es ist bekannt, daß sein Einfluß auf die nervenleidende und leicht erregbare Frau sehr stark war, und als der routinierte Komödiant mit beschwörender Geste die Aufforderung an sie richtete, »die Kraft ihres guten

Menschen in jener Prüfung zu messen,« war sie, trotz des Einspruches und der Warnung der Fürstin D., *die vielleicht aus Erfahrung sprach*, dazu bereit. *Lakaienaugen und -ohren wollen denn auch die Tatsache verbürgen*, daß die *Prüfung in der Badewanne stattgefunden* habe. Man erzählt, daß die Zarin bald ganz der Suggestion des Wüstlings unterlag, der auch den Zaren völlig in seiner Gewalt hatte. Wenige Tage vor der Ermordung Rasputins soll sich *in den intimsten Gemächern* der Zarin eine Szene zugetragen haben, die *nicht unbemerkt* blieb. *Eine Hofdame*, die *trotz des strengen Verbotes* das Boudoir betrat, *soll* die unfreiwillige Zeugin *eines Vorganges* gewesen sein, *der es sehr bezweifeln läßt, ob die Zarin noch von der Frömmigkeit des Mönches überzeugt war.*

Also doch wohl weniger einem On dit, als einem Me sogt zufolge. Wie weit doch die Rache für jene andern Ostermärchen gehen kann! Aug' um Auge, Bad für Blut — im Blutbad ist auch das noch möglich. Ein Dreckbube hat es erreicht. Der Glaube, daß das Unglück eine entthronte Kaiserin preßreif macht und dem ‚Prager Tagblatt' näherbringt, verdient wohl bei den kommenden Friedensbedingungen berücksichtigt zu werden. Welcher Staat immer unterliegen mag, die Mundtotmachung und Auslieferung solcher Kanaillen an den Feind sollte durchsetzbar sein, damit nie wieder die Feindinnen Gefahr laufen, durch ein solches Bad beschmutzt zu werden, und den Notizlern die Lust vergehe, sich an der Wehrlosigkeit von russischen oder rumänischen Herrscherinnen zu vergreifen. Auf der Rückseite des Ausschnitts ist ein weißer Fleck. Hätten wir eine Zensur, die statt von einer Staats-, von einer Kulturanwaltschaft besorgt wird, so wäre vorn ein gelber angebracht worden. So aber kann es als eine der Höchstleistungen des Jahres 1917 einer Nachwelt überliefert werden, die dieses als das Sittenpestjahr anstaunen wird, um der Fülle jener Nachrichten willen, die seine ärgeren Taten waren. Rußland ist — trotz Revolution in Rußland — groß, der Zar ist weit und Hundspeitschen pflegen, wenn der Angriff auf die Familienehre in solche Regionen langt, nicht mobilisiert zu werden. Könnte dies aber einmal gründlich, von unten und oben und überall gleichzeitig geschehen, so würde sich die Menschheit wohl alle andern Mobilisierungen für alle Zeiten ersparen!

* * *

Ein großes, ernstes Geschlecht

Wie Marsbewohner von dem »verschärften U-Boot-Krieg« denken, weiß man ja nicht; ob ihnen aber nicht totenübel wird, wenn sie dazu die Melodie eines gutmütigen Wolwele Singer hören, kann man auch nicht wissen:

. . . Erstens: Sie führen den aufgezwungenen furchtbaren Krieg nicht als Eroberungskrieg. Zweitens: Ihr Streben, von der Humanität diktiert, ist, ihre Existenz und ihre Ehre zu verteidigen und die Gegner zu zwingen, das blutige Ringen zu beenden. Drittens: Die Feinde sind es, die zur Anwendung der äußersten Mittel nötigen, sie uns aufdrängen, da sie, das loyale Friedensangebot höhnend, in unbegreiflichem Übermute abgelehnt haben . . . .

Und so gibt es denn in den Zentralmächten auch nicht eine einzige Stimme, die nicht die vollste politische, militärisch-technische und ethische rückhaltlose Zustimmung zu dem Entschluß ausspräche, den U-Boot-Krieg nun hemmungslos wüten zu lassen, um ein rasches Ende der Zerstörung zu erzwingen. Die vollste Einmütigkeit und Einigkeit werden offenkundig; der große Moment findet ein großes, ernstes Geschlecht.

Wenn man die Ozeanferne des Standorts solcher ethischen Zustimmung vom Schauplatz des hemmungslosen Wütens — recht ham se — bedenkt, so mag man wohl über eine Menschheit trauern, die nicht nur den Torpedo erfunden, sondern auch die Tinte beibehalten hat.

* * *

Sternschußeier

(Der größte galizische Eierhändler unter der Anklage der Preistreiberei.) Saul Sternschuß aus Rzeszów, der größte Eierhändler aus Galizien, hatte sich gestern mit seinem Wiener Vertreter Osias Garfunkel aus Rawaruska, vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt in fortgesetzter Verhandlung wegen Preistreiberei zu verantworten. Vor dem Krieg versandte Saul Sternschuß Eier nach England, Frankreich, Holland und Deutschland. Seit August 1915 bestritt er einen großen Teil des Wiener Eierbedarfes.

Er bestritt ihn so heftig, daß wir ihn gar nicht decken konnten. Aber daß es so etwas gibt, Namen und Phantome wie

Saul Sternschuß aus Rzeszow und Osias Garfunkel; daß unsere Notdurft von den Plänen der so bezeichneten Milieus abhängt und kein Sternschuß der planetarischen Schande ein Ende macht, ist das Hoffnungslose. Nun kommt das vor den Richter und der heißt Pick. Infolgedessen:

Als die Verteidigung gegen diese ziffernmäßige Feststellung Einwand erhob, sagte Landesgerichtsrat Pick: »Jetzt werden Sie mir gleich wieder beweisen wollen, daß auch der Sternschuß bei dem Geschäft draufgezahlt hat, wie alle, die wegen Preistreiberei angeklagt werden. Das hab' ich schon gern.«

Saul Sternschuß beantwortete die Fragen des Richters meist durch Gegenfragen, so daß er vom Richter aufgefordert wurde, nicht so unklare Antworten zu geben. Bei Erörterung seines Gewinnes sagte er: »Herr Richter, Sie glauben nicht, was ich für Spesen habe.«

Richter: »Aber natürlich, jedes Geschäft bringt Spesen mit sich. Ich habe auch Spesen.« (Auf seinen Talar weisend:) »Da schauen Sie her, ich werde mir auch bald einen neuen Talar machen lassen müssen. Der kostet mein Geld«.

Dieses Motiv der Verwechslung von Jus und Schmus, der Rivalität von Talar und Kaftan, füllt seit Jahr und Tag unsere Gerichtssaalrubrik. Dann aber hören wir:

Der Kern der Verantwortung des Saul Sternschuß ging dahin, daß bei dem unter Anklage gestellten Eiergeschäft nicht »Sternschußeier« geliefert wurden.

Gräßliche Ordnung der Dinge, die den Mann mit der Ware zu untrennbarem Ekel verbindet! Er heißt wohl in seinen Kreisen: der Eiersternschuß (gebildet nach der Analogie des Fackelkraus), und die Hennen — ihm sind sie zinsbar, ihm frohnden sie — legen Sternschußeier. »Der Kern geht dahin«, daß ich lieber verhungern würde, ehe ich Sternschußeier esse, ja daß ich, solange es so etwas gibt, den Hungertod für den einzig ehrenvollen Ausweg halte, um aus dieser heillosen Misere herauszukommen.

Schweizer Idylle

Könnte man über das Grauen zur Tagesordnung übergehen, so kann man doch nicht über die Tagesordnung hinübergehen, nicht über die furchtbare Naivetät, mit der der Wahnwitz seine Kontraste aufrichtet, nachdem er an sich schon die äußersten Postulate an Menschenwürde und Nervenruhe gestellt hat. Das so erschwerte Da-Sein macht einem aber auch den Wunsch nach einem Wegsein unerfüllbar. Nun ist die Erschwerung oder Erleichterung von Reisen sicherlich keine Angelegenheit, die, noch so vernünftig geregelt, den Verlust an Menschheit und Menschentum aufwiegen würde, den uns jede heimatliche Stunde anschaulich macht, und noch so unvernünftig geregelt, könnte sie die Bitternis dieser Zeiten nicht mehr vermehren. Es mag schließlich sinnvoll sein, daß uns, die all ihr Mögen unter den Begriff des Vermögens gestellt haben, verboten werde, uns zu erholen, damit die Valuta sich erhole, die es ja nach unsern Taten noch immer nötiger hat als wir nach unsern Leiden. Es mag hingehn, daß die tadellosesten Privatmenschen, deren Herkunft und Lebensführung den Verdacht »kriegsverräterischer« Absicht ausschließt — wiewohl ich sehr geneigt bin, nach diesem Krieg sein Geheimnis den Schakalen in der Wüste zu verraten —, durch das endlose Spalier von »Agenten«, Paßrevisoren, Klauselauguren, Leibesuntersuchern und sonstigen in Grenzwirtshäusern beschäftigten Instanzen gehetzt werden, ehe man sie zu einem Butterbrot in der Schweiz gelangen läßt. Es mag hingehn, daß propagierendes Preßungeziefer mit Diplomatenpaß hin und herläuft; denn jedes Geschäft braucht einmal seine Reklame und anständige Leute, solche, die drei Wochen in »Kontumaz« sitzen — ein Fremdwort, in dem der Österreicher schwelgt —, geben sich ja nicht dazu her, den Neutralen, die dafür gar kein Gehör haben, zu versichern, daß der Wiener nicht untergeht. Es mag hingehn, daß man sich von dem Auftreten der Burgschauspieler in Zürich nicht nur einen Triumph über die Zürcher Ensembles, sondern auch einen politischen Umschwung verspricht und ihnen darum nicht nur die Fahrt, sondern auch das Ziel so bequem macht, daß ihnen die jetzt zeitraubende Umrechnung der Kronen- in die

Schweizer Währung ganz erspart bleibt, indem einfach wir für sie die Spesen der dortigen Gastmähler zu bezahlen haben. Was aber nicht hingehen kann, ist die Schadenfreude, mit der die Heimgekehrten den Daheimgebliebenen erzählen, was es dort alles auf ihre Kosten zu fressen gab. Die journalistische Schamlosigkeit, die dem Herrn Tressler erlaubt, uns spaltenweise den Nachtisch zu servieren und an Tagen, wo das Blut in Tonnen fließt und sinkt, sich zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, gehört zu den undenkbaren und dennoch körperhaften Erlebnissen dieses allerschuftigsten Zeitalters. Herr Tressler ist ein durchschnittlicher Maskenschauspieler, der den Charakter bei der Nase nimmt, ein Chargenspieler von der Art, die auf den Provinzbühnen in einer dem Bühnengenius und allem echten Theaterwesen abholden Epoche noch immer massenhaft produziert wird. In der Menschendarstellung fürs Varieté — diese Könnerschaft läßt keinen Geschlechtsunterschied aufkommen — erreicht er allenfalls das Niveau der Frau Niese. Als äußerlicher, leerer, technisch beflissener Kopist aller Stile nimmt er auf der Bühne etwa den Rang des Herrn Salten in der Sprache ein, und weil ihm die verschiedensten Nasen gleich gut sitzen, so ist eine ihrer Theaterkultur abtrünnige Stadt vielleicht berechtigt, ihn für den Nachfolger Mitterwurzers zu halten, genau so wie sie gewohnt ist, die Frau Niese einem Girardi »kongenial« zu finden. Da nun die Bevölkerung dieser Stadt in Dingen des Theaters zwar ihren Geschmack überwunden, aber ihr Interesse für die Privatangelegenheiten der Schauspieler gesteigert hat, so läßt sie sich, während ihre Angehörigen in Schützengräben liegen, gern und willig von Herrn Tressler erzählen, wie er sichs im Schlafwagen, Bett Nr. 10, auf der Fahrt nach Innsbruck bequem gemacht hat. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß im Weltkrieg dem Herrn Tressler alles so gut ausgeht, wie man glauben möchte. Zuerst, ja, klappte alles famos und Herr Tressler, der sich in ein Buch von Marx Möller »vertieft« hatte, wollte schon den Eßkorb auspacken.

Aber große Enttäuschung harrte meiner, denn meine fürsorgliche Gattin hatte es übersehen, den Kartoffelsalat essig- und öldicht zu verschließen, und so schwamm die Mehlspeise mit dem Kalbsbraten im Essig umher. Das war eher peinlich, löste aber nicht das geringste

Mitleid bei meinem Nachbar aus. Übrigens entwickelte er sich als ein sehr netter Coupégenosse, der nicht einmal schnarchte.

Daß es bei Tresslers noch Essig und Öl, Kalbsbraten und Mehlspeise gibt, ist das einzig versöhnliche an der Sauce. Nun kommt der Liebling an die Grenze, und während dort die meisten Reisenden als Leute behandelt werden, die sich durch das Reisen verdächtig machen, gelang »sein Durchbruch bei Feldkirch glänzend«. In Sargans hat er gleich eine »herrliche Bratwurst« nebst einem Krügel »Bierli« zu sich genommen. In Zürich nimmt ihn »ein Mitglied des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Empfang«. Wozu hätten wir denn sonst eine Vertretung in Zürich? Auf der Straße »empfing ihn ein Meer von Licht«. Jene aber, die Vertretung, war auch schon vor Ankunft des Herrn Tressler nicht faul gewesen.

Man hatte mir im Hotel Baur en Ville Quartier gemacht, bestehend in einem großen, luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer mit raffiniertem Badèzimmer und einem eleganten Empfangssalon.

Hier mag Herr Tressler selbst empfangen, nachdem er außer vom österreichischen Konsulat und einem Meer von Licht auch noch »von dem überaus liebenswürdigen Direktor Reuker empfangen« worden war.

Ich fühlte mich schon jetzt im Himmel, aber es war, wie sich herausstellte, nur der erste Himmel. Der siebente folgte nach. Ich hatte Mühe, ein herrliches Menu für vier Franken, das meiner harrte, zu erledigen. Am Schlusse gab es Erdbeeren in Schlagobers. Ich aß immer Schlagsahne, früh, mittags und abends...

Nun folgt Herrn Tressler zu Ehren »von dem bezaubernd liebenswürdigen Generalkonsul v. Maurig ein Souper zu zwanzig Gedecken im Hotel Baur au Lac« und an einem andern Tage noch eins, »und zwar hatte der österreichische Generalkonsul diesmal 130 Einladungen ergehen lassen.« (Der österreichische allein; der ungarische hat sich wohl aus Scheu vor parlamentarischen Kostenberechnungen zurückgehalten.) »Mein Berliner Kollege Moissi war auch, meiner Einladung folgend, erschienen«. Wobei irrelevant ist, ob die Kosten für die Ernährung von 130 Österreich zum Fressen gern habenden Persönlichkeiten vom Repräsentationsgeld des Herrn von Maurig oder

direkt aus der Staatskasse gedeckt werden. So oder so, bleibt es ein die nicht geladenen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie angehender Kostenpunkt und ich bin nicht gesonnen, bei der nächsten Steuerfatierung speziell das Gedeck für Herrn Moissi im Ausgabenetat unerwähnt zu lassen. Wobei ich aber noch die Absicht habe, mich zu erkundigen, ob ich auch für die Reisespesen der dem Burgtheaterensemble für Reklamezwecke beigestellten Herren Salten und Hofmannsthal aufzukommen habe. Von einer Bereinigung dieses Punktes würde nämlich meine Staatszugehörigkeit nach dem Kriege in hohem Maße abhängen. Aber vorläufig sind wir ja noch mitten im Krieg, sehen wir also zu, wie die in Zürich den Herrn Tressler hochleben lassen.

So wurde es wieder 3 Uhr nachts, als ich mich von Generalkonsul v. Maurig und seiner ungemein sympathischen Gemahlin verabschiedete, denn um halb 6 Uhr mußte ich aufstehen und zur Bahn eilen, um nach Bern zu fahren. Ich schlief ein unter den Klängen des »Heil dir im Siegeskranz« und »Gott erhalte«, das die — »Italiener« mit wütender Begeisterung spielten.

Ein diplomatisches Meisterstück, an dem nur die Vorstellung peinlich berührt, daß Herrn Tressler zu Ehren auch die Volkshymne gespielt wird. Unsere Schweizer Vertretung schien aber an der Idee festzuhalten, daß Herr Tressler das Beste ist, was Österreich momentan herzugeben hat, und so fuhr er denn, um halb 7 Uhr früh, »von einem Herrn der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft begleitet«, nach Bern. Die Herrn in Bern haben das gern. Sie scheinen viel zu tun zu haben. Die Abwicklung der Reiseangelegenheiten anderer Österreicher dauert drei Monate; für Herrn Tressler fahren sie gleich selber mit. In Bern nun »empfing« ihn wieder etwas, aber es war kein österreichischer Diplomat, sondern nur »eine Probe zu ‚Weh dem der lügt'«, wie sichs für einen Schauspieler ziemt, der nun einmal leider auch den Küchenjungen und nicht nur den Tafelgast zu spielen hat. Selbstverständlich gibt Herr Tressler am Nachmittag »bei den Herren unserer Gesandtschaft Baron Gagern, Baron de Vaux und Baron Hennet Karten ab«, die ich als Herausforderung aufgefaßt und ihm in diplomatischer Vertretung dieser Herren als unverwendbar zurückgegeben hätte. »Mehr tot als lebendig« kommt Herr Tressler dorthin, wohin er gehört, »in die Garderobe«.

Köstlich schildert er, wie schläfrig er war, wie er aber, sobald der Vorhang in die Höhe rauschte, als echtes Theaterblut, selbstredend, der Kenner kennt das. Und mit der Miene des gerissenen Kulissenkunden ergänzt er: »,Husch! Husch! die Waldfee!' Wie man bei alternden Naiven zu sagen pflegt.« Nun aber harrt des Unverwüstlichen die schwierigste Aufgabe.

Die Herren der Gesandtschaft hatten fünfundsiebzig Einladungen ergehen lassen. Es war eine außerordentlich glänzende Gesellschaft in den märchenhaften Räumen des Hotel Bellevue-Palace vertreten, welches sich für die — hoffentlich in absehbarer Zeit beginnenden Friedensverhandlungen vorzüglich eignen würde.

Immerhin besser als für die Fêtierung eines mittelmäßigen Schauspielers. Denn wie immer man über den Wandel der Zeiten denken mag, die sich aus solchen, welche die Tischwäsche vor den Komödianten in Sicherheit brachten und diese kaum am Gesindetisch hätten speisen lassen, in die der aristokratischen Reinhardt-Bälle verwandelt haben; ob man nun dem Vorurteil oder der Toleranz den Vorzug gibt: so muß doch wohl gesagt werden, daß die Begebenheit, die einem Herr Tressler noch schildern darf, ohne Beispiel ist:

Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, die Prinzessin Schönburg-Hartenstein, die Gemahlin unseres Botschafters am Vatikan, zu Tisch zu führen. Links von mir saß die schöne Gräfin Schwerin mit dem Prinzen Schönburg. Und da prangte nun ein Büfett von einer Mannigfaltigkeit, wie ich es kaum je in Friedenszeiten gesehen habe. Also so sieht es im siebenten Himmel aus?! Tausendundeine Nacht!

Das den meisten andern Österreichern unerreichbare Büfett sei Herrn Tressler gegönnt. Was die andere ehrenvolle Aufgabe betrifft, muß gesagt werden, daß ich, wenn ich Botschafter am Vatikan wäre, zur äußersten Schonung dortiger Empfindlichkeiten und überhaupt aus Rücksichten des Prestiges alles tun würde, um zu vermeiden, daß Herr Tressler meine Frau zu Tisch führt. Wenn ich aber die Gräfin Schwerin wäre, würde ich streng darauf achten, nie solche gesellschaftliche Verpflichtungen einzugehen, die mich zwingen könnten, die linke Tischnachbarin eines Schauspielers dritten Ranges zu sein und geschähe es mir doch, so würde ich die Anerkennung meiner Schönheit durch Herrn Tressler und die Neue Freie Presse

mir mit einer Entschiedenheit verbitten, daß einem Komiker, wenn er mir schon beim Dessert den Apfel reichen dürfte, doch die Lust zu Parisurteilen verginge. Die Erlebnisse des Weltkriegs sind ja nicht gerade danach angetan, die Wichtigkeit aristokratischer Herabkunft zu überschätzen, und umsoweniger, als just der Weltkrieg in Fülle Beispiele einer sich selbst aufopfernden Würde geboten und die Wertlosigkeit vieler Rezensionsexemplare des ‚Salonblatt' dargetan hat. Beileibe nicht, weil sie sich so oder so im Krieg oder hinter ihm benommen hätten; sondern weil sie im Gegenteil nicht dem adeligen Instinkt gefolgt sind, die Mobilisierung der Ideale für den handgreiflichsten Zweck zu durchschauen; weil sie nie so friedensdiensttauglich waren, um einen Krieg dieser Art zu verhindern. Kein tieferer Gedanke verbindet ihren Rang mit dem Verfall der Menschheit als der Entschluß, den Reklamestrebungen bürgerlicher Wohltätigkeit ihren Namen zu spenden. Aber weil der Lebensinhalt dieser Klasse die Tradition sein sollte; weil selbst die verlorene Würde noch besser ist als die gewonnene Gemütlichkeit, so ist es immer wieder wichtig, den Herrschaften zu zeigen, daß die von ihnen abgelegten Kleider ihr besseres Teil sind. Ein Vorurteil, das vor Presse, Bank und Bühne kapituliert, täte wahrlich gut, sich gegen den Adel selbst zu behaupten! Denn was ist das für ein Schwindel von einer Exklusivität, die zwar die Vertreter von Beruf und Arbeit ablehnt, aber die Amuseure dieser Schichten enthusiastisch annimmt, während sie an der Kunst und ihren Menschen vorbeilebt? Was ist das für eine kuriose Ordnung gesellschaftlicher Dinge, die, solange einer als deutscher Buchhandlungsgehilfe konditioniert, ihn nie in die Lage bringt, Prinzessinnen zu Tisch zu führen, während die Entwicklung und öffentliche Schaustellung seiner Talente, die doch ein Abstieg sein müßte, ihn mit dem Inhalt des Gothaischen Handbuchs vertraut machen kann? Die Unempfindlichkeit aristokratischer Kreise, über welche am meisten die staunen, die dort eingelassen werden, müßte denn doch von der Erwägung begrenzt sein, ob der eben erst abgeschminkte Tischnachbar jenen künstlerischen Rang einnimmt, der über jede soziale Schranke erheben mag. Daß in der Sphäre hochadeliger oder hochoffizieller Menschen die Mitglieder jenes ehrwürdigen Burgtheaters zu-

hause waren, das vor dem Tressler-Zeitalter begraben wurde, Menschen, deren unerhörte Begabung zugleich die der gesellschaftlichen Vollkommenheit war, das bedarf keiner Erläuterung und keiner Entschuldigung; und wenn ein Davison oder Matkowsky, die aus Grenzenlosigkeit erschaffen waren, neben Fürstinnen getrunken hätten, so wäre die ›Gesellschaft‹ ohne den Vorwurf einer Anomalie geblieben. Durch den Umgang mit Verwandlungskomikern beweist sie, daß ihr der Theatergeschmack in gleichem Maße abhanden gekommen ist wie der Sinn für die keineswegs wertlosen Normen ihres eigenen Faches. Wenn preußische Aristokraten sich eine Ehre daraus machen, von Herrn Reinhardt zum Handkuß gelassen zu werden, so läßt sich der Zustand noch mit dem napoleonischen Ausmaß einer den Snobismus aufpeitschenden Theaterdiktatur erklären. Herrn Tressler gibts auf jeder deutschen Provinzbühne und was mit einem von den tausend in der Schweiz getrieben wurde, ist ein Durchfall der österreichischen Gesellschaft. Herr Tressler wird, so schläfrig er ist, nicht müde, ihn schadenfroh zu beschreiben:

Leider hatte indessen der Schweizer Fahrplan plötzliche Änderungen erfahren. Da wollte man mich im Auto nach Österreich bringen, aber auch die Österreicher hatten sich gegen mich verschworen. Denn auch hier war mein Zug ausgefallen. Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft hatte es übernommen, diese Hiobspost meiner Direktion telegraphisch mitzuteilen.

Ich schlief also vom Hotel zur Bahn, schlief in ein Halbcoupé erster Klasse hinein, schlief nach Zürich, schlief im Restaurant in Buchs schlief auf dem Bahnsteig in Feldkirch —

Bessere Reisende als Herr Tressler sind dort schon wachgerüttelt worden, und solche, die weniger gefährliche politische Geheimnisse bei sich hatten. Denn, dem Feind zu verraten, was unsere Diplomatie im Weltkrieg treibt, uns selbst zu verraten, daß wir nur durchhalten müssen, um einen Gastspieler zu bewirten — das ist in Wahrheit ein staatsgefährliches Beginnen. Aber um solch eines kümmert sich der Grenzschutz nicht und überläßt es meiner, immer nur meiner Ohnmacht, die inneren Grenzen gegen den Feind zu schützen, der sie längst überschritten hat: gegen die Zeitung, die durch ihr bloßes Dasein der Zeit, der sie dient, die Ehre geraubt hat und die Scham, es zu fühlen.

Worte Schopenhauers

A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab, daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören.

*

Denn, obwohl Dummheit im Nationalcharakter der Deutschen liegt (worüber das ganze Ausland einig ist), so ist doch Niederträchtigkeit und Feilheit der Grundcharakter der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts.

*

Den Deutschen hat man vorgeworfen, daß sie bald den Franzosen, bald den Engländern nachahmen: das ist aber gerade das Klügste, was sie tun können: denn aus eigenen Mitteln bringen sie nichts Gescheutes zu Markte.

*

Um mich über den intellektuellen Charakter der Deutschen und die auf ihn zu gründenden Erwartungen zu orientieren, habe ich mir einige feste Punkte gemerkt, auf die ich vorkommenden Falls allemal zurücksehe:

1) daß Fichte, dieser überbietende Hanswurst Kants, selbst 40 Jahre nach seinem Auftreten, noch immer neben Kant genannt wird, als wäre er eben auch so einer. *Ἡρακλῆς καὶ πίθηκος*!

2) Daß sie die Wahrheit der Goetheschen Farbenlehre, nach 24 Jahren noch nicht begriffen haben.

3) Daß Lichtenberg's vermischte Schriften nicht nur keine 2te Auflage erlebten, sondern 32 Jahr nach ihrem Erscheinen vom Verleger für einen Spottpreis feilgeboten wurden, dagegen die Schriften der Herren Salat, Krug, Hegel u. s. w. mehrere Auflagen erlebten.

Man will zwar behaupten, die Deutschen hätten das Pulver erfunden: aber ich kann dieser Meinung nicht beitreten.

*

Ich weiß nicht warum mir eben einfällt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften auftreten will, ein schmutziger Geselle ist, den man beim Kragen packen und hinauswerfen soll.

*

Das deutsche Publikum hat eine Wahlverwandtschaft zum Geistlosen: darum hat es die Herren Fries, Hegel, Krug, Herbart, Salat etc. etc. fleißig gelesen: aber mich unberührt gelassen.

*

Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.

*

Unter den Lumpen da soll man bescheiden sein und sich stellen, als hielte man sich auch für einen Lump. Das wäre ihnen eben recht. Aber! quos ego —

*

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen. — Die Deutschen zu loben? — Dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Lose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

*

Das Schicksal meiner Philosophie und das der Goetheschen Farbenlehre beweisen, was für ein schnöder und nichtswürdiger Geist in der deutschen Gelehrtenrepublik herrschend ist.

*

Die glänzende Periode der Deutschen Litteratur hat im Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende erreicht: damit aber auch die Sprache derselben nicht bleibe, sind jetzt Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhnlinge und schlechte Schriftsteller überhaupt eifrig beflissen, sie zu zerfetzen und zu zerstückeln, beseelt von einem rechten Enthusiasmus niederträchtiger Buchstabenzählerei.

*

In den Times ist über die Zulässigkeit des Wortes Telegramm durch 6 Blätter, in ausführlichen Darlegungen pro et contra disputiert worden. In Deutschland macht man kürzern Prozeß: falls einem Narren irgend eine neue orthographische Ungeheuerlichkeit einfällt, die einen Buchstaben erspart, so schreibt er sie sofort hin, und hundert andren Narren gilt sie als klassische Autorität: sie schreiben sie nach. Vor keinem Unsinn bebt der Deutsche zurück, wenn es gilt, einen Buchstaben zu ersparen.

*

Die gerügte Sprachschändung, zu der keine andere Nation ein Analogon aufzuweisen hat, scheint in den meisten Fällen von den politischen Zeitungen, diesem niedrigsten Zweige der Litteratur auszugehen, und von da in die litterarischen Journale und zuletzt in die Bücher zu kommen. Widerstand findet sie, so weit ich habe sehn können, nirgends, sondern Jeder, in schamlosem Nachahmungstrieb und urteilsloser Bewunderung des Absurden, beeifert sich, ein Mitarbeiter derselben zu sein. Kaum bin ich über eine neue grammatische und orthographische Eselei erschrocken, so sehe ich auch schon

andere Schreiber sie eifrig adoptieren und nachschreiben: denn jeder dieser Esel ist dem andern eine Autorität.

Die politischen Zeitungen sind besonders tätig in der Sprachdilapidation; diese letzte Klasse aller Druckschreiber, welche für den Tag, auf den Tag, in den Tag hinein schreibt. Ich habe sie schon, in dieser Hinsicht, der polizeilichen Aufsicht empfohlen.

*

Jeder Lumpenhund ist Herr über die Sprache, z. B. jeder der Schreibstube oder dem Ladentisch entlaufene und in den Dienst eines Zeitungsschreibers übergegangene Bursche. Am tollsten treiben es die Zeitungen, zumal die süddeutschen, so daß man bisweilen zu glauben anfängt, sie persiflierten und parodierten die grassierende Sprachverbesserung. Allein sie meinen's ehrlich.

Mit welchem Fug und Recht maßen sich die Zeitungsschreiber und Journalisten einer litterarisch heruntergekommenen Periode an, die Sprache zu reformieren? Sie tun es aber nach dem Maßstabe ihrer Unwissenheit, Urteilslosigkeit und Gemeinheit. Aber Gelehrte und Professoren, die ihre Verbesserungen annehmen, stellen sich damit ein Diplom der Unwissenheit und Gemeinheit aus.

Wenigstens soll man den schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind, öffentlich stigmatisieren als »Zeitungsdeutsch«, mit Verwarnung der Jugend, daß sie nicht Grammatik und Orthographie aus diesen Publikationen erlerne, vielmehr daraus ersehe, wie man nicht schreiben soll.

Die Sprache ist der einzige entschiedene Vorzug, den die Deutschen vor andern Nationen haben. Denn sie ist viel höherer Art, als die übrigen europäischen Sprachen, welche, mit ihr verglichen, bloße patois sind. Sie ist (wie ihre Schwestern, die Schwedische und Dänische) eine Tochter der Gotischen Sprache, die unmittelbar vom Sanskrit stammt. Daher ihre der griechischen und lateinischen nahe kommende Grammatik. Und eine solche Sprache sollten wir der Willkür und Laune und dem stupiden Unverstande höchst unwissender Sudler, Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhnlinge und geldbedürftiger Bücherfabrikanten jeder Art Preis geben? Ubi est judicium? Seid ihr von Sinnen? Dem besagten saubern Pack schreibt, ja sprecht ihr nach! —

Die ganze gegenwärtige Schriftstellergeneration, welche nicht ein einziges bleibendes Werk hinterlassen wird, soll nicht das Andenken ihres ephemeren und ruhmlosen Daseins dadurch perpetuieren, daß sie die kostbare deutsche Sprache, diesen wahren Nationalschatz, nach ihrem verstand-, geschmack- und ohrlosen Kaprice verhunzt und sie so zugerichtet, und mit den Spuren ihrer Tatzen versehen, den kommenden, vielleicht edleren Geschlechtern überliefert. —

Der Zeitungsschreiber und der gemeine Brod-Skribent soll schlechterdings keine andere Sprache schreiben, als die von den klassischen Schriftstellern seiner Nation befolgte. —

Die ganze allgemeine und höchst schändliche deutsche Sprachverhunzung zeugt von borniertestem Unverstand: ihre Haupthandhaber sind die Löhnlinge der Buchhändler und die Zeitungsschreiber: ihren letzten Grund aber hat sie in der mehr und mehr einreißenden Unkenntnis der alten Sprachen . . . .

*

Das Jahr 1848 mit seinem saubern Treiben hat einen Samen von Unwissenheit unter den Gelehrten ausgestreut, nachdem die Hegelei den Boden dazu gepflügt hatte, und jetzt steht die Saat in Blüte. Man merkt es an allen Ecken und Enden: das Zigarrenrauchen, Politisieren und Eisenbahnfahren ist an die Stelle ernster Studien getreten und die gelbgerauchten, langbärtigen Brillengesichter mit leeren Köpfen wagen es über die Zopfzeit zu spotten, in der die größten Geister gewirkt haben und gründliche Kenntnis der alten Sprachen allgemein war.

*

Ohne eine Ahndung davon, daß das Treffende, Bezeichnende, Genaue des Ausdrucks es ist, worauf es ankommt, sind sie bloß bemüht, Silben und Buchstaben abzuzählen, bereit, sich in allen Fällen mit dem à peu prés zu kontentieren und dem Leser Einiges zu erraten übrig zu lassen, wenn es nur ein paar Buchstaben weniger gibt. Dahin geht all ihr Denken und Trachten, und jeder Sudler legt, ohne Umstände, seine Tatzen an, die deutsche Sprache zu verbessern. —

Was würde aus der lateinischen, was aus der griechischen Sprache geworden sein, wenn Griechen und Römer sich einer solchen niederträchtigen Buchstabenzählerei ergeben hätten?

Sogar ist jeder englische, französische, italienische, spanische Schriftsteller bemüht, elegant, jedenfalls aber korrekt zu schreiben: bloß der deutsche nicht; sogar scheint er bemüht, möglichst nachlässig, gemein und unverständlich seine Sache hinzuschmieren. Sein einziger leitender stilistischer Grundsatz dabei ist die niederträchtige Buchstabenzählerei. Dies gilt von fast allen: die Ausnahmen sind selten.

Schon deshalb, anderer Gründe zu geschweigen, lese ich lieber in jeder anderen Sprache, als Deutsch: ja, ich fühle eine wahre Erleichterung, wenn ich so ein deutsches Buch notgedrungen abgetan habe, mich wieder zu den anderen, neuen wie alten Sprachen wenden zu können: denn bei diesen habe ich doch eine regelrecht fixierte Sprache mit durchweg festgestellter und treulich beobachteter Grammatik und Orthògraphie vor mir und bin ganz dem Gedanken hingegeben; während im Deutschen ich jeden Augenblick gestört werde durch die Naseweisheit des Schreibers, der seine grammatischen und orthographischen Grillen und knolligen Einfälle durchsetzen will; wo-

bei die sich frech spreizende Narrheit mich anwidert. Es ist wahrlich eine rechte Pein, eine schöne, alte, klassische Schriften besitzende Sprache von Ignoranten und Eseln mißhandeln zu sehn.

Die deutsche Sprache wird jetzt von dem Federvieh (wie kürzlich ein Litterat seine Kollegen nannte) methodisch zu Grunde gerichtet.

*

Ein impotentes Zeitalter, welches nicht Einen Schriftsteller aufzuweisen hat, dessen Werke sich irgend eine Dauer über dasselbe hinaus versprechen könnten, will die Sprache der klassischen Zeit reformieren, und zwar dadurch, daß es das Imperfekt alle andern Präterita vertreten läßt und alle den Sinn modulierende Präfixe und Affixe wegschneidet; bei welchem Verfahren die Sprache zuletzt auf ihre Wurzelworte zurückgeführt würde. —

Schreibt ihr Plattheiten und Unsinn in die Welt, so viel es euch beliebt: das schadet nicht: denn es wird mit euch zu Grabe getragen; ja, schon vorher. Aber die Sprache laßt ungehudelt und unbesudelt: denn die bleibt. —

Mit einem Wort, Kriegsgreuel sind Kriegsgreuel und Kriegslügen sind es auch. Aber es ist in Wahrheit ein Volk, das in seiner Sprache wie in Feindesland haust und kleinen Wörtern die Gliedmaßen abhackt. Alles was wir heute erleben, ist undenkbar. Aber am undenkbarsten die Vorstellung, daß Schopenhauer es erlebt hätte.

*

Die deutsche Sprache ist jetzt völlig vogelfrei für jeden Skribler, der im Dienst eines Buchhändlers, oder Zeitungsschreibers, das Papier beklext: wenn dies so fortgeht, so wird, über 100 Jahre, die deutsche Sprache, die Sprache, in der unsere Klassiker geschrieben haben, eine tote sein, und statt ihrer in Deutschland ein wortarmer und grammatisch ungelenker Jargon, das Werk obiger Reformatoren, geredet werden. — Auf solchem Wege sind ja alle die alten, herrlichen Ursprachen zu Grunde gegangen: Pack, Pack, Pack, Halbvieh ist gekommen, ihnen den seinen tierischen Mäulern angemessenen Jargon zu substituieren. So wird es auch hier gehn. —

Empörend ist es, die deutsche Sprache zerfetzt, zerzaust und zerfleischt zu sehen, und oben drauf den triumphierenden Unverstand, der selbstgefällig sein Werk belächelt; — während man bedenken sollte, daß die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, welches man daher in Ehren halten und nicht mutwillig antasten soll. —

Wer ist denn dieses Zeitalter, daß es an der Sprache meistern und ändern dürfte? — was hat es hervorgebracht, solche Anmaßung zu begründen? Große Philosophen, — wie Hegel; und große Dichter, wie Herrn Uhland, dessen schlechte Balladen zur Schande des deutschen Geschmacks 30 Auflagen erlebt haben und 100 Leser haben gegen Einen, der Bürgers unsterbliche Balladen wirklich kennt. Danach messe man mir die Nation und das Jahrhundert, danach.

Womit Schopenhauer gegen Uhland mehr recht behalten hat als für Bürger. Der Unterschied hier, nach Verdienst und Ruhm, ist beiweitem keine so deutsche Tatsache wie die, daß die Bürgersche Lenore 100 Leser hat gegen Einen, der Claudius und Hölty kennt. Da erst beginnt die Tragödie des deutschen Geistes. Auch muß bei aller Ehrfurcht vor der Gewalt und Echtheit dieses Schopenhauerschen Widerwillens gesagt sein, daß er die Entehrung der deutschen Sprache zu sehr an jener Oberfläche des Lebens wahrnimmt, wo auch eine bessere Grammatik an dem Wertverlust nichts ändern könnte. Die Verluderung der Umgangssprache ist nur ein trauriges Kapitel, aber der Sprachgeist hätte überall und selbst im verwahrlosesten Hause noch Raum. Ging's noch tiefer herunter, so wäre, aus allen von Schopenhauer gerügten Fehlern zusammengesetzt, in der einmal gegebenen Konvention, noch immer ein Werk der Sprache möglich, für das der Deutsche kein Gefühl mehr hätte. »Es war einmal« so beginnt das deutsche Märchen von einer versunkenen Herrlichkeit, und es beginnt mit einem Imperfekt, das Schopenhauer für falsch hält.

Die Literaturlüge auf dem Theater

Man habe nur einmal den Mut, unmittelbar nach einer Lektüre der Nestroy'schen Judith die Hebbel'sche zu lesen, wie's mir, nach so vielen Jahren, neulich gefallen hat. Dann wird man auch den Mut haben, sich selbst – und auf alle mögliche Gefahr hin auch andern — einzugestehen: daß die Parodie von Hebbel ist und nicht von Nestroy. Denn die von Nestroy füllt, da sie, ganz abgesehen von ihrer satirischen Meinung, die Handschrift des schaffenden Geistes vorstellt, der mit dem Wort Leben wirkt und dessen Wort den Atem dieses Lebens hat, ihre eigene komische Realität aus. Wüßte man selbst nicht, daß hier jede Tirade nur eine kaum verbogene Wiederholung, die Einstellung eines lächerlichen Ernstes in eine bessere Denkordnung bedeutet, die schlichte Zitierung einer Spottgeburt vor das Hochgericht des Spotts, — so lebte die Nestroy'sche Posse doch in ihrem eigenen Element weiter, hätte aus sich selbst Pathos genug, um zu atmen und da zu sein. Keineswegs die Hebbel'sche Tragödie; denn sie war auf die Grimasse schon angewiesen, ehe diese als eine Naturnotwendigkeit sie antrat. Sie trägt den Nestroy'schen Hohn in sich, weil sie diesseits der Lebendigkeit solchen Atems geboren ist. Liest man dieses Original unmittelbar nach der Travestie, dann möchte man auf Schritt und Tritt — am überraschendsten vor dem Manasses-Motiv — an der Erstgeburt zweifeln und finden, daß die parodistische Eigenkraft Hebbels von Nestroy so wenig erreicht werden konnte, wie das Pathos Nestroy'scher Satzbildung von Hebbel. An keinem Vergleich von Gestaltetem und Gesagtem ist der Unterschied zwischen Sprachkraft und psychologischer Besprechung deutlicher zu fassen. Es ist eigentlich belanglos, daß die Nestroy'schen Sätze den Sinn einer Persiflage haben sollen. »,Was sagst du, Hosea, mein Freund!' ,Was soll man da sagen, sie stehn draußen vorm Tor.' ,Aber werd'n sie stehn bleib'n draußen? Nein, sie werden dringen herein.'« Oder: »Das is zu arg! Die Hungersnot kommt zu steigen, und wenn sie steigt, so wachst sie.« Dies, wie die rassige Einheit von Wunderglauben und Profit, ersetzt Hebbels bethulische Ensembles. Und etliche Holofernes-Reden die gutmütige Versicherung:

»Es ist nicht so arg; ich hab' nur die Gewohnheit, alles zu vernichten.« Oder die herablassende Feststellung: »Sixt es, sixt es, jetzt is der Nebukadnezar ein Gott.« Und erst der Schwertstreich, der den gordischen Knoten des Holofernes-Problems durchhaut: »Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehen, wer der Stärkere is, ich oder ich.« Nach der Elle gesprochen, kommt beim Original nichts Psychologischeres heraus, und ein für allemal bleiben die Hebbel'schen Dimensionen auf den Maßstab so kleiner Lebendigkeit reduziert. Ohne Zweifel, dieses Drama verdankt seine Unsterblichkeit dem satirischen Nachweis, daß es nicht leben kann. Denn immer noch dürfte das Dramatische, trotz allem, was die deutsche Bildung so seit Jahrzehnten zugelernt hat, viel eher eine Beschäftigung der Sprache als der Psychologie sein. Es mag ja einer literarhistorischen oder kritischen Gilde, die keine Ahnung von dem Geheimnisse hat und darum ihr Wissen vom Wißbaren breitschwätzt, epochenlang glücken, ein Publikum — vor allem das deutsche — dumm zu machen und ihm einen Klassiker aufzudrängen, den sie dazu ernennt. In die Unsterblichkeit jedoch »zieht sich der Weg«, wie eben Nestroy sagt, und auf die längere Lebensdauer dürften in papierdünner Sprache gehaltene Exkurse über das Wesen des Dämonischen kaum hinreichen, um mit den lebendigen Möglichkeiten sprachlicher Gestaltung verwechselt zu werden. Die Hebbel'schen Menschen halten sich selbst nicht aus: sie scheinen samt und sonders entschlossen, dem bauchrednerischen Versuch, der gar nur ein kopfrednerischer ist, ein Schnippchen zu schlagen, und einigen sich, den Autor schon beim Aufgehn des Vorhangs vor das Publikum zu ziehen. Denn sie machen gar kein Hehl daraus, daß sie mit verteilten Rollen alle das nämliche zu sagen haben und sozusagen auf Teilung des Geistes spielen. Aber wäre dieser Geist nicht ein gar so gescheiter Geist, so gings auf seiner Bühne wohl dramatischer her. Und dennoch bewahrt diese Gescheitheit ihr bürgerliches Maß, dessen sie selbst für Holofernes'sche Redewendungen nicht entraten kann. Judith exekutiert eine echt biblische Rache, indem sie dem Holofernes den Kopf abnimmt, damit er an dem gestraft werde, womit er gesündigt hat. Nur müßte ihr und allen desgleichen geschehen, nichts anderes, als was sie sich ohnedies selbst antun: sie

treten schon mit dem Kopf in der Hand auf und siehe da, es ist der allen gemeinsame, der Hebbel'sche. Kein Vorwurf aber trifft Hebbel weniger als der oft erhobene, daß seine Geburten von der Nabelschnur des Gedankens noch nicht befreit seien. So elementar lebt und stirbt sichs in seinen Reichen nicht, wenngleich viel von so elementaren Dingen gesprochen wird. Die endlose Schnur von aneinandergereihten Überlegungen, die jede Hebbel'sche Figur mitschleppt, weist weniger auf Geburt als auf Selbstmord. Jede erhängt sich an ihrem Scharfsinn, ehe sie noch auf zwei Beinen steht. Mann und Weib, Bethulier und Nibelungen, der gehirnte Siegfried und Judith, die mit Recht ihrem Schoß Unfruchtbarkeit wünscht, weil er dem Holofernes ein Problem gebären könnte — sie alle sind von dem gleichen Wortgeschlecht, von der gleichen intellektuellen Herkunft, alle von Hebbel persönlich ohne die Sprache gezeugt. Da ist auch nicht ein Satz, der nicht stumm wäre, wenn man ihn liest, und der nicht einen Sterbenslaut von sich gäbe, wenn man das Buch zuklappt. Wie seltsam, daß dieser Autor zu jenen gehört, die von dem Geheimnis wissen, das sie nicht haben. Ein Sprachdenker wie Nietzsche; indem er über die Sprache denken konnte, was über sie zu denken ist: daß nur in und aus ihr zu denken ist, und dieser Erkenntnis das Erlebnis schuldig blieb; wie Nietzsche kein Sprachdenker. Seine Lyrik, die manchmal aus dem intellektuellen Zwinger weit herausfindet und gar tönt, ergreift in freierer Luft — und doch nicht aus der Sprache — die schöne Erkenntnis:

Die Sprache.

Als höchstes Wunder, das der Geist vollbrachte,
Preis' ich die Sprache, die er, sonst verloren
In tiefste Einsamkeit, aus sich geboren,
Weil sie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich sie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur sie den schweren Fluch beschworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelsein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriff'nem Selbstzersplitt'rungs-Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerstoben:
So wird durch sie, die jedes Wesen-Balles
Geheimstes Sein erscheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben.

»Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse: Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte.« Wie vor mir Hebbel diesen. Aber der Dramatiker hat reichlich ohne das Wunder sein Auskommen gefunden. Ohne daß sie ihm den schweren Fluch beschworen hat, ist sein Geist im dumpfen Einzelsein verblieben. Seine dramatische Welt ist wahrlich eine von Punkten, zu denen in nie begriff'nem Selbstzersplitt'rungsdrange das unerforschte Eins und Alles gleich zerstoben war, ohne daß die Sprache ihm die Bindung vollzogen hat. Was er treibt, ist Spektralanalyse, und der deutsche Leser nennt es »Gedankendichtung«. Aber der in einer geistigen Konvention zuständige Autor, der bloß nicht charakterisieren kann, fällt bei weitem nicht so die Nerven an, wie der unermüdlich hinter seinen Figuren arbeitende Denker, dem man drei Stunden lang dabei zusehen muß und dessen Eigensinnigkeit eben das Terrain zu behaupten sucht, wohin sie am allerwenigsten gehört. In Deutschland jedoch entschädigt sich Unbehagnis durch einen Respekt, der nie dem zu Empfindenden und immer dem nicht zu Verstehenden gezollt wird. Nur in Deutschland ist das Staunen vor einer durch Sprachnot sich fortfrettenden Problematik möglich, und weil Ibsen sich eines Tages kühn entschloß, kein Dichter mehr zu sein, sondern sittliche Forderungen zu stellen, anstatt deren Erfüllung auf dem einzig sicheren Umweg der Kunst vorzubereiten, ließen sich auch die Zuhörer dogmatisch hinreißen und ein alle Entbehrungen durchhaltendes Publikum erklärte sich bereit, sich zwei Jahrzehnte lang im Theater zu langweilen. Eben so lange, als der analytische Zauber des neuen kritischen Geschäftes wirken konnte, das auf dem Wissen gegründet war: zu tun, als ob man empfände, was man bloß nicht versteht, schafft auch das Ansehn, als ob man verstände, was man nicht empfindet. Aller Schwindeldramaturgie zum Trotz aber, die damals emporgediehen ist, indem sie eine

Menge von Eseln durch die Freuden der Eingeweihtheit für die Qualen der Langweile entschädigen konnte, sei es gesagt: daß ich, wissend daß es Shakespeare und Nestroy gibt, aus der Atmosphäre der Hebbel und Ibsen skrupellos in die der Scribe und Sardou flüchten würde und das lebendige Andenken einer Burgtheatervorstellung von »Feenhände« oder »Die guten Freunde« für alle Verzückungen gebe, zu denen uns die norddeutsche Ersatzweihe seit 1890 herumkriegen wollte. Was sich die Leute im französischen Lustspiel zu sagen hatten, weiß ich nicht mehr, aber bewahre es in angenehmster Erinnerung, als Rhythmus und Form von irgendetwas, das mit dem Leben zusammenhing, als Spielraum echter schauspielerischer Kultur, die eine größere Tatsache menschlicher Entwicklung bleibt als die Hervorbringung eines Werkes, in welchem auseinandergesetzt wird, daß das Problem der Geschlechter ein Problem ist. Denn wenn das schlechte Drama nicht in der Menschheit mündet, so mündet doch das gute Theater in der Gesellschaft. Solange Tröpfe sich nicht durch Bildung bewogen gefühlt haben, den kastalischen Quell mit dem benachbarten delphischen Orakel zu verwechseln, war's überhaupt noch eine Lust, im Theater zu leben. Der Irrwahn, daß wir dort die Fakultäten absitzen müssen, stand noch nicht auf dem Repertoire. Das Leben war einem wenigstens im Theater leicht gemacht. Nun leider ist es allzu leicht geworden. Denn nachdem die großen Anstrengungen eingeführt waren — mit Orchestermangel als Strafverschärfung —, rächte sich die mißhandelte Theaterliebe durch Orgien der Banalität und entfesselte die Tanzoperette, die, als ratio des Schwachsinns, auch seine ultima ratio und vielleicht die letzte Konsequenz der Verhebbelung und Vernebelung der Bühne bedeutet.

Notizen

Will man einen Geschmack von der intellektuellen Unbefangenheit haben, die sich dieses Berlin durch einen Weltkrieg erhalten hat, so schmecke man den Prospekt, den der Gründer einer neuen Zeitschrift »Marsyas«, allen Warnungen zu Trotz, so unvorsichtig ist mir ins Haus zu schicken:

Strebsamer Popularisierung von moderner Kunst und Literatur oft berufenes Heil ist nicht erstanden. Laut und geschäftig verkündigen sich Massenauflagen an »das Volk«. Aber das Volk liebt seine alten Dichter, und gegen die neuen steht es unvorbereitet und mit Widerstand.

Ach, wenn es nur!

Sein Wille zur Kunst ist groß, doch langsam. Auf hundert Irrwegen schon verführt, besinnt es sich entschlossen zum allein sicheren Besitz: dem klassisch gewordenen Wert.

Es wäre also für Goethe?

An dem Ereignis neuer Erstehungen beteiligt zu werden, verzichtet es von Natur. Und begnügt sich noch immer befriedigt mit den Erzeugnissen unterhaltsamer Autoren

Es wäre also für die um Staackmann?

und den sanften Vierfarbendrucken nach alten Meistern an den Wänden. Aber vergeblich und von heroischer Ironie erweisen sich Versuche, letzte geistige Erreichnis,

Das Unzulängliche hier wirds Erreichnis. (Weil es zumeist in Leipzig gedruckt wird.)

letzte bildliche Verwirklichung gleich allen anzubieten. Die meisten lehnen sie lebhaft und berechtigt ab, denn sie sind nicht für sie.

Da hätten die meisten recht.

Zwischen fortsteigender Künstlerschaft und der naiven Empfänglichkeit der Vielen steht, vermittelnd, von einem zum andern hinüberreichend, die kleine Zahl gepflegter Intellekte, die Grundlage besitzen und die Begeisterung für die Vollendungen des Heute.

Die gepflegten Intellekte, die Grundlage besitzen, die Vollendungen des Heute von einem zum andern hinüberreichend, das sind die Schieber, die heute Rollgerste, morgen neue Kunst vermitteln, ohne sich von dem Vorhandensein des Artikels persönlich überzeugt zu haben.

Jene kleine Zahl zu sammeln, ist Aufgabe dieser Zeitschrift. Ihr Ziel erweist sich streng und begrenzt, nach sorgfältigster Auswahl Bestes und Gehaltvollstes der Zeit zu geben: in Prosa und Graphik. Ausdruck zu suchen und anzuregen für die Sensationen starken, gegenwärtigen Lebens.

Nebbich.

Den Begriff des Genusses in die Sphäre geistigen Lebens zu steigern, zu einem ernsten und wachen Eindringen in die großen Energien, die Zukünftiges, einmal vereint, gestalten werden, und die heute noch verstreut sind.

Über der ganzen Welt.

Nichts anderes, dieses Vereinen, Zukünftiges herbeizuführen und zu erziehen, ist schwere und glückliche Aufgabe der Zeitschrift.

Wir geben hier grundsätzliche Feststellungen: sie machen unser Programm schon aus.

Was festgestellt wird, ist vorläufig noch unbekannt, aber grundsätzlich. Man beachte, wie aus dem Phraseur durch Substantivierung von Verben, Adjektiven oder adjektivierten Verben sowie durch die Fähigkeit, einen abgegriffenen Singular in einen funkelnagelneuen Plural zu verwandeln, im Handumdrehn ein Expressionist wird.

Man verlange keine Präzisierung einer Richtung. Einmal die Politik ausgeschaltet, wie bei uns, legen wir jedermann den Entschluß nahe, in der Fixierung geistiger Richtungen und vorzüglich künstlerischer keine Notwendigkeit zu sehen, vielmehr meist Behinderndes zum freien Ausfalten innerer Regung. Verwirklichte Gestaltung, dieses Tatwerden der Kunst, nichts anderes, ist Ziel, nicht Richtung, jedes Schöpfers.

Womit die Beziehung des Waschzettels zur Schöpfung eindeutig umschrieben wäre.

Ihm huldigen wir, dem wir die ausreichende Energie zum großen Mitarbeiten an der Zeit zutrauen: und der beteiligt, ihrem Gesicht Ausdruck und Innerlichkeit gibt, — und bleiben fern, einem der vielen -ismen uns anzugliedern, eher bereit, unser erprobtes Mißtrauen diesem wie jedem ästhetischen System entgegenzuhalten. Sehen in diesen -ismen letzten Grundes nichts als Schalen, die abfallen oder zersprengt werden von dem großen Gehalt, während sie den armseligen nur verhüllen, solange man aus ihnen nicht zu schöpfen sucht.

Ob es nun Schalen sind, die abfallen oder aus denen man schöpfen kann, wird sich zeigen.

Man lasse uns außerhalb der Richtungen nichts als die ausgewählteste Prosa,

Von solchem Kaliber

die heute von den wenigen Schriftstellern geschrieben wird, mit der gepflegtesten Graphik deutscher und auswärtiger Künstler verbinden.

Folgen die entsetzlichsten Namen, Muster für die ausgewählteste Prosa und die gepflegteste Graphik, wie man sie auf keiner modernen Drucksorte vermißt.

Der Druck

erfolgt in einer numerierten Auflage von 235 Exemplaren. Es werden zwei Ausgaben hergestellt. Die Exemplare I bis XXXV auf Kaiserlich Japan und auf Strathmore Japan bringen jede Originalradierung dreimal: im endgültigen Zustand, im ersten Zustand und als Remarquedruck. Die Exemplare 1 bis 200 auf handgeschöpftem Bütten enthalten jede Radierung einmal. Jedes Heft bringt zehn bis zwölf Originalradierungen in der Büttenausgabe, sowie mehrere Holzschnitte und Steindrucke. In den Exemplaren I bis XXXV sind alle Kunstbeiträge signiert. In den Exemplaren 1 bis 200 signiert der Künstler die letzte Radierung einer jeden Illustration.

Der Subskriptionspreis

für den ganzen Jahrgang, das sind sechs Hefte im Umfang von durchschnittlich hundert Seiten Großquart, beträgt für ein Exemplar der Japan Ausgaben I bis XXXV 1500 M., der Ausgaben 1 bis 200 auf handgeschöpftem Bütten 600 M. Die Zahlungen für den Jahrgang können auch halbjährlich erfolgen, oder heftweise auf besonderen Wunsch.

Eine numerierte Ankündigung

in 570 Exemplaren befindet sich in Vorbereitung. Sie enthält: Eine Originalradierung von Hans Meid, eine Originalradierung von Rudolf Großmann, zwei radierte Vignetten von Erich Thum.

Die ganzseitige Radierung von Meid, die wie die andern für die Ankündigung des Marsyas hergestellt wurde, ist in den Abzügen auf Japan, I bis XXXV vom Künstler signiert. Es sind ebenso die ersten 35 Abzüge von Grossmann und Thum signiert. Diese Exemplare sowie die Exemplare 1 bis 200 der Ankündigung werden den Subskribenten eines Jahrganges reserviert und nicht berechnet. Die andern Exemplare, gleichfalls auf handgeschöpftem starken Bütten sind zum Preise von 50 M. zu beziehen. Bestellungen auf diese Ankündigung nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Eine unerhörte, alle Bedürfnisse umfassende Organisation. Somit wäre für alle Sorten von Berliner Kriegslieferanten, die nun einmal unter »handgeschöpftem Bütten« nicht leben können und denen der Dreck auf Kaiserlich Japan gereicht werden muß, vorjesorgt. Beneidenswert der, dem es gelungen ist, sich rechtzeitig die 35 von Grossmann und Thum signierten zu sichern. Man versteht aber endlich, warum Japan gleich zu Beginn losgeschlagen hat. Repressalien für den Berliner Snobismus. »Vollendungen eines Heute«, das nicht mehr zu ertragen war. Kiautschau als Faustpfand gegen eine Weltanschauung, die so unehrlich ist, Schweißfüße durch »ästhetische Kultur« verleugnen zu wollen. Marsyas war ein geschickter Flötenspieler, der von Apoll im Wettkampf besiegt und geschunden wurde. Mangels jeglicher apollinischer Fähigkeiten, die allerdings keine Luxusdrucke brauchen würden, wird uns der fertige Anblick des Marsyas geboten: der Schund.

* * *

Brüssel. Zivilverwaltung. 6. 4. 17.
Kolonialverwaltung.

An den Verlag der Fackel.

In Nr. 454/456 Ihrer Druckschrift vom 1. April 1917 ist mein Gedicht »Tötlicher Baum« abgedruckt. Der Nachdruck geschah ohne Quellenangabe und widerrechtlich. Ich fordere Sie hierdurch auf mir ein Honorar von Mk 40.— zuzusenden innerhalb von 8 Tagen.

Hochachtend

Carl Einstein.

* * *

Bibliographisches. ‚Die Schaubühne' (Berlin), XIII. Nr. 12 bis 17 (22. März bis 26. April): Karl Kraus (I. bis VI.). Von Berthold Viertel. — ‚Das neue Deutschland' (Verlag F. A. Perthes, Gotha), V. Heft 11, 1. März und Heft 14, 15. April: Zitate.

Als Broschüre erschienen: »Rundfrage über Karl Kraus« (Brenner-Verlag, Innsbruck) mit Einleitung von Ludwig v. Ficker.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, Sonntag, 1. April 1917, 3 Uhr nachmittags:

I. Goethes Volk / Von einem Mann namens Ernst Posse / Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul / Aus: François Rabelais' »Gargantua« (»Wie etliche von Pikrochollers Hauptleuten ihn durch hitzige Ratschläge in Gefahr brachten.«) Übersetzung von Hegaur und Owlglaß. II. Keine Schweißfüße mehr! / Das kann in England nicht ohne Eindruck bleiben / Einer aus dem Schützengraben / Schon wieder eine Forderung! / Ich höre / Ein Bild / Zeichen und Wunder / Das hätte ich nicht erfinden können / Pfleget den Fremdenverkehr / Was sich am Ende der Zeit begab. III. Die letzten Tage der Menschheit (Aktschluß einer Tragödie) / Gebet.

Ein Teil des Ertrages ist wohltätigen Zwecken zugewendet worden. (Desgleichen von der Vorlesung vom 4. März, was in Nr. 454—456 nicht vermerkt war.)

*

Vorlesung im Kleinen Konzerthaussaal, 4. April, 6 Uhr:

I. Johann Nestroy: »Judith und Holofernes«, Travestie in einem Akt (Musik von Carl Binder). II. Gerhart Hauptmann: »Hannele Matterns Himmelfahrt«, Traumdichtung in zwei Teilen. Begleitende Musik (hinter der Szene): Dr. Egon Kornauth.

Der gesamte Ertrag ist wohltätigen Zwecken (Blindenunterstützung, Kinderschutz, Tierschutz) zugewendet worden.

*

Eine Wiederholung dieses Abends — gleichfalls zu wohltätigem Zweck (Kriegsblinde und Kindervereine) — hat am 25. April, halb 7 Uhr, stattgefunden.

*

Wie die Kinder-Schutz- und Rettungs-Gesellschaft bei Bestätigung des ihr zugewendeten Betrages mitteilt, hat ihr ein Hörer der ersten »Hannele«-Vorlesung 200 Kronen gespendet. Die Gesellschaft spricht ihren Dank zugleich mit der Vermutung aus, daß der Vorleser bei dieser Gelegenheit »auch weitere Kreise auf die Zwecke der Kinder-Schutz- und Rettungs-Gesellschaft aufmerksam gemacht habe«. Das ist natürlich nicht der Fall, vielmehr ist die Wohltat nur dem Eindruck der vorgelesenen Dichtung zuzuschreiben, der so auf reinste Weise in eine Zweckwirkung umgesetzt wurde.

*

Auf dem Programm zu »Hannele«:

Die Vorführung dieser im neueren Deutschland einzigartigen Dichtung geschieht, um häufig vorkommenden Verwechslungen des Dichters Gerhart Hauptmann mit dem Kriegsdichter gleichen Namens zu begegnen.

*

Auf dem Programm zu »Judith und Holofernes«:

Am 13. März 1849 im Carltheater — mit Nestroy als Joab-Judith und Wenzel Scholz als Holofernes — zum ersten Male, seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt; manchen aus einer Kainz-Vorlesung (1909), der der heutige Vortragende nicht beigewohnt hat, in Erinnerung. Ludwig Speidel hat im Jahre 1881 geschrieben:

»In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat.«

Das Urbild des seither banalisierten Humors aus Jargon und Kaserne. Durch die parodistischen Riesenmaße von Heldentum und Wucher der Gegenwart vertraut.

*

Auf dem Programm zur Vorlesung aus »Gargantua«:

Dem Buch, dessen zeitliche Wahrheit dem Genius zugehören mochte, aber dessen Genießbarkeit um seiner appetitwidrigen Humore willen für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unbegreiflich bleibt, sichert dies eine Kapitel XXXIII die Unsterblichkeit, mehr: die Lebendigkeit zuverlässigster Ahnung von dem, was sich erst heute begibt. Die Satire wird vollkommen durch die vollkommene Ahnungslosigkeit der deutschen Übersetzer, die, dem patriotischen Simplicissimus-Kreise angehörig, sich heute verwundern mögen, an welcher Satire sie da mitgearbeitet haben.

Ein Kapitel aus François Rabelais' Gargantua*).

Wie etliche von Pikrochollers Hauptleuten ihn durch hitzige Ratschläge in Gefahr brachten

Als sie die lieben Wecken hereinbugsiert hatten, traten der Herzog von Borzlingen, Graf Raufdegen und Hauptmann Schissenbutz vor ihren König und huben an: »Hoher Herr, heute noch machen wir Euch zum glücklichsten und ritterlichsten Fürsten, den die Sonne seit Alexanders des Großen Tagen beschienen hat.« — »Bedeckt euch, bedeckt euch!« winkte Pikrocholler gnädig. — »In aller Demut. Untertänigsten Dank! Mit schuldigem Gehorsam! Unser Plan ist so: Ihr lasset einen Hauptmann mit ein paar Soldaten zum Schutze dieses Platzes, der uns mit den Wällen, die nach Eurer Hoheit Plänen aufgeworfen sind, reichlich stark befestigt erscheint. Euren Heerhaufen teilt Ihr in zwei, wie Ihr das ja bei Eurer Weisheit von selbst angeordnet hättet. Die eine Schar fällt über diesen Grandgosier und sein Völklein her und wirft es, versteht sich, beim ersten Ansturm wie im Handumdrehen! Nun verstärkt Ihr Eure Kriegskasse; denn der Schuft hat Geld in Hülle und Fülle. Der Schuft, sagen wir, denn ein anständiger Fürst hat niemals Geld. Dukaten hüten ist schuftig.

Die andre Abteilung zieht unterdes nach Onis, Angomois und Gaskonien, dann im Hui nach Médoc, Perigord und der Bordeauxer Heide. Ohne viel Federlesens nimmt sie Städte, Schlösser und Festungen. In Bayonne und Fontarabie seid Ihr Herr über alle Schiffe und segelt der Küste entlang nach der Baskei und Portugal. Ihr plündert alle Hafenplätze bis nach Lissabon und erbeutet im Hui alles, was ein Eroberer braucht. Potzhagelwetter! Spanien fällt Euch zu Füßen. Was sollen die Hundsfötter sonst tun? Ihr fahrt durch die sibyllinische Meerenge und pflanzt zum ewigen Gedächtnis Eures Namens zwei Säulen, die auf des Herakles seine herunterschauen wie auf Zwetschgenkerne. Und die Meerenge wird von Stund' an die Pickerkoller Straße heißen.

---

*) Verlegt bei Albert Langen. Vgl. die Bemerkung auf S. 63.

Ihr segelt da vorbei, und Khair Eddyn Rotbart übergibt Euch seinen Säbel und wird Euer Sklave.« — »Ich werde ihn gnädig behandeln,« nickte Pikrocholler. — »Wohl, wohl,« pflichteten sie bei, »aber taufen muß er sich lassen! Darauf erobert Ihr die Reiche von Tunis, Hippo, Algier, Karthago, Cyrene, kurzweg das ganze Berbergebiet. Majorka, Minorka, Sardinien, Korsika fallen Euch in die Hand samt den andern Inseln des ligurischen und balearischen Meeres. Ihr haltet Euch nach links und unterwerft das narbonnische Gallien, die Provence, die Allobroger, Genuesen, Florenz, Lucca, und dann gute Nacht, Rom! Der arme Herr Papst fällt schon in Todeskrämpfe vor Angst.« — »Ha, bei meinem Bart, ich küss' ihm den Pantoffel nicht!« krakehlte Pikrocholler.

»Italien steckt Ihr in die Tasche, und Neapel, Calabrien, Apulien, Sizilien und Malta bindet Ihr als Deckel obendrauf. Schade, daß die netten Johanniterritter nicht mehr dort sind; ich möchte die Herrlein gar zu gern vor Angst ihr Wasser abschlagen sehen.« — »Nach Loretto werd' ich gerne pilgern,« meinte Pikrocholler. — »Keine Rede,« wehrten sie ab, »erst auf dem Rückweg! Vorderhand machen wir Candien, Cypern, Rhodus und die Cykladen uns zu eigen und fahren dann über Morea her. Uns gehört es! Heiliger Truthahn! Gott schütze Jerusalem! Schon schmilzt der Sultan vor Eurer Allgewalt.« — »Werd' ich,« warf der König ein, »den Tempel Salomonis aufbauen lassen?« — »Nein, nein, noch nicht; wartet noch ein Weilchen. Ihr seid viel zu rasch und hitzköpfig .... Erst müßt Ihr Kleinasien unterjochen und Carien, Lykien, Pamphilien, Cilicien, Lydien, Phrygien, Mysien, Bithynien, Charazien, Satalien, Castamena, Savasta, bis zum Euphrat.« — »Bekommen wir,« fragte Pikrocholler, »auch Babylon und den Berg Sinai zu sehen?« — »Das braucht's jetzt nicht. Habt Ihr denn nicht genug, wenn Ihr das hyrkanische Meer zu Schiff, beide Armenien und alle drei Arabien zu Pferd durchquert habt?«

»Ach du liebe Zeit, was sind wir für Toren,« klagte der König plötzlich, »wir armen Würmer!« — »Wieso denn?« fragten sie. — »Ja was sollen wir denn in der Wüste trinken? Julian Augustus und sein ganzes Heer ging dort vor Durst elendiglich zugrunde, wie die Geschichte vermeldet.« — Da

beruhigten sie ihn: »Dafür haben wir bereits gesorgt. Im syrischen Meer schwimmen Euch 9014 große Schiffe voll des besten Weines der Welt; sie steuern nach Jaffa. Dort warten schon 220.000 Kamele und 1600 Elefanten, die Ihr auf einer Treibjagd bei Sigeilmis gefangen habt, als Ihr nach Lydien rücktet, wobei Euch auch die ganze Karawane von Mekka in die Hände fiel. Das reicht doch wohl, um Euch nicht ohne Wein zu lassen?« — »Ja, ja; aber er ist nicht sehr frisch, find' ich,« meinte er kopfschüttelnd. — »Potz Karpfenleber,« fluchten sie, »ein Held, ein Eroberer, ein Weltbezwinger kann nicht immer alles nach Wunsch gepolstert und gefüttert haben. Dankt Gott, daß Ihr mit Eurem Heer heiler Haut wenigstens bis zum Tigris vorgedrungen seid.«

»Aber,« fragte er dazwischen, »was schaffen unterdes meine Soldaten, die das Bürschlein von Grandgosier durchgewalkt haben?« — »O! die faulenzen auch nicht,« beruhigten sie; »die stoßen jetzt gleich zu uns. Sie haben nämlich inzwischen die Bretagne, Normandie, Flandern, Hennegau, Brabant, Artois, Holland und Seeland erobert. Sind über den Rhein gerückt, trotz der Schweizer und Lanzknechte; etliche haben auch Luxemburg, Lothringen, die Champagne und Savoyen bis Lyon zahm gemacht, und dort treffen sie Eure Besatzung, die von einem Mittelmeerzug triumphierend heimkehrt. Sie vereinen sich wieder im Böhmerlande, nachdem sie Schwaben, Bayern, Österreich, Mähren und Steiermark ausgebeutelt haben. Dann geht's lustig über Lübeck, Norwegen, Schweden, Dazien, Gotland, Grönland und Esthland bis zum Eismeer. Fallen drauf über die Orkaden her und machen Schottland, England und Irland zunichte. Fahren dann durchs Sandmeer und das Sarmatengebiet und werfen Preußen, Polen, Lithauen, Rußland, die Walachei, Ungarn, Bulgarien und die Türkei vor sich nieder und stehen, eh' man's denkt, in Konstantinopel.« — »Ja! und da vereinen wir uns alsbald mit ihnen,« bekräftigte Pikrocholler, »denn ich möchte noch Kaiser von Trapezunt werden! Und sollen wir nicht diese Hunde von Türken und Mohammedanern alle umbringen?« — »Ei freilich! Was denn sonst? Potz Teufel! Und ihr Hab und Gut schenkt Ihr Euern getreuen Dienern.« — »Ganz recht, so verlangt's die

Billigkeit. Ich übertrag' euch Caramanien, Syrien und ganz Palästina.« ....

Das alles hörte ein alter Rittersmann mit an, der im Kriege wohl erfahren und mit vielen Wassern gewaschen war. Er hieß Wismund und bemerkte auf die Großmäulereien der andern: »Ich fürchte bloß, dies ganze Wagewesen nimmt ein Ende wie die Geschichte mit dem Milchtopf, von dem ein Schuhflicker träumte, wie reich er damit sei; da zerbrach am andern Morgen sein einzig Näpflein, und er hatte nichts zu beißen noch zu nagen. Was soll die ganze Erobererei? Was wollt ihr denn mit euern Kreuz- und Querfahrten?« — »Behaglich ausruhen wollen wir uns, wenn wir wieder daheim sind,« antwortete Pikrocholler. — »Und wenn ihr gar nicht mehr heimkommt? Die Reise scheint mir lang und gefährlich. Wär's nicht gescheiter, jetzt gleich auszuruhen, ohne eure Haut erst zu Markte zu tragen?« — »Ei ja, warum nicht gar,« höhnte Graf Raufdegen, »das ist ein löblicher Vorschlag; setzen wir uns doch in den Ofenwinkel und helfen unsern Damen Perlen einfädeln oder Wolle wickeln wie weiland König Sardanapal. Wer nicht wagt, gewinnt weder Pferd noch Esel, sagt Salomo.« — »Und wer zuviel wagt,« gab Wismund zurück, »verliert Pferd und Esel, antwortet Markolf.«

»Basta! lassen wir das,« rief Pikrocholler; »aber ich fürchte mich bloß vor diesen verteufelten Legionen des Grandgosier; was machen wir, wenn sie uns in den Rücken fallen, derweil wir in Mesopotamien liegen?« — »Ganz einfach,« bedeutete ihn Hauptmann Schissenbutz, »Ihr schickt den Moskowitern eine schöne Empfehlung, und sie stellen Euch unweigerlich ein Heer von 450.000 auserwählten Soldaten auf die Beine. Macht mich zu ihrem Befehlshaber, und ich töt' Euch eine Stopfnadel für einen Allerweltskrämer, verzeiht, nein nein, umgekehrt. Ich hau', ich mord', ich stoß', ich treff', ich schlag', ich beiß', ich reiß', ich schmeiß', ich scheiß' . . .« »Hurra,« brüllte Pikrocholler, »auf! auf! macht euch fertig! Wer mich lieb hat, folgt mir nach!«

Hans Müller in Schönbrunn

Der Hans Müller, der nicht an die Front gehen mußte, um Briefe von dort zu schreiben — er wäre ein großer Vaterlandsverteidiger geworden, auch wenn er ohne Uniform auf die Welt gekommen wäre —, hat neulich dem Tod ins Auge gesehen. Er war nämlich in Schönbrunn, nämlich in der Menagerie und beschreibt, wie der Panther hinter den Gitterstäben dagelegen ist und ihn angeblickt hat. »Ich bin allein im Raum«, sagt Müller, der keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlor, so lange bis sich das Feuilleton in ihm zu formen begann. Freilich war er mit der vorgeschriebenen Marschroute, sich über den Panther etwas einfallen zu lassen, was zu Vergleichen mit der Menschheit führen konnte, nach Schönbrunn gekommen. Die Gefahr lockte ihn, aber er hatte sie wohl unterschätzt. Nun, im Nachgefühl der heroischen Lage, setzt er das schlichte Wort hin: »Ich bin allein im Raum.« Man kann ihm das Abenteuer glauben, wiewohl er sich kürzlich erst zu der Behauptung verstiegen hat, daß er vom deutschen Kaiser in der Hofburg empfangen worden sei. Müller beschreibt nunmehr den Panther, dessen Eindruck er sich nicht entziehen kann, bis auf die Nüstern, »unter denen die Borsten nadelspitz wegstechen«. Fünfzehn Jahre war er nicht in Schönbrunn gewesen. »Damals war die Welt noch weit und offen .... O Vielfalt der Welt, eingefangen wie ein Tropfen Essenz in die Kapsel der Erinnerung ...« Beginnt er zu sinnen, wie nur ein Shakespearescher Königssohn oder wie ein Nestroyscher Handlungsgehilfe zu sinnen pflegen, wenn sie ein Müller'sches Theaterstück gesehen haben. Diese Gedanken Hans Müllers, die bis zu den Pampas schweifen und hierauf einen Abstecher nach Dänemark, Sorrent, Spanien und an den Vierwaldstättersee machen, scheinen den Panther zu langweilen. Denn »das Tier reißt seinen Rachen auf«, es gähnt. Müller mißdeutet es und glaubt, er befinde sich nunmehr in jener Todesgefahr, der er durch die Aufgabe seiner Feldpostbriefe in

Wien und durch seine Tätigkeit im Kriegsarchiv glücklich entronnen ist. Es ist ein spannender Augenblick, welchem Müller mit dem knappen, aber inhaltsschweren Satz gerecht wird: »Es begibt sich, daß ich ganz dicht an die Gitterstäbe herantrete.« Diese Begebenheit einmal als wahr angenommen, warten wir nun auf das, was sich weiter begeben wird. »Der Panther schaut und regt sich nicht.« Es begibt sich nämlich zugleich, daß der Panther, der bis dahin kein Antisemit war, zum erstenmal im Leben einen Herrn von der Neuen Freien Presse sieht. Der Panther wartet, wir warten. »Sein Atem trifft den meinen in der unbewegten Luft«, berichtet Müller, während wir im Hinterland atemlos der Entwicklung harren. »Unsere Augen klimmen ineinander.« Der Panther, dem gewiß eine hübsche Beobachtungsgabe, aber kein Talent der Schilderung gegeben ist, hätte die Begebenheit, die auch auf ihn Eindruck gemacht haben muß, vielleicht nicht so impressionistisch, aber doch packend beschrieben. Nun aber habe, so behauptet Müller und der Panther widerspricht nicht, »etwas Ungeheures, etwas, was man« (Gottseidank) »in Worte nicht fassen kann, wie von der Urzeit der Schöpfung her, die ereignislose Minute mit Spannung gefüllt«. Was ist geschehn? Also doch? Hatte der Panther, der beim Anblick des Hans Müller eine Gebärde machte, die in der Sprache dieser Gattung »Oiweh!« bedeutet, zu einem entscheidenden Schlag gegen das Ansehen der Neuen Freien Presse ausholen wollen? Nein, das arme Tier, das sich glänzend beobachtet fühlte, riß bloß seinen Rachen auf. Es gähnte, wie gesagt, Müller aber glaubte, es wolle ihn verschlingen, um das Feuilleton zu verhindern. Alle, die nicht schreiben können, zum Beispiel ich, sind so geartet, sagt man. Aber man tut uns unrecht. Wir sind nicht hungrig, wir gähnen bloß. Müller aber ist fasziniert. »Wie gebannt blicke ich in diesen schwarzen Schlund, der von den gelben Zahnmessern furchtbar bewacht ist.« Dies Bild ist aber keine Reklame für Odol, sondern Müller erkennt, daß »die Feindschaft zwischen Kreatur und Kreatur ewig währen wird«, denn »auf gleichem Stern gibt es dennoch niemals Nachbarschaft! Wem gehört die Erde —?« Diese pessimistische Erkenntnis, die an eines jener Probleme rührt, die wieder nur mit einer Frage beantwortet werden können, hat der Denker in einem furchtbaren Augenblick sozusagen aus dem

Löwenrachen geholt, in einem Moment zwischen Tod und Leben, die nur durch Gitterstäbe von einander getrennt waren. »Jetzt zieht der Panther mit einer schweren, w i e trächtigen Bewegung die linke Vorderpranke unter dem Bauch weg und hebt sie hoch.« Schreckliches wird geschehn. »Eine Sekunde hält er den Tod erhoben, das grüne Glas seiner Augen wird flüssig.« Flieh, Müller! »Eine Sekunde ist es atemstill in der Wildnis. Todfeinde.« Wird Müller losgehen? »Brückenlose, die einander Blick in Blick gegenüberstehen.« Müller steht gegenüber und zögert. Seine Stimmung ist ernst, aber zuversichtlich. »Dann — vorüber.« Der Panther ist gerettet. Atmet auf. Froh, daß keine Brücke von ihm zu Müllern führt, während Müller sich das gewünscht hätte. »Müde legt die Riesenkatze ihren schönen Kopf in den Nacken zurück, der Arm gleitet an den Gefängnisstäben kraftlos hinab, und mit einem schweren, w i e erschöpften Ton fällt der ganze Körper dumpf auf die Liegestatt des Käfigs.« Von Müller's Blick bezwungen. Dem Panther ist mies. (W i e mies.) Was vermag ein Panther gegen einen Feuilletonisten? Wem gehört die Erde? Dem Feuilletonisten! Aber der Sieger ist nicht hoffährtig. Wenn auch noch so hoffähig. Er wird ihn gnädig behandeln. »Ein jähes Mitleid, von jener Art, die man nicht erklären kann, durchschüttert mich.« Er wälzt den Löwenanteil an dem Sieg über den Panther auf den Menageriedirektor ab, der den Panther gefangen hält und infolgedessen um die Möglichkeit gebracht hat, seine Kräfte frei zu gebrauchen. »Du armer Knecht« — Müller wird bitter — »hat man dir dein Leben fortgestohlen?« Müller erkennt, daß er über einen Wehrlosen gesiegt habe und wünscht den Panther frei. Er möchte ihm womöglich in Urforsten begegnen. Er beklagt eine Ordnung der Dinge, die ihn hieher geschleppt hat, »hieher zur Schau der Kinder.« Erst wenn alle heiligen Zeiten einmal ein Literat kommt, weiß der Panther, wozu er auf der Welt ist. »Kein Blick des Tieres verrät, daß es einen Menschen nahe weiß.« »Sinnlos liegt es da«. Ein Nebbich. Müller entfernt sich und denkt über das Leben und Gott über die Welt. Erkenntnisse, wie sie die Schalek an der Front gefunden hat, findet Müller vor diesem Käfig. Er weiß nun, was Glück ist, nämlich Freiheit. Von den Tieren erkennt er: »Nur, wo sie nicht wissen,

daß sie dienen, dienen sie mit Munterkeit.« Anders als die Feuilletonisten, die wieder nur dort, wo sie wissen, daß sie nicht dienen, mit Munterkeit dienen. Müller hat einmal zwei Ferkel gesehen, die in einer Singspielhalle dressiert vorgeführt wurden, nennt ihren Dresseur mit Recht einen Mörder, weil er eine Kreatur zwingt, ihren Sinn zu vernichten, fragt ob es im modernen Staat kein Gesetz gebe, das solche Mörder abfaßt. »Denn was heute ihnen, den Tieren auferlegt ist, könnte morgen uns selbst vom Schicksal zugemutet werden.« Daß es uns von Dresseuren längst zugemutet wird und daß das Schauspiel unsrer Produktion eben jene große Zeit ausfüllt, an der der Hans Müller Tantièmen verdient, ganz wie jene, die »noch an der Flamme, die vom Boden aufzuckt, sich die arbeitsscheuen Hände wärmen« — das ist unter allen Gedanken, die einem so in Schönbrunn kommen können, dem Hans Müller nicht eingefallen. Denn, wenn er entrüstet den Dresseur fragt, »ob er die Natur der Ferkel als von Haus aus turnerisch empfinde«, müßte er sich selbst doch fragen, ob er die Natur der Menschen als von Haus aus wehrpflichtig empfinde, was er für sich selbst freilich verneinen würde; müßte er sich fragen, ob er etwa glaube, daß das Recht, einen Wehrmann oder Wehrschild zu benageln je nachdem, das Recht sei, welches mit uns geboren ist; und ob etwa die Verwandlung von geistigen Menschen, die ihre Feder nicht in den Dienst der guten Sache stellen wollten, in Stiefelputzer und Latrinenfeger dem Sinn der Kreatur entspreche. »Da ergeht es den Inwohnern der Menagerie Schönbrunn freilich besser«, nämlich als den Ferkeln, meint Müller beschwichtigend. Ganz wie den Autoren des Kriegsarchivs. »Ein Traum ihrer Vergangenheit umgibt sie hier mit zarten Farben, und wo es möglich ist, erhalten sie Freiheit wie ein Elixier, das die Rasse am besten hochzüchtet.« Und er zitiert die Worte des Menageriedirektors: »Als erster Grundsatz der Wartung gilt es, den in Gefangenschaft befindlichen, zumeist aus fremden Zonen stammenden Tieren in unseren Breiten annähernd jene Lebensbedingungen zu gewähren, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind.« Es gelte, ihnen »jenes Paradies zu schaffen, in dem sie ihre Heimat und ihre Jugend wieder zu finden glauben«. Ist da von

Menagerie oder Pressequartier die Rede? Soll die Redaktion oder der Urwald ersetzt werden? Wird Hagenbeck zitiert oder Hoehn? »Sie erhalten frühmorgens außer ihrem Kaffee Weißbrot mit Biskuit, mittags . . .« Wer? Die Affen, »unsere tragikomischen Karikaturisten«, wie Müller sie nennt. Allerdings sei das bei jenen, bei den Affen, nur im Frieden der Fall gewesen . . . Wie nun das Wort vom Frieden fällt, erhebt sich Müllers — hoffentlich unerwiderte — Tierliebe auf jene höhere Warte, auf der der Dichter stehen soll, wenn er nicht gerade mit dem König geht, in welchem Falle er bekanntlich auf der Menschheit Höhn wohnt. An den Tieren, bei denen »die Ewigkeit rauscht, der Brunnen des Morgigen«, sollen sich die Menschen ein Beispiel nehmen, was ohne Zweifel eine vernünftige Forderung ist, weil die Menschen so etwas noch immer fressen, während doch jeder bessere malaiische Bär den philosophischen Zucker verschmäht hätte, den ihm ein Feuilletonist durch die Spalten reicht, und kein Panther, der auf sich hält, in mondheller Nacht über die Gemeinplätze des Hans Müller jagen würde. Tiere sind keine Schmöcke. Die Sehnsucht »nach der gemeinsamen Heimat aller Lebendigen«, als die dieser hier den nächtlichen Schrei der Tiere deutet, mögen sie wohl empfinden, aber sicherlich nur mit Ausschluß von Kriegsliteraten, die in dienstfreien Stunden das Weltall umarmen. Der Hans Müller, das weiß jedes Elephantenbaby, ist der erfolgreichste Autor der patriotischen Saison und identisch mit jenem Hans Müller, der öffentlich behauptet hat, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe. Da aber der deutsche Kaiser einen Dichter, der nicht im Feld war, nicht empfangen würde, und einen, der es fälschlich behauptet, schon gar nicht, so dürfte der Hans Müller so wenig in der Hofburg gewesen sein wie im Feld, während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schönbrunn war.

Glossen

Sieg der Wiener Mode

»Die Wienerin« hat bekanntlich »in Zürich eine Schlacht geschlagen und einen glänzenden Sieg errungen«. Unblutig. Bloß durch Anmut. Sieg der Wiener Mode, wollen nicht mehr Joch der Pariser Mode, weiß schon. Gedanke taucht auf, in Zürich Wiener Modeschau. Schau schau, da da. Paris vor Eifersucht ganz aus dem Häusl. Fürchten »siegreiche Frühjahrsoffensive der Wienerin«. Arras ein Tineff, Gefahr des Durchbruchs der Wiener Werkstätte. Paris legt energisches Veto ein, Repressalien. Fürchten selbstredend Wiener Einfluß. Man prophezeite Fiasko, aber es kam anders. »Und als auf dieser Bühne die erste Wienerin erschien, Sonnenschirm und Handschuhe in der Hand, da war auch der Sieg entschieden.« Alle Herzen gewonnen. Durch Mollertheit und wurletes Temperament. Nicht nur Schick, sondern auch Schan wird allenthalben zugegeben. Unter Leitung des Kapellmeisters Wacek alles gewonnen. Zürcher Sachverständige zwar »meinten, diese Wiener Mode biete doch eigentlich nichts Neues und wäre von der jüngsten Pariser Mode längst überholt.« Nörgler verstummen. Erkannten, »daß es in Wien vor allem Maler sind, die den Geschmack der Frauenmode bestimmen.« Glanzpunkt der Entwicklung. »Das war der Fall zur Zeit der Renaissance, das ist der Fall im heutigen Wien.« Ein Ah des Staunens: ja, jetzt erkannten sie Krenes. »Den großen Sieg, den die Wienerin heute in Zürich über die Pariserin errang, verdankt sie ihren treuen Freunden, den Wiener Malern.« Alles im Bann der Wienerin. Offene Feindschaft verwandelt sich in Begeisterung. Von nichts anderm mehr geredet. Gesteckt voll. Eidgenossen wollen sich einen bescheidenen Platz sichern, müssen abziehen. Paris gibt den Kampf nicht auf. Durch laut geführte Gespräche wollen sie Stimmung herabdrücken, Erfolg der Wienerin verkleinern. Während »*die Wienerin als solche, als menschliche Erscheinung, als jenes himmlische Geschöpf, das der Herrgott in einer glücklichen Stunde schuf, in Zürich wie eine Offenbarung wirkte*«, hört man die Parole:

»Das alles ist Schwindel. Es gibt gar keine Wiener Mode. Das sind Pariser Modelle, die auf dem Umweg über die Schweiz nach

Wien eingeschmuggelt wurden, wo man sie kopierte. Das sind französische und Schweizer Stoffe, die irgendwie nach Österreich gelangten und dort verarbeitet wurden.«

Purer Neid, dessen Text zu zitieren freilich Unvorsichtigkeit des Propagandaschmockes. Denn man könnte doch am Ende glauben, daß zwischen dem allgemeinen Verbot der Einfuhr französischer Modejournale, das die Schöpfer der Wiener Mode durchgesetzt haben, und der besondern Einfuhr, die sie selbst vornehmen, ein tieferer Zusammenhang bestehen müsse. Wenn man dann diesen Gedanken weiterdenkt, würde man freilich die Ungeschicklichkeit beklagen, die zwar die Einfuhr des Originals verbietet, aber die Ausfuhr des Plagiats erlaubt. Ein nicht unterzukriegender Optimismus jedoch verläßt sich darauf, daß die Neutralität des Rendezvousorts den Eigentümer verhindern wird, dem ehrlichen Finder einen Skandal zu machen. Und da mag dann diesem die Idee kommen, selbst die laute Verlustanzeige zu riskieren. Denn wir sind wirklich so ehrliche Finder, daß wir sogar die Beschwerde des Verlustträgers vor aller Welt übernehmen, um sie als den Neid des armen Teufels zu entlarven.

* * *

Die Wienerin im Ausland

Was ist das?

»Anna«	Bruttotonnen	1.570
»Klara«	,,	3.932
»Dora«	,,	7.037
»Erny«	,,	6.515
»Ida«	,,	4.730
»Lucia«	,,	6.744
»Martha Washington«	,,	8.312
»Teresa«	,,	3.769
	Bruttotonnen	42.609

Ach so, man hat sie in Amerika beschlagnahmt. Auch eine fesche Ungarin ist darunter, die »Morawitz« heißt. Jetzt verstehe ich, wie das zusammenhängt.

* * *

Holland verhält sich reserviert

— — Die Holländer waren gegen uns vorsichtiger als die Schweizer. Wurden wir hier — — so befliß man sich dort zunächst einer Reserve, die sich vor allem darin äußerte, daß durchaus

nicht alle Hotels gewillt waren, Angehörige der Zentralmächte in so großer Anzahl gleichzeitig aufzunehmen — — Wacek — —

Trotzdem, die Holländer gewöhnten sich.

Im Hotel benahm sich jedermann tadellos gegen uns und das Publikum, das sich bei Beginn unserer ersten Vorführung zurückhaltend, ja spröde gezeigt hatte, erwärmte sich sichtlich und ging bald durch dick und dünn mit uns. Wir kamen, wurden gesehen und siegten.

— — Die Schweizer Hotels machten sich eine Ehre daraus, uns aufzunehmen — —

So erzählt der Handelskammersekretär, und interessant wäre es nun, die Holländer in den Hotels über das tadellose Benehmen der Fremden zu vernehmen. »Ich glaube, man kennt uns zu wenig und ist deshalb jenen freundlicher gewogen«, meint der Handelskammersekretär. Auch diesmal hat man die Wiener zu spät, nämlich erst nach dem Abschied kennen gelernt. Und wie unrecht Holland mit seinem anfänglichen Vorurteil hatte, dürfte es aus einer scherzhaften Wiener Zeitungsnotiz erfahren, die hinterdrein erschienen ist:

(Ein Abenteuer Wiener Musiker an der holländischen Grenze.) Aus Rotterdam wird unserem Berliner Korrespondenten berichtet: Die aus ungefähr sechzig Mann bestehende Wiener Kapelle, welche die Wiener Modeschau auf einer Reise durch Holland begleitete, hatte an der holländisch-deutschen Grenze ein unliebsames Abenteuer zu bestehen. Mehrere Künstler hatten zur Erinnerung an Holland ihre Instrumente zum Teil mit Kakao, Speck, Butter, Kaffee und anderen Landesprodukten gefüllt. Den holländischen Zollwächtern fiel das schwere Gewicht der sonst so leichten Instrumente auf; sie untersuchten alles genau und veranlaßten dann die Musiker zur Zurückgabe der »Andenken an Holland«. Die Ertappten durften erst mit dem folgenden Zug weiterreisen.

So erfüllen denn die Instrumente doch einmal ihren Zweck oder dieser die Instrumente. Es ist menschlich, aber nicht so ganz diplomatisch. Durch Dick und Dünn gingen die Holländer noch bis zur Grenze mit uns. Die Schweiz ist begeistert, weil wir dort Pariser Modelle einführen, Holland verhält sich reserviert, schon ehe wir ihm Speck ausführen. Kurz und gut, das ist die fesche österreichische Propaganda, welche ihre Leute kennt, die sie kontumazfrei über die Grenze schickt.

* * *

Es war einfach überwältigend

sagt Herr Moser. Sämtliche aus neutralen Ländern heimkehrenden Propaganda-Österreicher sind entzückt und voll des Staunens darüber, daß sie anständig behandelt wurden. Auch freuen sich alle, daß sie für ihr Geld etwas bekommen haben. Einer erzählt:

Das erste, was uns in Zürich in die Augen stach, war natürlich die Fülle von Licht und die stets vollen Geschäfte, in denen alles zu haben war. In überaus gewinnender Weise kam man uns allenthalben entgegen.

Bedenkt man aber, daß jetzt, durch diese neutralen Länder ziehend, Menschen mit durchschossenem Rückenmark heimkehren oder gar solche, die von sich sagen können, daß ihnen etwas in die Augen stach und daß es eine Fülle von Finsternis war, so wird man sich von den glückstrahlenden Erzählungen erholter Burgschauspieler und Probiermamsellen mit Ekel und Langeweile abwenden.

Das Eingehen des Publikums auf die spezifische Kunst des Burgtheaters war bewundernswert. Im Handumdrehen hatte das Publikum die Eigenart des Burgtheaterspiels erfaßt . . . .

Ich hinwiederum bin so begriffstützig, daß ich bei einem Auftreten im Burgtheaterparkett nicht dazu zu bringen war, die Hand umzudrehen, sondern nur dazu, den Mund zu spitzen. In Zürich wäre ich vielleicht im Bann gestanden. Salten hielt einen Prolog und von Lothar war die Programmschrift; er war so selbstlos, eine Darstellung der Geschichte des Burgtheaters zu schreiben, während die Geschichte seines eigenen Theaters die Berliner Gerichte abgefaßt haben. Der Festabend beim Botschafter in Bern soll dadurch ausgezeichnet gewesen sein, »daß an ihm ein Neffe von Bethmann Hollweg, ein Neffe von Hindenburg und ein Neffe von Bismarck teilnahmen«. Allgemein soll das Fernbleiben des bekannten Urenkels Schillers aufgefallen sein. Wie aber verhielten sich die Feinde?

Neben unserem Festsaal war im anschließenden Zimmer eine englische Gesellschaft und viele Franzosen, auf der Straße staute sich eine große Menschenmenge, in der es wie im Turm zu Babel in allen Sprachen durcheinanderquirlte, es kam aber nicht zur leisesten Reibung, sondern wir wurden im Gegenteil Gegenstand einmütiger zujubelnder Kundgebungen.

Es ist höchst bezeichnend, daß die Engländer und Franzosen im anschließenden Zimmer nicht in den Festsaal ge-

drungen sind und sich gerieben haben. Wahrscheinlich im Hinblick auf die Neutralität. Auf der Straße hingegen war der Teufel los, man glaubte schon, es käme zu einem Skandal, aber es herrschte eitel Jubel, indem die ganze Entente »Hoch Tressler!« rief. Es wäre interessant zu untersuchen, ob die heimg'fundenen Mitglieder der Comédie française über einen ähnlichen Erfolg zu berichten hatten. Mit nichten.

Das Wiener Burgtheater und somit die österreichische Kunst hatte mitten im Krieg einen unblutigen Kultursieg im neutralen Ausland errungen!

Verwundet wurde niemand. Aber ich bekenne offen und ehrlich und auf die Gefahr hin, daß ich bei meinem nächsten Versuch, das Burgtheater zu betreten, hoffentlich nicht hineingelassen werde: daß ich eine blutige Niederlage von Burgschauspielern in Zürich unbesehen einem Weltkrieg vorgezogen hätte!

* * *

Wirrwarr von Kotzebue

Die Burgtheaterregisseure der russischen Palastrevolution, nein, die Petersburger Revolutionäre, die den Herrn Thimig abgesetzt haben und die Regentschaft des Herrn Holz nicht anerkennen wollen — herstellt, das kommt davon, wenn zu viel auf einmal geschieht und die Ereignisse in Kolumnen wie in Laufgräben einander gegenüber lagern. Halt, sie sind schon handgemein:

Zum Konflikt im Regiekollegium sei übrigens eine kleine theatergeschichtliche Reminiszenz hervorgeholt. Im Jahre 1797 war der Lustspieldichter August Kotzebue einige Monate hindurch in Wien als Hoftheatersekretär verpflichtet. Seine Wiener Tätigkeit dauerte nur so kurz, weil eine kleine Schauspielerrevolte ihn von Wien vertrieb. Devrient erzählt,

Schon wieder eine Verwechslung möglich!

der Herr Hoftheatersekretär habe die Schauspieler durch Stichelreden aufgereizt

Aha, die Sticheleien der Entente!

und habe sie seine geistige Überlegenheit allzu deutlich fühlen lassen, so daß ihrer dreizehn in eine Art Ausstand traten. Der damalige Pächter des Burgtheaters Freiherr v. Braun hielt eine förmliche Gerichtssitzung ab und entschied schließlich gegen Kotzebue, der sich zunächst in seiner Vaterstadt Weimar niederließ, aber durch die Ablehnung seitens Goethes und die Angriffe der Romantiker

Die sind jetzt im Kriegsarchiv

verbittert, Deutschland den Rücken kehrte und in die Dienste des Zaren trat.

Das wollte der Herr Holz auch, aber mangels eines Zaren konnte er nicht mehr. Hier nun ist die letzte Möglichkeit einer Verwechslung gegeben. Denn wenn Kotzebue für die Geschichte des deutschen Theaters auch ebenso wichtig ist wie Herr Holz, so hat er doch keine so echte Kotzebuesche Posse hinterlassen wie den von Herrn Holz dem Burgtheater einverleibten »König Lear«, in dessen Reich nach erfolgter Aufteilung es viel toller zugeht als in einer russischen Republik. Bei dieser Gelegenheit aber muß auch erwähnt werden, daß die Tradition des Zarismus bei weitem nicht so fest durchgehalten hat wie die des Burgtheaters, die im Gegensatz zu jener bekanntlich auch dann noch vorhanden ist, wenn es sie nicht mehr gibt. Denn wenn noch eine Toilettefrau von Zarskoje Selo von verschwundner Pracht zeugte, kein Historiker würde sich erfrechen, von der Tradition des ersten europäischen Imperiums zu reden. Dagegen wird ganz ungeniert von der Tradition der ersten deutschen Bühne gesprochen, einer Anstalt, die glücklich ist, durch Vermittlung eines theaterfremden Berliners etwas von der Parvenuschaft des Herrn Reinhardt abkriegen zu dürfen. Es ist rein, als ob ein alter Aristokrat, den die Umstände dazu gebracht haben, sich von der Hautefinance Du sagen lassen zu müssen, auf die Ehre pochte, die er ihr verkauft hat, während sie großmütig genug ist, ihm nicht den Ahnenstolz vorzuwerfen, den sie ihn gelehrt hat. Die Mittelmäßigkeit des Burgtheaters ist, was Gediegenheit betrifft, gewiß der der andern deutschen Bühnen vorzuziehen. Aber es borgt den Stil von unten und spricht von Tradition.

Der Betrieb eines großen Theaters kann natürlicherweise aber nicht nur nach rein bureaukratischen Grundsätzen geregelt werden, und die erste deutsche Bühne ist ein viel zu empfindliches, von nervösen Stimmungen abhängiges Instrument, als daß —

Wie selbstverständlich sich diese Titulatur noch immer einfügt! Aber nicht darum wirkt der Tonfall der Würde grotesk, weil das Burgtheater heute die zwölfte deutsche Bühne ist, sondern weil sie wirklich die erste deutsche Bühne ist, indem die andern die dreizehnte, vierzehnte u. s. w. deutsche Bühne sind. Ganz so, wie wenn in einer Versammlung von Bettlern immer der eine, der ehedem Geld hatte, als »der Reiche«,

und in einer Korona von häßlichen Vetteln eine, die einmal begehrt war, als »die Schöne« apostrophiert würde. Daß die Wiener zwar verkommen, aber nicht vergessen können, das gibt zum Elend noch einen rechten Wirrwarr. Ihr Talent, bis in die Vergangenheit durchzuhalten, ist bedeutend. Sie überschätzen ihre eigenen Angelegenheiten, indem sie sie nicht nur mit den fremden verwechseln, sondern sogar mit den eigenen. Daß sie eine Direktionskrise nicht von einer russischen Revolution unterscheiden können, ist verdrießlich genug. Aber sie verwechseln sogar das Burgtheater mit dem Burgtheater!

* *
*

Der Burgtheaterkandidat

»... Obwohl ich nun ruhig sagen darf, daß ich wirklich als ernst zu nehmender Kandidat genommen werde, so muß ich bemerken, daß außer mir noch mit einer anderen Persönlichkeit verhandelt wird....

Was nun mich selbst anlangt, so erfülle ich vor allem den in letzter Zeit in der Presse geäußerten Wunsch, daß ein Österreicher Burgtheaterdirektor werden soll. Ich bin gebürtiger Wiener, Österreicher nach Herkunft, Wesen und Erziehung. Ich habe aber auch den Vorzug, über all den Kliquen und Parteien zu stehen, was schon meine schriftstellerische Betätigung in Tagesblättern und Zeitschriften verschiedener Parteifärbung ausdrückt.«

Da dachte ich mir: Daß der Herr v. Millenkovich ein Österreicher ist, würde er dadurch allein bewiesen haben. Daß er über den Kliquen steht, beweise er durch den Mut, der Zeitung, die ihm den Ausspruch in den Mund gelegt hat, eine Berichtigung zu schicken. Tut er es nicht, so steht seiner Ernennung zum Burgtheaterdirektor keine hindernde Eigenschaft im Wege. Und so hätte er denn nebst der Zuständigkeit jedenfalls bewiesen, daß er als ernst zu nehmender Kandidat zu nehmen ist. Besondere Kennzeichen: Keine.

* *
*

Eine teilweise obszöne Ansprache des neuen Burgtheaterdirektors

Direktor Hofrat v. Millenkovich führte aus, er fühle sich als Bräutigam und freue sich, nun so vielen anzugehören, die er bisher so viel angeschwärmt habe. Jetzt trete er in die Flitterwochen und hoffe, daß sie alle Vertrauen zu ihm haben werden. In der Zusammenarbeit

aller liege das Gedeihen des Instituts. Als Freund und Mitarbeiter wolle er sie alle haben....

Namens der Künstler sprach der älteste Regisseur Devrient, der in kurzen Worten der Tradition entsprechende vertrauensvolle Mitarbeit versprach.

Dies begab sich in Anwesenheit aller, Herren und Damen, zusammen etwa sechzig. Nicht einmal die Naiven, die schüchternen Liebhaber und die Kinderrollen wurden hinausgeschickt. Gleichzeitig hat der Ungestüme (der aus dem Kultusministerium kommt) erklärt, daß er vor allem ein Österreicher sei, in puncto »Gemüt und Geblüt«, nämlich versteht sich »ein Deutschösterreicher, der das christlich-germanische Schönheitsideal im Herzen trägt«, hat sich aber zum Glück sofort auf die Zunge gebissen und gesagt, daß es im Theater vor allem auf Theaterwirkungen ankomme. »Jeder Abend«, so versprach er, »soll zum theatralischen Erlebnis werden«. Na na, wenn ich nur nicht hineingehe und das kontrolliere! In den Flitterwochen würde ich's ja nicht so genau nehmen. Wenn ich aber dann, später, sobald der erste Sturm vorüber ist, Spuren von christlich-germanischem Schönheitsideal entdecken sollte, bin ich imstand und mach einen Heidenspektakel!

* * *

Allerdings

da ich nachträglich merke, daß das christlich-germanische Schönheitsideal die jüdische Presse aufgeregt hat, finde ich es so übel nicht und es hat eigentlich, wiewohl das dem Wesen eines Ideals widerstrebt, seinen Zweck erfüllt. Nur, da ich nachträglich merke, daß es die christliche Presse — so etwas gibt es — begeistert hat, finde ich es eigentlich doch sehr übel. Ich weiß schon, wie sich die christliche Presse die Entwicklung denkt: mehr in den Spuren Madjeras und weitab von Molnar. Aber das Theater, wenn noch dergleichen möglich ist, kümmert sich den Teufel darum, wie die Gemeinderatswahlen ausfallen und ob die Phrase mehr schwarz oder gelb ist. Vom christlich-germanischen Schönheitsideal auf der Bühne haben die einen so wenig zu hoffen wie die andern zu fürchten, da zwischen dem Souffleurkasten und dem Inspizienten wesentlich andere Probleme gelten. Der Vorsatz, Raimund aufzuführen — die im Burgtheater

solln's erst probieren und nachher soll'ns reden, wie Nestroy vom Selbstmord meint —, ist recht löblich. Wird es in einer Stadt, die noch Girardi hat, trotz Herrn Tressler gewagt, so hat das christlich-germanische Schönheitsideal noch immer nichts profitiert. Herr v. Millenkovich mag es getrost im Herzen tragen. Wie aber sollte diesem Ideal ein Theater aufhelfen, da es doch seine schönste Erfüllung bereits im Weltkrieg gefunden hat?

* * *

Die Kirche hat einen guten Magen

Der hl. Hermann Bahr — nicht zu verwechseln mit dem Br.·. Bahr, der »einen großen Erfolg wünscht« — hält jetzt Vorträge zugunsten des Piusvereines und soll außerdem täglich dreimal in der Kirche zu sehen sein. Viel zu wenig, wenn man bedenkt, daß er am Lido das Büßergewand öfter an einem Tag zu wechseln pflegte. Der naheliegende Vergleich mit dem Rothschild, dem die Sage jenen unerschöpflichen Reichtum an Wäsche zuschreibt, der in dem bekannten »Zieht an, zieht aus« praktisch zur Geltung kommt, bleibt ein Leitmotiv in dem Leben dieses sonderbarsten Heiligen, der auch als Betbruder Bahr einen großen Erfolg wünscht und dem der österreichische Klerikalismus pünktlich und gläubig den Gefallen tut. Der schlichte Kirchendiener jedoch, der besser spürt, daß ein Feuilleton keine Gottesgabe ist, und dem ein Mensch, dessen Existenz als solche eine einzige Gotteslästerung vorstellt, sofort auffallen mußte, soll auf die Frage, wie oft der Herr denn komme, geantwortet haben: »In der Fruh is er do, z'Mittag is er do und am Abend is er a do«. »Also ist er immer da?« »Na!« »Also: zieht ein, zieht aus?« »Ja.« »Warum tut er das?« »No damit die frommen Leut draußen sehn soll'n, wie er in die Kirche geht. Sonst sieht's ja keiner.« Somit dürfte der Burgtheaterposten in einem Augenblick besetzt worden sein, wo Herr Bahr gerade in der Kirche war. Als er herauskam, war alles vorbei, und nun muß er, damit man ihm nicht Streberei vorwirft, bei dem Lebenswandel bleiben. »Pech!« sagten die einstigen Brüder des Mannes, als sie es hörten. Der Fromme aber trägt sein christlich-germanisches Schönheitsideal, das mindestens so garantiert echt ist wie das des Herrn v. Millenkovich, als Kreuz durchs Leben.

* * *

Wer gibt das hinein in der Zeitung?

(Audienzen in Baden.) Aus Baden wird uns berichtet: Anläßlich der letzten Anwesenheit des Kaisers in Baden wurden auch die Honoratioren der Kurstadt vom Monarchen in Audienz empfangen, darunter die Vertreter der verschiedenen Konfessionen, die vom Bezirkshauptmann dem Kaiser vorgestellt wurden.

Doch das ist nicht des Berichtes wert. Sondern:

Als nach einer Ansprache des Bürgermeisters die einzelnen Herren vom Monarchen mit einer Ansprache ausgezeichnet wurden, wendete sich der Kaiser auch an den Oberrabbiner Reich, dem er die Hand reichte und den er fragte, wie lange er schon in Baden sei. Oberrabbiner Reich antwortete: »Euer Majestät zu Befehl, seit dem Jahre 1880. Jedoch während der 37 Jahre meiner Amtstätigkeit ist der heutige Tag der glücklichste, der mir durch die Gnade Gottes beschieden ist.« Der Kaiser fragte weiter, wie Groß die Gemeinde sei, worauf Oberrabbiner Reich erwiderte: »Euer Majestät, meine Gemeinde Baden zählt etwas mehr als tausend Seelen; die Bedeutung der jüdischen Gemeinde hängt jedoch mit der des Weltkurortes zusammen, so daß alljährlich Tausende meiner Glaubensgenossen an den jüdischen Gemeindeinstitutionen teilnehmen. Auch gehört das Rabbinat der jüdischen Gemeinde Neunkirchen hieher, in welcher auch Reichenau, das Tuskulum Euer Majestät, sich befindet, worauf wir besonders stolz sind.« Der Kaiser verabschiedete sich hierauf von dem Oberrabbiner, indem er ihm die Hand reichte.

Wer gibt das hinein in der Zeitung? Die Vertreter der andern Konfessionen dürften kaum so selbstlos gewesen sein. Überhaupt ist das mehr geschrieben als gesprochen. Kein Mensch und wäre er selbst Rabbiner, sagt: »jedoch«. Wie dem immer nun sein mag, so ist zu hoffen, daß die Hofbehörden solchen in Jahrzehnten eingewurzelten Bräuchen ein Ende machen werden.

* * *

Ein Gesellschaftsbild
oder
Das haben die Delphine so gerne

»... Kaiser Karl hat in seinen Jünglingsjahren mit Vorliebe seinen Urlaub in dem herrlichen Erdenwinkel von Miramar zugebracht. Von dort aus hat er alljährlich als Oberleutnant der Lothringer-Dragoner seine Jagden im Karstgebiet arrangiert. Prosecco, Aquileja, Duino haben ihn oft gesehen. Er spricht vorzüglich italienisch. Er besitzt große Liebe zum Meer. Der Kaiser ist auch ein eminenter Schwimmer; er ist oft mit größter Kühnheit ins Meer hinaus geschwommen und hat in bewegtester See gebadet, man könnte förmlich sagen, in der Gesellschaft

von Delphinen, die sich dort gern in großer Menge einfinden. Während seines Aufenthaltes in Miramar ist dort die Jacht »Pelagosa« und ein Kriegsschiff vor Anker gelegen. Er machte mit seiner Mutter öfter Ausflüge in die Küstenorte. Erzherzog Max, der jüngere Bruder unseres Kaisers, der oft in seiner Gesellschaft war, besaß eine Jolle, die er selbst zu steuern pflegte; es war ein fröhliches, schönes Leben in der goldenen Friedenszeit.«

Und ein Gesellschaftsleben. Besonders die Delphine, die sich gern einfanden, werden so bald nicht vergessen sein. Aber vom neuen Kaiser ist wohl zu erwarten, daß er die sich noch lieber einfindenden Tintenfische verjagen wird.

* * *

Ein Stadtbild, ein Schlachtbild

»Zum zweiten Male in diesem Jahre hat Frau Selma Halban-Kurz eine Mobilisierung ihres Publikums im Konzertsaal vorgenommen .... Die weiche Stimme, die Fiorituren und Kopftöne der Kurz und gar ihr endloser Triller, alle die Kostbarkeiten eines verfeinerten Koloraturgesanges, sie gehören heute zum Stadtbild des modernen Wiens. Kurz-Tage in der Wiener Hofoper sind seit langer Zeit große Wiener Gesellschaftstage, und die sind es auch während des Krieges geworden ...«

* * *

Was der Tag mir zuträgt

Dem ‚Neuen Wiener Jonrnal', das eine gute Schere führt, entnimmt eine bessere die folgenden Ausschnitte:

Unter den am Mittwoch im ungarischen Abgeordnetenhause eingebrachten Interpellationen erregte die Interpellation des Abgeordneten Bela Kelemen besonderes Aufsehen. Dem »Pester Lloyd« zufolge lenkte Abgeordneter Kelemen die Aufmerksamkeit auf die Mißstände an und hinter der Front. ... Hinter der Front ist das Vergeuden und Verprassen von Geld und Geldeswert gang und gäbe. Der Mann an der Front entbehrt oft das Notwendigste; hinter der Front schwimmt man in Luxus. Ferner bilde die fast unglaubliche Wohlfeilheit im Hauptquartier einen krassen Gegensatz zu der sündhaften Teuerung in Budapest, der teuersten Stadt des Kontinents. Und außer der Billigkeit im Hauptquartier kommt — besonders den höheren Offizieren — die schon geradezu horrible Feldzulage zugute. Nicht nur Geld und Gut, auch Ehre und Auszeichnung; und die Offiziere in der Feuerlinie haben schon so ihre Meinung über die zu Tode dekorierten Offiziere bei den höheren Kommanden. Das Prassen mit den Feldzulagen übersteigt wirklich schon das erlaubte Maß, und ein Feldmarschalleutnant — sagen wir einmal: der Herr v. Höfer — bezieht unter diesem Titel und unter diversen anderen etwa 20.000 Kronen

über seine Gage. Der Interpellant hat den Feldmarschalleutnant v. Höfer genannt, weil dessen Name der des meistgenannten Generals unserer Armee ist. Also Herr v. Höfer hat, wie allgemein bekannt, fast das ganze Jahr 1916 in Wien verbracht und vielleicht bloß ein einziges Mal dem Hauptquartier einen Besuch abgestattet. All die Zeit über war er in Wien, man sah ihn im Kriegsministerium aus- und eingehen und mit großem Interesse den — »Höfer« lesen, den »Höfer«, der seine Namensunterschrift trägt. Was soll man da denken? . . . Warum trägt unser Bericht immer nur die Unterschrift des FML. v. Höfer? Ist er im Felde? Nein. Und da sollte er dennoch die horrible Feldzulage beziehen? Das ist fast unglaublich. Um so unglaublicher, als dem gegenübersteht, daß die Waisen eines gefallenen Helden monatlich vier Kronen Pflegegeld erhalten.

*

Geflügelte Aussprüche hervorragender Männer.

Einer der geachtetsten Breslauer Bürger, der zurzeit beim Magistrat beschäftigte frühere Apotheker Wilhelm Friedländer, der von seiner vaterländischen Gesinnung schon wiederholt rühmendes Zeugnis abgelegt hat, ist in Gemeinschaft mit seinem Sohne, dem Sekundararzt Dr. Walter Friedländer vom Allerheiligenhospital, seit längerer Zeit eifrig bemüht, die namhaftesten und hervorragendsten Dichter, Denker und Führer mit wahrhaft goldenen Worten und geflügelten Aussprüchen zu einem geistigen Heere zu vereinigen, um mit deren Hilfe ein Werk zu schaffen, das in seiner Art bisher einzig dasteht. Seinem rastlosen und beharrlichen Fleiß und seinem Spürsinn ist denn auch die große Tat gelungen.

So schreibt Feldmarschalleutnant v. Hoefer in grimmig gemütlichem Humor:

Wien (Neujahr 1917).

»Nun raufen wir eben weiter!«

* *
*

Der Herold

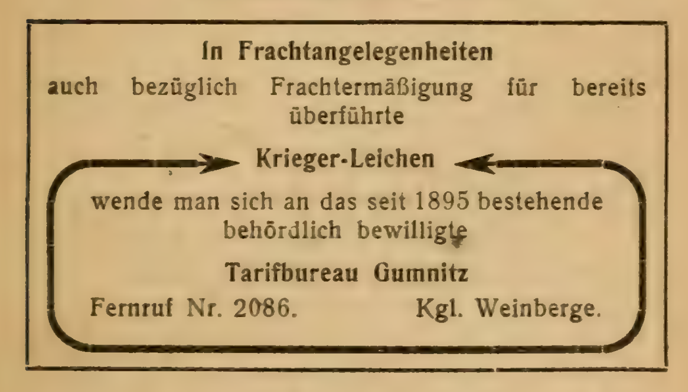
Wien, 20. April 1917

[Auszeichnung der Schriftstellerin Alice Schalek.] Der Kaiser hat der Schriftstellerin Alice Schalek in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Leistungen als Kriegsberichterstatterin das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille verliehen. Fräulein Alice Schalek gehört als einzige österreichische Schriftstellerin seit 1915 als Berichterstatterin der »Neuen Freien Presse« dem Kriegspressequartier an und hat Monate in den vordersten Linien der

Tiroler, Isonzo- und der montenegrinischen Front zugebracht. Die Früchte dieser mit vielfacher Gefahr des eigenen Lebens verbundenen Arbeit sind zwei Kriegsbücher: »Tirol in Waffen« und »Am Isonzo«, beide mit eigenen Aufnahmen illustriert, und der Vortrag »Drei Monate an der Isonzofront« mit 220 eigenen Bildern. Für die Überlassung vieler Hunderte ihrer Aufnahmen aus dem Feuerbereich an das Kriegsarchiv hat Alice Schalek bereits eine belobende Anerkennung erhalten. Fräulein Schalek hat den erwähnten Vortrag einundzwanzigmal in Deutschland und einundzwanzigmal in Österreich vor zirka 26.000 Zuhörern gehalten und hat dazu beigetragen, den Ruhm unserer Isonzoarmee zu verbreiten.

* * *

Frachtangelegenheiten



* * *

Weg!

. . . Mit Innigkeit und Schwung sprach Karl v. Zeska den dichterischen Gelegenheitsprolog von Frau Sektionschef Sofie Jarzebecka . . . .

Und das noch nach dem Prozeß! Die Gelegenheitsprologe dieser Dichterin sind jetzt durch drei Jahre, den Liebesgabensendungen beigepackt, in die Schützengräben eingedrungen, ohne von den Unseren wieder hinausgeworfen zu werden, was sogar zu vielfachen Verwechslungen mit der Irma v. Höfer geführt hat. Nun wär's aber genug. Der Gemahl mag eine notgedrungene Vereinigung von militärischen und industriellen Tugenden vorstellen. Die Lyrik der Gattin wünschen wir nicht mehr in der Mixtur. Hinaus!

* * *

Die Definition

[Die Gemahlin des Kriegsministers.] Ein Freund unseres Blattes schreibt uns aus Brünn: Frau v. Stöger-Steiner, die Gemahlin des neuernannten Kriegsministers, ist eine Individualität. Man hat diesen Eindruck beim ersten Zusammentreffen und er wird befestigt nach längerem Verkehr. — — So hat sie, um nur eines zu erwähnen, mit anderen Damen eine diätetische Küche ins Leben gerufen, wo Damen beschäftigt sind und wo für jeden Kranken individuell gekocht wird. . . .

* * *

Und schon

Das Abendblatt des ersten Tages deutsch-amerikanischer Kriegführung:

Ungünstiger Saatenstand in Amerika.

Das wird eine gute Ernte von erfreulichen Hiobsposten werden, heute und die folgenden Tage durch die nächsten zwei Jahre. Ich g'freu mich schon auf die nagende Sorge der Union und auf alles das, was in New-York nicht ohne Eindruck bleiben kann, und speziell auf das Rieseln im Gemäuer von Washington. Passen Sie auf auf den Rückschlag auf die Stimmungen auf Wilson.

* * *

Kurs für Anfänger
oder:
Aus den Tagen der Papiernot

Ich weiß nicht, ob meine Leser und meine Hörer schon so weit vorgeschritten sind, daß sie in meiner Betonung lesen können. Ich trage mich mit dem Plan, einen Kurs für das richtige Nachsprechen der Abendblattmeldungen auf der ersten Seite zu errichten. Das muß man treffen, sonst ist es der halbe Genuß. Oft genügt ein Kopfwackeln und man hat es erfaßt. Ich möchte vorschlagen, daß die Leser zunächst, ehe mir das Unterrichtsministerium den Mauschelkurs konzessioniert hat — das dauert lange —, zuhause Übungen machen und etwa den

folgenden bewegten Kommentar sich laut vorsprechen. Ich unterstütze den Tonfall durch Unterstreichung, welche die Gesten anweist:

Deutschland und Amerika.

Die Torpedierung eines amerikanischen Schiffes.

Heute ist wieder die Meldung gekommen, daß ein amerikanisches Schiff torpediert worden sei. Hiebei sollen mehrere Personen ihren Untergang gefunden haben.

(Kopfwackeln, halb unwillig, halb schadenfroh, wie: »Gegenstand!« oder »Nicht der Rede wert«.)

Bisher ist keine Nachricht darüber vorhanden, wie diese Meldung in Washington aufgenommen wurde.

(Abwehrbewegung eines, der größere Sorgen hat.)

Es bestätigt sich, daß der Kongreß am 2. April zusammentreten wird. Er muß sich jedoch zuerst konstituieren, und es ist kaum anzunehmen, daß er vor Mittwoch der übernächsten Woche mit seinen wirklichen Arbeiten beginnen werde.

(Tonfall: »Kleinigkeit, was es da alles gibt.« Immerhin, bisher ist alles noch ganz sachlich und ein größerer Aufwand von Gesten nicht am Platze. Aber jetzt:)

Wir leben in einer sehr ereignisreichen Zeit, die Entwicklungen überstürzen sich manchmal und niemand kann wissen, was schon die nächsten Wochen bringen.

(Hier ist alles betont, es ist der Kernsatz der telegraphischen Meldung.)

Es ist jedenfalls von Bedeutung, daß noch immer etwa vierzehn Tage bis zu der Session des Kongresses verstreichen. Eine unmittelbare Verschärfung in dem Verhältnisse zwischen Deutschland und Amerika dürfte somit bis dahin, wenn keine plötzliche Wendung eintritt, unterbleiben.

(Summa summarum: Bittsie, die wern's auch billiger geben. Tonfall des Mannes, der, wenn ihm das Wasser auch bis daher geht, den Gleichmut bewahrt, den die Abonnenten von ihm erwarten, die zu ihm emporschaun wie zu einem Orakel, was heißt wie zu einem Orakel, wie zu einer Sphinx.)

Ich erwarte, daß die Leser das laut durchnehmen. Es wird ihr Schade nicht sein. Und wenn sie's auswendig können, sollen — meine Einbildungskraft schwelgt in der Vorstellung — auf der Straße die Leute einander ansprechen: »Haben Sie schon das Neueste gehört?« »Was denn?« »Im Abendblatt

steht, wir leben in einer sehr ereignisreichen Zeit, die Entwicklungen überstürzen sich manchmal und niemand kann wissen, was schon die nächsten Wochen bringen.« »Was werden sie schon bringen?« »Was sie bringen werden? Die Papiernot!«

* * *

Verblendete

Größer als der Verdruß beim täglichen Empfang der Drucksorten ist das Erstaunen über die Beharrlichkeit der Sender, die besser als ich wissen, was mir Freude machen wird. Die Erklärung, daß die Liste der Adressen für solche Zumutungen ein mechanischer Auszug aus dem Wohnungsanzeiger, dem Telephonbuch oder dem Literaturkalender sei, würde, selbst wenn sie richtig wäre, den Verdruß durch die Vorstellung einer Propaganda, die mehr vergeudet als gewinnt, vermehren. Sie ist aber dort unrichtig, wo die Adresse fast immer von der Form, in der sie irgend eine Liste führen könnte, merklich abweicht und die individuelle Absicht klar wird. Daß der k. k. österr. Militär- Witwen- und Waisenfonds mir andauernd die Herzlosigkeit zutraut, ich würde ihn durch Überlassung »einer literarischen Arbeit, welcher Art immer« für seinen Kalender in Versuchung bringen und ein »Honorar« von ihm annehmen, ist interessant. Daß jedoch die verblendete steiermärkische Statthalterei wähnt, die schlichten, aber von tiefem Gemüt durchglühten Lieder des Dichters Gimpl — Motiv: Ha, welsche Brut! — würden mir konvenieren, ist einfach rätselhaft für den, der meine Kälte und Verschrobenheit kennt. Ich soll sogar Persönlichkeiten angeben, die an dem Büchlein Gefallen finden dürften. Wie sich die steiermärkische Statthalterei die Lyrik vorstellt, ist nun immerhin bemerkenswert. Zum Beispiel:

Herr Leutnant, gibt's wieder solch ein Gejaid,
Gern geben die Steirer Ihnen Geleit.

Der Ausgang des Gejaids hat sich übrigens ganz von selbst verstanden, der Jagdruhm ward mühelos erworben, denn:

Der Feind ist stark und steht ganz nah',
Doch hört er einmal unser Hurra,
Erstarrt in den Adern sein falsches Blut,
Ihr wißt es ja selber nur allzugut.

Nur daß die steiermärkische Statthalterei gerade mich noch überzeugen zu müssen glaubt, ist ein gemeinsames Pech. Was aber verspricht sich vollends »Der Orkan«, ein numeriertes Extrablatt zur Pflege neudeutscher Kunst und Kultur, davon, daß er mir, ausgerechnet mir mitteilt, er wolle »sein brausendes Wegweisewerk« nunmehr rücksichtslos beginnen, »fegen, brausen, entblättern, knicken, stürzen« und »dem Europäertum durch wahrhaftes Deutschsein den orkanischen Dienst weihen«, selbst mitten im Krieg, denn »was schert Starrbeharrliche dieser noch anpeitschende Umstand?!« Bange machen gilt nicht, »der nichts und niemand scheuende Deutsche in deutschestem Sinn und Empfinden will, wird, mit der Erste der Europäer sein und bleiben« Der »Orkan« habe eben deshalb die Absicht, »neudeutsch zu sein aus heimatstrunkener Menschlichkeit, aus demselben Rausch der Geborgenheit, der noch das flatterhafteste Tier jäh beseelt«. Die Numerierung werde eingeführt, »weil wir so jedem künftigen Jahresabonnenten den ‚Orkan' persönlich besonders nahzurücken glauben«. Dabei werde er sich bemühen, »zu ausgedehnte lange Kunst« zu meiden, während »ein stehender Stamm rangfester Persönlichkeiten ihn fortdauernd in seiner Unbeirrtheit unterstützen« werde. In der »Jahresfolge 1917« werden »Erzeugnisse von springendem Zeugungstempo« gebracht werden, immer nur Bedeutendes »von unentwegtem Ichgefühl« sowie reife Menschlichkeit, »kerndeutsch in ihren Fugen und somit europäisch von Belang«. Jeder Abonnent erhält seine Nummer. »Namenseindruck in jedes Heft Mk 2.– extra für die Folge.« Der Mensch, der das den Deutschen besorgen will, heißt dementsprechend Rolf Conrad Cunz und ist in Hanau a. Main zu besichtigen. Der Verlag ist »Deutsche Handels-Gesellschaft Schleppegrell & Co., »Drahtanschrift: Deutschhandel«. Es ist alles da. Aber möchte mir ein Mensch sagen, warum es so armen Leuten wie mir gezeigt wird?

* * *

Bevorrätiget euch!

... Damit bei Inkrafttreten der Verordnung über das Verbot der Verwendung von Zucker in den genannten Betrieben keine Störungen eintreten, ergeht an die Besitzer der Kaffeehäuser und übrigen genannten Gewerbebetriebe die dringende Aufforderung, bei

den von uns veröffentlichten Großverschleißstellen sich rechtzeitig für die nächste Zeit mit Saccharin zu bevorrätigen.

Und als sie hingingen und sich bevorrätigen wollten, war es nicht zu haben. Welch ein Inkrafttreten! Das einzige, was wir der neuen Saccharin-Verordnung verdanken, ist das süße Wort. Ehedem, als noch mit Saccharin gegaunert wurde, war es zu haben und man konnte sich verproviantieren. Jetzt rächt sich die Sprache mittels des Dings an der ihr zuwidern Sprachform. Sich bevorrätigen — das geht eben nicht! Ausverkauft!

* * *

Wer rastet, rostet

»Nach längerer Pause«, so berichtet die Polizeikorrespondenz, »hat gestern wieder ein Zusammenstoß auf der Straßenbahn stattgefunden.« Die Veranstaltung erfreute sich lebhaften Zuspruchs von seiten des Publikums. Die Initiative wird dankbar anerkannt. Der Kulissentratsch verbreitet das folgende Gespräch:

Der Zufall zum Pallawatsch: »No was is denn?« »Wos soll denn sein?« »Schlofst?« »Na!« »No wann moch' mr wieder wos?« »Wannst willst.« »Na alstern, schieb an!« »Schieb i denn net eh an?« »— Guat is.«

* * *

Die fatalen Abkürzungen

— — den auf MobDauer aktivierten — — —

Nein, das sollte so nicht gesetzt werden dürfen.

* * *

Wien 1917

. . . Als Ursache des Selbstmordversuches wurde erhoben, daß das Mädchen wie ihre übrigen fünf Geschwister von ihrem Vater, dem in der Felberstraße 82 wohnhaften Fleischhauergehilfen Josef Pichl, auf grausame Weise mißhandelt wurde und daß alle sechs Kinder hungern mußten und kaum etwas anzuziehen hatten, obwohl der Vater viel verdiente und auch die zwei ältesten Kinder ihren Verdienst den Eltern nach Hause brachten. Laut einer dem Polizeikommissariat Schmelz erstatteten Anzeige hatte Josef Pichl, der alle

sechs Kinder durch Schläge mit einem Ochsenziemer und durch Fußtritte auf barbarische Weise mißhandelte, für eines der unglücklichen Kinder, die 13jährige Anna, eine förmliche Folter erfunden, indem er dem Mädchen einen Riemen um den Hals schlang, sie an demselben in die Höhe zog und sie baumeln ließ.... Die Kinder hatten immer Flecken im Gesicht, die von Schlägen herrührten. Auch das Kind, das er mit dem Riemen um den Hals aufzog und baumeln ließ, hatte er in dieser Situation noch geprügelt und es am Schlusse noch mit den Füßen getreten. Es kam auch zu Tage, daß die beiden ältesten Mädchen den Entschluß gefaßt hatten, sich zu vergiften, um ihrer Qual ein Ende zu machen.

... Die unglückliche Anna habe oft am Riemen baumeln müssen, an dem sie der Vater emporgezogen habe, indem er gleichzeitig ihren Rücken mit einem Ochsenziemer bearbeitete.....

Bezirksrichter Dr. Mihatsch verurteilte den Angeklagten zu vierzehn Tagen verschärften Arrests... Die mitangeklagte Gattin wurde freigesprochen.

Ist dies nicht von allen Schlachtberichten der ärgste? Jener hatte das »häusliche Züchtigungsrecht« zwar angewandt, jedoch »überschritten«. Die Menschheit, die es liest, geht am Abend ins Theater. Hätte das Elternpaar seinerzeit sechsfach am keimenden Leben sich vergriffen, es säße heute noch im Zuchthaus. In dieser Wildnis leben wir und nennen sie Gesetzlichkeit. Die berufen sind, dies Unmaß abzuschwächen, opfern sich für die böhmische Kreiseinteilung. Es gab aber auch, ehe das Urteil niederfiel, eine Aussprache zwischen dem Ankläger und diesem sechsfachen Vater Mattern:

Da der Angeklagte in der Anklage als Trinker bezeichnet wird, stellte der staatsanwaltschaftliche Funktionär an ihn die Frage, wie viel er trinke. — Angekl.: Es sind höchstens sechs Krügeln im Tag. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: So viel Bier bekommt man jetzt gar nicht. — Angekl.: Wenn ich nur zwei Krügeln Bier krieg', kauf' ich mir noch vier Viertel Wein dazu. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: Bei den jetzigen Weinpreisen macht das eine hübsche Summe aus. Damit hätten Sie den Hunger Ihrer Kinder stillen können.

Daß der Riemen bei den heutigen Lederpreisen übel angewandt war, ist in diesem Gespräch gar nicht berührt worden. Es macht die Bluttat zur Gemütlichkeit und wahrlich, das ist sie auch im Vergleich zu dem!

* *
*

Eine Mahnung

Als erster Redner sprach Herr Friedrich Kornblüh zum Thema des Fremdenverkehrs. Seine Ausführungen gipfelten in der Mahnung, daß Wien, wenn auch jetzt Sparsamkeit in der Beleuchtung am Platze sei, sich doch nach dem Kriege in eine moderne Stadt mit regem Nachtleben verwandeln müßte, soll sie ein verlockendes Ziel für die Fremden bilden.

Also wo Kornblüh recht hat, hat er recht. Er mahnt zu einem regen Nachtleben, wiewohl er mant, daß jetzt Sparsamkeit in der Beleuchtung am Platze, vor allem am Stephansplatze sei, wo doch das bekannte Wahrzeichen, der Riedl, immer ein verlockendes Ziel für die Fremden gebildet hat, die nur momentan durch den Weltuntergang verhindert sind zu verkehren. Der Kornblüh, der dadurch, daß er nicht untergegangen ist, seine Zuständigkeit nach Wien erhärten konnte, hat eine Menschheit, die im Verscheiden war, anno 1917 gemahnt. Wenn wir uns das rege Nachtleben, das auf den Leichenfeldern herrscht, nicht nach dem Krieg zum Muster nehmen, haben wir's uns selbst zuzuschreiben. Discite moniti!

* * *

Das letzte Rätsel

(»Die Rose von Stambul«) wurde gestern im Theater a. d. Wien zum hundertsten Male aufgeführt. Die Stimmung war ausgezeichnet, es gab Blumen und Hervorrufe für den Komponisten, für die Autoren und für die Darsteller. Ein neues Duett: »Geh, sag doch Schnucki zu mir«, ist sowohl im Text als auch in der Komposition so populär erdacht, daß man es nicht begreift, warum gerade diese reizende Tanzkomposition durch die Weglassung jedweden Tanzes ihre Wirkung nicht noch mehr erhöhen durfte.

Ja, daß an dem Abend fünfzig blind wurden und hundert lahm — das begreift man noch. Aber wenn einer schon will, daß sie Schnucki zu ihm sagt, er verlangt es ausdrücklich, sie ist nicht abgeneigt, alles wartet, no jetzt wern sie doch anfangen zu tanzen, und sie tanzen nicht — no da muß man denn doch sagen: Und dazu hat man drei Jahr Weltkrieg geführt? ... Pscht, ich will nicht prophezeien, aber ich glaube, der Wiener — hat vom jüngsten Tag nichts zu fürchten. »Na und was habt ihr denn damals gemacht?« wird die Frage lauten. »Mir?«

»Ja, ihr!« »Mir ham an Schampas trunken — a Bier dazu, an Wein!« »Und sonst nichts?« Der Wiener beginnt zu lallen und bringt nur das Wort »Der Marischka!« hervor. Die Anwesenden packt ein Grauen. Sie fliehen. Der Wiener lallt: »Geh, sag doch Schnucki zu mir«. Er holt den damals unterlassenen Tanz nach. Er wird infolgedessen mit nassen Fetzen zurück auf die Erde gejagt. Die Hölle würde sich den Gestank ausbitten.

* * *

Landesverrat

In jenem Witzblatt der Qual, unter einer jener Verzeichnungen von uniformierten Feschaks und schreckenstarren Pferden steht wörtlich der folgende Dialog:

»Also in Wien warst? Was machen denn dort die Weiber?«

»Die Weiber? Hm — alle in festen Händen. Jeder Lebensmittelhändler hat einen ganzen Harem.«

Die beiden Feschaks lachen. Das Pferd ist vor Schreck erstarrt. Was ist das tiefere Grauen an dieser Scherzhaftigkeit? Daß sie es nicht ahnt. Daß in Wien Lebensmittelnot herrscht, war lange Zeit ein Geheimnis, welches nur in der Form publik wurde, daß sie in London, Paris und Petersburg herrscht. Daß die Wienerin selbst bei totalem Mangel an Lebensmitteln noch eine Ehre im Leib hätte, würde dieselbe vorschriftsmäßige Weltanschauung, die unsere Meinungen vom Krieg rationiert, keineswegs ableugnen lassen. Wozu hätte man denn auch sonst von allen Kriegsgreueln gerade das Motiv der Schändung so wirksam behandelt und die Redensart von dem Krieg, der nicht zuletzt »zum Schutz der Ehre unserer Frauen« geführt werde, mit Erfolg an den Mann bringen können. Selbst wenn es auf dem heimischen Herd gar nichts mehr zu kochen gäbe, würde es sich doch als eine heilige Pflicht empfehlen, ihn zu behüten. Nun möchte ich aber den strengsten unter jenen Sittenrichtern, die das Leben des Nebenmenschen nach ihren eigenen Fibelerinnerungen regeln, fragen, ob er die Ehre einer Hausfrau schwerer verletzt glaubt, wenn sie das Opfer eines Kosaken wird, oder wenn sie sich um fünf Kilo Mehl freiwillig einem Wiener Bäckermeister unterwirft. Die Vorstellung, daß das heiligste Gut, welches für das patriotische Gefühl gleich nach dem Vaterland

kommt, ein Tauschobjekt für Viktualien abgeben könnte, macht gerade in ihrer Scherzhaftigkeit das ganze Grauen plastisch, zu dem uns diese Pestkultur verurteilt hat. Welchen vorteilhaften Schluß auf die »Verderbtheit« in England würde ein Leitartikel machen, wenn der Dialog als Zitat aus dem ‚Punch' herübergekommen oder erlogen worden wäre! »Es ist ja nur ein Gspaß«, so lautet hierzulande die Entschuldigung, welche die Schande erst beweisfertig macht. Die grinsende Idee, daß die Frau, deren geschlechtliches Ansehen aus dem Massaker heil hervorgeht, im unbedrohten Hinterland die Beute des Lebensmittelhändlers wird — ein einziger würde sie im ethischen Sinn mehr schänden als eine Sotnie Kosaken — ; die Munterkeit, die sämtliche Landsmänninnen in die Liste der geächteten Prostituierten einträgt und in die »festen Hände« von Wucherern spielt, welche mit den andern Lebensmitteln jetzt auch die Frauen zurückhalten, die der Fresser braucht — gibt es etwas, das unsere Moral in Krieg und Frieden besser charakterisieren könnte? Welch ein Landesverrat! Stände es als ernsthafte Meldung in einem ausländischen Blatt, so wär's eine Lüge, über die sich die Unschuld entrüstet. So aber ist es ein Witz und darum eine Wahrheit. Denn nicht daß die Wienerinnen so sind, will der Schubjak behaupten. Aber daß er nicht weiß, was er ihnen zutraut, bezeichnet das Niveau, auf dem wir hierzulande atmen müssen. Es ist die seelische Beschaffenheit, die das »Gustostückl« in die Amtssprache eingeführt hat und die Beziehung von Mann zu Frau im Begriff eines »Gustomenscherl« ausschöpft. Es ist die Gemütsverfassung, die Wort und Wesen des »Feschak« kreiert hat. (Bleich werde ich, wenn ich dieses österreichische Wort höre, das die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder einigt. »Tachinieren« ist das zweitschrecklichste; das die Nationen wieder in alle Windrichtungen treibt. Jenes war schon im Frieden da, dieses bleibt die wahre Wortnarbe dieses Kriegs.) Es ist der geistige Standort der »Sirk-Ecke«, die sicherlich unter allen Punkten der bewohnten Erde, inklusive der Berliner Passage, der »eingesehenste« ist für den Fall, das einmal doch das Bombardement vom Mars her eröffnet würde. Weg aus dieser Gegend! Ewiger Wind wirft dies starrende Leben nicht um. Staub begräbt es nicht. Wehe der unsterblichen Seele, die an diesem Spalier gedunsener Leichname vorbei muß. Wehe dem Gedanken, wehe

der Würde, wehe der Schönheit, wehe der Liebe, welche von diesen Blicken gestreift werden, die ein Recht auf das Blut der Welt behaupten, damit Fraß und Koitus gesichert seien. Die Tragik des Wortes ›fesch‹, das Opfer an Leben, das diese Lebendigkeit einschließt, hat hier noch keiner begriffen! Aber in dieser Stadt sind Ansichtskarten verkauft worden, die einen auf einer Gabel aufgespießten Knödel darstellten, unter den Verse der Sehnsucht geschrieben waren. Daß die Wienerin für so etwas zu haben ist, nachdem sie für die Wiener immer schon eine Spezialität auch im Mehlspeisgenuß bedeutet hat, daß der Gspaß ihr selbst nun die Laberln für die Gspaßlaberln — pfui hamuriges Fresserpack — offeriert, stellt bei wachsender Not die nächste Stufe unserer spaßhaften Ergebung dar. Was vor der Welt zu verstecken wäre, ist eben das, was wir wie einen Knödel brauchen: unser Hamur! Aus unserer Operette und aus unseren Witzblättern erfahren die Feinde mehr über uns als aus den Berichten unserer Spione, und Bombe und Muskete in Feindeshand werden uns am Ende weniger geschadet haben als ‚Bombe' und ‚Muskete' in Feindeshand.

Unser weltgeschichtliches Erlebnis

Da nun die Hamletfrage nach Sein oder Nichtsein zur letzten Frage aller Staatsweisheit wurde, könnte man sich darein finden, daß der Übermut der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, zu jenen täglichen Erfahrungen zählen, aus denen vor dem Einschlafen die tröstliche Erkenntnis gewonnen wird: Krieg ist Krieg. Was wollt ihr von der Menschennatur, die Macht und Maschine geschmeckt hat, anderes erwarten und verlangen? Wenn Krieg Krieg ist, hilft einem Weisen, der noch von früher her zur Melancholie neigt, dennoch die bessere Einsicht: daß die armen Tyrannen, die gemäß dem unerforschlichen Ratschluß ihrer Gottähnlichkeit uns das

bißchen Dasein, wenn nicht verkürzt, so doch versperrt haben, am Ende die letzten Sklaven ihrer Laune gewesen sein werden. Was wollt ihr von einem Menschenschlag, der sein durchaus subalternes Machtideal durch Hoffnung auf anderweitige Revolutionen prolongieren möchte? Sie sehen gar nicht, wie kunterbunt ihre Ordnung ist. Im Angesicht sterbender Männer wird ein Wesen, das mit dem Lorgnon zuschaut, für Tapferkeit dekoriert; Finanzgauner, deren Sprache kaum zur Verständigung über die notwendigsten Berufspraktiken reicht, tragen das Kleid vorzeitlicher Ehre; Cafetiers nehmen mit Veteranen den Appell ab; Judenbuben sind die Dichter der Nation, der sie nicht angehören; und in der Plankengasse habe ich zugeschaut, wie ein Straßenkehrer einen Unterstraßenkehrer wegen vorschriftswidrigen Grußes gestellt hat. Ist nicht, was uns rings umgibt, die aufgewärmte Rache von Vorgesetzten, die Untergebene waren? Von Kellnern, die dem Pikkolo heimzahlen, was sie auszustehen hatten? Von einst selbst geschundenen Abrichtern? Deren Lust an dem Maß der Wehrlosigkeit wächst und in der Tierschinderei als im reinsten Ausgleich verhaltener Gefühle die eigentliche Erlösung findet? Dem letzten Knecht ist noch ein Untertan das Pferd. Nun denke man sich diese Sorten eines nach unten ausstoßenden Menschentums mit erhöhter Machtbefugnis und dem Dekorum, das diese bezeichnet, ausgestattet — sieht dann die Welt nicht plötzlich so aus, als ob die außenfeindliche Notwendigkeit nur eine Verabredung wäre, um das tiefere Bedürfnis des Nächstenhasses endlich auf eine inappellable Art zu befriedigen? Du lebst in einer Gegend, in der dein Portier Hausmeister ist und Wächter deines Leumunds. Wähnst du, daß diese Gegend in Zeiten, da sie sich gegen einen äußern Feind schützen zu müssen, also vitale Handelsinteressen durch Verwendung von

Chlorgas klarstellen zu sollen meint, dir einen bessern Schutz deiner besseren Güter gewährleisten wird? Wird nicht im Gegenteil Menschenwürde jenes rarste, sofort vom Staat beschlagnahmte Lebensmittel sein, dessen Mangel erst ein Durchhalten durch ein so verwandeltes Leben ermöglicht? Da dich aber die Einführung von sieben wahrheitsfreien Tagen in der Woche um den Verstand bringen könnte, rette den Glauben an eine das Weltgeschehn lenkende Logik so: Angesichts der nicht mehr zu ignorierenden Tatsache, daß in einem Krieg der Maschinen die Menschen besiegt werden und alle an diesem Ausgang beteiligten Teile gleich schlechte Geschäfte machen, ohne daß sich der geringste Vorteil für jenen, der besser schießen, oder jenen, der länger warten kann, ergibt, bleibt nichts übrig als die Überzeugung: daß der Kampf um ideale Güter geht! Denn wenn es schon heute in Fachkreisen ausgemacht ist, daß das künftige Europa, wie immer es sich gestalten möge, von Japan mit Zündhölzchen versorgt werden wird, so ist es klar, daß das jetzige weit eher für Ideale als für Zündhölzchen gekämpft hat. Bei so falscher Rechnung muß die Hoffnung gut sein. Enttäuschung ist nur der Vorspann wahrer Erfüllung. Ist der Handel schlecht, nimm den Verdruß in Kauf, sonst stehst du deinem Glück im Weg. Wir haben einen ungünstigen Planeten gezogen, aber wir brauchen nur weiter zu lesen und alles geht noch gut aus. Um nicht rasend zu werden, sage dir immer wieder, daß das Sterben einen dir vorläufig verborgenen Sinn gehabt hat, weil doch so viele Menschen nicht ausschließlich deshalb gestorben sein können, um ein Hinterland von Schreibern und Wucherern zurückzulassen; und daß jene, die nicht sterben mußten, weil sie schreiben konnten, und jene, die wuchern durften, weil sie nicht sterben mußten, die Instrumente einer kulturellen Mission waren, deren Bedeutung wir darum allein nicht schlecht machen sollen, weil sie

uns vorläufig unbekannt ist. Sei weise und bedenke, daß es der Staat nicht sein kann, denn Weisheit würde ihn entwaffnen. Begreife, daß Krieg jene Probe auf den Fortschritt ist, durch die das Instrument frei wird und der Knecht sich entschädigt. Wenn Krieg ist und Krieg Krieg ist, so ist nicht der Feind allein, sondern jedermann dein Feind. Shakespeare hat zwar »Maß für Maß« geschrieben, aber er war nie auf dem Korridor des Wiener Landesgerichts, sonst hätte er, unweise genug, gestaunt, wie sein guter Schließer sich im Krieg verändert hat, wie er nur deshalb einen Bernardino anbrüllt, weil Krieg ist und in solchen Zeiten vor dem Tod auch noch etwas Grobheit den Leuten nicht schaden kann, die sonst leicht gar zu übermütig werden. Ich habe solch einer Szene beigewohnt und mich, unweise genug, über die vorbeigehenden Juristen gewundert, die doch auch irgendeinmal von Müttern geboren wurden, weil die Abtreibung der Leibesfrucht strafgesetzlich verpönt ist, und die, wo unsereins zagen Sinnes zwei Fragezeichen setzt, daraus einen einzigen Paragraphen schlingen können. Aber Shakespeare, der ihn gelöst hat, meint nur die Richter, nicht die Krieger, wenn er eine wilde Anklägerin rufen läßt: »Könnten die Großen donnern wie Jupiter, sie machten taub den Gott!« Da es heutzutag gelungen ist, so muß wohl eine Fähigkeit des Donnerns in die Welt gekommen sein, die in keiner früheren Kulturepoche, wo's eben noch keine Donnermaschine und keinen Jupiterersatz gegeben hat, denkbar war. Groß und Klein verfügt über die nötigen Behelfe, deren praktikable Art auch die Kleinen groß gemacht hat. Was Shakespeare des weiteren sagt, macht jede Stunde, jeder Fußbreit unseres täglichen Weges zum Erlebnis: ». . . doch der Mensch, der stolze Mensch, in kleine, kurze Majestät gekleidet, vergessend, was am mind'sten zweifelhaft, sein gläsern Element — wie zorn'ge Affen, spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,

daß Engel weinen, die, gelaunt wie wir, sich alle sterblich lachen würden.« Nun, ich höre die Engel weinen. Lachen tu ich an ihrer statt. Zwischendurch schreibe und spreche ich. Und was ich schreibe und spreche, das ist doch schon um ein weniges lauter und lauterer, als was so gemeinhin die Leute schreiben und sprechen. Aber was ich mir denke, was ich mir denke — wenn Gottes Zeugenschaft hiefür zur Stelle wär', dann fiele wohl die Entscheidung zwischen mir und der Macht! Während wir heute noch so miteinander leben können. Aber es ist kein beneidenswerter Zustand, vor eben den Dingen, die zu beweinen sind, über das ganze Gesicht lachen zu müssen und ohne auch nur sagen zu können, warum man in der Laune ist. Ich war immer für die Herrschaft über den niedrigen Menschen eingenommen, und nun drängt es mich mit aller Gewalt, die dieses Schrecknis über die Seele vermag, zu sagen: daß ich für die Herrschaft des niedrigen Menschen nicht eingenommen bin! Daß ich ins Angesicht einer Tyrannei der Tölpel Revolution machen wollte. Und was, wahrlich, ist alles Ekrasit eines Weltkriegs gegen den Sprengstoff, den jede Stunde nach mir wirft, drängend zu sagen, was nicht mehr zu tragen ist! Denn der Eindruck, dem ich nicht entrinnen kann und gäbs hundertfache Erlaubnis dem Gebiet zu entrinnen, ist nicht das Grauen, sondern die Gleichzeitigkeit einer unberührten Daseinsform, die durch einen mechanischen Eingriff von jenem sich entbunden hat. Bluttaten, die zu verantworten, einst den Täter zum Herrscher gemacht hat, wird nun jeder bessere Diurnist hinter sich haben, denn er hatte sie hinter sich, da er sie beging. Die Menschheit drückt auf den Knopf, wo Tod steht, und weil dies Können ihr die Vorstellung geraubt hat, wie der Tod schmeckt, drückt sie umso beherzter. Ich werde nie fürder mit einem gutmütigen, übelriechenden, triefäugigen Buchhalter

sprechen können, weil er plötzlich zu erzählen anfinge, was er bei Belgrad geleistet hat. Jeder, der's getan und nicht erlebt hat, weil er es nur in der Minute erlebt hätte, da er's an sich selbst erlebte, aber dann nicht mehr erzählen könnte, trägt das Ungeheure als fetten Titel mit sich fort und nicht als Alpdruck. Letztes Einssein im Chaos: Blut und Druckerschwärze über dem Kopf der Menschheit; Werke, an denen er nicht Teil hat, wenn er sie verrichtet! Was von keinem Willen zu verantworten wäre, geschieht jenseits aller Verantwortlichkeit. Für das, was wir können, können wir nicht mehr: so hat Technik mit einem Handgriff die Seele bewältigt. Was erleben wir? Die verdient haben, Zeitgenossen des Menschenmords zu sein, weil wir tatlose Zeugen des Tiermords und des Kindermordes waren! Geschähe im elenden Winkelleben unserer Geistigkeit ein Millionstel von dem, woran sie tätig war, es wäre der heiß ersehnte Untergang zu Gunsten jener Seele, der die Fibelbetrüger den Aufschwung eingeredet haben. Nicht daß solches Volk von Kinobesuchern, Zeitungslesern und Maulaffen der Weltgeschichte seinen Suppentopf auf dem Herd fremder Revolutionen kochen will; aber daß es seinen Machtwahn durch fremden Umsturz fortfretten möchte, ist der Humor davon. Unser verlorenes Paradies war ein Irrgarten der Macht, selbst die Schlange war eine Phrase, und es ist der Fluch aller Kreatur, die kriecht und glänzt, sich unversehens in den Schwanz zu beißen. Mag's anderswo, wenn fremder Hunger uns denn sättigt, aus Brotmangel stürmisch werden. Die bessere Revolution wäre unser Teil, wenn wir noch so viel Geistesgegenwart hätten, zu bemerken, was in unsern Gehirnen vorgeht. Aber die effektivste Blockade ist die einer Welt, die durch Taten ihre Vorstellung ausgehungert hat!

Demnächst erscheint:

KARL KRAUS

WORTE IN VERSEN

II

LEIPZIG

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

1917

Druck der Offizin W. Drugulin

Dreißig numerierte Exemplare auf van Geldern Bütten

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

R. 462—471 OKTOBER 1917 XIX. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

s übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm
utierend dankten / Tagebuch / Glossen / Dokumente / Ich
rne das neue Österreich / Schonet die Kinder! / Glossen /
n der Sinai-Front / Notizen / Inschriften / Zwischen den
bensrichtungen / Verlöbnis / Friedrich Hölderlin: Vom deutschen
k / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Notizen / Ein Kapitel
dem »Abenteuerlichen Simplicissimus« von Hans Jacob
ristoffels von Grimmelshausen / Glossen / Die einzelne
uengestalt / Schweizer Feuilletonisten / Ein deutsches Buch /
ossen / Erfahrungen / Ferdinand Kürnberger: Der Krieg und
das lettische Mädchen / Jugend

Preis dieses Heftes:

3 Kronen = 2 Mark 50 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf e
bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:		Für das Deutsche Reich:		Weltpostverein:	
18 Nummern	K 4.50	18 Nummern	Mk. 4.—	18 Nummern	K 6.—
36 „	„ 9.—	36 „	„ 8.—	36 „	„ 12.—

Verleger, Autoren, Vereine, Leser werde ersucht, die Zusendung von Bücher Prospekten, Einladungen, Zeitungsau schnitten, Manuskripten, Anfragen, Mi teilungen irgendwelcher Art an de Herausgeber der Fackel zu unterlasse

INHALT der vorigen, fünffachen Nummer 457—461, 10. Mai 19
Wehr und Wucher / Glossen / Schweizer Idylle / Wo
Schopenhauers / Die Literaturlüge auf dem Theater / Notizen
Ein Kapitel aus François Rabelais' Gargantua / Hans Müller
Schönbrunn / Glossen / Unser weltgeschichtliches Erleb

Das nächste Heft der Fackel, dessen Inhalt ei Sammlung von Epigramm bilden wird, gelangt bald nach dem vorliegenden H das in den Bezugsstellen erhältlich bleibt, zur Ausga

DIE FACKEL

Nr. 462—471 9. OKTOBER 1917 XIX. JAHR

(Haus der Abgeordneten. — 10. Sitzung der XXII. Session am 26. Juni 1917.)

Anfrage des Abgeordneten Reifmüller und Genossen an den Herrn Justizminister.

Die k. k. Staatsanwaltschaft in Wien hat aus der Zeitschrift ‚Die Fackel', Nr. 426 bis 430 vom 15. Juni 1916 folgenden Artikel beschlagnahmt:

Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten

Bürgertheater. Den Witwen und Waisen der Helden von Uszieczko galt der heutige Abend im Bürgertheater. Die Ersatzeskadron des k. u. k. Dragonerregiments Kaiser Nr. 11 (Oberleutnant Baron Rohn) hat für die Witwen und Waisen der bei Uszieczko gefallenen Kameraden eine Festvorstellung veranstaltet. In aller Erinnerung ist das ruhmvolle Heldenstück der Kaiserdragoner vor der Brückenschanze am Dnjestr. Gegen zahllose Stürme haben sie den vorgeschobenen Posten gehalten, der vielfachen Übermacht getrotzt, bis nach monatelangem heißen Streiten die Massen der Feinde die zu einem Trümmerhaufen gewordene Schanze endlich bezwingen konnten. Mitten durch die feindlichen Reihen bahnte sich das übriggebliebene Häuflein der Kaiserdragoner, von seinem Kommandanten Oberst Planckh geführt, dennoch den Weg zu den Unsrigen. Die Tapferen von Uszieczko grüßte heute das Wiener Publikum auf der Bühne des Bürgertheaters und brachte ihnen eine stürmische Huldigung dar. Dieser schöne Gedanke, die Helden von Uszieczko zu feiern, lag dem szenischen Vorspiel zugrunde, das die feinsinnige heimische Dichterin Irma v. Höfer für diesen Anlaß verfaßt hat. Sie hat die Örtlichkeit der heißen Kämpfe zum Schauplatz der Szene gemacht, und Maler Ferdinand Moser hat die Landschaft am Dnjestr mit glücklicher Hand auf die Bühne gezaubert. Vor der Schanze, hinter der sich im Dämmerlichte des Mondes der Dnjestr wie ein Silberfaden hinzieht, sind die Kaiserdragoner gelagert, und die heute die Bühne belebten, standen noch vor kurzem im fürchterlichen Ringen am Dnjestr. Die meisten von ihnen trugen die wohlverdienten Auszeichnungen. Hofburgschauspieler Skoda interpretierte in der Uniform eines Dragoneroffiziers den gehaltvollen und fesselnden Prolog von Irma v. Höfer. Er erzählt von

dem Ruhme der Kaiserdragoner, von den Heldentaten der »Elfer«, von dem Ausharren in allen Angriffen, ist von zündender Begeisterung und tiefem Empfinden erfüllt. Während der Kaiserdragoner im Morgengrauen den Überfall des Feindes erwartet, denkt er an sein Heim, an Mutter, Gattin und Kinder, streichelt und küßt die letzte Postkarte von den Lieben und geht darauf vor den Feind. Das Vorspiel von Irma v. Höfer ist eine poetische, formschöne Darstellung der letzten Heldentat der Kaiserdragoner und gibt in großen Umrissen die Geschichte des ruhmvollen Regiments. Nach der glutvollen Ansprache des Offiziers, die Herr Skoda mit rhetorischem Schwung und pathetischer Steigerung hinreißend vortrug, wurde das neue Regimentslied von Rittmeister Zamorsky, einem Helden von Uszieczko, mit dem anfeuernden Text von Frau Rittmeister Elma Perovic gesungen. Dann zogen die Gestalten der Führer und Inhaber des berühmten Regiments vorüber, des Obersten Heißler, Prinz Eugen, Radetzky und schließlich unseres Kaisers. Der Regimentstrompeter blies »Zum Gebet!« Die Soldaten auf der Bühne knieten nieder und stimmten die Volkshymne an, in deren Töne das Publikum, in dem man außer den höchsten militärischen Kreisen auch die Spitzen der Zivilbehörden und die Vertreter der vornehmsten Gesellschaft bemerkte, einfiel. Rauschender Beifall folgte diesem Vorspiel der Frau v. Höfer, welche die Ereignisse der jüngsten Tage mit lebender Kraft und greifbarer Plastik auf die Bühne gebracht hat. Dann mußte der Vorhang des öfteren in die Höhe gehen und das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten. Irma v. Höfer war Gegenstand rauschender Ovationen und es wurde von vielen Seiten der Wunsch laut, daß die Dichtung durch weitere Aufführungen breiteren Schichten zugänglich gemacht werde. Dem szenischen Prolog folgte die Aufführung von Eyslers »Der Frauenfresser« mit Fritz Werner und Betty Myra in ihren bekannten Glanzrollen. . . .

Das hat sich am 28. April 1916 in Wien zugetragen. Gebt den Tag zurück; es kann nicht wahr sein! Es muß meine Erfindung sein, meine Übertreibung, mein unseliger Hang, überall Spitzen zu sehen und die Luftlinie zu ziehen zwischen Aufgang und Niedergang. Es kann nicht sein. Es stand als Vision des Entsetzlichsten, das im Kopfsturz der Menschenwürde dieser Zeit vorbehalten wäre, vor meinem Aug — es kann nicht leibhaftig worden sein! Will's noch so tief hinunter, es kann nicht, weil auch das Chaos sein Reglement hat. Gebt den Tag zurück, es ist nicht wahr!

Blutig ist der Ernst, bleiern die Langeweile dieser toten Saison. Aber daß Übriggebliebene durch die feindlichen Reihen sich den Weg zu den Unsrigen gebahnt haben, zu jenen furchtbaren Parkettreihen der Unsrigen, der Übriggebliebenen; daß sie sich durchgeschlagen haben bis zur Theatervorstellung — gerechter Gott im Himmel, straf meinen Unglauben mit der Hölle: ich glaub es nicht! Kriegsteilnehmer, auch hohen Ranges, von den Spitzen, sagten mir, sie glaubten es nicht. Es sei von mir, sagten sie. Ob ich denn das nicht wisse. Ich weiß nichts mehr, es ist alles so rapid gekommen, es ist alles so wahr geworden, womit ich die Zeit verleumdet hatte, ich habe den Überblick verloren. Aber ich denke wohl: wenn man mich schwören läßt, die Hand, womit ich schwöre, sei meine Hand — so ist es von mir. So kopfüber in den Abgrund — das erfindet der Tag nicht, wenn ihm nicht der Teufel hilft, und der Teufel nicht, wenn ihm nicht ein Schwarzkünstler Mut macht. Da flüstere ich ihm ins Ohr, was mir so durch den Kopf schießt, als sollte es mir das Hirn zerfetzen: daß ich denke, zwischen dem Blut und dem Nutzen bestehe ein Kausalnexus, auf das Sterben von je tausend komme einer, der Schweißfüße hat und sich infolgedessen ein Palais kaufen kann und da er liefert, wissend, wohin, nicht wissend, woher er liefert, das Recht hat, im Automobil zu sitzen, während Fürstinnen auf der Plattform eines Beiwagens stehen. Man sagt mir, es sei kein Kausalnexus, so sage ich, aber den Nexus müsse man schon bemerkt haben und wäre das Opfer noch so unerläßlich und willkommen, man müßte sich entschließen, auf alle Entbehrungen zu verzichten und sogar lieber nicht zu sterben, wenn solcher Wohlstand die Begleitung sei. Aber ich lasse von der Kausalität nicht, denn hier und dort stoße ich auf die Wurzel der losgebundenen Mechanik, nur daß sie dort den Trost und die Lockung der Ideologie fand und hier die ehrliche Rede des Wuchers führt. Aber dieses eine, dieses letzte glaube ich nicht: daß jene dort

diesen hier vorgeführt wurden! Bis zum Kino gehe ich noch mit — nicht ins Theater! Wie? Den Gewehren entronnen, sollten sie sich vor Operngucker gestellt haben? So fräße, wenn die Seele hungert, sie sich ganz? Nein, das hat der Teufel aufgebracht und der hats von mir. Einer sagte: doch sei es geschehen, aber sie waren vom Kader. Unmöglich, sagte ich, noch unmöglicher, denn dann wäre es so: Der erste Blick auf den Bericht — — — aber habe ich nicht eben den erfunden? Als mir von der Irma von Höfer träumte oder von der Jarzebecka und von allem, was hienieden, jeds auf seine Art, der Glorie dient, und plötzlich von der schmachvollsten Situation, in der eine siegende Front dem Hinterland preisgegeben wäre und vor ihm, um sich zu retten, salutieren müßte und dann doch umklammert würde unter Mißbrauch der Flagge des Roten Kreuzes und dergleichen. Ich lag in hohem Fieber, der Arzt schrieb ein Rezept und ich den Bericht. Aber dann las ich ihn doch in der Zeitung, wie ging das zu? Still, nehmen wir an, der Bericht sei ein Bericht. Aber die Zeit ist in die Zeitung verzaubert und in natura solcher Dinge nicht fähig. Dann wird sie's, nach und nach. Im Bericht entwickelt es sich. Der erste Blick gibt noch Hoffnung: Skoda ist ein Schauspieler, hat einen Bombenerfolg, läßt alle Minen springen. Komödianten waren es, die haben Helden gespielt. Das geschieht täglich, es hat Zugkraft, es ist ein Greuel vor dem Herrn, aber für den Herrn wird nicht Theater gespielt, sondern für das Publikum. Es ist ein schöner Gedanke. Plötzlich läßt der Bericht erkennen, die Helden selbst seien es gewesen, sie hätten die Helden gespielt, sie seien die geborenen Heldendarsteller. Wie selbstverständlich grüßte heute das Publikum die Tapferen von Uszieczko nachdem es bei der letzten Premiere etwa die Tapferen vom Isonzo gegrüßt hat, und rief sie stürmisch. Waren es aber nicht Komparsen und nicht die Helden selbst, sondern etwas drittes: Soldaten, die Soldaten

spielten, Regimentskameraden, die für sie auf der Bühne standen unter Applaussalven, dann — dann war's doch beiderlei, dann mußten sie spielen, was sie erst erleben werden, malen, was jene taten, dann hatten Soldaten Schminke und ihre Auszeichnungen waren wohlverdiente Bühnenrequisiten. Sie spielten nicht, wie sie die letzte Postkarte von den Lieben gestreichelt und geküßt haben dort oben am Dnjestr und darauf vor den Feind gegangen sind, sondern sie spielten, wie sie es erforderlichenfalls tun würden. Welche Vorstellung packt uns mit eisigerem Griff, die oder die? Einer, der nicht dabei war, es nicht las, nur hörte, es sei geschrieben gewesen, daß es geschehen sei, sagte, das Blut, das er dem Vaterlande zu weihen bereit war, sei ihm erstarrt, er könne nicht mehr. Einer aber, der dabei war, sagte, er wisse heute noch nicht, ob es Helden, Soldaten oder nur Komparsen waren, die doch vielleicht auch ihrerseits einmal in die Situation gelangen könnten; er glaube, es seien Traumgestalten gewesen, aus meinem Traum in die Zeit entsendet und nun verdammt, für ein Weilchen am Dnjestr zu lagern im Morgengrauen, da und dort, bis die Sonne dem Spuk ein Ende macht. Aber wie immer es zu deuten sei: nun lebe er einmal in diesem Übergang, und als die oben niederknieten zum Gebet vor dem Parkett und als die oben stramm salutierten und das Ungeziefer unten ihnen zujubelte und patriotische Lieder sang und in Smokingen dastand Brust neben Brust — da ergriff es ihn als der schauerlichste aller Kontraste, wie ein fürchterliches Ringen der Ehre Gottes mit den Argumenten des Satans und wie der Schmerz um eine delirante Menschheit, die sich um des eigenen Opfers willen höhnt. Er wisse nicht mehr, was geschehen sei, es war eine Panik. So viel habe er behalten, daß der Fritz Werner, der bestimmt kein Soldat sei und überall durchschlagenden Erfolg erzielt habe, nur nicht bei Uszieczko — wehe, die Sphären fließen ineinander — daß er anstatt wie sonst als Ulan, diesmal, zu Ehren der Mitwirkenden, als Dragoner verkleidet im »Frauenfresser«

aufgetreten sei. Skoda auch, er gab Feuer, hatte mörderische Wirkung, ist ein Hofschauspieler. Niemand weiß Zuverlässiges. Alle äußeren Grenzen sind gesperrt, alle innern aufgemacht — und darum kein Entrinnen, denn wenn es schon Paßschwierigkeiten hat, nach der Adventbai zu entfliehen — innen verliert sich der Weg ins Grenzenlose. Es hängt zusammen. Wohin sich retten aus dieser Freiheit! Der Notausgang in die eigene Seele verrammelt! Weil Krieg ist. Protektion ausgeschlossen; nicht richten kann man sichs, zu sich selbst zu kommen. Außen aber fließt alles zusammen, durcheinander. So hat der Begriff »Vorstellung« zum tragischen Doppeldasein, zu dem ihn die Zeit verflucht hat — ach, alle Vorstellungen sind genommen — so hat er unvorstellbaren Zuwachs erhalten: das Ganze ist nur eine solche Vorstellung, über die eine Kritik erscheint. Der Witz, daß mit der Schlacht gewartet werde, bis der Ganghofer kommt, ist nicht mehr neu; er ist tägliche Wahrheit, die unerbittlichste, die die Welt ihrer leidenden Menschheit antun konnte. Aber nun wäre noch mehr geschehen: Der Reporter sitzt wieder wie einst im Parterre, die Front ist auf die Bühne gekommen, die Helden treten auf. Krieg war ein Theater, worin sie Freiplätze hatten mit dem Privileg, nicht selbst mitspielen zu müssen: sie, Kritiker und Autoren des Werks in einem, wie gewohnt. Nun hat der Krieg noch den Schauplatz gewechselt, der Berg ist zum Propheten gekommen, und der Theaterkritiker selbst schreibt den Schlachtbericht. Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten. Von vielen Seiten wurde der Wunsch laut, daß die Dichtung, von tiefem Empfinden erfüllt, auch breiteren Schichten zugänglich gemacht werde und daß die Gefallenen aufstehen, niederknien, stramm salutieren mögen vor den Hyänen, die das so haben wollen und die ja Hunger leiden müßten, wenn der Tod nicht wäre. Nein! Nein! Nein! Es kann nicht sein! Gebt den Tag zurück!

Es war mein Geburtstag. Ich trat mit diesem Tag ins letzte Aufgebot, bin schon 42 Jahre. Wer weiß, vielleicht liege ich noch als Held auf der Bühne des Kriegertheaters, dem Schlachtfeld des Bürgertheaters. Aber ich werde es nicht beschreiben. Denn das kann ich nicht. Ich werde mittun, denn das will ich, wenn alle müssen, die es nicht beschreiben können. Es ist uns allen unbeschreiblich. Es ist uns allen gegeben. Mein Geist spürt die Erniedrigung der Menschheit, ihm ist sie angetan, nicht meinem Leib. Was am 28. April 1916 geschehen ist, hätte, wenn es geschah, den Sinn: tränenlosen Auges hatten wir uns zum Ungeheuren gewöhnt, dann aber sollten wir einmal weinen und da nahmen wir die Operngläser vor. Aber es geschah nicht! Es war eine Fata morgana auf meinem Wüstenweg. Es war zum Geburtstag. Ich sollte noch überrascht werden. Man hat mir das Bild des Unvorstellbarsten, was mich die Zeit hat fühlen lassen, zum Präsent gemacht.

Aus derselben Zeitschrift Nr. 437 bis 442 vom 31. Oktober 1916 wurde der folgende Artikel beschlagnahmt:

Tagebuch

Ein Kind sah in einer illustrierten Zeitung ein Bild, das hieß »Gebet während der Schlacht« und stellte dar, wie Soldaten mit traurigem Gesicht, den Blick zur Erde gesenkt, in Reih und Glied stehen. Das Kind, welches noch nicht lesen aber noch sehen konnte, fragte nicht, was das sei, sondern, weil es sah, daß es etwas Trauriges sei, begann es zu weinen und weinte und war gar nicht zu beruhigen. Man redete ihm zu, brav zu sein und nicht zu weinen. Doch es weinte und um den Grund befragt, gab es schluchzend die Antwort: »Wenn man — so etwas — schon tun muß, so soll — man es — doch nicht — auch noch — aufzeichnen —« . . .

Es gab solche, die anderen die Gurgel durchbissen. Man nannte sie brav. . .

Da lag einer, dem das Gehirn herausquoll. Er atmete noch und sein Kopf beugte sich zum Sterben. Es war ein Genrebild. Einer, der es sah, nahm schnell seinen Apparat und knipste. Jener aber schlug den letzten Blick auf ihn, und es war, als ob er für diesen Moment bewußt würde und nun aus der versinkenden Welt solche Zeugenschaft hinübernehmen sollte. Von dort aber nahm er die ewige Verdammnis und brannte sie in diesen Rest von Leben unter ihm, der vor ihm stand und ein Apparat war. Der Blick schien endlos in Verachtung. Der Apparat aber, als er es getan, ging seines Weges, und jene, welche die Genreszene gesehen hatten, stumm mit ihm, und es schauderte sie. Er trug das Andenken fort; sie aber sahen nur den Blick und tragen ihn fort ihr ganzes Leben lang.

Aus derselben Nummer die

Glossen

Die Planke

Bogdan Stimoff	Feierlicher Gottesdienst	Urschula
Unter persönlicher Mitwirkung des Königs Ferdinand von Bulgarien	Erstklassige Kantoren	geh her, genier dich nicht!

Warum gerade sie sich genieren sollte, ist wirklich nicht einzusehen.

* * *

Eine Durchhalterin

(Die verspeisten Artistenhunde.) Die auch in Wien durch einen beifällig aufgenommenen Hundedressurakt bekannte Artistin Hilda Beyer, die unter exotischen Künstlernamen in allen größeren Varietés und Zirkusunternehmungen Deutschlands und Österreichs auftrat, wurde kürzlich in Berlin wegen Betruges verhaftet, weil sie unter der Angabe .... Kost und Logis genommen hatte und am Zahltag verschwand. Ihre Artistenlaufbahn hatte sie aufgeben müssen, weil sie ihre dressierten Hunde — verspeist hatte.

Sie gab vor dem Landgerichte in Berlin, vor dem sie sich zu verantworten hatte, an, sie sei, weil sie längere Zeit kein Engagement finden konnte — denn ihr Hundedressurakt sei schon überall bekannt —, auf die Idee verfallen, ihre vierbeinige Künstlertruppe — 14 Hunde — nacheinander zu schlachten und teils in gekochtem, teils in gebratenem Zustand zu verzehren. Hiedurch sei sie wenigstens eine Zeitlang ihrer Nahrungssorgen los geworden und sei überdies zum Fleischgenuß gekommen, den sie schon lange entbehrt habe. Allerdings habe sie nur mit schmerzlichem Gefühl ihre treuen Mitarbeiter geschlachtet, gekocht und gebraten, allein es mußte sein. Gegenstand der Anklage konnte diese Handlungsweise nicht bilden, denn sie konnte mit ihrem Eigentum machen, was sie wollte, dagegen wurde die Angeklagte wegen Verbrechens des Betruges zu einem Jahre Kerker verurteilt.

Also wenn das nicht eine Lüge aus dem ‚Matin‘ ist —!

* * *

Aus Konsumentenkreisen

Wien, 5. Oktober. (Der gestohlene Schlangenfraß.) Mit einer eigenartigen Streitsache hatte sich in den letzten Tagen das Berliner Gewerbegericht zu befassen. Die Leitung des Zoologischen Gartens hatte einen Wärter auf der Stelle ohne Einhaltung der vereinbarten Kündigungsfrist entlassen, weil er sich verschiedene Unredlichkeiten hatte zuschulden kommen lassen. Diese bestanden darin, daß der Wärter die zur Fütterung von Schlangen und Raubtieren bestimmten Kaninchen aus dem Zoologischen Garten schmuggelte und sie für teures Geld zum Zwecke der menschlichen Ernährung an Käufer abgab. Es wurden Durchstiche entdeckt, die der Wärter vorgenommen hatte, um mit Hilfe eines ehemaligen Angestellten des Gartens diesen Schmuggel unauffällig zu betreiben. Außer Kaninchen wurden noch kleinere, zur Tierfütterung bestimmte Tiere an Konsumenten verkauft; später hat er auch ausländisches Obst, das für tropische Tiere bestimmt war, vor allem Bananen, Datteln, Feigen usw. an Bekannte verkauft. Eine Zeugin gab an, der Wärter habe oft eine große Anzahl von Kaninchen in einer dunklen Ecke versteckt gehalten, bis sich eine günstige Gelegenheit zum Hinausschaffen darbot. Stellte sich eine solche durch längere Zeit nicht ein, so wurden die Tiere im Zoologischen Garten selbst geschlachtet und im toten Zustand unauffällig hinausgebracht. Der Entlassene klagte auf Einhaltung der vereinbarten zweimonatigen Kündigungsfrist, indem er behauptete, alles gegen ihn Vorgebrachte beruhe auf einem Racheakt, an all dem sei kein wahres Wort. Der Kläger wurde mit seinen Ansprüchen abgewiesen, weil das Gericht die Überzeugung von seinem unredlichen Gebaren gewonnen hatte und die Direktion berechtigt gewesen sei, den Kläger sofort zu entlassen.

Der Kläger hat also wohl eingewendet, es sei ein Racheakt des Lord Grey und eine Lüge der Entente-Presse. Denn als solche war ja die Nachricht (über das Schlachten der Tiere im Zoologischen Garten) bei uns verhöhnt worden. Nun, daß man einen Schlangenfraß einem Schlangenfraß vorzieht, ist begreiflich, und Giraffen das Essen wegzunehmen, ehe man sie selbst aufißt, kann ein unwiderstehlicher Zwang sein. Nur sollte die deutsche Presse in ihrem blinden Wahrheitsfanatismus nicht zu weit gehen und im Protest gegen die feindliche Ungerechtigkeit nicht vergessen, daß es eine deutsche Justiz gibt. Auf die Lügen im Krieg ist kein Verlaß mehr. Sie haben so kurze Beine, daß sie als Wahrheiten ankommen.

* * *

Die aus Sibirien in die Presse flüchten

Die von mir erörterte Schande, daß Individuen, denen die Flucht aus der Kriegsgefangenschaft und somit die schwerste Gefährdung ihrer zurückgebliebenen Kameraden geglückt ist, sich, anstatt zu kuschen, dessen in der Presse und in öffentlichen Vorträgen noch rühmen, hat endlich, wie mir mitgeteilt wird, einen dankenswerten militärischen Befehl nach sich gezogen, dessen Beispiel, von andern mutigen Kommandanten gegen andere Ausschreitungen befolgt, uns die Schmach der großen Zeit, der aus dem Konkubinat von Krieg und Presse entsprossenen, diesen Alpdruck aus Roda Roda und Schalek Schalek einigermaßen erleichtern könnte. Der Erlaß lautet:

Durch Mitteilung eines aus russischer Kriegsgefangenschaft befreiten österr.-ungar. Heeresangehörigen über Beihilfe von russischen Untertanen zu seiner Flucht an die Presse, hat sich die bedauerliche Tatsache ergeben, daß die letztgenannten Helfer von der eigenen Behörde eruiert und eingekerkert wurden, daß weiters mit Rücksicht auf die erhobene Anklage deren Verurteilung zum Tode wahrscheinlich ist.

Diese, zum Teil aus harmloser Mitteilsamkeit, zum Teil aber aus einem von findigen Vertretern der Presse ausgenützten Sensationsbedürfnis erwachsenden Veröffentlichungen müssen unbedingt vermieden werden.

Jede Mitteilung, welche geeignet ist

a) das Los der noch in Kriegsgefangenschaft befindlichen eigenen Heeresangehörigen,

b) gutmütige oder nachlässige, bzw. bestechliche Aufsichtsorgane im feindlichen Gebiete,

c) freundlich gesinnte hilfreiche Personen, welche zur Flucht verholfen haben, zu gefährden,

muß unterbleiben.

Verstöße gegen dieses sind zu bestrafen.

Umso schwerer hoffentlich die Schandpresse, die sich der Mitteilsamkeit des wortbrüchigen Verräters seiner Mitgefangenen und seiner Helfer bedient. Genauso, wie es nicht genügt, annoncierende Kettenhändler zu bestrafen, sondern wie man an die einmal gefaßte Kette auch den jeweils vom Schandgeld lebenden Benedikt zu legen

hätte. Jeder Verbrecher von heute ist nur ein Mitschuldiger, oft nur das Opfer eines in sich verbrecherischen Berufes, der alle Zweige umfaßt. Dennoch mag sich die Gewissenslast eines Menschen nicht leicht durch das weitere Leben tragen lassen, der die Nachricht empfängt, daß für seine elende Wiener Reklame die verlassenen Kameraden hungern und jene, die ihm dazu verholfen haben, sterben müssen. Wahrlich, über allen Zwang des Krieges hinaus ist diese Menschheit abscheulich!

* *
*

Entrevue (Zusammenkunft)

Frühstück beim Minister des Äußern Baron Burian.
Abendessen auf der deutschen Botschaft.
Frühstück beim Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh.

Und gar kein Déjeuner dinatoire? Aber was wurde denn gegessen und wer hatte sich dafür angestellt?

* *
*

Meine Anregung

geht dahin, das Ernährungsamt, das vielerlei Agenden haben dürfte, in ein Oberernährungsamt und in ein Unterernährungsamt einzuteilen.

Die Unterzeichneten stellen an den Herrn Justizminister die Anfrage: „Ob er geneigt ist, den Wiener Staatsanwalt zu beauftragen, derartige unnütze Konfiskationen zu unterlassen?" Wien, 13. Juni 1917.

Palme. Ellenbogen. Grigorovici. Sever. Glöckel. Volkert. Pernerstorfer. Reumann. Schiegl. Max Winter. Hanusch. J. Tomschik. L. Bretschneider. Hillebrand. Wutschel. Jokl. Reifmüller. Cingr. Dr. Schacherl. David. Abram. R. Müller. Pittoni. Seliger. Oliva. Forstner. Schäfer. D. Löw. F. Skaret. Smitka. Resel. K. Seitz.

Dokumente

Aus der Jugendzeitschrift »Der gute Kamerad«



* * *

Wenn von allem nichts bliebe außer diesem, wäre es genug

— Die große Sommeschlacht. Begleitende Worte zu dem großen »Sommefilm«. Wir sehen in diesem Film die Somme-Helden, blühende Jugend und ergraute Männer in gleicher Weise verwittert und kampfgestählt stürzen und springen, stürmen und kämpfen zwischen

fliegenden Feuern und hagelnden Geschoßen, und schwankem, von Minen zerstäubtem Erdreich, in der zermalmenden Werkstatt des brüllenden, unsichtbaren Krieges. In drei Teilen entrollen sich Szenen der furchtbaren Herbstschlacht 1916, mit der die große Hoffnung der Feinde ins Grab sank. Imponierend dröhnen die Tritte unübersehbarer deutscher Reservisten. Im Feuer der eigenen Landsleute bringen deutsche Krieger behutsam französische Frauen, Kinder und Greise in Sicherheit. Wo vordem blühende Dörfer sich hinzogen, wo alte malerische Städte in ihrer historischen Schönheit das Auge erfreuten — Bapaume und Peronne und wie sie alle heißen — sind nunmehr Trümmerhaufen, zerschossen in Schutt und Staub durch die Ententebatterien. Und dann flimmert auf zuckenden Bildern, dank einzig dastehendem Mute tapferer Kinooperateure, deren vier in treuer Pflichterfüllung bei den Aufnahmen den Heldentod fanden, ein erhabenes Beispiel zielbewußter Exaktheit: »Das Divisionskommando hat um 8 Uhr 30 Min. die Sprengung und den Sturm befohlen!« — Alles ist bereit gestellt. — Die Sturmtruppen fiebern. — Die Ungeheuer moderner Kriegsmaschinen öffnen ihre blitzenden Mäuler, die furchtbarsten Waffen unseres technischen Zeitalters spielen auf: aber dahinter stehen die Menschenleiber, die den toten Maschinen Leben einhauchen. Über Minenfelder, Hindernisse, durch sprengstoffschwangere Gassen des Todes hinein zum heißen Nahkampfe! — Die Handgranate mäht! . . . Von Graben zu Graben in die Hauptstellung hinein. Die eigene Artillerie schöpft Luft und streut Entsetzen in die feindlichen Reserven, Graben auf Graben wird erobert. Dieser Film reiht sich zu den schönsten, zu den eindrucksvollsten aus dem jetzigen Weltkriege.

Menschenleiber stehen, die den toten Maschinen Leben einhauchen, Menschenleiber fallen, die es aushauchen, blühende Jugend und ergraute Männer in gleicher Weise verwittert stürzen und springen, alles ist bereit gestellt, und kein Blutregen ertränkt eine tränenlose Hinterwelt, die es gegen Entree besichtigt!

* *
*

Pfui Teufel!

»Die Strafkammer des Landgerichtes Heilbronn verhandelte dieser Tage gegen die 25 Jahre alte ledige Freiin v. G . . . . in A. wegen unerlaubten Verkehrs mit einem Kriegsgefangenen. Im Juni dieses Jahres hat die Angeklagte ein Kind geboren, dessen Vater ein französischer Kriegsgefangener ist. Der Franzose, von Beruf Kellner, ist schon 1914 in Gefangenschaft geraten. Er war

von Ende 1914 bis 1917 auf dem Schloßgut G . . . . bei A. Hier wurde er mit den verschiedensten Arbeiten, vor allem mit Feld- und Gartenbestellung beschäftigt. An dieser Betätigung nahm die angeklagte Baronesse selbst regelmäßig Anteil. In der Verhandlung vor der Strafkammer versuchte die Angeklagte, den französischen Vater ihres Kindes der Vergewaltigung zu beschuldigen. Damit fand sie beim Gericht allerdings keinen Glauben. Auffällig war, daß die Baronesse diese Verteidigung zum erstenmal vorbrachte. Die Angabe war schon deshalb hinfällig, weil der gefangene Franzose nach dem Eintritt der Schwangerschaft bei der Angeklagten noch volle sechs Monate auf dem Schloßgut beschäftigt blieb. So kam das Gericht zur Verurteilung der angeklagten Freiin. Sie erhielt eine Gefängnisstrafe von fünf Monaten. Wegen Fluchtverdachts wurde die sofortige Verhaftung der Angeklagten verfügt. Bei Stellung einer Kaution von 15.000 Mark wird die Haft aufgehoben. In der Urteilsbegründung wurde betont, daß die bei der Verhandlung beliebte Art der Verteidigung (Beschuldigung des Gefangenen, er habe ein Verbrechen begangen) sowie die soziale Stellung und die Erziehung der Angeklagten erschwerend in Betracht komme, während ihre bisherige absolute Unbescholtenheit und ihre Unwissenheit in geschlechtlichen Dingen als Milderungsgrund angeführt wurden . . .

»Wo käme das Vaterland hin«, so rief, nach einem andern Bericht, der Staatsanwalt, »wenn jede deutsche Hausfrau so tief sänke!« Ich weiß nicht, wo es hinkäme und ob, wenn alle diese Verhältnisse Folgen hätten, nicht für das Heraufkommen einer bessern Menschenart in jener Gegend gesorgt wäre. Wo es mit diesen unbekümmerten Produktionen eines barbarischen Lebenshasses hingekommen ist, wir werden es erleben, wenn wirs erleben werden. Von allen Kriegsgreueln sind diese die tollsten. Wenn die deutschen Hausfrauen, deren heroisches Bedürfnis schwerere Blutschuld trägt als selbst der Schaffensdrang deutscher Exporteure, wenn sie noch nicht völlig entmenschte Megären sind, so müssen sie vor der entblößten Scham einer Geschlechtsgenossin zur Besinnung kommen und sich weigern, die dem Geschlecht angetane Schmach durchzuhalten!

* *
*

Moralische Wirkungen

Berlin, 6. Juni. (Wolff.) Das günstige Wetter der letzten Tage gab unseren Bombenfliegern Gelegenheit zu großangelegten, überaus erfolgreichen Angriffen. Die Streifzüge richteten sich in erster Linie gegen die feindlichen Anlagen hinter den Hauptkampffronten und erzielten nach Beobachtungen der Flugzeugbesatzungen und unserer

Truppen auf der Erde an zahlreichen Stellungen ganz gewaltige Wirkungen. Hinter der Champagnefront erhielt in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni eine Munitionskolonne Volltreffer. Ihre Wagen flogen hintereinander mit hellem Feuerschein in die Luft. Am 3. Juni rief ein Bombenangriff in den Munitions- und Truppenlagern bei Arras mehrere Brände hervor. Ein anderes Geschwader suchte die ganze Nacht hindurch die Anlagen von Vesle-Tal heim und warf nicht weniger als 6057 kg Bomben- und Sprengstoffe ab. Über sechzig Explosionen, darunter solche großen Umfanges, wurden festgestellt. Die Industriewerke von Neuve-Maison südlich von Nancy wurden in derselben Nacht mit 43.000 kg Sprengstoffen bedacht. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni griffen unsere Geschwader militärische Anlagen nordwestlich von Arras, Munitionslager sowie Bahnanlagen hinter der Champagnefront an.

Insgesamt wurden während der letzten drei Tage und Nächte 25.823 Kilogramm Bomben abgeworfen. Die moralische Wirkung war gewiß nicht geringer als die materielle.

* * *

Ein schwarzrotweißer Rabe

Im ‚Türmer', einer hochgradig deutschen Zeitschrift, wird von einem Freiherrn von Grotthuß das folgende Geständnis abgelegt:

Aber Graf Bernstorff behauptet in der Tat nicht zuviel, wenn er sagt, wir hätten in fremden Staaten »stets und ausschließlich wirtschaftliche Ziele verfolgt«. Leider, leider! Das hat uns ja gerade die Feindschaft der anderen — »erworben«. Diese Rastlosigkeit des Erwerbslebens haben eigentlich wir doch erst in die Welt hineingedampft. Der Franzose zog sich im besten Alter als kleiner Rentner ins Privatleben zurück, der Engländer lebte, wenn nicht politisch-exotischen Abenteuern, seinem ruhigen Geschäft, mehr noch seinen Liebhabereien, seinem Sport, seinem Klub, — da kamen wir als die Hechte im Karpfenteich und scheuchten durch unsere unheimliche Rührigkeit und Geschäftigkeit alles andere Getier auf. Vielleicht lag das im Plane der Vorsehung, vielleicht mußte es sein, aber weniger wäre mehr gewesen und der scheinbar längere Weg der kürzere. Wo ist denn nun unser »Geschäft«? Darüber werden uns die Augen erst nach dem Kriege aufgehen. Heute machen wir ja auch »Geschäfte« — und was für welche! — saugen wir einander, der Bruder dem Bruder, das Herzblut aus. Die psychologische politische Auswirkung bei den anderen aber war, daß die an ihre Gemächlichkeit Gewöhnten schon darum uns bitterböse wurden, weil sie in uns tatsächlich die Ruhestörer sahen, eben den nicht immer ihre edelsten Teile aufsuchenden Beunruhigungsbazillus, der sie aus ihrer Behaglichkeit aufstörte und sie zu Leistungen, zu Anstrengungen nötigte, die für

sie unerhörte waren, die sie aber dennoch stöhnend und knirschend auf sich nehmen mußten, um nicht von unserer rastlos geilenden Geschäftsgier aufgefressen zu werden. Erblich belastet mit dem Rufe des politisch unreifsten, unmündigsten, sich jeder inneren Gewalt fügsamst beugenden Volkes, gingen wir nach außen mit der ganzen naiven Unbedachtsamkeit und Selbstgefälligkeit des Glückspilzes, des von seiner Überlegenheit innig durchdrungenen Emporkömmlings vor, dem es, weil er nun einmal strebsamer und von mancherlei Günsten getragen war, nie fehlen könne. »Was geht uns die auswärtige Politik an! Wir wollen ja nichts Politisches von den anderen! Unserethalben können sie tun und lassen, behalten und nehmen, was sie wollen — wenn wir nur unser Geschäft mit ihnen machen, und das machen wir ohne alle Politik, weil wir friedlich sind. Und weil wir friedlich sind und die anderen das auch wissen, gibt's auch keinen Krieg.« Schließlich bewilligte man ja — mit Hängen und Würgen — für Heer und Flotte, weil man immerhin doch »nicht wissen« konnte, und weil »die Regierung« das besser wissen mußte, und weil man auch ungern — »oben« anstoßen wollte, zumal wenn man ein summarisches Händedrückchen von einem Minister empfangen hatte oder das Knopfloch sehnsüchtig nach dem Vöglein auslugte, das geflogen kommen und sich niedersetzen sollte.

Gestehen wir's nur und gerade in dieser grausam ernsten Schicksalsstunde, wenn wir uns nicht selbst das Gericht sprechen wollen —: wir waren überwiegend ein Streber- und Händlervolk geworden: wir sind's überwiegend wahrscheinlich auch heute — die ungeheuerlichste gegenseitige Bewucherungswut wäre sonst undenkbar. Wir werden zum reinen Händlervolk werden, dann aber auch in Schimpf und Schande untergehen, wenn wir nicht große, ganz große Teile unseres Volkstums wieder der bräutlichen, ewig verjüngenden Ackerscholle antrauen. . . .

Na siehste. Das deutsche Geschäft hat den Weltkrieg gemacht, aber der Weltkrieg wird kein deutsches Geschäft machen. Wenn die Junker endlich zu bemerken beginnen, daß sie dem Schafferpack bei der schlechten Spekulation geholfen haben, könnte ja noch alles gut werden, wenn noch irgendetwas gut werden könnte. Wogegen sich die anderen, nämlich die Händler, die die deutschen Helden aus Konkurrenzneid überfallen haben, mit ihren demokratischen Forderungen wenden, das ist der deutsche Junker. Aber das gilt nicht. Wogegen sie sich mit ihren menschlichen Forderungen wenden, das ist der deutsche Junker vor dieser Erkenntnis. Vielleicht ist noch Rettung, wenn sich der Katzenjammer mit einem Katzentisch an der Sonne bescheidet.

* * *

Na und ihr zwee beede?

sagte einst der König von Sachsen zu zwei Würdenträgern, die noch auf eine Ansprache warteten, bei einer offiziellen Gelegenheit. Dies aber ist mein Standpunkt den zwei deutschen Gelehrten gegenüber, die sich heute meiner Beachtung empfehlen. Der Professor der protestantischen Theologie D. Seeberg nämlich soll in einer Kundgebung für einen »deutschen Frieden« — im Zirkus Busch — gesagt haben:

Im Westen: Longwy und Briey. Und die vlämische Küste wird nicht wieder herausgegeben. (Dröhnender Beifall) Im Osten die bekannte Festungslinie, die Ostpreußen nie mehr bedrohen darf, muß in irgendeiner Form in unsrer Hand bleiben. (Lebhafter Beifall) Kurland und das Stück von Litauen wird nicht wieder herausgegeben! (Donnernder Beifall) Verbunden sind mit Kurland Livland und Esthland. Dort flattert die Notflagge. Da müssen wir helfen!

Und der Professor von Gruber in einer Münchner Versammlung:

Eine Versöhnung Frankreichs durch Güte ist unmöglich. Wir müssen Frankreich so ohnmächtig machen, daß es niemals wieder angreifen kann. Dazu ist notwendig, daß unsre Westgrenze weiter vorgeschoben wird, die nordfranzösischen Erzlager müssen uns zufallen. Das ehemalige Belgien darf militärisch, politisch und wirtschaftlich nicht mehr aus der Hand gelassen werden. Wir brauchen ein großes afrikanisches Kolonialreich. Um dieses sicher zu stellen, benötigen wir Flottenstützpunkte. Eine unerläßliche Bedingung ist die Vertreibung Englands aus dem Mittelmeer, aus Gibraltar, Malta, Cypern, Aegypten und seinen neuen Eroberungen im Mittelmeer. Dazu käme natürlich eine Kriegsentschädigung, namentlich in der Weise, daß die Feinde gezwungen würden, einen erheblichen Teil ihrer Handelsflotte uns zur Verfügung zu stellen, uns Gold, Nahrungsmittel und Rohstoffe zu liefern.

Wenn auch Deutschland stolz sein mag, daß es zwei solche Kerle hat, so dürfte sich doch allmählich die Anschauung durchsetzen, daß ihm nicht so sehr durch Erweiterung seiner Grenzen als durch Kastrierung seiner Gelehrten zu helfen wäre. Wenn man bedenkt, wie viel ehrenhafte Hörer solcher von einem blutigen Semestralrausch befallenen Vollbärte bereits aus dem Leben relegiert sind und wie ein solches Kollegium noch immer keinen andern Ehrgeiz kennt, als den Ausfall durch die Promotion von Feldherren zu Ehrendoktoren wettzumachen, so wird man eine Prozedur, deren Anwendung ich

in Friedenszeiten auf Literarhistoriker beschränkt wissen wollte und die Deutschland vor der Fakultät sämtlicher Fakultäten bewahren könnte, keineswegs zu grausam finden. Na und ihr zwee beede?

* * *

Das gilt nicht

Es kann nicht bestritten werden, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führt. Es führt ihn ununterbrochen und schon seit Sedan. Die allzudeutschen Ausstreuungen einiger Heißsporne, die sonst Pastoren sind und die, weil nun einmal Krieg ist, ihre Eroberungsabsichten zu hoch spannen, dürfen der gerechten Sache nicht zum Vorwurf dienen. Und was vor dem Krieg war, muß vergessen werden. Zum Beispiel, was die ‚Grenzboten' Nr. 48, im Jahre 1896, geschrieben haben:

»Wir lehren, daß das deutsche Volk lediglich für sich zu sorgen habe, ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Völker, wir lehren, daß, wenn das Wohl unseres Volkes einen Eroberungskrieg, die Unterjochung, Verdrängung, Vertilgung anderer Völker fordern sollte, wir uns davon durch christliche und Humanitätsgedanken nicht dürfen abhalten lassen — und haben daher auch gegen die äußerste Anspannung der Wehrkraft unseres Volkes nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie in absehbarer Zeit einmal zu dem Zwecke verwendet wird, für den sie da ist . . .«

Das war vor zwanzig Jahren. Was die Pastoren und Professoren jetzt schreiben, kann nicht verallgemeinert werden. Das alles war vor dem Krieg und jetzt ist eben Krieg. Maßgebend ist, was nach dem Krieg sein wird.

* * *

Ältere Ansichten über das U-Boot

Nach dem Erfolg mit Goethes »Unter allen Wassern ist ‚U'« geht das Berliner Tageblatt um einen Schritt weiter:

Herder und das U-Boot. Vor einigen Wochen machte eine sehr merkwürdige Äußerung Bismarcks über die Möglichkeit der Herstellung von Tauchbooten und deren Verwendung im Seekrieg die Runde durch die deutsche Presse. Der eiserne Kanzler war indessen nicht der erste, der das Unterseeboot gewissermaßen vorgeahnt hat, sondern der sanfte Johann Gottfried Herder. In seinem Reisetagebuch aus dem Jahre 1769 findet sich nämlich, wie der Königsberger Professor Dr. Gerber in der dritten Auflage seiner prächtigen Sammlung »Alte Stimmen in die neue Zeit« anführt, folgender Hin-

weis: »Wasser ist eine schwerere Luft; Wolken und Ströme sind seine Wände, die Fische seine Bewohner; der Wassergrund ist eine neue Erde. Wer kennt diese? Welcher Kolumb und Galilei kann sie entdecken? Welche urinatorische (von urinari = unter das Wasser tauchen) neue Schiffahrt und welche neue Ferngläser in diese Weite sind noch zu erfinden? Sind die letzten nicht möglich, um die Sonnenstrahlen bei stillem Wetter zu vereinigen und gleichsam das Medium des Seewassers damit zu überwinden? Was würde der urinatorischen Kunst und der Schiffahrt dadurch nicht für unendliche Leichtigkeit gegeben.« Der tiefsinnige, gedankenreiche deutsche Theologe und Philosoph hat, wie man aus diesen Sätzen ersieht, nicht nur eine gewisse Hoffnung auf die Erfindung des Tauchbootes ausgesprochen, sondern sogar auch den Wunsch der Herstellung eines das Wasser durchdringenden Fernglases gehegt. Freilich, dieser Wunsch dürfte wohl für alle Ewigkeit ein frommer bleiben. Aber mit dem vorgeahnten Tauchboot hat unser großer Denker ebenso recht behalten, wie mit dem von ihm zuerst aufgestellten und durchgearbeiteten Entwicklungsgrundsatz in Geschichte und Sprachbildung.

Wie Herder sich zu dem diplomatischen Ratschlag gestellt hat, argentinische Schiffe »spurlos verschwinden zu lassen«, ist leider aus seiner divinatorischen Stellung zur urinatorischen Kunst nicht zu entnehmen. Da er aber, was die Hauptsache ist, eine gewisse Hoffnung auf die Erfindung des Tauchbootes ausgesprochen hat und es mithin gelungen ist, auch einen älteren deutschen Theologen für diese Waffe zu interessieren, wäre es noch interessant zu erfahren, wie zeitgenössische Krieger über eine Institution geurteilt haben, die damals durchaus nicht so zukünftig war, wie in Berlin geglaubt wird. Dieses Interesse wird durch die Notiz eines dänischen Blattes befriedigt, welche auf die allem wahren Fortschritt abgeneigte Denkungsart jener Kreise ein grelles Licht wirft:

Als Robert Fulton vor über 100 Jahren für Napoleon sein Unterseeboot baute, gestattete der Seepräfekt von Brest, trotz all seinem Haß auf die Engländer, ihm nicht, es gegen die englischen Fregatten, die den Hafen blockierten, zu benützen. Es sei eine verächtliche Kriegführung, und die, welche sich ihrer schuldig machten, würden gehängt werden. Und der französische Kriegsminister, Admiral Pleville le Belly, erklärte, daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, eine so fürchterliche Erfindung anzuwenden. Bei der Haager Konferenz 1899 nannte Admiral Mahan das Unterseeboot eine »unmenschliche und grausame Waffe«.

* * *

Haß und Stolz

Berlin, 30. April. Das Wolffsche Bureau meldet: Folgender französischer Befehl fiel an der Westfront in deutsche Hand: Am 26. März haben sich im Gefangenenlager von Noyon zwei Fliegerleutnants in kameradschaftlicher Weise mit zwei gefangenen deutschen Fliegeroffizieren unterhalten und ihnen beim Abschied die Hand geschüttelt. Wenn es auch militärische Pflicht ist, einen in tapferem, ehrlichem Kampf besiegten Feind zu achten, so beweist es doch bedauerlichen Leichtsinn und unbedingte Verkennung des uns zugeschriebenen Charakters, wenn wir einem Gegner Wohlwollen und Zuneigung auf dem Tatort seiner Verbrechen und vor den Augen der Bevölkerung, die durch ihn gelitten hat, zeigen. Der Armeeführer geißelt durch den Tagesbefehl das unentschuldbare Verhalten der beiden Offiziere gegen einen Feind, den man nur hassen darf.

gez. Hubert.

Zur Bekanntgabe an die Truppen.

Zusatz der 25. Division: Diese beiden Flieger sind Schweinehunde und Idioten! Ich spucke ihnen voll Verachtung ins Gesicht! Sollte ich durch einen unglücklichen Zufall die Hand eines Boche berühren, so würde ich sofort meine Hand in einen ›Pot de Merde‹ stecken, um sie wieder zu säubern.

Ja, das sympathische Wolff-Büro hat recht, das zu bewahren, wenn's wahr ist. Aber der Vollständigkeit halber sollte es auch das bewahren:

,Frankfurter Nachrichten', 3. Februar 1917:

Deutscher, werde stolz!

Die Tageszeitungen brachten neulich einen Bericht über einen erfolgreichen Fliegerkampf, bei welchem ein französischer Fliegeroffizier gefangen genommen wurde. Der Bericht schloß: Der Franzose zollte dem schneidigen Vorgehen des deutschen Fliegers die höchste Anerkennung.

Vielen wohl wird es so gegangen sein wie mir, schreibt man der ,Dtsch. Tagesztg.', daß sie durch die geschmeichelte Erwähnung dieser Anerkennung aus französischem Munde unangenehm berührt waren. Das — im dritten Jahre des Weltkrieges gegen deutsche Art und deutsche Existenz!

Es hilft aber niemandem, seiner Empörung in kräftigen Worten Ausdruck zu geben, wenn die vielen, welche dieses Urteil befriedigt — und sonst würden es die Zeitungen nicht schreiben — gar nicht wissen, warum; warum eigentlich diese Art der Wiedergabe so unglaublich unklug ist, und warum zweitens in ihr etwas liegt, was uns die Schamröte ins Gesicht treiben muß.

Unklug zunächst. Wer kann heute noch daran zweifeln, daß uns die feindlichen Massen, einschließlich die meisten Neutralen, wirklich kulturell für boches, huns, Barbaren, politisch für Sklaven halten und sich selbst für die Schützer der geistigen und politischen Freiheit. Sie tun nicht nur so. Sie glauben es, größtenteils wenigstens wirklich. Lesen sie nun in unserer Presse ihr Urteil über uns mit Behagen erwähnt, so werden sie sich immer mehr als die Überlegenen fühlen.

Das ist aber nicht die Stellung, welche uns zukommt und welche wir uns wünschen.

Was sich so der Verstand zurechtlegt, sagt schon vorher in unwilliger Auffassung das Gefühl.

Gebe ich dem Feinde innerlich das Recht zum Loben, so gebe ich ihm das zum Tadeln. . . .

Man sollte sich bei uns endlich scheuen, Gefühle zu zeigen, die die Feinde nicht verstehen, und die von ihnen nicht erwidert werden. Die Losung sei immer wieder: Kühlste Zurückhaltung! Diese bilden den geistigen Zaun, welchen wir um unser deutsches Seelen- und Gefühlsleben ziehen müssen gegen Beschmutzung und Einbruch durch die Deutschenfeinde.

Da lobe ich mir einen einfachen Unteroffizier, der im November 1914 vor Ypern einen frisch gefangenen Engländer, der sich erdreistete, uns mit seiner Anerkennung beglücken und shake hands machen zu wollen, mit einer herzerquickenden Ohrfeige in seine Grenzen zurückwies.

Deutscher, werde stolz! Albrecht.

* * *

Warum Pferde wiehern

[Verbrüderung zwischen französischen und amerikanischen Pferden.] In dem Blatte Arthur Meyers, dem „Gaulois“, schildert Marcel Hutin die Ankunft des ersten amerikanischen Truppendampfers und erwähnt unter anderen Dingen die Tatsache, daß unter den neuen Kampfgenossen sich auch Artilleristen befanden. Wie Marcel Hutin mit Genugtuung feststellen konnte, haben nun die Pferde der amerikanischen Kanoniere ihre begreifliche Freude, den französischen Boden zu betreten, durch lautes und wiederholtes Wiehern zum Ausdruck gebracht. Die auf dem Hafenkai stehenden französischen Pferde haben die patriotische Kundgebung der amerikanischen Brüder sofort durch ein gleiches Wiehern erwiedert. Hutin fügt wörtlich hinzu: »Dies ist das schönste und vollkommenste Zeugnis für die amerikanisch-französische Einigkeit, da das tiefe Gefühl der Verbrüderung von den Menschen auf die Tiere übergegangen ist.«

Ganz nach der Kriegsfibel gedacht, ohne Zweifel. Der Herr Hutin ist ein Journalist, der vom Tod lebt — warum sollte er weniger auf die Abnehmer bedacht sein, als die Interessenten diesseits der Rheingrenze? Wenn nach dem selbstmörderischen Witz des sterbenden Heine »Gottes Geschäft« es ist, zu verzeihen, so wird doch einem Kriegsschreiber das geschäftliche Interesse, das ihn zur Schändung der Kreatur bewegt, als das ausschließlich berechtigte zugebilligt werden. Der vaterländische Hohn sollte bedenken, daß an derselben Stelle, an der er den feindlichen Wahn bloßstellt, im Laufe der letzten drei Jahre während der Verpulverung der Leiber zur Aufpulverung der Seelen schon Trostloseres geboten ward. Herr Marcel Hutin ist ein französischer Journalist. Aber Herr Richard Dehmel ist ein deutscher Dichter.

Im April 1916 (Nr. 418—422, S. 42) war hier zu lesen:

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hingerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, Mähren, Krain —
nur Deutscher wollt' endlich jeder sein —

die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« gefahren.

Und was kommt hintendrein noch getönt,
was stampft so eisern die Erde,
daß uns die Wand des Herzens dröhnt?
Das waren die deutschen Pferde.
Mit witternden Nüstern auf der Wacht
trugen auch sie ihr Blut zur Schlacht
für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —
in den Dörfern tobten die Hunde;
auch unsere Tiere spürten den Ernst
der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht darnach angetan einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischesten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus

Revanchelust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners« offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden, nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche Pferde zu sein.

Und in einer Vorlesung dieser Stelle, im Dezember 1916, setzte ich hinzu:

Aber den Wunsch, deutsche Dichter zu sein, haben sie Gott sei dank noch immer nicht!

Denn wenn sie auch »einrückend gemacht« werden, bis zu dem Stadium der Begeisterung gingen sie doch nicht mit, auf dem dieser Dehmel — man muß es der Nachwelt, falls es deren Geschäft wäre, Dichtern zu verzeihen, in Erinnerung bringen — das Geräusch der Maschinengewehre ausdrücklich »Sphärenmusik« genannt hat und die Zeile geschrieben:

M a r s c h m a r s c h, r u f t G o t t, schützt euer Land!

Dichter, die sich so hinreißen ließen (hier hat der hingerissene Setzer anfänglich »hirnreißen« gesetzt), hats 1916 tatsächlich nicht mehr gegeben. Kernstöcke, die andere zum Dreschen ermuntern, gibts noch immer, oder Spekulanten, die ihren Dörmann stellen und weil die hektischen schlanken Narzissen nicht mehr blühen, die Russen und die Serben zu Scherben hauen wollen. Was aber bedeuten die Hutins aller Hinterländer gegen die eine unauslöschliche Tatsache, daß dieser Krieg nicht nur das Publikum wie zur leiblichen Beute der Wucherer zur geistigen Beute der Journalisten, also aller derer, die vom Tode leben, sondern auch aus den paar Dichtern dieselben rasenden Rolande der Dummheit gemacht hat, die ihre Leser seit der ersten Extraausgabe waren! Seit dem Tage, da durch jenes Machtwort, das Leiber entfesselt und Geister bindet, das verurteilte Leben in eine Kinderstube verwandelt ist, wo Viehknechte spielen. Weiß Gott, die nationalistisch verbohrtesten Pferde hatten doch einen Vorzug vor den gesinnungsverwandten Dichtern: daß die Pferde zwar keine Dichter, aber die Dichter durchaus Pferde sein wollten, was durch ein von den Dichtern mißdeutetes Hohngewieher an allen Fronten zum Ausdruck kam.

Ich warne das neue Österreich

vor dem Hermann Bahr. Er ist doppelzüngig und hofft damit dem Doppeladler ein Kompliment zu machen. Er hat mehr Gesinnungen als bunte Bademäntel und da er diese nicht mehr am Lido spazieren führen kann, so macht er von jenen in dem Hinterland eines erstarkten Österreich Gebrauch, wobei ihn seine ausschweifende Phantasie, die einmal den Hofmannsthal vor Warschau gesehen hat, wohl auch nach einem österreichischen Venedig entführen mag. Wenn ich Minister des Äußern wäre, ich würde einem solchen Menschen nicht über die Calle trauen. Er ist ein treuer Sohn der Kirche und des Neuen Wiener Journals. Er ist die Zugbrücke zwischen Schlössern und Redaktionen; aber wenn ich Portier bei Harrach wäre, würde ich einem, der vom Lippowitz kommt, sagen: Hier wird nicht geteilt! Ich warne das neue Österreich. Es hat im feindlichen wie im neutralen Ausland den Rückhalt etlicher anationaler Herzen, die darüber wohl unterrichtet sind, daß es von Kriegsbeginn an solche auch in Österreich gegeben hat, vor allem den ehrenwerten Lammasch, der uns der Welt schon in den Haager Konferenzen von unserer menschlichen Seite gezeigt und seit den Tagen, da sich sämtliche deutsche Dichter und 93 deutsche Intellektuelle — mehr gibt es hoffentlich nicht — mit Schmach beluden, die Sache einer nicht von Fliegerbomben gewährleisteten Kultur nie preisgegeben hat. Dieser Mann hat nun das Unglück, in Salzburg zu leben und, wie dies die Verhältnisse einer Kleinstadt eben mit sich bringen, mit Herrn Bahr, der gleichfalls in Salzburg lebt, in Berührung zu kommen. Darüber weiß Herr Bahr etwas im Neuen Wiener Journal zu plaudern:

> . . . Und hier bewährt sichs, daß der Stil der Mensch ist: die innere Reinheit des Sprechers, die wir diesen Sätzen anhören, bezwingt uns Goethe . . Zelter . . Johann Heinrich Meyer . . Diese Kraft ungetrübter, wasserheller, durchsichtiger, nichts entstellender, aber auch nichts einmengender, Darstellung, deren wir längst entwöhnt sind, hat Lammasch, sein Buch vom Frieden erinnert im Ton an Clausewitzens Buch vom Kriege; und auch Moltke hatte, gar in Briefen, diesen unerlernbaren Ton einer vollkommenen Sachlichkeit, die darauf verzichten kann, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen, die niemals haranguiert, die der sanften Macht der Wahrheit still vertraut.

Zum Unterschied also von Herrn Bahr, der nicht nur

Goethe, Zelter, Meyer, Clausewitz und Moltke einmengt, wenn er von Lammasch spricht, sondern in derselben Spalte mit diesem auch einen kleinen Berliner Literarhysteriker würdigt, und der zum Beweise der Wahrheit, daß der Stil der Mensch ist, nicht nur selbst schreibt, sondern auch die autobiographische Bemerkung beisteuert:

Eben das ließ mich jeden Satz zerhacken, in Adjektiven schwelgen und am liebsten mit Punkten, Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hantieren. Syntax war uns unerträglich, wir hatten unser Chaos zu lieb. Und doch waren keine fünf Jahre vergangen, als aus den Naturalisten Artisten wurden, wir schwuren auf Flaubert —

Womit Herr Bahr wohl behaupten will, daß er ein anderer Mensch geworden ist, aber unrecht täte zu meinen, er sei ein besserer Mensch geworden. Denn er hat nicht nur seinen Stil verändert, was ein wahrer Mensch ja nicht kann, nicht nur seine Urteile, was ein wahrer Mensch nicht darf, sondern seine früheren Urteile mit Hilfe seines späteren Stils, was ein wahrer Mensch nicht darf, aber auch nicht kann. Aber der sanften Macht der Wahrheit hat Herr Bahr stets weniger vertraut als dem schlechten Gedächtnis der Leser, die schon nicht merken würden, daß er eine heftige Antipathie gegen die Direktion des Deutschen Volkstheaters in Begeisterung verwandelt und alte Zeitungskritiken für die Buchausgabe umredigiert hat. Er hat diesem schlechten Gedächtnis seiner Leser so sehr vertraut, wie sein Gerichtszeuge Holzer — gleich ihm ein Partisan des neuen Österreich und Ritter des Franz Josefsordens — seinem eigenen schlechten Gedächtnis. Der Stil ist der Mensch besonders dann, wenn er umstilisiert. Was nun Lammasch anlangt, den der schmerzliche Zufall der Salzburgerschaft in solchen Zusammenhang bringt, so rühmt ihm Herr Bahr jene Sachlichkeit nach, die es vermeidet, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen. Wieder im Gegensatz zu Herrn Bahr, der ihn wie folgt anspricht:

Daß *ich* diesen edlen, *glaubensstarken* —

Hier schon müßte Lammasch, der ja in das neue Strafgesetz den Begriff der »berechtigten Aufwallung« einführen wollte, unterbrechen: Ihr Glaube, Sire, ist nicht der meinige! —

groß und frei gesinnten Mann *hier in Salzburg habe*, zuweilen in sein leuchtendes Auge blicken, seinen unverzagten Worten lauschen und mir an ihm doch wieder etwas Appetit zur Menschheit holen darf —

Was schwer sein dürfte, wenn er, wie zu hoffen, dem Professor Lammasch im Umgang mit dem Bahr vergeht — das ist ein großes Glück für m i c h. Daß man ihn m i r aber in Salzburg l ä ß t, während bald schon jeder Ministerialvizesekretär einmal einen Tag Minister gewesen sein wird, das ist eine Schande für Österreich.

Herr Bahr ist zu bescheiden, um den wahren Sachverhalt zuzugeben: Lammasch, der natürlich längst Minister sein könnte, geht nicht nach Wien, weil er sich eben vom Hermann Bahr nicht trennen kann. Was ihn am Hermann Bahr fesselt, dürfte jedenfalls die Glaubensstärke sein. Was diesen zu Lammasch zieht, ist offenbar die örtliche Nähe. Daß ihm Lammasch's geistige Entfernung vom Menschheitsdebakle imponiert, das zu glauben, würde eine Glaubensstärke voraussetzen, die ich vor den Worten des Herrn Bahr nie gehabt habe. Lammasch bekennt sich gegenüber der deutschen Siegesideologie zu einem Frieden ohne Sieger und Besiegte, erblickt nur in einem solchen »die moralischen Garantien gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe«, hat aus seinem Abscheu vor der großen Zeit nie ein Hehl gemacht, und Herr Bahr möchte nun behaupten, daß dies wie aller vernünftigen Menschen auch sein Gefühl sei: »Unter vier Augen gesteht man das ja längst überall ein«. Doch wenn unter vier Augen zwei leuchten und zwei zwinkern, so ergibt sich leicht ein zwar nicht strafgesetzlich, aber ethisch »unerlaubtes Verständnis«, das dem ehrlichen Mann wohl nicht schaden, aber dem unehrlichen nützen könnte, weil nun die Glaubensstarken überzeugt sein müssen, daß hier einer der wenigen guten Europäer, die von allem Anfang es mit der Menschheitswürde gehalten haben, das Wort führe.

Da ist es denn geboten, wieder einmal auf ein Büchlein hinzuweisen, das den Titel »K r i e g s s e g e n« führt, und insbesondere auf jenen darin enthaltenen denkwürdigen »Gruß an Hofmannsthal«, über den seinerzeit die Hühner in Salzburg Tränen gelacht, die Menschen aber mit ihrer Humorlosigkeit und mit ihrem schlechten Gedächtnis, auf das Herr Bahr allerwege still vertraut, zur Tagesordnung der Generalstabsberichte übergegangen sind. Ich kann mir im Ernst nicht denken, daß ein Mensch, dem dieses Schriftstück gegenwärtig ist, nicht in eine schallende Heiterkeit ausbricht, wenn er dem Bahr in Salzburg, im Himmel oder wo immer

begegnet. Der Vorlesungssaal erdröhnt von Lachsalven, wenn ich zu der Stelle komme: »Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!«, und der folgende Satz: »Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian« wird nicht mehr zu Ende gehört. Wenn aber dann gar die Stelle kommt, wo »ihr so vergnügt beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert«, und die Bitte: »vergeßt mich nicht, ich denk an euch!« — da gehts vollends drunter und drüber, etwa so wie die Leute einst elektrisiert waren, wenn der Guschelbauer den Stößer schwenkte, ehe er die Worte »weil iii an olter Drahrer bin« hervorbrachte. Ich liebe so populäre Wirkungen nicht; aber die Sache will's. Ich lege auch den größten Wert darauf, daß die Wirkung sich fortsetzt, so daß alle, denen der »Gruß an Hofmannsthal« unbekannt oder doch entrückt ist, wenigstens jetzt, nachdem sie das hier gelesen haben, zu lachen anfangen, wenn sie dem Bahr in Salzburg oder wo immer begegnen, und gar jene, an denen er wieder den Versuch machen sollte, in ihr leuchtendes Auge zu blicken. Es bleibt dem Professor Lammasch überlassen, ob er bei solcher Gelegenheit den Schwärmer auf die Völkerrechtswidrigkeit der Tatsache aufmerksam machen will, daß während des russischen Kriegs und bis zum Einmarsch Hofmannsthals in Warschau das österreichische Konsulat amtiert und der Poldi daselbst Baudelaire deklamierend herumstapft. Aber ernstlich wird sich die Glaubensstärke des Heimgesuchten fragen, ob es denn schon so weit gekommen sei, daß man mit Herrn Bahr einen gemeinsamen Gott haben müsse. Denn es dürfte ihn ganz besonders interessieren, daß Herr Bahr, dem ich gern den Vortritt lassen würde, wenn ich bei jenem Schlager hervorgerufen werde, daß Herr Bahr also in eben jenem Schriftstück in eben jenem »Kriegssegen« betitelten Büchlein den Kriegsbeginn, den er von der Einrückung des Herrn Hofmannsthal ins Kriegsfürsorgeamt datierte, einen »heiligen Augenblick« genannt und von der Tatsache, daß »jeder Deutsche, d a h e i m oder im Feld, jetzt die Uniform trägt«, wörtlich gesagt hat: »Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög es uns Gott erhalten!« Und ausgerufen hat:

»Nun sind wir alle wieder auf der einen großen deutschen Straße. Es ist der alte Weg, den schon das Nibelungenlied ging .... Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh, Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres«. (Was Herr v. Hofmannsthal damals stillschweigend zugegeben hat.) »Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein ... Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!.... Auf Wiedersehen!« Das letzte Wort dieses schon historischen Manifestes an Herrn v. Hofmannsthal ist wohl das einzige, das in Erfüllung gegangen ist in all der großen Zeit, in der sich der Glaubensstarke nur noch durch den Glauben zurechtfindet, daß unser großes Geschlecht sie dem armen Gott beschert hat.

Man hätte nun aber doch wohl annehmen müssen, daß ein Mensch, dem das passiert ist, auf Kriegsdauer, wenn nicht lebenslänglich sich versteckt halten würde. Statt dessen riskiert er auf die Straße zu gehen, in Zeitungen und Zirkeln für das junge Österreich zu werben, zwischen Piusverein und Neuem Wiener Journal zu vermitteln, und es gelingt ihm, wie nur irgendeinem Treßler, der Fürstinnen zu Tische führt, die österreichische Adelsgesellschaft auf die letzte Probe ihrer Distanzlosigkeit und geistigen Indifferenz zu stellen. Das wäre freilich das schlimmste nicht, da ja die Theatersensationen des noch zu jungen Österreich keine andern sein können als die seit siebzig Jahren gewöhnten. Da er aber Miene macht, auch die wenigen Persönlichkeiten, die in der Welt den Glauben befestigen könnten, daß sich das Österreichertum mit dem Menschentum verbinden lasse, also die Vertreter des alten Österreich, durch seine Annäherung zu kompromittieren, so sehe ich mich zu der Drohung gezwungen, daß ich bei Wiederholung des Versuches — ich warne das neue Österreich, ich warne aber auch den Hermann Bahr — zum Äußersten entschlossen bin: nämlich den »Gruß an Hofmannsthal« im Wortlaut wiederabzudrucken! Damit ihm ein für allemal der Gusto vergehe, zugleich auf die Glaubensstärke des alten und auf die Gedächtnisschwäche des neuen Österreich zu spekulieren.

Schonet die Kinder!

ist auf allen Schweizer Straßen zu lesen. Hingegen lauten die Titel der deutschen Aufsätze, die in der Kaiser Karls-Realschule, Wien III — zur Wahl — aufgegeben werden, wie folgt:

V. b Klasse

Eine Ferienwanderung
oder
Kriegsmittel neuester Zeit.

VI. a Klasse

Warum ist Lessings »Minna von Barnhelm« ein echt deutsches Lustspiel?
oder
Durchhalten!

Gedanken nach der achten Isonzoschlacht
oder
Herbstwanderung.

Inwiefern vermag das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen?
oder
Unser Kampf gegen Rumänien.

Die Hauptgestalten in Goethes Egmont
oder
Der verschärfte U-Bootkrieg.

Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind! (Goethe)
oder
Wir und die Türken — einst und jetzt.

Meine Gedanken vor Radetzkys Standbild
oder
Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eignes Haus. (Schiller).

VI. b Klasse

Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?

Dementsprechend verzeichnet der Jahresbericht:

An die Schülerbibliothek wurden 2 Exemplare Schalek, »Tirol in Waffen« geschenkt von Gräfin Bienerth-Schmerling,
1 Exemplar von der Verfasserin an die Lehrerbibliothek.

Ich bin noch heute nicht imstande, eine Ferienwanderung oder eine Herbstwanderung zu beschreiben, tröste mich mit dem Bewußtsein, daß Goethe selbst nicht in der Lage gewesen wäre, aus seinem Zitat »Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind« einen Aufsatz zu machen und wüßte auf die Frage, inwiefern das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen vermag, höchstens die Antwort zu geben, daß es ein miserables Klima sein muß, wenn es die Menschheit auf die Idee gebracht hat, sich gegenseitig abzuschlachten, um mehr zu essen, und die Überlebenden, sich gegenseitig auszurauben, um zu verhungern, den Staat aber, statt der Wucherer die Bewucherten aufzuhängen. Speziell aber könnte ich nur darauf hinweisen, daß unser spezielles Klima ein speziell elendiges ist, wenn die geistige Entwicklung nicht nur nach dem kriegerischen Zustand, sondern speziell nach dem hirnverbrannten, hirnverbrennenden System der deutschen Schulaufsätze beurteilt werden soll, das sich, wie ich aus diesen Beispielen ersehe, in dreißig Jahren um kein Jota geändert hat. Höchstens um die besondere Stupidität, zu der die größte aller Zeiten auch die Pädagogik zwingt. Es gibt also Alternativen, und das Kind wird, je nachdem es mehr pazifistisch oder mehr annexionistisch veranlagt ist, zwischen einer Ferienwanderung und den Kriegsmitteln der neuesten Zeit zu wählen haben. Warum Lessings Minna von Barnhelm ein echt deutsches Lustspiel ist, eine Frage, die wie ein Alp seit Kindheitsträumen auf mir lastet, und von der ich das unbestimmte Gefühl habe, daß sie bis heute nicht endgiltig beantwortet ist, weder von dummen Jungen noch von älteren Literarhistorikern — ich würde sie rabiat von mir stoßen und mich für »Durchhalten!« entscheiden, wiewohl Durchfallen nach wie vor die größere Sorge eines Knabenherzens bilden dürfte. Säße ich in der VI. a, ich wählte ohneweiters statt der Herbstwanderung, zu deren Beschreibung schon ein ganzer Dichter gehört, die »Gedanken nach der

achten Isonzoschlacht« und wäre vor allen Kameraden mit dem Aufsatz fertig, indem ich, diese Gedanken zusammenfassend, einfach unter den Titel schriebe: »Genug!« Bei »Unser Kampf gegen Rumänien«, auf den ich mich, aus dem Klima fliehend, mit Feuereifer würfe, machte ich mir die Sache auch nicht schwer. Ich zöge mich mit der Wendung »Fragen Sie die Schalek!« aus der Affaire. Wenn ich nun die Wahl zwischen Egmont und dem verschärften U-Boot-Krieg habe, so versichere ich – ganz unter uns und wenn es das selige Kriegsüberwachungsamt nicht erfährt —, daß mir Egmont lieber ist und daß ich glaube, wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Boot-Krieg. Aber das ist schließlich Ansichtssache, man kann eine heroische Angelegenheit trotz ihrem tragischen Charakter kaum mit einem Drama vergleichen und gewiß ist mir — wieder ganz unter uns — der U-Boot-Krieg lieber als Hans Müllers »Könige«, die vielleicht nicht dem Uhland, aber ganz sicher mir gestohlen werden können. Vor die Wahl gestellt, das Schicksal des Menschen wie gleichst du dem Wind, zu betrachten und uns und die Türken einst und jetzt: da wählte ich beides, denn mir schiene, als ob mir just aus der Verknüpfung ein artiges Stück von einem Aufsatz gelingen sollte. Was die nächste Alternative betrifft, so würde ich die Verarbeitung des Schiller-Zitats über die Beziehungen des Briten zu Amphitriten ablehnen mit der Begründung, daß es, so aus dem Zusammenhang des Gedichtes gerissen, das Schiller dem Völkermord seines beginnenden Jahrhunderts gewidmet hat, mehr ein Wolff-Zitat sei, und würde dem Deutschprofessor beweisen, daß ich außer dem brauchbaren Mittelstück auch die Anfangsstrophen des Gedichtes kenne:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

und auch noch die Schlußstrophen:

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ich würde den Lehrer bitten, uns lieber dieses Thema aufzugeben, als durch den Mißbrauch einer Schiller'schen Strophe uns Kindern eine Betrachtung aufzunötigen, über der ehrlicher Weise der bekannte Aufsatztitel »Gott strafe England« zu stehen hätte. Ich würde aber auch das Thema »Meine Gedanken vor Radetzkys Standbild« nicht verschmähen, denn ich habe vor Radetzkys Standbild meine eigenen Gedanken, zum Beispiel gleich den, daß dort Eisig Rubel und andere Alt-Österreicher öfter vorbeigegangen sind, als für die Reputation Radetzkys unbedingt notwendig war, wiewohl bekanntlich einer ihrer Verteidiger, jener echten Vaterlandsverteidiger, in diesem Punkte anderer Ansicht ist, indem er für Eisig Rubel den Freispruch und für Dr. Josef Kranz ein Denkmal beantragt hat, das aber eben infolge Besetzung des Platzes durch Radetzky nicht zur Ausführung gelangen konnte. Wenn mir der Deutschprofessor auf diese Behandlung des Themas nicht »vorzüglich« gibt, freut mich der ganze Krieg nicht mehr. Dann bliebe nur noch ein Thema, das zwar der VI.b Klasse vorbehalten ist, das ich aber als Fleißaufgabe übernehme: »Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?« Ich wüßte mir auf die einfachste Art zu helfen, indem ich einfach von Lissauer abschriebe, der ganz sicher Bescheid weiß und den Aufsatz vermutlich fertig hat. Würde ich mündlich befragt, so könnte ich mich der vielen Einsager gar nicht erwehren, ich höre Strobl, neben dem ich leider sitzen muß und der von

Patriotismus schwitzt, mir zuflüstern: »Der Treubrüchige am Po!« Der Kernstock, ein Vorzugsschüler, ruft: »Die Welschlandfrüchtchen!«, rings um mich zischt es: »Die Katzelmacher!« und nur eine Stimme — es ist die der Schalek, die man in die Knabenklasse zugelassen hat — ruft beherzt: »Ob ich weiß! Der Fackelkraus!« Dann aber zeigt sie auf, denn sie möchte hinausgehn, wo der einfache Mann an der Front ist, der namenlos ist, um ihm beim Nahkampf nah zu sein. Ich bin eingeschlafen, träume, daß ich nicht mehr in der Schule sitze, sondern wieder in einer Kinderstube, wo Weltkrieg gespielt wird und die Beteiligten dem Tod die Zunge herausstrecken. Ich will die Kinderrettungsgesellschaft verständigen, die anerkannt hat, daß sie mir für wiederholte Zuwendungen vom Erträgnis meiner Leseabende verpflichtet ist. Sie soll die Kinder vor Bomben und Schulaufsätzen behüten. Und wie da plötzlich eine Kanone als Schulglocke läutet und ich erwache, springe ich den Deutschprofessor an, will mit ihm eine Sprache sprechen, die er nicht versteht, nämlich Deutsch und frage ihn, ob er im Geschäft unentbehrlich sei oder ob er Lust habe, die Minen, die er in Kinderherzen legt, durch ein Erlebnis zu verantworten, die Frage, die er an die Wehrlosesten stellt, welcher von den Feinden der hassenswerteste sei, persönlich im Schützengraben zu entscheiden, und in dem Augenblick, wo zu seinem Ohr das Geräusch von einer Sappe heraufdringt!

Glossen

Ein Nachspiel

»Am 20. d. hat sich in der Gemeinde Kraljevci ein schreckliches Unglück ereignet. Eine Gruppe von Knaben und Mädchen unterhielt sich damit, in dem Bache Fische zu fangen. Dabei fanden sie im Flußbett eine große Granate, die sie ans Ufer zogen, ohne natürlich zu ahnen, welch gefährlichen Spielgegenstand sie haben. Die Kinder vergnügten sich damit, die Granate herumzuwälzen, als sie plötzlich mit gewaltigem Schall platzte. Fünf Kinder wurden auf der Stelle getötet, ein Kind ist den schweren Verletzungen nach einigen Stunden erlegen, während noch eines mit dem Tode ringt. Die Granate stammt aus den Kämpfen mit den Serben im Jahre 1914 und blieb in dem weichen Boden stecken, ohne zu platzen. Jetzt, nach drei Jahren, fielen ihr sieben unschuldige Kinder zum Opfer.«

* * *

Das Kriegsstammbuch der Stadt Wien

ist ein »Denkmal unserer schweren Zeit« (schwer wegen Größe) und enthält die »Bildnisse und Schriftzüge jener Männer, denen nächst Gott unser Schicksal in den denkwürdigen Kriegsjahren anvertraut war«. Darunter sollen die folgenden Beiträge sein:

Generalleutnant Kosch: »Wir halten durch!«
Generalleutnant Hermann v. Strantz: »Drauf und durch!«
General v. Fabeck: »Einigkeit macht stark.«
Hindenburg: »Vorwärts!«

Das sollte wirklich — mangels anderer Dinge — auf keinem Tische fehlen.

* * *

Die Lokalnotiz

Die Mutter mit dem Kinde in den Tod. In Laibach hatte am 13. d. die Gemahlin des Steuerassistenten Viktor Bischof, Frau Ida Bischof, sich und ihr 6 Monate altes Söhnchen Rolf ertränkt. In einem hinterlassenen Schreiben gibt sie an, daß sie in den Tod gehe, weil sie ihr Kind nicht stillen konnte und sie von anderer Seite keine Milch erhielt.

Ein Leser fragt: »Wenn nicht solches, was dann wird diesem Krieg ein Ende bereiten?« Solche Lappalie gewiß nicht. Das ist doch nur eine Lokalnotitz und noch dazu in einem Provinzblatt. Das steht doch nicht im Generalstabsbericht, wie ein Bombenwurf, der der Milchnot des Säuglings ein Ende macht. Auch gibt es — erstarre, Hölle! — Menschen, die da sagen, daß man nicht verallgemeinern dürfe, der Krieg habe doch auch seine ethischen Seiten. Wenn nicht solches, was dann wird diesem Krieg ein Ende bereiten!

* * *

Sie hat durchgehalten

Ein Leser schreibt der Arbeiter-Zeitung: Meine Tante R. B. ist 84 Jahre alt. Sie hat seit mehr als fünfzig Jahren in Traiskirchen bei Baden gewohnt und sich durch Waschen und Krankenpflege, in jüngeren Jahren durch Feldarbeit fortgebracht. Nun ist sie so entkräftet, daß sie im Laufe der vorigen Woche zweimal zusammenbrach. Sie liegt und hat niemand, der sie pflegen könnte. Ich kann ihr wohl ein paar Gulden Geld geben, aber Lebensmittel habe ich keine. Der Traiskirchener Arzt Dr. P. hat ihr »Tropfen« verschrieben. Ihre fortwährenden Bitten um Milch oder Eier, die sie bezahlen würde, lehnt er immer schroff ab. Sie muß also, nachdem sie viele Jahre gearbeitet hat, tatsächlich verhungern. Am Freitag schrieb sie ihrer Nichte in Krumbach von ihrer Not. Diese raffte schnell etwas Eßbares zusammen und fuhr am Sonntag früh nach Traiskirchen. Sie wollte ihr etwas Schmalz (nicht ganz ein halbes Kilogramm!) und einige Eier bringen. Der Gendarmeriewachtmeister W. von Krumbach nahm ihr das Schmalz weg und ließ ihr die Eier nur gegen die Verpflichtung, ihm nach ihrer Rückkehr andere dafür zu bringen! Am Samstag kam der Priester und gab der Tante die letzte Ölung. Zu essen bekam sie aber nichts — —

* * *

Leben und leben lassen

»Der Totengräber in Gartitz bei Aussig will, wie der ‚Teplitz-Schönauer Anzeiger' mitteilt, nun auch Gräber nur dann machen, wenn er statt baren Geldes Lebensmittel erhält.«

* * *

Von den Sterbemitteln

Aus der Berliner ‚Papier-Zeitung':

In **Sterbehemden** aus **Papier**
bitte ich um äußerstes
bemustertes Angebot
Paul Gade, Frankfurt a. O.
Forststraße 1

Wohl, das Sterbehemd der Menschheit ist aus Papier.

* * *

Ein Volk, das im Existenzkampf steht, verlangt mehr als je nach seelischer Ermunterung

Eine gewisse Kuczynska, die aber mit der Jarzebecka nicht zu verwechseln ist, plaudert über die »Krönungskleider«, wodurch wir erfahren, daß das Kleid der Erzherzogin Blanka »blau wie das Adriameer an schönen Tagen schimmert«, während über den granatroten Samt der Erzherzogin Annunziata »träumerisch die lange, weiße spanische Spitzenrobe fällt« und ein anderes wunderbares Kleid, das sich würdig einem pfirsichfarbenen anreiht, »mit Atlasschwingen ausgestreckt, rosenrot, gleich einem Flamingo liegt«. Sie sieht eine »kleine jungfräuliche Vitrine . . .: diese Vitrine lebt!« und »eine Vision taucht vor uns auf.« Was ist aber der sozialpolitische Sinn der Übung?

. . . Zu unserer Aufrichtung bedürfen wir strahlender Sterne, zu denen wir aufschauen können, bedürfen eines Himmels, der uns nach den Alltagsleiden gequälter Körperlichkeiten eine höhere reinere Glückswelt verheißt. Und ein Volk, das im Existenzkampf steht, verlangt mehr als je nach seelischer Ermunterung, Und darum auch haben sich die Wiener Palais aufgetan, darum hat das Palais der ungarischen Garde freudig seine Einwilligung zur Ausstellung der Krönungskleider gegeben.

So werden sich die Leute nicht nur dafür, sondern auch sonst mit Lust und Liebe anstellen.

* * *

Bilder aus der Woche

die zeigen, wie gut die Menschheit — so sagt man doch in Berlin — im Krieg abschneidet. Vorn: »Frau v. Ihne begrüßt den 100. Blinden«, was so schön von der Frau v. Ihne ist, daß es photographiert werden mußte, und als eine der Lichtseiten des Blindendaseins gewiß auch dem Begrüßten eine Genugtuung gewährt hat. Na und hinten: »Alfred Holzbock«, der nun, wie die Zeit vergeht, 60 Jahre alt geworden ist. Mit das beste Bild, das wir von ihm besitzen. Ja das ist er, mit dem Blick, dem nichts auf dem Presseball entgeht und der sicher einst auch Frau v. Ihne bemerkt hat. Schade, daß von den drei Beteiligten nur zwei sich überzeugen können, daß sie in der ‚Woche', der dritte, daß er anderwärts gut getroffen wurde! Wie jung waren wir noch, wie froh wären wir, wenn's noch wie damals wäre, als in der ‚Woche' nur zwei photographiert waren: »Frau v. Ihne begrüßt Alfred Holzbock zum 50. Geburtstag.«

* * *

Eine Quelle der Verjüngung

In neutraler Gegend war zu lesen:

(Wolff.) — — die das Menschenmaterial, die Rohstoffe und die Betriebsmittel in der ökonomischsten Weise zur Erreichung der höchsten Leistungen ausnützten. Ja, man kann sagen: ein halbes Jahrhundert wurde in der Wirtschaftsordnung durch den Krieg übersprungen. Seine Lehren werden für Deutschland und seine Wirtschaft zur Quelle der Verjüngung werden. Es sind Ersatzstoffe geschaffen worden, die dem deutschen Geiste und Fleiße zur höchsten Ehre gereichen. . . . Eine planmäßige sparsame Verwertung aller Abfallstoffe hat eingesetzt. Der Mangel an Menschen und Rohstoffen wird das kriegserfahrene Deutschland niemals zu einem schimpflichen Frieden zwingen.

Als ich, des Glaubens voll, daß deutscher Geist die »Iphigenie« erschaffen habe, im Jahre 1917 eines Morgens in Berlin erwachte, brachte mir der Kellner deutschen Geist. Nämlich etwas Schwarzes und etwas Weißes, was zusammen etwas Braunes ergab. Daneben stand eine Spritze, aus der man etwas Süßes in das Braune spritzen konnte, wenn man wollte.

Ich fragte den Kellner, was das alles zu bedeuten habe. Er sagte: Det is Jeist. Jeist, dachte ich, habe ich selbst. Ich bat ihn, mir als Ersatz etwas Kaffee, etwas Milch und etwas Zucker zu bringen. Dies alles sei alle, erwiderte er. Ich machte ihn auf die Meldung »Genügender Kaffeevorrat in Deutschland« aufmerksam sowie auf »Milchmangel in Frankreich« und »Stürmische Zuckernachfrage in England«. Er erwiderte, das seien falsche Vorstellungen, die aus strategischen Gründen längst aufgegeben seien. »Habt ihr Fleisch?« »Wir haben dafür Jeist.« »Und gibts denn wirklich keinen Kaffee?« »Nee!« »Auch keinen Tee?« »Nee!« »Also sagen Sie, wie das Ding, das Sie statt dessen haben, heißt.« »Wir haben Jeist!«

* * *

Den Säuglingen gehts im Krieg besser

Nicht nur, daß sie nie von Fliegerbomben umgebracht werden, haben sie auch mehr Milch als sonst. Wenigstens erfährt man das, wenn man Schweizer Blätter liest.

Der Rückgang der Säuglingssterblichkeit in Deutschland. (Mitget. von der deutschen Gesandtschaft in Bern.) Die kürzlich veröffentlichten Zusammenstellungen des kaiserl. deutschen Gesundheitsamtes für die Orte mit 15.000 Einwohner und für die eigentlichen Großstädte mit über 200.000 Einwohner beweisen, daß während des Krieges eine sehr erfreuliche Abnahme der Säuglingssterblichkeit in den deutschen Städten stattgefunden hat. Für das offene Land liegen entsprechende Statistiken noch nicht vor. Im Jahre 1914 starben in deutschen Orten mit über 15.000 Einwohner 15·5 Prozent aller Kinder im ersten Lebensjahr, im Jahre 1916 dagegen nur noch 13·3 Prozent. Ganz ähnlich verläuft die Entwicklung in den 26 deutschen Großstädten, wo die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahr von 15·3 Prozent im Jahre 1914 auf 13·0 Prozent im Jahre 1916 zurückging. Der durch den Krieg bedingte Ausfall in den Geburtenziffern wurde jedenfalls durch die bessere Erhaltung des Aufwuchses wenigstens teilweise ausgeglichen. In der Entwicklung der Säuglingssterblichkeit spiegelt sich die trotz dem Kriege günstige Gestaltung der hygienischen und sozialen Verhältnisse im Deutschen Reiche wieder.

Für das offene Land liegen entsprechende Statistiken noch nicht vor. Für die Städte liegen, jawohl liegen, sie vor. Haupt-

sächlich für die Schweizer Städte. Je weniger Säuglinge zur Welt kommen, umso weniger sterben. Am besten gehts denen, die nicht geboren werden. Die Entwicklung der Sterblichkeit der Erwachsenen soll etwas, aber auch nur um ein Alzerl ungünstiger verlaufen. Jedennoch. Wer mit heiler Haut aus dieser Affaire, dank den günstigen hygienischen Verhältnissen, herausgekommen sein wird, dessen Nervensystem dürfte immerhin durch die während des Krieges täglich gebotenen Wahrheiten ein wenig gelitten haben.

* * *

Das Kind im Kriege

. . . gelbe uud blaue Flecke und Blutunterlaufungen im Gesicht . . zahlreiche Wülste und Narben am Oberarm . . . . völlig von Schmutz und Ungeziefer starrend . . . . halb verhungert . . . . Er sei ein sehr artiger Knabe mit gewinnendem Benehmen, den sie der Klasse als Muster hingestellt habe. . . . Einmal sei auch der Vater zur Lehrerin gekommen und habe sich, gleichfalls über den Sohn schimpfend, förmlich gerühmt, wie er den Knaben mißhandle, indem er erzählt habe: »Neulich habe ich den Buben hergenommen und ihn so mit dem Bajonett bearbeitet, daß ich geglaubt hab', er bleibt mir liegen.« . . . nach dem Tode seiner Großmutter ganz gebrochen und traurig . . . . Bezirksrichter Dr. Berg verurteilte die Angeklagte zu einer Woche strengen Arrests und erklärte sie zugleich der mütterlichen Gewalt über den Sohn für verlustig. — Angekl. (verächtlich): Ich mag ihn eh nicht mehr! . . .

* * *

Der Hund im Kriege

»Vor dem Bezirksgericht Margareten war gestern Frau Leopoldine Liebenzeit wegen Beleidigung der Armee angeklagt, weil sie kürzlich in der Schönbrunnerstraße, als ein schwer beladener Handwagen von zwei schwachen Kriegshunden gezogen wurde, ausrief: »Das ist ein Skandal! Die Wagenladung gehört sicher einem Feldwebel! Von solchen Sachen weiß das Ärar nichts!« Ein Oberleutnant, der vorbeiging, hielt es für seine patriotische Pflicht, die Frau anhalten zu lassen. Bezirksrichter Dr. Immervoll verurteilte die Frau zu zwanzig Kronen Geldstrafe. Der Name des anzeigenden Oberleutnants wird in dem Bericht nicht genannt.«

* * *

Wie die Hunde durchhalten

Vielfach werden jetzt, namentlich von der Montagsjournalistik, die Hunde angegriffen, weil sie »den Menschen das Essen wegnehmen«. Diese Vorwürfe sind unbegründet. Ganz abgesehen davon, daß ich einem Hund das bißchen Essen viel mehr gönne als jedem Journalisten, ist es mir bekannt, daß die meisten Menschen noch immer mehr zu essen haben als die meisten Hunde, die doch untereinander nicht Krieg führen und für den von den Menschen verschuldeten Zustand nicht verantwortlich sind. Denn wenn es auch in vereinzelten Fällen vorkommen mag, daß ein Hund einem Menschen das Essen wegnimmt, so revanchiert sich der Mensch in zahlreichen Fällen damit, daß er den Hund auffrißt. Das Umgekehrte ist noch nie der Fall gewesen. Wiewohl es keineswegs feststeht, ob das Essen, das der Hund verzehrt, mit größerem Recht dem Menschen gehört und ob nicht der Mensch dem Hund das Essen wegnimmt, ist bisher tatsächlich kein einziger Fall beobachtet worden, daß der Hund den Menschen gegessen hat. Dies mag daher kommen, daß das Fleisch einer Gattung, deren Angehörige mit giftigen Gasen aufeinander losgehen, der besseren Kreatur widersteht.

* * *

Von den besseren Menschen

Wovor ich bleich werde, das sind Wendungen wie »Festung London«, »Engländernester gesäubert«, »schwarze Franzosen« und »farbige Engländer«. Der Hohn, der die Verwendung wilder Völker für zivilisierte Gaskämpfe brandmarken will, ist von einer tötlichen Intelligenz. Er findet die europäische Barbarei durch solche Helfer kompromittiert und nicht diese geschändet durch den Zwang, der sie solchem Anblick aussetzt, und durch die Schurkerei, die ihnen die Wahl zwischen dem Maschinentod und der Tuberkulose läßt. Irgendwo war kürzlich das Wort aus dem »Landprediger von Wakefield« zitiert:

Die Wilden, welche sich bloß von dem Naturgesetz leiten lassen, zeigen große Schonung für ihr gegenseitiges Leben und vergießen selten Blut.

»Schwarze Franzosen«, »farbige Engländer« — das soll nur die Weißen drüben herabsetzen, aber die Hilfe, die jene bringen, wird Freund und Feind nicht vor ihrer gefährlichen Zeugenschaft retten. Völker Europas, wahret eure heiligsten Übel!

* * *

Aus dem Fenriswolff-Büro

Berlin, 11. Juli. (Wolff.)

Die Evakuierung der Festung London ist demnach ein Gebot der Menschlichkeit.

* * *

Weltalldarin

Aus den ‚Alldeutschen Blättern‘:

»Englands Ende« von Rudolf Heubner.

Von dieser im Jahre 1914 von mir nebenbei verlegten, sehr lesenswerten Flugschrift sind noch 1000 Stück vorrätig. Ich bitte um Abnahme in jeder beliebigen Menge: Einzelne Nummer 5 Pfennig, von 50 Stück ab 3½ Pfennig. Porto berechnet, von 100 Stück ab portofrei. Gleichzeitig empfehle ich meine eigentlichen Waren: Backpulver, Eisparpulver, Süßspeise, Einmachsalizyl, Fleischbrüheersatzwürfel, Ochsenabbrühwürfel, Kunstpfeffer, Salattunke, Schmierwaschmittel, Schuhcreme, Mottenmittel »Globol«, Einlegesohlen »Weltall«.

Nährmittelgroßhandlung, Plauen.

Englands Ende ist demnach gesichert. Bis dahin aber steht es doch auch fest, daß keine dortige Nährmittelhandlung,

selbst wenn sie sich nebenbei zu einer Flugschrift »Deutschlands Ende« hinreißen ließe, gleichzeitig noch die eigentlichen Waren auf Lager hätte. Eisparpulver ist dort längst alle und Einlegesohlen »Weltall« hatten sie nie!

* * *

Kein Badezimmer in Downing Street

Ich habe im Laufe des Sommers — im Tal der Orbe — wenig Gemauscheltes zu Gehör bekommen und fast gar keins gelesen. Unter den vielen lieben Angebinden, die mich, als ich wiederkam, von allzu fürsorglichen Händen beschert, auf dem Schreibtisch erwarten sollten, ist dieses eines der liebsten. Es begann mich schon anzulächeln, als ich nur den Titel las:

[Kein Badezimmer in Downing Street.] Bekanntlich befindet sich in Downing Street zu London, einer Citystraße in der Nähe von Westminster, das gewaltige Regierungsgebäude, in welchem der jeweilige Ministerpräsident seine Amtswohnung besitzt. Mr. Asquith hat dort mit seiner Familie neun Jahre lang verlebt und Mr. David Lloyd-George, der gegenwärtige Premierminister Georgs V., ist kürzlich mit seiner Familie in die renovierten Wohnungsräume eingezogen. Bei dieser Gelegenheit machte Frau Lloyd-George eine befremdliche Endeckung. Sie überzeugte sich nämlich, daß das Riesengebäude mit seinen zahllosen Sälen und Zimmern kein einziges Badezimmer enthält. Die britischen Premierminister, die seit hundert und mehr Jahren in Downing Street residieren, haben also auf den Luxus eines Bades entweder verzichtet oder eine öffentliche Badeanstalt aufsuchen müssen.

Ich weiß nicht, ob es im Herrenhaus ein Badezimmer gibt, aber die Einbildungskraft schwelgt in der Vorstellung, daß der Herausgeber des schmutzigsten Blattes der Erde von der Verfassungspartei eine kalte Dusche bekommt. Die simple Alternative, durch welche sich entweder die bekannte physische Unsauberkeit der Lords seit hundert und mehr Jahren und als Zuwag auch die Schmutzigkeit der englischen Politik bis in hundert Jahr erklärt oder der für freie Engländer unerträgliche Zwang, eine öffentliche Badeanstalt nebbich aufzusuchen. ist geradezu rührend. Man hätte nach dem Titel geglaubt, daß

die Kriegsnot zur Abschaffung des Badezimmers in Downing Street geführt hat, aber nein, ohne die bekannte rabbinische Gewalttätigkeit, die den Engländern jetzt jeden Vorteil, den sie vor den Lesern der Neuen Freien Presse voraushaben möchten, beschneidet, wird hier mit schlichter Sachlichkeit gleich das Bad mit dem Kind ausgeschüttet und den englischen Premierministern nachgesagt, daß sie sich, einem On dit zufolge, seit mehr als hundert Jahren wahrscheinlich überhaupt nicht gebadet haben. Asquith allein, das heißt mit seiner Familie, hat neun Jahre nicht gebadet! Wenigstens wurde nie gemeldet, daß er eine öffentliche Badeanstalt aufgesucht hat. Die Schadenfreude über die Entdeckung der Frau Lloyd-George, die für solche Übelstände ein Auge zu haben scheint, pritschelt nur so zwischen den Zeilen des Tatsachenberichtes hervor. Das ist unter allen Plagen, mit denen der deutsche Gott und Jehovah England strafen, einmal eine, die sich gewaschen hat, denn sie wirkt rückwirkend bis ins dritte und vierte Glied und würde auch, wie sich's gehört, die Kinder und Kindeskinder treffen, wenn nicht eben Frau Lloyd-George leider die Entdeckung gemacht hätte, wiewohl Gottseidank nicht verraten wird, ob sie auch Willens sei, den Zustand zu ändern. Sie scheint sich dreinzufügen. Die weitere Enthüllung — für das englische Pech gilt das Gesetz der Serie —, daß in Downing-Street auch kein Water-Closet ist, bleibt ihr und uns noch vorbehalten. Man wird doch da sehn. An den englischen Machthabern rächt sich jetzt die Zudringlichkeit, mit der sie in Friedenszeiten in Marienbad von den Vertretern der Neuen Freien Presse bis in die Anlagen, die dem Schutz vor dem Publikum empfohlen sind, verfolgt wurden. Es rieselt im Gemäuer der Entente, Poincaré wälzt sich im Bett herum und Lloyd-George hat kein Badezimmer, oder wie der Leitartikel schließt: »Poincaré ist erschüttert und Lloyd-George gedemütigt. Engländer und Deutsche werden sich in Stockholm begegnen«. Die Objektivität unserer Saupresse hat nicht verschwiegen, daß es damit in Petersburg besser bestellt war. Denn die Zarin hatte wenigstens eine Badewanne, wenngleich sie sie bekanntlich mit Rasputin teilen mußte.

* * *

Also was soll ich Ihnen sagen

Etliche Merkpunkte heimischer Kultur habe ich notiert, die sie zum Sieg über die europäische geeignet erscheinen lassen. Auf dem Semmering neulich konnte sich mein Ohr von einem fernhintreffenden Gespräch gar nicht trennen, in dem der eine, seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolge im Krieg aufzählend, zweiundzwanzigmal binnen fünf Minuten »Also was soll ich Ihnen sagen« sagte. »Also was soll ich Ihnen sagen, die zehn Waggon sind mir nur so zugeflogen . . . In Marienbad also was soll ich Ihnen sagen, man kriegt alles, nur natürlich fufzn Mal so teuer aber, was schadt das . . . Auf der Südbahn, wie ich hinkomm, alles gesteckt voll, lauter Soldaten, also was soll ich Ihnen sagen, bin ich einfach durchgegangen und von hinten herein, hat der Beamte gesagt, ich soll mich verlassen, er versorgt mich, also was soll ich Ihnen sagen, so bin ich heraufgekommen . . .« Ferner habe ich erwogen, daß täglich hunderttausend Menschen durch die Kärntnerstraße gehn und an einem Schaufenster die Worte lesen: »Ein Preis, wo jeder staunen muß«! Sodann habe ich über das Phänomen des »Zuckerlkönig« nachgedacht und bin darauf gekommen, daß trotz unstreitig besserem Klang ein Pariser Firmenschild »Au roi des bonbons« unmöglich wäre. Die Menschen würden staunend davor stehen. Vielleicht deshalb, weil die Republikaner vor der Majestät der Sprache noch immer ein wenig royalistisch empfinden, während wir, wie alle höheren Güter, auch die Insignien der Königswürde ins Geschäft investieren. In einer Pariser Vorstadt sagte ein kleiner Händler zu einem Eintretenden, der sich darauf berief, daß der benachbarte Konkurrent selbst ihn geschickt habe, weil er die Ware nicht führe: »Jawohl, mein Herr, das mag wahr sein, aber achten Sie nur bitte darauf, ein wie gutes Französisch er spricht.« Ich meine, daß hierzulande Konkurrenzfragen anders entschieden werden und daß hiebei das Sprachproblem schon darum keine Rolle spielt, weil es für Krämer und Kunden längst erledigt ist. Unübersetzbar scheinen mir schließlich die Parolen der Wiener Lebensfreude, die einem aus einer Musikalienhandlung am Graben

entgegenjauchzen: »Geh, sag Schnucki zu mir!« und »Das is Dulli!« Mit einem Wort, also was soll ich Ihnen sagen, davon, daß unsere heimische Kultur nicht über die europäische zu siegen verdient, davon kann selbstredend keine Rede sein.

* * *

Vorbereitende Schritte

Günstige Vermögens-verhältnisse

ermöglichen den Eintritt in die gute Gesellschaft,

wenn man ihre Formen tadellos beherrscht. Gebildete Frau ist bereit, Damen in allen Fragen des gesellschaftlichen Lebens (Kinder-erziehung, Wohnungseinrichtung, Empfang von Gästen, Kleidung, Körperpflege, Zusammenstellung von Bibliotheken, Galeriebesuchen) wertvolle Ratschläge zu erteilen. Zuschriften unter „R. H. R. 6166" an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes. 6166

»Nein, meine Gnädige, nicht mit der Hand!« »Also mit dem Messer?« »Auch nicht!« »Also wie denn?«

* * *

Von den Formen der neuen Gesellschaft

handelt die Anekdote:

»Leute waren dort, was soll ich Ihnen sagen, einer hat sich mit der Gabel den Kopf gekratzt, mir is vor Schrecken das Messer im Mund stecken geblieben!«

»Und mir«, ergänzte ein anderer, »der Löffel aus der Tasche gefallen!«

* * *

Aufschwung in Budapest

Aus dem Pester Lloyd:

Die Generalvertretung
in der Einbruchsdiebstahlbranche für Ungarn
gelangt demnächst zur Vergebung.
Nur Herren, welche die Garantie für ein erfolgreiches und solides Geschäft zu bieten in der Lage sind, wollen gefl. ausführliche Bewerbungen mit Lebenslauf, Referenzen sowie Angabe der bisherigen Tätigkeit und Resultate unter „W. U. 909“ an Rudolf Mosse, Budapest, Andrássy-ut 2, richten.
Diskretion zugesichert.

* * *

Sie wollen von uns nichts wissen

. . . Viele Engländer hatten keine Ahnung, daß eine Bukowina vorhanden sei. Sie wußten von Czernowitz weniger als von Australien und dennoch war der Name dieser Stadt plötzlich volkstümlich in England . . . .

Keine Ahnung haben, daß eine Bukowina vorhanden sei, wäre eigentlich der erstrebenswerte Zustand. Immer habe ich die Glockenblumen darum beneidet. Daß die Engländer von Czernowitz weniger gewußt haben als von Australien, stellt ihrem Patriotismus auch nicht gerade das schlechteste Zeugnis aus. Die Amerikaner sind noch ungebildeter, denn sie wissen nicht nur nicht, wo Czernowitz liegt, sondern glauben bekanntlich sogar, daß Wien die Hauptstadt von Australien ist. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß manche dieser wilden Ententevölker erst durch unsere Siege über sie von unserer Existenz Kenntnis bekommen haben. Denn während wir mit der Hebung des Fremdenverkehrs beschäftigt waren, waren die Fremden damit beschäftigt, von uns nichts zu wissen oder uns zu verkennen, und Wien, die Weltstadt des Vormärz, übt seit der Erfindung der Eisenbahnverspätungen keine Anziehungskraft auf reisende Engländer aus.

Da überdies das Café Westminster nicht mehr so, sondern geradezu Café Westmünster heißt und der Kragenlieferant, der sich einst stolz »zur englischen Flotte« bekannt hat, jetzt nur noch »zur Flotte« im Allgemeinen hinneigt und in die tödlichste Verlegenheit käme, wenn man ihn fragte, zu welcher Flotte eigentlich sein Geschäft gehört, so sind das Zustände, die den Lords jeden Gusto auf Wien benehmen müssen. So wird denn die Kluft eine noch tiefere werden als vor dem Krieg. Kurz vor dessen Ausbruch wurde in Paris eine Revue aufgeführt, in der ein Ungar vorkam. Ja, was wissen die Franzosen von Budapest? Weniger als von Algier. Der Ungar trug einen roten Frack, der vorn mit einem Rakoczy-Marsch verschnürt war, denn Ungar sein, das bedeutet für das Ausland Mitglied einer Zigeunerkapelle oder sagen wir einer »Salonkapelle« sein. Da aber auch ein Österreicher in der Revue vorkommen sollte, so half sich die Regie mit einer Nuance. Was wissen die Franzosen von Wien? Weniger als von Madagaskar. Von dem Österreicher, der in Deutschland immerhin als Zahlkellner oder Librettist geschätzt ist, weiß man in Frankreich überhaupt nichts, außer daß er dem Ungarn verwandt ist, zu ihm gehört und einen Zylinder trägt. So trat denn auch der Österreicher in rotem Frack mit Schnüren à la Rakoczy auf, trug aber zur Betonung des Unterschieds noch einen Zylinder. Womit eigentlich das Wesen des Österreichers in seiner bunten Vielgestalt intuitiv erfaßt war. Aus solchem Gesamtstaat nun den Einzelfall des Czernowitzers herauszuholen und sinnfällig darzustellen, das wären die Franzosen sicher nicht imstande. Was wissen die Franzosen von Czernowitz? Weniger als von Elsaß-Lothringen!

* * *

Eine Perle

»[Die deutsche Erzieherin im Hause Deschanel.] Deutsche Blätter berichten: Fünf Jahre lang, vom 1. Mai 1912 bis Anfang Juni 1917, hat der Präsident der Deputiertenkammer im Palais de Bourbon zu Paris, Deschanel, als Erzieherin seines Söhnchens eine Deutsche um sich gehabt, ohne deren Staatsangehörigkeit zu kennen. Diese, ein Fräulein Elisabeth Kuhn, war Deschanel als Elsässerin empfohlen worden, während sie in Wirklichkeit eine Pfälzerin, also Bayerin, war und

aus Billigheim bei Landau stammt. Bei Kriegsausbruch vernichtete sie ihre deutschen Ausweispapiere. Von der Polizei blieb sie unbehelligt, weil diese annahm, daß Deschanel die der Polizei als Deutsche bekannte Erzieherin längst entlassen hätte. Eine Nachfrage ist nicht erfolgt. Als Ende Mai 1917 ein Gesetz erlassen wurde, nach dem sämtliche Ausländer anzumelden sind, verlangte nun Deschanel ihre Papiere. Nach Ausflüchten gestand Fräulein Kuhn ihm schließlich, daß sie eine Deutsche sei. Deschanel war daraufhin wie aus den Wolken gefallen, bat sie, sofort nach der Schweiz abzureisen, und verschaffte ihr innerhalb zweier Stunden einen französischen Reisepaß nach der Schweiz. Fräulein Kuhn wurde darin als Französin bezeichnet. Aus den bemerkenswerten Aussagen, die Fräulein Kuhn bei ihrer Rückkehr nach Deutschland machte, seien die folgenden hervorgehoben: Paris wird aus Besorgnis, es werde sonst dort die Revolution ausbrechen, auf Kosten des Landes reichlich versorgt. Man ist der Ansicht, daß, wenn den deutschen Unterseebooten weiter so viele Schiffe zum Opfer fielen, eine ungewöhnliche Hungersnot ausbrechen wird, die spätestens im Februar 1918 in Paris die Revolution zur Folge haben muß. Italien steht sehr tief in der allgemeinen Achtung. England liebt man nicht. Man fürchtet sich nach der Beendigung des jetzigen Krieges vor der Auseinandersetzung mit den Verbündeten. Man glaubt bestimmt, daß es wegen Marokko mit England Krieg geben werde. England wolle Marokko haben. Frankreich will es aber keinesfalls hergeben. In bezug auf Rumänien äußerte Deschanel einmal, daß Frankreich sich Vorwürfe machen müsse: Man habe dieses Land in den Krieg gehetzt, ihm aber nicht geholfen.«

Wenn ich Kinder hätte, die engagierte ich sofort. Wenn ich wüßte, welche deutschen Blätter es »hervorheben«, die abonnierte ich. So etwas erfährt man erst, wenn's in Wien zitiert wird!

* * *

Blinder Eifer

Herr v. Weingartner, der Aussicht hat, in die Musikgeschichte als Unterzeichner jenes Protestes zu kommen, durch den sich 93 deutsche Intellektuelle unsterblich gemacht haben, hat im Vertrauen darauf, daß Beethoven ein Genie war und Weingartner eine Villa in St. Sulpice besitzt, mit den

Philharmonikern in Lausanne gastiert und in dem sicheren Gefühl, daß die Kunst verbindet, wenn der Hugo Heller dabei hilft, dieses Unternehmen auch in Genf zur Ausführung bringen wollen. Nun ist dieses leider nicht gelungen und jenes auf einigen Widerstand gestoßen, eine kulturell höchst bedauerliche Tatsache, die aber daraus einigermaßen zu erklären ist, daß die Menschheit vorläufig noch ihre Heimatsscheine mit Gasbomben belegt, jedoch auch vorurteilsfreiere Kreise das völkerrechtlich verpönte Friedensmittel, geschäftliche Ambitionen hinter Symphonien zu verschanzen und aus der Unantastbarkeit Beethovens Reklame zu schlagen, ablehnen, auf die Gefahr hin, daß eine Zurückweisung des Hugo Heller nachträglich als Sakrileg ausgelegt werde. Wie tiefberechtigt das Mißtrauen der Westschweiz gegen das Experiment des Herrn v. Weingartner war, beweist nicht so sehr die ihm vorgeworfene Handlung als sein Versuch, sie zu rechtfertigen. Denn:

St. Gallen, den 11. Juli 1917.

. . . Sie fragen mich, ob ich den Inhalt des Aufrufs der 93 »Intellektuellen« gekannt habe, als ich ihn unterzeichnete. In der Eile der Abreise folgendes:

Ich erhielt im Herbst 1914 nach meinem damaligen Wohnort St. Sulpice (Waadt) ein Telegramm eines Berliner Bürgermeisters, dessen Namen mir augenblicklich nicht gegenwärtig ist. Dieses Telegramm enthielt die Bitte, mich einer Abwehr gegen die vom feindlichen Ausland gegen uns gerichteten Beschuldigungen anzuschließen. Es enthielt ferner die Bitte, meine Zustimmung zu geben, ohne daß der Wortlaut dieser Abwehr nach der Schweiz gesandt zu werden brauchte, was damals in der Tat drei Wochen, vielleicht sogar länger gedauert hätte.

Da das Telegramm eine Reihe von Namen bekannter Gelehrten und Künstler enthielt, die bereits unterzeichnet hatten, gab ich unbedenklich meine Zustimmung.

Sie werden verstehen, wie tief ich durch die maßlosen Angriffe gegen deutsche Kunst und Wissenschaft verletzt war, durch diese Angriffe, die gerade aus Paris kamen, wo ich wenige Wochen vorher noch erlebt hatte, wie hoch man dort gerade die deutsche Musik schätzte und verstand. Ich begreife heute noch, daß ich damals blind abwehrte, ja, abwehren mußte.

Als ich später den gedruckten Text der Kundgebung zu Gesicht bekam, begriff ich, daß es nunmehr, im Krieg,

meine Pflicht war, für das einzutreten, und zwar blind einzutreten, was ich blind unterschrieben hatte. Ich habe es so gehalten und alle Vorwürfe schweigend eingesteckt. Geschehen war geschehen!

Ihre zweite Frage, ob ich — im Fall der Verneinung der ersten Frage — den Aufruf unterzeichnet hätte, wenn ich den Wortlaut gekannt hätte, beantworte ich mit einem entschiedenen Nein!

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr Doktor, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung.

Ihr ergebener (gez.) Felix v. Weingartner.

Welch ein Mann! Wenn da nicht das feindliche Ausland Respekt bekommt, vor dem einen und vor den 92 andern, die gleichfalls blind unterzeichnet hatten und hierauf, als sie sahen, blind eintraten — dann ist der Haß wirklich nicht mehr abzubauen. Er hatte wenige Wochen vorher noch erlebt, wie hoch man in Paris gerade die deutsche Musik schätzte und verstand, und anstatt nun zu fragen, ob die gegenteiligen Behauptungen oder der gegenteilige Schein nicht vielleicht eine journalistische Mache hier oder drüben seien, entschloß er sich nunmehr, ebenso tief verletzt zu sein. Es war, da er ein Deutscher ist, seine Pflicht; nämlich abzuwehren, blind abzuwehren. Später, als er den Text zu Gesicht bekam und sah, daß er mit einem entschiedenen Nein sich zu weigern gehabt hätte, war es nicht etwa, da er ein Mann ist, seine Pflicht, zu revozieren, sondern — im Krieg — seine Pflicht, blind einzutreten, da er ja ein Deutscher ist. Krieg ist Krieg und da muß selbst ein Dirigent parieren, selbst wenn er noch nicht bei einer Militärkapelle ist. Man hat seither erfahren, mit welchen Mitteln der damals noch keineswegs friedenswillige Herr Erzberger auf die 93 Musikanten und Professoren — aufs Hundert fehlen noch sieben Schwaben — eingewirkt hat, die, einst jeder bereit, zur vorgeschriebenen Gesinnung sich den Text vorschreiben zu lassen, wohl jeder einzelne heute bereit wären, ein Alibi durch Blindheit zu erbringen, und sich im Konzert der Separatproteste wieder auf den bekannten Streit einigen würden: Wer hat angefangen? Neun ganze drei Zehntel Ballettänzer: das wird, wenn einmal alles vorbei ist, mehr Persönlichkeit ergeben als 93 deutsche Intellektuelle!

* *
*

Wien und die Lieblinge

. . . Die Rolle Wiens als Kunststadt beruht in allen Gebieten auf einer mit wundervoller Liebe gepflegten Überlieferung. Aber diese ist nicht nur in den Künstlern, sondern auch in der Bevölkerung lebendig. Nur in einer Stadt von so tiefgehendem Kunstverständnis, von so großer Kunstliebe, von so überwältigender Kunstfreude konnte ein künstlerischer Verein eine solche Höhe erklimmen, wie sie heute der Wiener Männergesangverein behauptet. . . .

In jeder Beziehung ist der Wiener Männnergesangverein ein Spiegel des geistigen und künstlerischen Wiens. Im Ernst wie im Humor. Dieses Wien hat Beethoven zur Tiefe des Empfindens, Mozart zur siegenden Leichtigkeit der Anmut, Schubert zum heiteren Genuß des Lebens, Lanner und Strauß zum Lachen und zum Tanze erzogen. . . . In diesem Männerchor lebt und atmet die Seele Wiens, schlägt ein Herz für alles, was Wien geliebt hat und immer lieben wird. Denn diese Stadt weiß zu lieben. . . . Wien umgibt seine Lieblinge mit Schwärmerei. Wenn in Wien ein Künstler, ein Dichter, ein Musiker populär ist, so liebt ihn jeder Stein in der Mauer, jedes Blinken im Flusse, jeder Hauch in der Luft. Und so ward die Liebe zur Sonne, die in Wien die Kunst gereift hat — —

So hat sich in diesem Schweizer Sommer der Liebling Lothar angestrengt und gezeigt, daß er seinen Diplomatenpaß wert ist. Gerechterweise läßt er nicht unerwähnt:

Freilich haben ihre Söhne ihr immer nachgesagt, daß sie die Stadt der Nörgler und Krittler ist.

Diese Söhne sind auch rechte Nörgler und Krittler. Wo aber ist denn mein Reibsackl? An demselben Tage, an dem für neutralen Gebrauch Wien Beethoven zur Tiefe des Empfindens erzogen und dabei seine Lieblinge wie zum Beispiel den Lehar mit Schwärmerei umgeben hatte, las ich's — in einem Wiener Blatt — so:

. . . Es ist bekannt, daß Nicolai die reizende Oper für Wien geschrieben hat, als er hier Dirigent der Hofoper und zugleich, genialer warmblütiger Dirigent, der er war, Organisator der philharmonischen Konzerte gewesen ist. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch Nicolai der Geistesrichtung, die in Wien nicht ausstirbt, zum Opfer gefallen ist, und daß auch er von dem leitenden Posten in der Hofoper weggeekelt worden war,

damit, für einige Jahre wenigstens, sich einige Nullen breitmachen konnten, ebenso wie die Aufführung seiner Oper hintertrieben und ihm sogar das Vollenden der Partitur durch mancherlei Intrigen erschwert worden ist. Die erste Aufführung der Oper hat in Berlin stattgefunden und der gekränkte Künstler hat die Genugtuung genossen, die ein warmer Erfolg gewährt. Leider konnte er sich daran nicht lange erfreuen. Kaum drei Monate nach der ersten Aufführung seines Meisterwerkes ist Nicolai, wahrscheinlich infolge der Aufregungen, die er zu erleiden gehabt hatte, vorzeitig zermürbt, einem Herzleiden erlegen. — —

Ja, aufs Herz, aufs Herz hat's halt dieses Wien allerweil abgesehn gehabt, und es liebt so sehr, daß noch jeder Künstler, der nicht gerade beim Männergesangverein ist, vom Karczag lebt und dem seine Gesundheit lieb ist, an seine lieben Wiener nur die eine, letzte Bitte gehabt hat, ihn auch weiterhin gern haben zu wollen.

* * *

Ein junger Sonnenmoriz, beleuchtet von einem älteren Sonnenmoriz

Zu welchen gehört der Hans Müller nicht?

Zu denen, die der großen Zeit verständnislos und mit stumpfem Gefühl ins blutige Antlitz schauen.

Wer weiß es außer dem Hugo Wittmann am besten?

Seine Leser wissen es am besten.

Was kann man vom Hans Müller lernen?

Wie man jeden Morgen und jeden Abend seinen Schöpfer preist, den Nächsten liebt und die Nächste küßt, das Saitenspiel zum Lobgesange stimmt, Halleluja singt oder Dulieh jodelt und den vollen Römer vor die Sonne hebt, um den goldenen Inhalt bis auf die Neige auszuleeren.

Zu welchen gehört er?

Als Dichter gehört wohl Hans Müller auch zu den Neuromantikern, aber gewiß nicht —

Zu welchen nicht?

— zu jenen, die sich den alten, abgelegten Weltschmerz ausgeborgt haben, um ihn neu frisiert und frisch pomadisiert auf dem Präsentierteller, wie dies einst der

junge Mendelssohn von Hektor Berlioz schrieb, im Salon herumzureichen.

Nein, diesem Gusto kommt er nicht entgegen. Was also bietet der Hans Müller? Was ist er, was ist er nicht?

Er ist kein Griesgram, sicherlich nicht.

Welcher leise Zweifel regt sich gleichwohl?

Sollte dieser beredsame Lebensbejaher am Ende gar ein Pessimist sein?

Nicht doch. Wo fühlt er sich wie zu Hause?

in der Schönbrunner Großtiergesellschaft.

Was, wie und worüber fließt ihm vor den Eisenstangen eines Leopardenkäfigs?

Wunderschöne Worte wie Honigseim über die Lippen.

(Die Leser der Fackel wissen es am besten.) Wohin läßt er eines Tages seinen Hund bringen?

Auf die »vierfüßige Klinik«.

Aber sollte Müllers Tierliebe nicht geradezu zu dem Schluß berechtigen, daß der Mensch nichts sei als ein schlechteres Tier? Was sagt da ein besserer Feuilletonist schalkhaft zu solchem Kompliment?

Tausend Dank, junger Meister.

Was aber führen — anläßlich eines Feuilletons über den Hans Müller — wir und unsere Verbündeten?

einen Verteidigungskrieg, kämpfen folglich für ein Ideal, unsere Freiheit, unser Selbstbestimmungsrecht, aber wie anders zum Beispiel —

No wer?

der Engländer! Der führt den Krieg um seines fetten Frühstücks willen, das er sich nicht behindern lassen will, er kämpft, um so bequem und so behaglich wie bisher sich den Beutel füllen, sich satt und übersatt essen zu können.

Wofür schlägt hingegen Müllers Herz warm?

Für alles Lebendige.

Das bringt seine Stellung im Kriegsarchiv mit sich. Wie benimmt er sich aber?

Mit hellem Auge mustert er alles, was ihn umgibt, und nicht ohne Ernst.

Wer hat ihm den wohl zugeführt?

Die große Zeit, wie so manchem andern von der edlen Sängerzunft, der sonst für die Res publica kein Ohr hatte.

Wer hat, apropos, dieses allseitige Geschrei nach Demokratie und demokratischen Einrichtungen begonnen?

Die Heuchler jenseits des Kanals.

Des Donaukanals? Nein, nur des andern nebbich. Wer hat es fortgesetzt?

Der arge Pharisäer jenseits des Ozeans.

Es wäre ihm wohl gesund, Müllers Buch »Die Kunst, sich zu freuen« zu lesen. Worüber freut sich der Hans Müller? Daß es Krieg gibt oder nur darüber, daß es im Krieg auch ein Kriegsarchiv gibt? Man wird doch da sehn. Was enthält Müllers Buch?

Nachklänge eines gewaltigen Geschehens, denen kommende Geschlechter noch lauschen werden.

Wie sind sie geschrieben?

Sie sind in einer blendenden, schmetternden, donnernden Sprache geschrieben, einer Sprache, in der wahrhaftig etwas vom mächtigen Orgelton dieser Zeit nachhallt.

Wie zeigen sie uns den Schreiber?

in seinem vorteilhaftesten Profil, als einen guten deutschen, kaisertreuen —

Welchem Kaiser? (Ausreden lassen!)

staatsanhänglichen, unbedingten Österreicher.

Was scheint er noch zu sein?

Er scheint auch ein frommgläubiger Mann zu sein, und —

Woher weiß man?

wir vermuten sogar, daß die überirdischen Anwandlungen bei ihm echt sind —

Die Religion?

ihm nicht bloß eine Kriegsmode, sondern echtes Herzensbedürfnis oder wenigstens . . . . eine andere Art von Poesie.

Wer sagt das?

Frau v. Staël über einen ihrer dauerhaftesten Liebhaber.

Was für Wiener schildert er ab?

Tastenzauberer.

Zum Beispiel?

Alfred Grünfeld.

Was jauchzt durch manche Aufsätze?

Wiener Blut, das singende, tönende.

Was ist immer, wenn er die Feder ansetzt?

Sonntag.

Was geschieht da?

Die Glocken läuten, die Fahnen wehen, die Pöller krachen, Hurra und Bumbum, Volkshymne und Heil dir im Siegeskranz, alle Jubeltöne werden angeschlagen, alle feschen Geister losgelassen, Halleluja und Juheisassa klingen brüderlich zusammen.

Wann geschieht das? Am Sonntag?

Wenn er die Feder ansetzt.

Aber die Glocken sind eingezogen und der Hans Müller nicht — was dann? Eben deshalb. Jetzt läuten sie nur bei ihm.

Als was bewährt er sich?

als wetterfester Optimist

der was tut?

bei jedem Augenaufschlag dankbarlich frohlockt: »O Welt, wie schön bist du!«

Was noch?

Er empfiehlt die Freude auch .... als Elixier für langes Leben, und auch darin hat er recht.

Wie lautet sein Endurteil?

»Unselig sind nur die, die sich nicht freuen können«.

Meint er die im Schützengraben oder die im Kriegsarchiv? Jene, denn diese haben das Elixier bekommen. Was sollen aber die andern tun?

Nun, der Arme, der wirklich an solchem Gebrechen leidet, er —

An welchem Gebrechen? Ach, richtig, sich nicht freuen zu können. Nun was soll er tun?

er lese dieses Buch, wachsendes Vergnügen wird ihm die Seiten wenden, und beim letzten Blatt angekommen, wird er —

mit etwaigen andern Gebrechen ausgesöhnt sein? Selbstredend, aber außerdem?

wird er sie ahnungslos, unbewußt, ganz von selbst erlernt haben, die Kunst, sich zu freuen.

Worüber? Darüber, daß wir Österreicher zwei solche Kerle haben! Hei.

* * *

Nachrufe

So betrauert die Ostdeutsche Rundschau den Grafen Zeppelin:

. . . Die Briten werden frohlocken, daß Graf Zeppelin nicht mehr erleben konnte, was er so sehnlichst wünschte, den vollen Sieg der deutschen Waffen über das perfide Albion. Aber mit der tröstenden Gewißheit ist der Schwabengraf ins Jenseits gegangen, daß Englands Schicksalsstunde geschlagen hat.

Und so die Neue Freie Presse einen Kommerzialrat:

. . . Er war ein guter, patriotischer Österreicher. Noch mit 70 Jahren unternahm er mit Riesenkräften die Ausbreitung der Munitionsabteilung der Fabrik, um zur artilleristischen Überlegenheit unserer Waffen beizutragen. Diese Tätigkeit hat ihn schließlich aufs Krankenlager geworfen. Sein heißester Wunsch, den endgültigen Sieg Österreich-Ungarns über seine Feinde zu erleben, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen.

* * *

Tempelrede über die Thronrede

— — Worte kommen aus seinem Munde, die uns sagen, daß ein neuer Zeitabschnitt begonnen habe — — und Männer, die von der Last der Jahre gebeugt sind, haben das Gefühl — — Wir möchten nicht zu denen gehören, die am bloßen Tagewerk haften, nur Verständnis für unmittelbare Vorgänge haben und nicht durch innere Erschütterung merken, was sich in der Hofburg zugetragen hat — — Hinausströmen werden diese Gedanken und das öffentliche Leben durchdringen — Rußland wird davon hören und Präsident Wilson darin seine Widerlegung finden. — — Die Thronrede war ein Erfolg. — — Das ist kein Brosamen, der nur so hingestreut wird für die Not der Stunde — — Der Reichsrat, der schon bei seiner Rückkehr gegen das Mißtrauen zu kämpfen hat, wird im Zeremoniensaale der Hofburg wie mit Licht übergossen. — —

Den Schrei: »Die Thronrede war ein Erfolg« hätte ich eigentlich vorhersagen und verhindern müssen; er schließt sich an die bekannte Feststellung: »Die Ankündigung des Thronwechsels in dem Aufrufe des Kaisers Karl an seine Völker ist ein Erfolg«. Die Arbeiter-Zeitung, die doch nicht ganz eingeweiht ist, glaubt hier über einen Theaterton spotten zu dürfen. Es

ist aber ganz anders auszusprechen. Mit der zugreifenden Handbewegung eines, der Gewure hat und Massel gehabt hat und jetzt Bilanz gemacht hat und dem das Schicksal somit nichts mehr anhaben kann. Mit einem Wort, was soll ich Ihnen sagen, ein gemachter Mann.

* * *

Aus dem Herrenhaus

Die im tragischen Karneval unumgängliche Berufung des Moriz Benedikt ins Herrenhaus, die zwar nicht zum Verzicht der dort Seßhaften geführt hat, immerhin aber durch die Nichtaufnahme in die Verfassungspartei einigermaßen paralysiert wurde, ist von dem Gefeierten selbst wie folgt gewürdigt worden:

... In die Vergänglichkeit journalistischer Werke, die gewöhnlich mit dem Tage verfliegen, dennoch ein Stück seiner Persönlichkeit hineinlegen, sich selbst ernst nehmen und aus Gesinnung sprechen, ist die Befriedigung für eine mühevoll aufreibende Tätigkeit, die körperlich und geistig die schwierigsten Voraussetzungen hat und gänzliche Hingabe fordert, damit sie dem Lande nützlich werde. Wenn es unter den gegebenen Verhältnissen möglich wäre, unpersönlich zu reden, möchten wir sagen, es ist ein schöner Zug vom Kaiser, daß er, der heute in Europa den politischen und sozialen Gedankenkreis der Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts durch seine Handlungen auf dem Throne am deutlichsten erkennen läßt, daß er, der aus den Schwingungen des Weltkrieges seinen Willen nimmt und durchführt, allen jüngeren Publizisten, die ihre Begabung in den Dienst von Österreich stellen und die Furchen ziehen, worin die Saat zu reifen vermag, diesen Marschallstab, die Berufung in das Herrenhaus, die Anerkennung für die Unentbehrlichkeit des Standes hinhält.

Die Unentbehrlichkeit hatte bis dahin nur in der Berufung ins Kriegspressequartier ihre Anerkennung gefunden. Wie aber erinnerlich, haben schon zu dem während der Schlacht bei Lemberg festlich begangenen fünfzigsten Geburtstag der Neuen Freien Presse etliche Feinschmecker, darunter Herr Maximilian Harden, den heutigen Marschall den »Generalstabschef des Geistes« genannt.

. . . In das Herrenhaus kommen Männer, deren Namen der Weltgeschichte angehören, wie die Feldherren, die an die großen Schlachten der letzten drei Jahre erinnern oder durch ihr Amt mit dem Heere verwachsen gewesen sind. Feldmarschall Freiherr Conrad v. Hötzendorf, Generaloberst v. Böhm-Ermolli, Generaloberst Viktor Dankl, der langjährige militärische Mitarbeiter des Kaisers Franz Josef Generaloberst Freiherr v. Bolfras, Generaloberst Freiherr v. Pflanzer-Baltin, welcher Glanz strahlt da aus, welchen Eindruck wird es machen, diese großen Soldaten im Herrenhause vereinigt zu sehen.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß Herr Benedikt mit so großen Ziffern arbeitet wie manche seiner neuen Kollegen, wiewohl er »seit fast fünf Jahrzehnten eine umfassende publizistische Tätigkeit auf volkswirtschaftlichem Gebiet entfaltet«. Dennoch hätte er es nicht nötig gehabt, vom Herrenhause schmollend fernzubleiben, weil in der ersten Sitzung der Platz neben ihm leer geblieben war. Wenn der Pflanzer-Baltin sich neben ihm, der über sein Menschenmaterial von Abonnenten nicht weniger selbstherrlich verfügt, niederlassen wollte, so wäre der Weltkrieg zu seiner letzten sinnbildlichen Klarheit vergeistigt.

* * *

Eindrücke

. . . Von den berühmten Heerführern der Armee, die neu in die Versammlung berufen worden waren, sind drei erschienen. Dankl, Böhm-Ermolli und Pflanzer-Baltin, markige Erscheinungen mit gebräunten Gesichtern, auf denen der Ernst großer Erlebnisse zu ruhen scheint. . . .

In der Tat.

Man zeigt sich neuernannte und alte Herrenhausmitglieder. Da sitzt auf den Bänken der Linken der Herausgeber der »Neuen Freien Presse« Moriz Benedikt, ihm zur Seite ist ein Sitz frei. . . .

Nur einer?

. . . Fürst Max Egon von Fürstenberg schreitet elastisch zur Präsidententribüne hinauf und übernimmt als Erster Vizepräsident das Präsidium. Er trägt die Uniform eines Obersten, dazu das kurze Bajonett. Seine Stimme dringt durch den Saal, sein Ton ist kurz und militärisch . . . .

Auch wenn er unter seine Aktionäre tritt?

* * *

Zwischen Lipp' und Kelchesrand

Nach dem Abendessen begab sich der König, nur von zwei Herren begleitet, zur Brasserie Gambrinus, um, auf die Neutralität und Courtoisie der Luganeser vertrauend, in Ruhe ein Glas Bier zu trinken.

Daß zwischen Lipp' und Kelchesrand der finstern Mächte Hand schwebt, hat sich in Lugano in abscheulicher Weise offenbart; daß aber dazwischen auch so viel Zuversicht Platz hat, hätte man noch weniger erwartet.

* * *

Was man sich bieten läßt

Die Aphorismen, die der Bethmann Hollweg dem Paul Goldmann zugewinkt hat, als der Zug davonfuhr, haben ein Gegenstück in den zwanzig Geboten gefunden, die der König von Bulgarien einem Professor der Orientalischen Akademie und daher Mitarbeiter der Neuen Freien Presse vermacht haben soll. Zum Beispiel:

Das Durchhalten ist Bulgarien dank seiner reichen Naturschätze und seiner tüchtigen Bevölkerung erleichtert.

Das Land ist fruchtbar und das Volk ist arbeitsam, mäßig und bescheiden.

Jeder Bulgare ist vom höchsten patriotischen Ernst beseelt.

Die bulgarische Armee hat vom ersten Tage ihres Eingreifens in den Krieg ihren Platz an der Seite ihrer tapferen Verbündeten behauptet.

Meine Armee wird an der Seite der Verbündeten bis zum Endsiege aushalten, mit jenem hohen sittlichen Ernste und jener geraden Denkweise, die den Bulgaren charakterisieren.

Die verzweifelten Angriffe des Gegners scheitern am Heldenmute unserer Soldaten.

Das könnte noch weitergehen: Du sollst kein Professor der Orientalischen Presse sein. Du sollst dir kein Interview machen von etwas, was du ohnedies schon weißt. Du sollst nicht absatzweise drucken, was sich auch fortlaufend von selbst versteht. Du sollst wissen, daß die verzweifelten Angriffe des Gegners selbstredend am Heldenmute unserer Soldaten scheitern, daß uns aber das Durchhalten erschwert wird und wir unmöglich den bulgarischen Ernst bewahren können, wenn wir es so zu lesen kriegen.

* * *

Kein Chiasma

... hatte die Güte ... von gewinnender Freundlichkeit .... jene Einfachheit des Wesens, die zu der Tradition .... Auf die Bitte, sich darüber äußern zu wollen, wie er über die Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn denke, sagte der neue Reichskanzler:

»Deutschland und Österreich-Ungarn sind derartig auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, daß es mir unmöglich erscheint, mit kaltem Blute auch nur den Gedanken, es könne jemals die Absplitterung eines Gliedes dieses Bundes erfolgen, zu fassen. — — —«

Was ein Chiasma ist und nun gar eine »chiastische Umarmung«, wurde ich von einer Leserin des Gedichtes »Abenteuer der Arbeit« gefragt. Besser als durch jede Erklärung, vermöchte durch obiges Beispiel einer keineswegs chiastischen Umarmung eine erschöpfende Definition erfolgen.

* * *

Kriegsbereitschaft

Am 7. März sprach Michaelis:

»Ich übernehme kein Amt, das ein Schwert ohne Schärfe ist. Ich behalte auch kein Amt, das mir irgendwie nach dieser Richtung das Schwert stumpf machen sollte.« Jene Rede, erklärt der ‚Lokalanzeiger', habe Michaelis das Vertrauen aller Parteien erworben.

Gemeint war das Ernährungsamt. Daraufhin wurde er Reichskanzler.

* * *

Friedensbereitschaft

»... wir wollen unser Vaterland durch einen kraftvollen und weisen Frieden umwehren. ...«

sagte der Reichskanzler. Daraufhin wurde er Major.

* * *

Donnerwetter noch einmal!

»Denjenigen Herrn Verlegern, denen vor diesem Einladungsheft noch keine persönliche Einladung zuging, sei hiermit ein kurzer Entwurf der Bestrebungen des Orkans als Richtschnur dargeboten:

Trotz Numerierung und Wahrung einer untadeligen Kulturhöhe soll der Orkan auf weiteste Verbreitung, zunächst außer in Deutschland selbst in den verbündeten Mittelländern wie im neutralen Ausland, bemessen werden. Neben scharfer Charakterisierung der jüngeren

Schaffenden bringt er fortlaufend eine Zergliederung der Kulturtätigkeit ernsthafter Verlage, — ferner Erzeugnisse von springendem Zeugungstempo, einerlei in welcher Begrenzung, nur ureigenster Wesensart, kerndeutsch in ihren Fugen und somit europäisch von Belang, — zuletzt den Austausch gefestigter Lebensanschauung anerkannt großer Menschen unserer Zeit. . . . Ein stehender Stamm rangfester Autoren unterstützt den Orkan fortwährend in seiner Unbeirrtheit . . .«

Oder so:

»An die Rüstungsarbeiter! Im Westen bei Arras, an der Aisne und in der Champagne stehen unsere feldgrauen Brüder in der schwersten blutigsten Schlacht der Weltgeschichte. Unser Heer braucht Waffen und Munition. Habt ihr nicht Hindenburgs Brief gelesen? Unsühnbare Schuld nimmt derjenige auf sich, der in der Heimat feiert, statt zu arbeiten. Für euere Schuld müßten unsere Feldgrauen bluten. Wer wagt es, dem Rufe Hindenburgs zu trotzen? Ein Hundsfott, wer streikt, solange unsere Heere vor dem Feinde stehen! . . Leset Hindenburgs Brief immer wieder. Ihr werdet erkennen, wo unsere schlimmsten Feinde stecken. . . . Wer wagt es, nicht zu arbeiten, wenn Hindenburg es befiehlt? . . Glückauf zur Arbeit!«

So sprechen sie im Literaturcafé und im Vaterland. Der Krystallpalast hat wieder Butzenscheiben und statt Schubjaks gibts wieder Hundsfötter. Irgendwo im Engadin ragt eine tausendjährige Riesenritterburg, die vor drei Jahren noch nicht dort war. Sie gehört einem preußischen General. So erklärt sich das Staunen der Welt.

* * *

Das Geistige im Krieg

Während die französische und englische Presse in den Auseinandersetzungen über Kerenskij und über den Arbeiter- und Soldatenrat die letzten matten Reste revolutionärer und demokratischer Überlieferungen in blutgefeuchtetem Kot versinken läßt, verbluten sich die edelsten Völker auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Italiens. Von dem, was der Krieg Geistiges hat, was in den Taten eines Hindenburg und eines Mackensen auf russischem und rumänischem Boden den höchsten in der Geschichte erreichten Gipfel darstellt, flackert kaum noch ein Funke in den Kämpfen von heute. Es ist — wenigstens für den Blick des gleichzeitigen Betrachters — nichts als eine elende Menschenschlächterei . . . Die Richtung in das Ungeistige, dieses tiefste Merkmal der kapitalistischen Epoche, findet in den Metzeleien der westlichen und südlichen Schlachtfelder ihre voll-

endetste Ausgestaltung. Der Mord als reines Quantum: einen solchen Gedanken, den das Menschenhirn fast nur in Worten hinwerfen, in Begriffen kaum umfassen kann, vermochte der schwärzeste Pessimismus nicht zu gebären. . . . Es ist alles nur Kinderei, alles nur rosenrote Lieblichkeit und Liebe gewesen, was von den Anfangstagen der Menschtierheit über einen Papst Bonifaz und Ivan den Schrecklichen bis zum Beginn unseres Krieges an Menschlich-Scheuseligem je hervorgetreten.

Bis zum Beginn unseres Krieges, dann kam unter Hindenburg und Mackensen das Geistige und jetzt ist der Krieg unmenschlicher denn je. Wer das sagt? Die Arbeiter-Zeitung. Der zu wünschen wäre, daß ihre sämtlichen strategischen und sonstigen Kriegsbetrachtungen schon aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen verschwänden und ihre Artikel über die Militärgerichte und das Dokumentenmaterial ihres Tagesberichts zur Kenntnis der Nachlebenden gelangten.

* * *

Deutscher Bildungshunger

Aus dem ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel':

Das Geschäft von Franz Michaelis ging im April 1915 an den langjährigen Leiter der Buchhandlung Ad. Krafft in Hermannstadt, Herrn Ernst Dück, über.

Hier mag auch ein Erlebnis Platz finden, das wir dem gegenwärtigen Besitzer nacherzählen: Weil er in militärpflichtigem Alter stand, mußte Dück beim Rumäneneinfall mit dem gesamten Personal flüchten. Einige Tage nach der Schlacht von Hermannstadt stand er vor seinem Geschäft; da trat ein preußischer Musketier an ihn heran und sagte: »Machen Se man uff, sonst schlagen mer Ihnen die Bude ein; wir Deutschen haben Hunger nach Büchern!« Aus Freude über diese Drohung und nicht aus Furcht folgte ihr Dück und hat seither viele deutsche Brüder mit deutschen Büchern versorgen können. Oft genug staunten die neuen Besucher, so fern vom deutschen Vaterlande Läden voll deutscher Bücher zu finden.

Was ist der Wiener Gruß »Lekmimoasch, i geh in den Volksbildungsverein!« für eine Halbheit neben diesem handfesten Beweis von Bildungshunger. Man beachte auch, wie der Musketier, nachdem er mit dem Buchladenbesitzer deutsch gesprochen hat, plötzlich hochdeutsch zu sprechen beginnt, wenn er seine Drohung begründet. Es ist eben immer derselbe Unterschied: die Feinde würden in heuchlerisch gebildeten Formen

Einlaß in einen Buchladen erbitten, um dann den Besitzer zu ermorden, während der Deutsche sich mit der Miene des Wehrwolfs den Einlaß ertrotzt, um endlich wieder mal 'nen Otto Ernst lesen zu können, was den deutschen Sortimenter so zu Tränen rührt, daß er auf das deutsche Geld verzichtet und es dem deutschen Börsenblatt mitteilt.

* * *

Die russischen Gefangenen lernen Deutsch

Aus der Vossischen Zeitung:

Was für Fragen die Gemüter der russischen Soldaten beschäftigen, zeigen verschiedene, an eine größere deutsche Buchhandlung, die auch russische Bücher führt, gerichtete Briefe. Einer bittet, man solle ihm einen recht schönen Räuberroman schicken. Gebe es nichts dergleichen in russischer Sprache, so solle man etwas aus dem Deutschen übersetzen ... Ein »Gebildeter«, der seine Kenntnis der deutschen Sprache verwerten will, bittet in einem deutsch geschriebenen Briefe um das Buch »Graf Tolstoi kann nicht Schnauze halten!« Gemeint ist die bekannte Broschüre Tolstois »Ich kann nicht schweigen«, die sich gegen die Gewaltherrschaft der russischen Regierung richtet.

* * *

Was bei den Feinden schaden könnte

Eine Feldausgabe von Nietzsche. Wie gedankenlos manche Kreise in ihren literarischen Anschauungen sind, zeigt die fast unglaubliche Tatsache, daß Nietzsches »Also sprach Zarathustra« in einer Auflage von 150.000 als Feldausgabe erschienen ist. Nietzsche, der größte Feind jedes Deutschtums, der seinen Ehrgeiz darein setzte, als »Verächter der Deutschen« zu gelten — — — — — — der als »Anti-Esel« deutsch und dumm in Parallele stellt, der sagt: »Alle Kulturverbrechen von vier Jahrhunderten haben die Deutschen auf dem Gewissen«, und der, damit kein Zweifel aufkommen kann, ob er auch richtig verstanden wird, in seinem »Ecce homo«, dem zusammenfassenden Rückblick auf sein Leben und seine Arbeit, den unzweideutigen Satz aufstellt: »Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind; das ist aber der Superlativ der Gemeinheit, sie schämen sich nicht einmal, bloß Deutsche zu sein.« (S. 368.) Diese Worte sollte man als Leitsatz jeder Feldausgabe von Nietzsche mitgeben. Es ist anzunehmen, daß sich unsere Feinde der Werke Nietzsches bedienen. Sie fänden in einer Nietzscheausgabe jedenfalls, was sie brauchen ...

Im Gegenteil, es würde ihnen, wenn sie sähen, daß es doch ein paar Deutsche gegeben hat, die es gespürt und ausgesprochen haben, Respekt vor Deutschland abgewinnen. Gefährlich wäre nur, wenn sie in einem Schützengraben alldeutsche Zeitungen, Fliegerbücher, Ganghofers und Strobls Werke, die ‚Jugend‘ oder eine Nummer der ‚Welt am Montag‘ aufgriffen, die das folgende Gedicht enthält:

Das Dünnbier

Das Wasser ist ein scheußliches Geschlampe
Und als Getränk mau mau!
Gießt du davon zuviel in deine Wampe,
Dann wird dir flau!

Es ist gemacht als Labsal für die Frösche
Und für die Krötenschaft.
Der Mensch hingegen schlägt sich die Kalesche
Voll Gerstensaft!

Das heißt: Er sollt' sie mit dem Safte tränken,
Den ein Gambrinus schuf.
Doch was sie heute uns als Bier verschenken —
Hör' uff! Hör' uff!

Wenn man zurzeit nach altem Trinkerbrauche
Ins Glas die Nase tunkt,
Dann hat statt Bier man Wasser in dem Bauche —
Nu mach' 'n Punkt!

Das dünne Zeug — wozu ist es bloß nütze?
Macht es den Trinker warm?
Nein, es verwässert ihm im Hirn die Grütze
Und drängt im Darm!

Und was das Schönste ist bei dieser Schose:
Das Reichsbekleidungsamt
Gibt uns pro Jahr bloß eine Unterhose — —
Verdammt! Verdammt!

Da könnten selbst norwegische Kurierbomben und argentinische Torpedobriefe nicht mehr nützen.

* * *

Der deutsche Professor

Der Tabak und die Jugend. Von Prof. Molenaar (Darmstadt). Die ungeheure Qualmerei, wie sie jetzt nicht nur beim Heer — — Trotz aller Verbote des Generalkommandos

sieht man allenthalben — — Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir durch das unmäßige Rauchen im allgemeinen und das vorzeitige Qualmen der Jugendlichen im besonderen bis jetzt mindestens zwei Armeekorps in diesem Kriege eingebüßt haben — — Es ist erschreckend, wie viele Männer in verhältnismäßig jungen Jahren herzkrank sind und dadurch dem Heeresdienst, der Ehe und der Fortpflanzung entzogen werden — — Im Interesse unseres Heeresersatzes wäre ein gleiches Verbot auch bei uns dringend erwünscht — — Ob der Tabak im Kriege mehr nützt oder schadet, bleibe dahingestellt, so viel ist aber sicher, daß Hunderte, wenn nicht Tausende von Nichtrauchern die Strapazen des Felddienstes ebenso gut aushielten wie die Raucher (hat man doch auch Jahrtausende lang Krieg geführt, ohne den Tabak zu kennen), und daß hervorragende Heerführer, wie der Graf v. Haeseler, Conrad v. Hoetzendorf und Mackensen, ausgesprochene Tabakgegner sind.

Einer statistischen Berechnung zufolge soll sogar der Heeresdienst selbst für die Gesundheit noch nachteiligere Folgen haben als das Rauchen und durch ihn allein sollen schon über zwei Armeekorps der Ehe und der Fortpflanzung entzogen worden sein, was umso erschreckender ist, als diese doch hauptsächlich dem Heeresersatz, also der Beschaffung des Menschenmaterials zu dienen haben. Häufig wird aber im Krieg ein Rauchen, das geradezu die Dimensionen eines Qualmens annimmt und einfach nicht mehr auszuhalten ist, beobachtet, so daß es höchste Zeit wäre, ein Rauchverbot für die Schlachtfelder zu erlassen. Die daselbst akquirierten Herzkrankheiten sind deshalb erschreckend, weil durch sie so viele Männer in verhältnismäßig jungen Jahren dem Heeresdienst entzogen werden. Ob der Tabak bei Sturmangriffen mehr nützt oder schadet, bleibe dahingestellt. Auf das gute Beispiel, mit dem die Heerführer hier vorangehen, muß nachdrücklich hingewiesen werden. Allerdings gilt das Problem nur für spezifisch deutsche Verhältnisse. In Staaten für Nichtraucher bleibt die Kriegführung von solchen Erwägungen unbeeinflußt, hier gilt die Erfahrung, die die Menschheit in den Jahrtausenden gesammelt hat, in denen der Tabak unbekannt und das Kriegführen doch eine Passion war.

Von der Sinai-Front

Schopenhauer macht in »Parerga und Paralipomena« II., Kapitel 15, in dem Dialog »Über Religion« zu der Stelle, wo er von dem »Mord- und Raubzug ins gelobte Land« spricht, den das auserwählte Volk Gottes antrat — um es, als Land der Verheißung »auf Jehovahs ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kap. 10 und 11) den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen« —, die folgende Anmerkung:

Wenn ein Mal, im Lauf der Zeiten, wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann, als Länder der »Verheißung«, zu erobern sind, so rathe ich den Nachbarn solches Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmüthig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechtswegen.

Und dann:

Übrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des *μεγας βασιλευς Ναβουχωδονοσορ*, wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte oder verhieß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte und dann dem Gotte einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die Nachbarländer zu »Ländern der Verheißung« macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochus Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!

Ich habe diese Sätze lange nach dem »Gebet an die Sonne von Gibeon« kennen gelernt. Wer sie liest, wird dieses Gedicht und die große Identität, deren Erfassung sein Gedanke ist, verstehen und von der prophetischen Offenbarung Schopenhauers erschüttert sein.

Notizen

... Man halte daneben seines Sternbruders Franz Werfel Nachwort zu seinem Gedichtband »Wir sind«, wo er auch vom dichterischen Werke verlangt, es müsse so »notwendig sein, daß es nicht unterbleiben könnte, ohne daß die Welt aufgehört hätte zu bestehen.« Was immer man gegen die Hyperbolik dieser jungen Generation auf der Zunge habe .. ihr heiliger und dennoch bitterer Ernst wirbt für sie und erlaubt ihnen, den Bengel hoch zu werfen.

Ich werde mir gelegentlich — wenn die eigene Weltfreundschaft mir Zeit läßt — das Gleiche erlauben. Denn er hat sich, wiewohl er sich einst vermessen hat, mir Sternbruderschaft anzubieten, nunmehr einer »Antwort« erdreistet, die sich selbstlos »Metaphysik des Drehs« betitelt und deren geistiges und sittliches Manko noch der düstersten Erfahrungen mit meinen Literaturgeliebten spottet. Dann könnte der Trugschluß, daß der Fortbestand der Welt die Notwendigkeit zweideutiger Lyrik beweise oder durch diese gesichert sei, doch seine posthume Berichtigung finden, indem ja das Dasein dieses Typus tatsächlich nur in einer nicht mehr bestehenden Welt denkbar ist. Daß es nämlich noch eine andere Kausalität gibt: die zwischen der Notwendigkeit des »Wir sind« und dem Nichtsein der Welt, das anzunehmen, sind die Seienden wieder viel zu bescheiden. Sehr mit Unrecht, da diese ganze greifbar nichtseiende Welt von mir längst als der Rückhalt aller literarischen Scheinexistenz entdeckt ist. Daß hiebei — dank der hysterischen Verkehrung der Reihenfolge, jenem an mir hundertmal bewährten Hysteron-Proteron — die »Metaphysik des Drehs« vom Patienten am Arzt beobachtet wird, ist in der Natur der Krankheit begründet und den schwersten Metaphysikern geläufig, die aber zuweilen doch so ehrlich sind, sich selbst dem Kataklysma der Psychoanalyse zu überantworten und den Kosmos von unten zu erklären. Trotzdem behaupten sie dann, daß ihr Werk »ohne Unruhe tönt«, und gern fühlt sich unsereins davor in all seiner Unsicherheit entlarvt. Geheuer ist es allerdings

hienieden nicht. Daß dieses Literatenwesen, in meine Nähe gebracht, in Aufruhr kommt, ist ein bekanntes physikalisches Experiment. Wie es sich aber im Angriff gegen mich in seine Atome auflöst, ist, seit anno Kerr, immer wieder ein Wunder. Ich fürchte jedoch, daß ich, solange mein Licht brennt, diese Mückenplage, die es in Liebe und Haß umschwirrt und sich preisgibt, um von der Beleuchtung zu leben, nicht mehr los werde und daß dieses ganze Sammelsurium von Abenteuern einem Memoirenwerk vorbehalten bleiben muß. Wann immer, irgendeinmal soll doch zusammenfassend dargetan werden, daß die Uhr dieser Zeit schlecht gewesen sein muß, wenn sich »der Stunde, die, gebieterisch und unverrückbar, meinen Planeten an den seinen bindet« — den des Herrn Werfel an den meinen — fix ein Wandelstern entbunden hat. Welch eine Entwicklung um mich herum! Es führt im Dreh des Kreiselspiels zum Ausgang: zuerst haben sie das Pathos wie andre die Masern, und dann werden sie wieder Jungen.

* * *

Bibliographisches. ‚Arbeiter-Zeitung' 7. Juni: »Benedikt als Erzieher«.

‚Die Schaubühne', herausgegeben von Siegfried Jacobsohn (Berlin) XIII. Nr. 18. 3. Mai (nicht: »Nr. 17, 26. April«), Nr. 19, 10. Mai, Nr. 22 bis 24 (31. Mai bis 14. Juni), Nr. 26 (28. Juni): Karl Kraus (VI. bis X. und Schluß). Von Berthold Viertel.

Ebenda Nr. 21 (24. Mai): Antwort; Nr. 23 (7. Juni): zwei Antworten; Nr. 24 (14. Juni): Berichtigung; Nr. 32 (9. August): Nachdruck aus »Worte in Versen II« und Anmerkung.

Ebenda Nr. 33 (16. August):

» . . . Er (Paul Lindau) glaubt, daß Daniel Spitzer ‚auf dem Gebiet der persönlichen Satire das Größte geleistet hat, was unsere neuere Literatur aufzuweisen hat', und würde es bitter beklagen, ‚wenn auch seine Schriften vom grausamen Schicksal der Vergänglichkeit betroffen würden'. Sind es schon; sind schon lange betroffen. Kein Mensch hält mit dem Schneckentempo des Wiener Spaziergängers heute noch Schritt; und was den Superlativ über die persönliche Satire in der neuern Literatur betrifft, so ist sein Objekt durch eine einzige Nummer der ‚Fackel', durch zehn ihrer Zeilen endgültig verdrängt. . . . «

(Ob das rührend lebhafte Eintreten der ‚Schaubühne' für meine Arbeit, das mich nicht als Erfolg, sondern als menschliche Wirkung freut und entschädigt, hier in den Grenzen der Gerechtigkeit bleibt, muß die Zeit entscheiden, wenn sie über den Geist noch entscheiden kann. Daß sie mit dem Schneckentempo des Wiener Spaziergängers — von welchem ich vor mehr als zwanzig Jahren nicht allzuviel, aber manches doch mit einem wahren Vergnügen an dieser Ausnahme des Wiener Journalismus nachgelesen habe — heute nicht mehr Schritt hält, scheint mir mehr für als gegen jene Gangart zu beweisen. Es war doch — bei allem Mangel an Temperament, den das im Vergleich zum heutigen charmante Zeitobjekt erklären mag — das Tempo sprachlichen Bedachtes. Wohl bleibt durch jenen Mangel sein Witz an die Gelegenheit gebunden, durch ein Kraftminus, wonach es ihm nicht gegeben war, Namen und Handlung so zu ergreifen, als wären sie — für den späteren Blick — um eines Paradigmas willen erfunden. Wer sich aber die Mühe nimmt, ihm auf seinen stilistischen Wegen nachzugehen — und wer mich ehrt, kann es — wird erkennen, daß ihn die ganze Feuilletonistik von heute überflügelt hat, ohne ihm nachzukommen.)

* * *

Die in diesem Heft wieder abgedruckten Aufsätze und Stellen sind der größte Teil der in den Kriegsheften der ‚Fackel' konfiszierten Arbeiten, für den Rest dürfte noch eine Interpellation eingebracht werden. Das im ersten Novemberheft 1916, 437—442, konfiszierte Gedicht »Gebet während der Schlacht« ist schon im zweiten Novemberheft, 443/444, (unter dem Titel »Gebet«) veröffentlicht worden. Die wieder abgedruckten Glossen: »Die Planke« und »Die aus Sibirien in die Presse flüchten« waren nur teilweise konfisziert (in jener der Textsatz, in dieser die Stellen: »hat endlich . . .« bis ». . . befolgt« und: »Der Erlaß lautet . . .« bis ». . . zu bestrafen«), »Eine Durchhalterin« und »Aus Konsumentenkreisen« vollständig mit den Titeln; von den andern Arbeiten waren die Titel stehen geblieben.

* * *

In einer Theaterkritik (‚Der Morgen', 20. August) heißt es:

Man wartet auf die Berliner und vor allem darauf, daß sie uns bieten, was die Wiener Verweser der dramatischen Kunst (»Verweser seiner selbst« nennt Hamlet den toten Polonius) nicht wagen, nicht wollen oder nicht können.

Doch dieser Wiener Verweser der dramatischen Literatur wagt mehr als er kann. Er zeigt ein besseres Gehör als Wissen. Denn es wäre wohl Hamlets nicht unwürdig, das Wort zu sagen; aber er sagt's nicht. Ohne Kontrolle läßt sich behaupten, daß es zwar Shakespearisch, aber nicht von Shakespeare ist, weil dieses ergreifende Wortspiel im Englischen keinen Spielraum haben dürfte, und auch nicht von Schlegel, weil solcher Gedanke jenseits der nachschöpfenden Gabe entsteht. Eine Prüfung ergibt aber, daß seine Elemente — der Verweser und der Verwesende — in Hamlet-Wendungen vorkommen, in einander verschwebend und gleichwohl nicht zur Einheit jenes wunderbaren Worts verbunden.

»Nun, Mutter, gute Nacht! — Der Ratsherr da
Ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr,
Der sonst ein schelm'scher alter Schwätzer war,
Kommt, Herr, ich muß mit euch ein Ende machen.«

Dann:

»Was habt ihr mit dem Leichnam, Prinz, gemacht?«
»Ihn mit dem Staub gepaart, dem er verwandt.«

Ferner:

»Nun, Hamlet, wo ist Polonius?«
»Beim Nachtmahl.«
»Beim Nachtmahl?«
»Nicht wo er speist, sondern wo er gespeist wird. Eine gewisse Reichsversammlung von feinschmeckenden Würmern hat sich eben an ihn gemacht. So'n Wurm ist euch der einzige Kaiser, was die Tafel betrifft. Wir mästen alle andern Kreaturen, um uns zu mästen; und uns selbst mästen wir für Maden. Der fette König und der magere Bettler sind nur verschiedene Gerichte; zwei Schüsseln, aber für Eine Tafel: das ist das Ende vom Liede.«

Das ist freilich die Gedankenluft, in der jenes Wort leben könnte. Aber Hamlet sagt es nicht.

Dagegen sagt der Titus Feuerfuchs in Nestroys »Talisman« von seinem Vater:

»... er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe seine einzige Arbeit ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst — er ist tot.«

Es ist in meiner Nestroy-Schrift zitiert und dürfte dem Kritiker von dorther im Ohr geblieben sein. Daß sich dazu die Plastik des tot auf der Szene liegenden Polonius einstellte, ist ein Beweis für die unheimliche Eindringlichkeit des Nestroy'schen Wortes, dessen Stoff ein abwesender Verwesender ist. Wenn in Wien Nestroy, der als Verweser seiner selbst jedes Denkmals spottet und schon darin für Wien an Shakespeare erinnern müßte, einmal Shakespeare'sche Ehren zuerkannt bekommt, werden sie ihm aberkannt.

* * *

Von einer dem ‚Donauland' wie der Neuen Zürcher Zeitung nahestehenden Seite wird daselbst eine durchaus objektive Rezension veranlaßt, die beginnt:

So nennt sich eine neue österreichische illustrierte Monatsschrift, die im Verlag von Josef Roller & Co. in Wien erscheint: an sich kein geringes Wagnis im Kriege.

Fast so gefährlich wie mit Sappen und Drahtverhauen zu tun haben.

Begründet von Paul Siebertz und Alois Veltzé (dieser ist wohl identisch mit dem als Historiker bekannten österreichischen Oberst), scheint sich dieses Blatt die Aufgabe gestellt zu haben, die Sonderheit der Heimat —

Aber geh. Hat sich, hat sich. Und ist identisch; es keck zu behaupten, wäre ein weit geringeres Wagnis. Der Verfasser faßt Mut und bekennt:

Ginzkey, Stefan Zweig, Robert Michel, Hans Müller und viele andere noch — es lockt auch das minder bekannte — bringen Erzählungen, Dramatisches und Lyrik. Aufsätze von Oberst Veltzé....

Dieser ist wohl identisch mit dem Herausgeber des ‚Donauland'?

* * *

Franz Grüner

ist, dreißig Jahre alt, aus dem Leben gerissen worden, durch einen jener vollkommen wirksamen Zufälle, die das menschliche Ingenium erfunden hat, um seine Opfer auch nicht mehr begraben zu müssen. Es ist an der Südwestfront geschehen, wo er als Leutnant beschäftigt war. Der ursprünglich von ihm gewählte Beruf war der eines Kunstforschers. Lesern der Fackel ist er als Autor eines kritischen Beitrags im Gedächtnis, aus jener Zeit, da sie Mitarbeiter hatte und nicht allzuviele, deren persönlicher Wert sich auch späterhin haltbar erwies. Er war einer der wenigen, denen es gegeben war, die Farbe zu sehen und das Wort zu hören, und dabei den eigenen Menschen zu bewahren. Aus einem treuen Verstand zu allen Himmeln emporgewendet, war seine Haltung vor der Kunst Andacht und Wissenschaft in einem Zug. So sachlich hingerissen, war er die Ausnahme einer Generation, die um das Licht schwärmt, ehe sie ins eigene Zwielicht eingeht. Wie lebhaft konnte er zuhören und wie still davon sprechen! Da sein von Güte und Klarheit auf den Geist gerichtetes Wesen ein Trost meines Lebens war, so kann mir selbst die Vorstellung, daß er für eine allgemeinere Sache gestorben ist, keinen Ersatz gewähren. Im Gegenteil werde ich dieses Jünglingslächeln, das viel weiser als mein Zorn allem Widersinn entgegnete, gerade zu dem Ereignis entbehren, das mir ihn entrückt hat, und zu dem absurden Zufall, der ihn nicht wiederkehren läßt, und wie erst zu dem Weltbetrug, solches einen Heldentod zu nennen und dessen Anwärter nach einem im Geist zufriedenen Leben mit dem Zeugnis der »Schneid« zu entlassen. Nun, da die Italienreise eines jungen Kunstgelehrten so zeitgemäß beendet ist, bleibt mir nichts als der Wunsch, dieses lebendige Leben von einer irdischen Ordnung zurückzufordern, deren Unmündigkeit sich des schwersten Eingriffs in überirdische Rechte allzulange schuldig macht. An der Unmöglichkeit der Erfüllung wächst der Wunsch ins Grenzenlose und an der hoffnungslos trauernden Liebe nährt sich der Abscheu vor einer Gegenwart, die ihr solches antun konnte. Was mit den Mitteln der geistigen Macht gegen sie unternommen werden kann, soll geschehen! Denn Gott ist von ihren Taten noch nicht so in Abrede gestellt, daß er nicht auch dem Gedanken seine Volltreffer ließe.

Inschriften

Zwei Soldatenlieder

In einem totenstillen Lied
vom Weh zum Wort die Frage zieht:
Wer weiß wo.

Wer weiß, wo dieses stille Leid
begraben liegt, es lärmt die Zeit
vorüber so.

Sie schweigt nicht vor der Ewigkeit
und stirbt und ist doch nicht bereit
zur letzten Ruh.

In einem lebenslauten Lied
vom Wahn zum Wort die Frage zieht:
Wer weiß, wozu!

Wahnschaffe

Ja, wenn es die wahren Junker doch wären!
Liehn Schaffern und Schleppern sie Wappen und Waffen?
Dies bunte Gemisch hat der Wahn erschaffen.
Der neue Plan lebt von alten Chimären.

Da ist uns die nüchterne Wirtschaft doch lieber
als ihre Verbindung mit heiligem Geist,
deren Regierungsvertreter Wahnschaffe heißt,
als dieser Treubund von Junker und Schieber!

Wir fliehn nicht die Farbe, wir fliehn das Geflunker,
Romantik der Börsen, Geschäft mit Basalten,
wahnschaffnen Bastard des Neuen und Alten.
Das sind nicht die wahren, sind Warenjunker!

Der Heldensarg

Treu bin ich dir bis an und über's Grab!
So sprach ein treuer Mann zum Österreicher.
Dem schmolz das Herz und auch das Hirn ward weicher,
er sprach: So habe alles, was ich hab'!

Der Bruder nahm und füllte seinen Speicher;
der Bruder leerte seinen, gab und gab.
Der dort gedieh und der hier kam herab.
Blutrot ward jener, dieser bleich und bleicher.

Da schickt' er, sich 'mal doch zu revanchieren,
dem toten Bruder einen Heldensarg,
treu dessen idealem Lebenszweck.

Grenzüber in sein Land wollt' er ihn führen.
Schwer wog die ird'sche Last. Der Sarg, der barg —
den Toten? Nein, nur seinen letzten Speck.

Zwischen den Lebensrichtungen

Nicht die Feststellung der unerheblichen Tatsache, daß die Schrift »Heine und die Folgen« neben der Verbreitung durch die Fackel nun doch im siebenten Jahr bei der dritten Auflage hält, erfordert die Ergänzung. Ein anderes sei nachgetragen, das gleichfalls, indem es scheinbar berichtigt, einer tieferen Betrachtung erst die Richtigkeit zu erkennen gibt. Alles, was hier und in allen Kapiteln über den Lebensverlust des heutigen Lebens und den Sprachverrat deutscher Menschheit gesagt ist, hat die gedankliche Spur, die bis zum Rand dieses Krieges führt, der meine Wahrheit auch zur Klarheit gemacht hat. Nur dort bedarfs eigener Klarstellung, wo gerade der Drang, der Maschine zu entrinnen, einer schon völlig entmenschten Zone den Vorzug vor jenem Schönheitswesen gab, das dem unaufhaltsamen Fortschritt noch weglagernde Trümmer von Menschentum entgegensetzte. In den späterhin geschriebenen Aphorismen ist die zum Krieg aufgebrochene Antithese zugunsten eben jener Lebensform entschieden, als einer, welche die Sehnsucht nach Leben und Form hatte und eben um solcher Sehnsucht, um eines selbstretterischen Instinktes willen, die Notwehr gegen die Tyrannei einer wertlosen Zweckhaftigkeit auf sich nehmen sollte, gemäß der das Leben Fertigware ist und die Kultur die Aufmachung. Demnach muß die Frage, »in welcher Hölle der Künstler gebraten sein will«, abdanken vor der zwingenden Entscheidung, daß der Mensch in dieser Hölle nicht gebraten sein will, durch die richtende Erkenntnis des Künstlers selbst, der nun nicht mehr das Recht und nicht mehr die Möglichkeit hat, die sichere Abschließung seines Innern zu suchen, sondern nur noch die Pflicht, zu sehen, welche Partie der Menschheit gleich ihm um die Erhaltung solchen Glückes kämpft und gegen den Zwang einer

---

Ein Schlußwort zum Nachtrag von »Heine und die Folgen«, (Nr. 329—330, August 1911), für das Werk »Untergang der Welt durch schwarze Magie« verfaßt im Mai 1917.

Lebensanschauung, die aus dem Leben alle Triebe gepreßt hat, um es einzig dem Betrieb zu erhalten. Daß es aber jene Regionen sind, von deren Wesensart in ruhiger Zeit die Störung kam, darüber sich einem Zweifel hinzugeben, wäre Kriegsverrat an der Natur, die sich der Maschine erwehrt. Sie tut's, und tue sie's auch mit Hilfe der Maschine, dem Künstler gleich, der das Vehikel der Zeit nicht verschmäht hat, um ihr zu sich zu entfliehen. Er bejaht vor der Unvollkommenheit des Lebens den Lebensersatz und vor den halben Individualitäten das System des ganzen patentierten Persönlichkeitsersparers. Der sich der Maschine bedient, gewinnt in dem Maße, als sie alle verlieren, die die Maschine bedienen. Denn diese macht den Menschen nicht frei, sondern zu ihrem Knecht, sie bringt ihn nicht zu ihm selbst, sondern unter die Kanone. Der Gedanke aber, der nicht wie die Macht eine »Neuorientierung« braucht, um sich am Ruder wieder zu finden, weiß: Er schuf sich nur den Notausgang aus dem Chaos des Friedens, und was an der Wertverteilung »deutsch-romanisch« widerspruchsvoll schien, war nur der Widerspruch des neuen Daseins gegen sich selbst, der heute ereignishaft seine Lösung erfährt. Die Auffassung, die den »Lazzaroni als Kulturideal neben dem deutschen Schutzmann« scheinbar nicht gelten lassen wollte, sie bestätigte ihn darin mehr als jene, die es — im Sinne des »Malerischen« — wollten und die die eigentlichen Deutschen sind. Das Wort vom »Schönheitsgesindel zwischen Paris und Palermo« mag auf jene Hunnenhorde der Bildung zurückfallen, die an der Verwandlung von Lebenswerten in Sehenswürdigkeiten schuld ist. Was hier von der Sprache und dem Menschen gedacht war, ist dem Typus, der tieferer Zwecklosigkeit nachhangend in der Sonne lungern kann, blutsverwandter als dem unerträglichen Eroberer eines Platzes an der Sonne, dessen Geistesart es freilich entsprochen hat, ein bunteres Dasein ornamental zu entehren und damit den Untergang zu beschönigen. In jenem Goethe'schen Sinne, der die basaltfreie Ordnung und Zweckhaftigkeit wahrlich nur zu dem höheren Zwecke will, um ungestörter die Schlösser und Wunder der Seele zu betreuen, mußte ich die Umgebung solches Warenpacks vorziehen, weil es die besten Instrumente abgab, um sich Ruhe vor

einer lärmvollen Welt zu schaffen, in der sie, nur weil sie keine Menschen mehr waren, selbst nicht mehr stören konnten. Aber die andern taten es, weil sie's halb waren. Es war mir einst zu wenig, und jetzt ist es doch so viel. Und an dieses Problem, in welchem ganz ähnlich auch die Antithese Berlin-Wien zu Gunsten Wiens bereinigt wird, wirft der Zusammenbruch noch die Erkenntnis, daß gerade in der Sphäre der Lebensmechanik der ganze Widerspruch selbst enthalten war. Daß es nicht allein um »deutsch-romanisch«, sondern um »deutsch-weltlich« geht, zeigt sich, indem die bunte Welt auf Farbe dringt. Amerika, das es besser, nein am besten hat, und die Welt der alten Formen vereinigen sich, um mit einem Kunterbunt fertig zu werden, das von dort die Sachlichkeit, von da die Schönheit zusammenrafft und immerzu in der tötlichen Verbindung von Ware und Wert, in der furchtbaren Verwendung der alten Embleme für die neuen Realien durchzuhalten hofft. Der Angelsachse schützt seinen Zweck, der Romane seine Form gegen den Mischmasch, der das Mittel zum Zweck macht und die Form zum Mittel. Da hier die Kunst nur Aufmachung ist; da diese Sachlichkeit, diese Ordnung, diese Fähigkeit zum Instrument einem auf Schritt und Tritt den Verlust an Menschentum offenbart, den es gekostet hat, um ein so entleertes Leben dem Volkstum zu erringen; da es selbst die Oberflächenwerte, für die alle Seelentiefe und alle Heiligkeit deutschen Sprachwerts preisgegeben wurde, im Zusammenstoß der Lebensrichtungen nicht mehr gibt; da der Deutsche eben doch kein Amerikaner war, sondern nur ein Amerikaner mit Basalten: so taugt der Zustand nicht mehr zum Ausgangspunkt der Phantasie. Weil sie Geist und Gott und Gift benützen, um das Geld zu erraffen, so wendet sich eben jene von der entmenschten Zone einem Schönheitswesen zu, das gegen den unerbittlichen Lauf der Zeit seine Trümmer verteidigt. Auf der Flucht aus ihr habe ich Unrecht tun müssen. Die Partei der Menschenwürde habe ich nie verleugnet und jetzt, wo, ach, der Standpunkt erreicht ist, sie nehmen zu können, habe ich dem Weltgeist nichts abzubitten als die Schuld, in solcher Zeit geboren zu sein, und den Zwang, sichs auf der Flucht häuslich einzurichten.

Verlöbnis

Unendliche, laß dich unsterblich ermessen
und es sei mir dein Fühlen bewußt.
Meines entschwand mir zu höllischer Lust.
Denn der Gedanke bricht ins Vergessen.

Wie dein Gefühl auf steilenden Stufen
immer verweilend den Himmel erzielt —
wissend, hab' ich es nachgefühlt,
und ich will es ins Ohr dir rufen!

Laß es mich denken, wie einer ermattet
an deiner Kraft, in dein schwellendes All
begehrte der irdische Einzelfall,
der das ewige Licht beschattet.

Und die zufriedene Gier läßt die Lüge
dort zurück, wo die Lust verthan.
Und er sah dein Gesicht nicht an,
als sich dir heimlich verklärten die Züge.

Ach, den Verlust am liebenden Leben
hast du ihm, sehnende Nymphe, vertraut.
Aber die Stunde hört nicht den Laut,
wenn vom Leid die Äonen beben.

Und seine Armut flieht vor dem Feste,
daß sie nicht an der Fülle vergeh'.
Weibsein beruht in Wonne und Weh.
Mann zu sein rettet er seine Reste.

Fällt auch die heilige Welt zusammen
in dem unseligen Unterschied —
ich setze fort dein verlassenes Lied!
Ich will entstehen aus deinen Flammen!

Was immer dir fehle, von dir empfangend,
schöpfend aus deinem lebendigen Quell,
so wird dem Teufel der Himmel hell,
immer doch deine Lust verlangend!

Muß sich der Geist in dir versenken,
reißt ihn aus der Höh' keine irdische Macht.
Verbuhlen wir so diese Lebensnacht!
Unsterblich küssen, unendlich denken!

Vom deutschen Volk

von Friedrich Hölderlin

Wiedergedruckt 1916 in den »Flugblättern an die deutsche Jugend« (ausgegeben von der Berliner Freien Studentenschaft, bei Eugen Diederichs in Jena).

Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jeden göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, und nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich

heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Notwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechenbaren Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders: denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet, und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die

Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind, — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sich doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgentau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht tut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht.*)

O göttlich muß sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind

---

*) Doch! Anm. d. Herausgeb. der Fackel.

wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter, schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu tun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlaßnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und überall von kalter stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.

. . . O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie

ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu einem solchen Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

Ehre jener deutschen Jugend, die den Mut zu solcher Veröffentlichung im Jahre 1916 gefunden hat. Ich hatte es nie gelesen und stehe erschüttert vor dieser Übereinstimmung; nur daß der Seher, der den heutigen Zustand beschrieb, das blutige Neugebilde dieser Krankheit noch nicht erschaut hatte: die Qualität, sich an der Schönheit auch zu dem Zweck zu vergreifen, um dem Zweck aufzuhelfen, das »Notwerk« mit den Heiligtümern zu verbrämen. Man beachte insbesondere den zeitlichen Glücksfall, der mir diesen Fund unmittelbar nachdem ich die Betrachtung »Zwischen den Lebensrichtungen« geschrieben hatte, ins Haus bringt. Ein mir unbekannter deutscher Unteroffizier schickt mir ihn von der »Ostfront« mit den Worten: »Hier ein Dokument edelsten Menschentums, mit dem ich mich zu Ihnen rette, damit es ans Licht komme. Dieses Sprachmanifest Hölderlins, vor dem ich kniee, lebt zeitlos-gleichzeitig mit Ihrem Werk. Wer sonst im deutschen Sprachbereich hat heute den Mut und die Kraft zu solcher Anklage? Nehmen Sie herzlichsten Dank für die Hefte der Kriegs-Fackel, die ich jetzt bei mir habe. Sie helfen mir in der Not, wenn die Wehrlosigkeit gegen die dunklen Mächte dieses Daseins mich überfluten will. Ich bin jetzt an der galizischen Front. In der Heimat trugen sie im Frühjahr meinen lieben Knaben zu Grabe, der sich einen Herbst und einen Winter lang nach seinem Vater gesehnt hatte und ihn nicht wieder sehen durfte. Das Kind, dessen Dasein unendliche Güte war, fiel als Opfer eines Unglücksfalles, der sich mir in seiner Besonderheit nicht entwirren will . . .« Unter tausende solcher Tränen von Märtyrern allen Grades und Ranges habe ich in den drei Jahren meine Hände gehalten, und wie vieler waren es die letzten! Es wird und muß einmal ein Wunder sein. Und es kommt die Zeit, die vor sich erschauern wird und vor dem Wunder!

Wiedersehn mit Schmetterlingen

Wie nach den Lebensnächten
es prangt in neuen Prächten,
vom Morgenthau benetzt!
Was hebet aus den Grüften
und letzt mit linden Lüften
auch mich zuguterletzt?

Es heilt das Herz vom Hirne
und kühlt die kranke Stirne
am jungen Tag gesund.
Das strömt von andern Sternen
und läßt die Liebe lernen
auf einem grünen Grund.

Der Welt war ich ein Riese.
Ein Kind bin ich der Wiese.
Nun ist's wie dazumal.
Dort drüben hinterm Berge,
dort kämpfen feige Zwerge.
Ich spiele in dem Thal.

Hier, fern von Trug und Tadel,
leiht Rittersporn den Adel,
mein Muth ist Löwenzahn!
Die Zeit mir zu begleiten,
erzählt der Bach von Zeiten,
die hat die Zeit verthan.

Und daß ich wieder singe,
erscheinen Schmetterlinge,
o grenzenloses Glück!
Auf einem Sonnenstrahle
die stolzen Admirale,
sie kehren mir zurück!

War's schwer, ihr Papilionen,
auf dieser Welt zu wohnen?
Verlort ihr diese Spur?
Zusammen hier zu rasten,
lockt uns ein Leierkasten,
der spielt »Nur für Natur«.

Wir junggewohnten Schwärmer,
wir wurden arm und ärmer
in der papiernen Pein.
So sagt, ihr losen Lieben,
wo wart ihr denn geblieben,
und ließet mich allein?

Der Walzer ist verflossen,
wir waren Zeitgenossen,
bleibt doch ein Weilchen stehn!
Die Zukunft ist begraben,
die fressen schon die Raben.
Wann werden wir uns wiedersehn?

Notizen

Im Juli 1917 sind — nach Überwindung großer technischer Schwierigkeiten — »Worte in Versen II« im Verlag der Schriften von Karl Kraus, Leipzig erschienen. Das Buch enthält:

Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / Fahrt ins Fextal / An einen alten Lehrer / »Alle Vögel sind schon da« / Memoiren / Vor dem Einschlafen / Der Ratgeber / Den Zwiespältigen / Elysisches / Bekenntnis / Der Reim / Der Irrgarten / Epigramm aufs Hochgebirge / Inschriften / An den Schnittlauch / Grabschrift für ein Hündchen / Die Fundverheimlichung / Als Bobby starb / Mythologie / Mit der Uhr in der Hand / Gebet / Ein Shakespearescher König spricht / Landschaft / Gebet an die Sonne von Gibeon.

Die »Inschriften« enthalten:

Verzicht / Der Besiegte / Der Unähnliche / Zum Namenstag / Drei / Das Buch und die Frau / Den Neubildnern / Gespräche / Selbstlose Gesellschaft / Gerüchte / Dem Schönfärber / Wiener Mode / Wiener Mahlzeit / Der Wiener spricht / Merkwort / Ich und die Zensur / Einem schwerhörigen Freunde.

Bisher ungedruckt sind die Inschriften: »Zum Namenstag« und »Drei«. »Ein Shakespearescher König spricht« sind die Schlußverse aus dem Aufsatz »Diplomaten«, dessen Inhalt das Motto bildet.

Der Druck ist — wie es für die Versbände vorgesehen wurde — durch die Leipziger Firma Drugulin erfolgt. Im neuen Deutschland ist man — das wissen von allen beteiligten Druckfaktoren nur die Verfasser nicht — eher imstande einen »schönen Druck« herzustellen als einen guten. Daß letzteres auch jetzt noch, auch heute noch gelinge, dafür kann ausnahmsweise die Zudringlichkeit eines Wiener Autors sorgen. Daß man auch heute noch den andern Ehrgeiz hat, ist wahrhaft rührend. Jener Autor — den solches Gelingen weniger bekümmert als das Schicksal des noch nach der Druckerlaubnis gefährdeten Wortes — kann trotzdem nicht mit gutem Gewissen den Ankauf eines der »Büttenexemplare« seines Buches befür-

worten, für deren Vorhandensein er auch in bibliophileren Zeiten nicht geschwärmt hat. Sollte noch einmal eine Unternehmung wie jene »Bugra« zustandekommen, so würde sich die Ausstellung eines solchen Exemplars wohl empfehlen. Vorläufig entschuldigen die Zeitumstände alles; nur nicht den Versuch, eben das zu unternehmen, was sie nicht erlauben.

* *
*

Was es in Berlin noch gibt:

Der Heinz Barger-Verlag, Berlin — — hervorragende Liebhaberdrucke moderner lebender Autoren — — Cranach-Presse des Grafen Harry von Keßler in Weimar — — — »Sulamith« von Wieland Herzfelde und »Eroberung« von Johannes R. Becher — — einhundert resp. zweihundert numerierte und signierte Exemplare — — auf Old Stratford, Zanders Bütten und van Geldern-Zonen abgezogen und mit der Hand in Leder resp. Seide gebunden.

Es sei. Wäre es eine Angelegenheit der Sprache und nicht bloß jener Literatur, die durch Druckfehler ihre Bereicherung erfährt, so wär's unter den heutigen typographischen Umständen tragisch. So ist es Berlin auf Old Stratford. Gott strafe England.

* *
*

Der Autor des Büchleins »K r i e g s s e g e n« schreibt bei Lippowitz:

. . . Ihr wilder Grimm gegen den H e i l i g e n V a t e r ist am Ende verständlich. Unverständlich sind nur die Völker, die mit dem H e i l i g e n V a t e r den Frieden wünschen . . aber dennoch nicht ablassen, gehorsam weiter zu morden!

Und:

. . . Man setze da für Turgot den Namen unseres Kaisers ein und man hat an dem Sprüchel den schönsten Ausdruck des frohen Vertrauens, mit dem d a s V a t e r l a n d jetzt beherzt in die Zukunft blicken darf.

Dazwischen — der Schelm führt Tagebuch — notiert er:

26. August. E r h a r d B u s c h b e c k i s t w i e d e r d a.

Wir wissen zwar nicht, wer das ist, aber es muß ein Verwandter des Heini von Steyr sein, der wieder im Land ist.

Stiller, ernster, ruhiger als in seiner wilden Wiener Zeit, da er noch, den Akademischen Verein *lenkend*, die Widersacher Schönbergs verprügelte. Wir wandern wieder, wo wir einst mit Georg Trakl wanderten, dem damals schon oft etwas wie Todesahnung, vielleicht Todessehnsucht aus den irren Augen brach. Ich *hauste noch in Ober-St.-Veit*, als Buschbeck mir ihn zum erstenmal brachte; zwei von seinen Gedichten gab ich damals dem ‚Neuen Wiener Journal', da wurde sein Name zum erstenmal gedruckt.

Kein schöner Nachruf, ohne Zweifel. Doch als er lebte, ward er zum Humoristen, wenn er von seinen Eindrücken in St. Veit sprach. Von wannen aber kommt Buschbeck?

Buschbeck kommt aus Berlin, war dort viel mit den Leuten vom ‚Sturm', mit Theodor Däubler, dem südlich vielgestalten, bildgewaltigen Dichter des »Nordlichts«, mit der Lasker-Schüler, der einzigen heute, die vielleicht *den reinen Lorbeer unserer Handel-Mazzetti sachte zu berühren* in ihrer holden Herzenseinfalt würdig ist . . . .

Gehst denn nicht.

. . . und indem er mir von ihnen, von dem ungestümen Grosz, dem *ausgreifenden, zupackenden* Johannes R. Becher, *den Herzfeldes* . . und diesem ganzen Gedränge durcheinander wühlender, ungeduldig losfahrender, aufplatzender Begabungen erzählt, steht diese neue Generation leibhaftig vor mir. Es ist endlich wieder eine, die sich als Generation fühlt, und mit einer Sendung, mit ihrem eigenen Stichwort, mit einer ihr auferlegten, längst schon auf sie harrenden *Pflicht!* Wir, die zwischen 1857 und etwa 1874 Geborenen, waren die letzte.

Das ist eine Anspielung auf mein Geburtsjahr, die ich mir in diesem Zusammenhang verbitten muß.

. . . Erst seit 1890 etwa wächst wieder ein Geschlecht mit eigenem Sinn und eigenem Zug, das nun zu uns genau so steht, wie wir damals zu den Alten. Ohne Haß auf uns, gelegentlich sogar für manchen unter uns einer gewissen kühlen, nebensächlichen Achtung nicht ganz unfähig, doch im Grunde voll tiefster Gleichgültigkeit gegen uns, *Verständnis bei uns oder gar Verständigung mit uns gar nicht suchend*, ja wenn sie sie fände, *höflich ablehnend* . . . .

Das muß eine subjektive Wahrnehmung sein. Ich bin, wie gesagt, 1874 zur Welt gekommen, aber an mich haben sie sich alle angeschmissen. Ich habe zwei Kasten voll von den Briefen und Drucksorten, die sie mir täglich senden.

. . . Am ehesten gilt ihnen noch Arno Holz; der Phantasus macht ihnen schon als »Leistung«, durch Gewicht und Umfang, Intensität uud Extensität, doch einen Eindruck. Auch ist Holz ja der einzige von uns, der, unbefleckt von Erfolg und Gewinn, durch seinen Stolz, seine Einsamkeit, seinen Eigensinn ihren sittlichen Forderungen standhält; er hat sich keine Villa noch erdichtet.

Wer denn sonst?

Den Ästheten, den präziösen Künstler, und gar den Wortjongleur verachten sie.

Das geht gegen mich. Aber sie verachten mich erst, wenn ich auf die dreißigste Zusendung nicht reagiert habe.

Doch nicht bloß um uns, sondern überhaupt um die Vergangenheit kümmern sie sich nicht, weder um Wagner noch Goethe noch Kant noch Shakespeare, Calderon oder Dante. Sie kennen einfach nichts von ihnen. Sie sind unbelesen.

Das muß eine interessante Generation sein.

Selbst Hölderlin, Novalis und Brentano wirken auf die Meisten mehr durch den Glanz ihrer Erscheinung, als daß sie gerade das Bedürfnis hätten, innerlich näher mit ihnen zu verkehren.

Brentano und Hölderlin haben sich um Becher und Herzfelde bemüht, aber es ist ihnen nicht gelungen.

Der Krieg ist ihnen ein Greuel.

Sie sind unbelesen, sie kennen das Buch »Kriegssegen« nicht.

Zum Glauben verhalten sich manche gleichgültig, viele mit stiller Neigung oder auch als mutige Bekenner, auch Sinn für die Kirche zeigt sich, gar für die katholische . . .

Aha, ein Schisma im Café des Westens. Die Katholiken, das sind wohl die Kommis, die zeitweise in Hellerau konditionieren.

1. September. Wilsons Antwort an den Heiligen Vater — —

Nun, wenn ihn die verstimmt hat, so findet er reichlich Trost im Neuen Wiener Journal, wo die Gegensätze zwischen den katholischen Mächten und der Berliner Literatur jetzt jeden Sonntag ausgeglichen werden. Hingegen soll Lammasch völkerrechtliche Bedenken geäußert haben gegen die Friedenspropaganda eines Menschen, der zugleich ein Mönch

und ein Schmock sein möchte, aber als ersterer noch zu wenig Routine hat und dem es just in Berlin passieren mußte, daß eine Zeitschrift kürzlich die Briefkastennotiz enthalten hat:

Herrn Dr. Richard Bahr in Berlin. Wir nehmen davon Kenntnis, daß Sie nicht Jude sind; Sie wurden mit dem bekannten Schriftsteller Hermann Bahr verwechselt.

Und was nützte eine Berichtigung, wenn so das Wesen den Schein einer Geburt berichtigt! Jeder Sonntag bringt doch eine neue Bestätigung:

Salzburg, 14. September. Daß wir wirklich, wie Zeitungen melden, nicht selbst dem Heiligen Vater antworten werden, sondern bloß im Chor mit Deutschland und Bulgarien, womöglich gar noch mit den Türken, das mir auch nur einen Augenblick vorzustellen, reicht meine Phantasie doch nicht aus. Selbst wenn wir ihm nichts als ganz dasselbe zu sagen hätten wie sie, wir, seine Kinder, müßten es doch ganz anders sagen als sie, in einer anderen Tonart und einer anderen inneren Haltung, mit einer Demut, einer Ehrfurcht, zu der Ungläubige ja keinen Anlaß haben. Ihnen ist er ein achtunggebietender Souverän, ein wärmeres Gefühl läßt schon ihre ganze Geschichte nicht zu, sie müßten sich verleugnen. Wir aber haben doch nicht bloß ein diplomatisches Verhältnis zu ihm; uns ist er der Statthalter Christi.

Gut, dem Bahr. Aber auch dem Lippowitz?

* *
*

Der Dichter der »Pippa« und des »Hannele« hat im Lauf dieses Jahres nicht nur einen Aufruf für die sechste Kriegsanleihe, sondern auch die folgende Erklärung verfaßt:

»Stephan Großmann teilte Ihnen aus Wien mit, er befinde sich in Wien, um Björnson und mir den Weg zu bahnen. Dieser Ausdruck ist richtig, sofern von der künftigen Leitung des Deutschen Volkstheaters die Rede ist und wenn man ihn mit einer einzig von Stephan Großmann ausgehenden Idee verbindet.

Diese Idee wurde mir zuerst durch Großmann, dann durch meinen Freund Björnson nahegebracht. Ich selbst hatte kaum ernstlich daran gedacht, anders als ich es bisher getan, praktisch für die deutsche Bühne zu wirken. Von den augenblicklichen Verhältnissen am Wiener Volkstheater war ich in keiner Weise unterrichtet,

ehe die Nachricht über den gegenwärtig schwebenden bedauerlichen Prozeß durch die Zeitungen ging. Nochmals: Es ist dem rein idealen Streben Herrn Großmanns gelungen, meine Bedenken gegen die praktische Mitwirkung in Wien allmählich zu überwinden und ich bleibe auch grundsätzlich dazu geneigt.

Indeß kann man die Angelegenheit als spruchreif noch nicht bezeichnen.«

Wer jener ideale Streber ist, weiß man. Der andere, der ihn umgarnen wollte und dem er sogar ein Vorwort für seine zentralstaatliche Propaganda geschrieben hat, ist bekanntlich der Sohn Björnstjerne Björnsons, der der Vater Björn Björnsons ist, und ein Förderer aller guten Werke und Freund des Fortschritts von allem und jedem, der, wie ein Wirbelwind durch die Straßen Wiens fegend, im Palast des Reichen wie in der Hütte des Armen Freud wie Leid teilend, uns ermunternd, den Fasching ersetzend, alles, was ist, geschaut, erlebt, erlitten, nachdenklich und doch fidel, mit einem nassen, einem heitern Auge, ernst aber zuversichtlich, weit entfernt von Hochmut und von Schwäche, zum Kriege gerüstet zum Frieden bereit, auf Gedeih und Verderb, Schulter an Schulter mitgemacht, und sämtliche Leute persönlich kennen gelernt hat außer mir.

* * *

Zum Verständnis des Epigramms »Wahnschaffe« sei bemerkt, daß der heutige Zustand das Adjektiv, das ihn bezeichnet, kaum mehr kennen dürfte: »wahnschaffen« ist nicht etwa eine von jenem grauenhaft symbolischen Eigennamen (des früheren deutschen Staatssekretärs) bezogene Wortbildung. Denn dann wäre sie selbst, was das Wort, das ein gutes deutsches Wort ist, bedeutet: »mißgestalt, unförmig«.

* * *

Zur Zitierung Schopenhauers und der Andern:

›Der Selbstdenker lernt die Auktoritäten für seine Meinungen erst hinterher kennen, wo sie ihm dann bloß zur Bekräftigung derselben und zu eigener Stärkung dienen, während der Bücherphilosoph von ihnen ausgeht, indem er aus fremden zusammengelesenen Meinungen sich ein Ganzes konstruiert, welches alsdann einem aus fremden Stoffen zusammengesetzten Automaten gleicht, jenes andere hingegen einem lebenden erzeugten Menschen — —

— — Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erstaunen, in alten Werken großer Männer ausgesprochen gefunden.‹

Sagt Schopenhauer.

*

Goethe:

Verflucht sei, wer nach falschem Rat,
Mit überfrechem Mut,
Das was der Corse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut.
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Ein Kapitel aus dem »Abenteuerlichen Simplicissimus« von Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen

(1669)

Simplicius lauft botenweis und vernimmt in Gestalt Merkurii von dem Jove, was er eigentlich wegen des Kriegs und Friedens im Sinn habe.

— — — Ich ging zuvorderst hin meinen Jovem zu besuchen, der mich hiebevor zu seinem Ganymed erklärt hatte, um zu erkundigen, was es mit meinen hinterlegten Sachen für eine Bewandtnis hätte; der war aber damals wiederum ganz hirnschellig und unwillig über das menschlich Geschlecht. »O, Merkur«, sagte er zu mir, als er mich sah, »was bringst du Neues von Münster? Vermeinen die Menschen wohl, ohne meinen Willen Frieden zu machen? Nimmermehr! Sie hatten ihn; warum haben sie ihn nicht behalten? Gingen nicht alle Laster im Schwang, als sie mich bewegten, ihnen den Krieg zu senden? Womit haben sie dann verdient, daß ich ihnen den Frieden wiedergeben sollte? Haben sie sich denn seither bekehrt? Sind sie nicht ärger worden und selbst mit in Krieg geloffen wie zu einer Kirmes? Oder haben sie sich vielleicht wegen der Teurung bekehrt, die ich ihnen zugesandt, darin so viel tausend Seelen Hungers gestorben? Oder hat sie vielleicht das grausame Sterben erschreckt, das so viel Millionen hingerafft, daß sie sich gebessert? Nein, nein, Merkuri, die Übrigverbliebenen, die den elenden Jammer mit ihren Augen angesehen, haben sich nicht allein nicht gebessert, sondern sind viel ärger geworden, als sie zuvor jemals gewesen! Haben sie sich nun wegen so vieler scharfen Heimsuchungen nicht bekehrt, sondern unter so schwerem Kreuz und Trübsalen gottlos zu leben nicht aufgehört, was werden sie dann erst tun, wenn ich ihnen den wollustbarlichen goldenen Frieden wieder zusendete? Ich müßte sorgen, daß sie mir, wie hiebevor die Riesen getan, den Himmel abzustürmen unter-

stehen würden; aber ich will solchem Mutwillen wohl beizeit steuern und sie im Krieg hocken lassen.« Weil ich nun wußte, wie man mit diesem Gott umgehen mußte, wenn man ihn recht stimmen wollte, sagte ich: »Ach, großer Gott, es seufzet aber alle Welt nach dem Frieden und versprechen eine große Besserung; warum wolltest du ihnen denn einen solchen noch länger verweigern können?« — »Ja«, antwortete Jupiter, »sie seufzen wohl, aber nicht meinet-, sondern ihretwillen; nicht, daß jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum Gott loben, sondern sie deren edle Früchte mit guter Ruhe und in aller Wollust genießen möchten. Ich fragte neulich einen grindigen Schneider, ob ich den Frieden geben sollte; aber er antwortet mir, was er sich drum kümmere, er müsse sowohl zu Kriegs- als Friedenszeiten mit der stählernen Stange fechten. Eine solche Antwort kriegte ich auch von einem Rotgießer; der sagte, wenn er im Frieden keine Glocken zu gießen hätte, so hätte er im Krieg mit Stücken und Feuermörseln zu tun. Also antwortete mir auch ein Schmied und sagte: »Habe ich kein Pflüge und Baurenwägen im Krieg zu beschlagen, so kommen mir jedoch genug Reuterpferd und Heerwägen unter die Hände, also daß ich des Friedens wohl entbehren kann«. Siehe nun, lieber Merkuri, warum sollte ich ihnen denn den Frieden verleihen? Ja, es sind zwar etliche, die ihn wünschen, aber nur, wie gesagt, um ihres Bauchs und Wollust willen; hingegen aber sind auch andere, die den Krieg behalten wollen, nicht zwar weil es mein Will ist, sondern weil er ihnen einträgt. Und gleichwie die Mäurer und Zimmerleute den Frieden wünschen, damit sie in Auferbauung der eingeäscherten Häuser Geld verdienen, also verlangen andere, die sich im Frieden mit ihrer Handarbeit nicht zu ernähren getrauen, die Fortsetzung des Kriegs, in selbigem zu stehlen.«

Glossen

Ein Rütlischwur

Dem Schauspiel, wie der Weltmord die Raubinstinkte der Menschheit aufpeitscht, entgeht man auch in der Schweiz nicht, die als freie Leidgenossenschaft so viel fremde Schuld zu büßen und vor allem den tragischen Untergang jener »Hotellerie« zu beklagen hat, die wegen der Verbreitung dieses in die höchsten Spitzen der Gesellschaft hinaufreichenden Erwerbszweiges und als ein bereits gehobener Fremdenverkehr mehr Mitleid anspricht als unsere zerschellten Zukunftshoffnungen. Aber auch dort entschädigt sich, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, die Not an der Not. Da liest man eine Beschwerde, nach der ein Butterhändler gesagt haben soll, er müsse wuchern, denn seine Lieferanten wären doch dumme Kerle, zum Höchstpreis zu liefern wenn sie Gelegenheit haben etc. Und noch rabiater sind die Eierhändler, die geradezu entschlossen zu sein scheinen, ein einzig Volk von Kettenhändlern zu werden.

Im Automobil sollen Händler alle Bauernhöfe absuchen und die Eier zusammenhamstern: wenn es auch an einem Ort nur wenig Stück sind, so summiert sich die Zahl doch, wenn man einige Hundert Höfe im Tag absuchen kann. Das soll den ganzen Frühling hindurch so getrieben worden sein.

Von einem dieser Eidgenossen nun wird behauptet, er habe einen Schwur getan.

Ein solcher Händler soll sich geäußert haben, er verkaufe, obschon er so viel Vorrat habe, daß er die ganze Stadt versorgen könnte, kein Ei, bis das Stück 40 Rp. gelte.

»Bis das Stück 40 Rappen gilt« — das klingt viel zuverlässiger als: »bis die Bagasch eine Krone zwanzig per Stück zahlt.« Der Stauffacher würde da freilich einwenden: »Denn Raub begeht

am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache«, aber der Eierhändler würde ihm antworten: »Der alte Urstand der Natur kehrt wieder, wo Mensch dem Menschen gegenüber steht . . . Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen«, und der Walter Fürst würde hinzusetzen: ›So nehmt!«

* * *

Der heimgekehrte Propaganda-Österreicher

kann nicht genug erzählen:

Nun, man bekommt da das berühmte Schweizer Frühstück, das wunderbare, aus 5 Gängen bestehende Mittagessen und das aus sieben Gängen bestehende Nachtmahl, dazu ein herrliches Zimmer für sage und schreibe zehn Frank pro Tag.

Das ›sage und schreibe‹ gehört zu den Mahlzeiten, nicht zum Preis. Für 26 Kronen könnte man hier schon dasselbe bekommen, wenn man dasselbe bekommen könnte. Bekommt man hier die Mahlzeiten, so sind sie lächerlich billig, ich habe neulich in Wien für ein Nachtmahl sage und schreibe drei Francs bezahlt. Ist das der Rede wert? Ja, ich war auch in der Schweiz, da merkt man erst, wenn man zurückkommt, wie billig das Leben bei uns in Wien ist.

* * *

Propaganda

Nachdem die Wiener Operette in Zürich gastiert hatte, sofort nach der Abreise, versagte das sonst so exakte Zürcher Telephon völlig. Es war, zur Nachfeier, eine Woche lang keine Verbindung zu bekommen und die Telephonistinnen — was früher bestimmt nie vorgekommen war — verstanden statt 5149 7971. Aber auch schon beim Tonhalle-Konzert, das die Wiener gegeben hatten, hatte ein in Zürich noch nicht erlebter Pallawatsch geherrscht, bei dem sich sogar — es ging eben drunter und drüber — »die Ouvertüre aus der Operette von Oskar Straus ‚Eine Nacht in Venedig'« kaum zur

Geltung bringen konnte. Von einem der Dirigenten, die ihr Äußerstes taten, hieß es:

Das Abwischen seines in Schweiß geratenen Kopfes nach jeder einzelnen Nummer war ganz bestimmt keine Pose.

Der Schlachtbericht des Zürcher Blattes, dessen Referent in seinen freien Stunden tatsächlich Frontberichterstatter ist, würdigt die Aufopferung der Besten für eine verlorene Sache:

Mit einiger Bitterkeit wird besonders der als Conférencier amtende bekannte Wiener Schriftsteller Felix Dörmann . . an den Abend zurückdenken.

Da hat einer einmal erlebt, daß es viel leichter ist, die Russen und die Serben zu hauen in Scherben, als selber, wenn es einmal ernst wird, mit der Kartousch vorzugehen.

* * *

Und der Herrgott lacht!

denn der Metteur der Neuen Zürcher Zeitung ist mein Freund. Das hat am 24. Juli — man bestelle die Nummer — so ausgesehen. Ganz unten in der dritten Spalte stand:

Belgien.

Brüssel, 23. Juli. (Wolff.) Sp. Dem alten, auch in der Geschichte Flanderns von Fürsten und ihren Vertretern geübten Brauche folgend, nahm der Generalgouverneur am 11. Juli, dem vaterländischen Gedenktage des flämischen Volkes, um ihn der Erinnerung der Mit- und Nachwelt einzuprägen, Anlaß zu einem besondern Gnadenakte und entspach der Bitte von 3000 zur Feier des Gülden-Sporen-Festes in Antwerpen versammelten Flämen. Der Generalgouverneur wollte im Hinblick darauf, daß der Erinnerungstag des flämischen Freiheitskampfes sich zum erstenmal seit seinem Amtsantritt jährt, ihm in diesem Jahre durch Maßnahmen zur Durchführung der flämischen Volksrechte besondere Bedeutung verleihen.

In größter Spannung, nach so vielen kunstvollen Atempausen, also nach einer Aufmachung der Gnade, die eine

dreitausendmal hochherzigere Fortsetzung der vorhergegangenen österreichischen Amnestie verheißt, geht man zur zweiten Seite über und liest ganz oben in der ersten Spalte dieses:

Demgemäß wandelte der Generalgouverneur die vom Feldgerichte des Gouvernements Antwerpen über fünf Flämen verhängte Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe um.

Der dankbare Blick, eben noch gen Himmel gerichtet, wird jetzt von der zweiten Spalte gebannt, die ganz oben durch einen fetten Titel eine Zuwag zur Gnade verheißt:

»Und der Herrgott lacht!«
(Das Wiener Konzert im Kantonsspital.)

An Schmalzigkeit den Wiener Operettenleuten alles ersetzend, was sie in Wien bekommen und in der Schweiz von rechtswegen entbehren müßten, wird dort — man hat immer noch die Gnade für Belgien im Sinn — geschrieben:

Man hätte hinausjubeln mögen vor Freude und vor Dankbarkeit — —

Aber gleich derfängt man sich wieder, denn man erkennt doch, daß man es nicht mit dem Generalgouverneur, sondern mit dem Lehar zu tun hat.

Nun haben unsere Kranken auch etwas von der Wiener Operette gehabt, nun sind Zürichs Gäste als Gäste zu ihnen hinaufgekommen und haben ihnen durch das Lied, durch Walzerklänge, durch jauchzende Geigen, schmetternde Hörner und dröhnende Kesselpauken das singende, klingende, Herzen bezwingende Lied aus Wien vorgejubelt, und wenn die schönen Wiener Tage in Zürich vorüber sind, da tanzen Notenköpfe aus Walzermelodien noch um manches Krankenbett, und das Lied vom lachenden Herrgott, ein wundervolles Stück Lehárscher Tonkunst, wird noch manchem Kranken im Ohr summen und ein Wölkchen Dankbarkeit wird hinüberfiegen nach Wien zu den liebenswürdigen Künstlern.

So viel Menschen sind sicher noch nie im Garten des Kantonsspitals gewesen. Hinter den Hecken im Hauptgang standen die Zuhörer zu Hunderten, zu Hunderten der Straße entlang, und wieder Hunderte waren im Garten selbst, wo unter schattigen Bäumen das Orchester eine Stunde lang spielte. Franz Lehár, liebenswürdig und gefällig wie immer, dirigierte selbst — —

Wer hätte sich nicht rechtzeitig operieren lassen wollen, um dabei sein zu können?

— — Und zwischendrin eroberten sich die Sterne des Karczagschen Operettenolymps die Herzen der Zuhörer — —

Hei, wie die Prothesen zu hüpfen begannen, und so mancher wußte jetzt, wofür er sein rechtes Bein hergegeben hat, er möchte noch sein linkes dazugeben: da habts mein letztes — —

Aber jetzt!

Fräulein Mittermardi und Herr Marischka jubelten den »Du-du-Walzer« aus dem »Sterngucker« hinaus, und Herr Marischka fügte allen diesen prächtigen, unter wundervoller Freiluftakustik vorgetragenen Operettenschlagern das Lied »Vom lachenden Herrgott« bei, das in seiner Schlichtheit wohl den tiefsten Eindruck machte. Das ganze Bild wurde lebendig, und bis zum letzen Zuhörer hinunter sah jeder — losgelöst von der Misere der Zeit und der eigenen Bresthaftigkeit — Gottvater, der mit der fröhlichen Welt zufrieden ist; er schien mit dem Käppchen auf dem Kopf und der Pfeife durch den blauen Himmel herunterzublicken auf dieses Idyll im Grünen, und man hörte den Refrain mitklingen, den Marischka lockend und innig hinaussang:

Und der Herrgott lacht,
Weil's ihm Freude macht,
Und er mit der Welt zufrieden ist!

Der Metteur en pages jedoch, der hier die zweite Spalte vollendet hatte und sahe, daß es gut war, setzte ganz oben in die dritte Spalte den Schluß:

Hier konnte er's wirklich einmal sein, der gute Herrgott, dem die Menschheit jetzt so viel Bitternis bereitet — — —

Und den der Generalgouverneur von Belgien und der Marischka wieder versöhnen.

* * *

Das geht eher

»Die Sterne des Karczagschen Operettenolymps« sollen »erobert« haben. Das schien eine Kriegslüge zu sein. Glaubhafter war's so: »Zürich genießt jetzt das Vergnügen, die

Hauptvorkämpfer der Wiener Operette——.« Das geht, das war knapp vor Flandern und bald nachdem die Mitglieder des Wiener Männergesangvereines ihren Fronturlaub in der Schweiz absolviert hatten. Seltsam ist nur, daß sie den Durchbruch gestattet hat.

* * *

Eigentlich waren es Franzosen

. . . Unter den Herren war Herr Hubert Marischka ein höchst »fescher«, bei aller lebemännischen Gewissenlosigkeit doch die Gutmütigkeit nicht verleugnender Oktav Flaubert, der in dem Prunelles des Herrn Paul Guttmann einen nicht minder flotten und tanzgewandten Partner fand. . . . schuf Herr Otto Langer mit dem Larousse. . . . die kleine Partie des Voisin war bei Herrn Gustav Matschegg in guten Händen.

Bekanntlich ist der ganze Esprit Frankreichs ein tinéff, sobald ein Wiener Librettist mit französischem Personenverzeichnis kommt. Die österreichische Propaganda, die es auf das Beuschl der Neutralen abgesehen hat, läßt kein Mittel unversucht, auch ein solches nicht, das momentan in Wien selbst anstößig wäre, wo der Flaubert wieder Fleckeles heißen muß und der Prunelles Pruneles.

* * *

Die Neutralen geben sich besiegt

Wenn der Chronist . . die Zeit, da das »Theater an der Wien« mit den erfolgreichsten Werken Lehárs, Nedbals, Straus' und Falls, mit diesen Königen der Operette selbst und mit den besten Kräften der Wiener Operette nach Zürich kam, sah und siegte . . . . mit Paukenwirbel und einem schmetternden Tusch empfingen die Musiker ihren Dirigenten Franz Lehár, und wie auf ein verabredetes Zeichen erhoben sich die Zuschauer und setzten die erste Begrüßung durch eine prasselnde Beifallssalve fort . . . . Kartousch . . siegreich . . Selbstverständlich mußte der Kobold Kartousch zweimal mit seinem Teddybär nach rechts abtanzen . . und endlich Marischka das Lied vom zufriedenen Herrgott . . unter

andächtiger Stille . . die einfache, tiefgehende Weise, mit der die Kunst eines Lehár und eines Marischka für ein Stündchen droben im Kantonsspital Sonne und Glück verbreiteten . . . . geriet geradezu in einen Taumel der Begeisterung . . mußten immer und immer wieder . . Marischka . . Marischka . . Marischka . . und schließlich auch noch Frl. Suchy, die in einer Loge in der Zuschauermenge entdeckt worden war und stürmisch verlangt wurde . . Karczag . . Karczag . . raste weiter in Beifall . . ergötzte sich an den drolligen Gesten Tautenhayns, der einen prächtigen Korb mit Nahrungsmitteln bekommen hatte, und ruhte nicht, bis auch Lehár . . »Auf Wiedersehen!« gerufen hatte. Und ob auch der Vorhang . . aufrecht und fest blieben Hunderte von Zuschauern, die beim zwanzigsten Senken des Vorhanges durchsetzten, daß das Tanzpaar nochmals über die Bühne wirbelte . . Dann endlich legten sich die Wogen . . postierte sich am hintern Flügel des Theaters, wo die Operettenlieblinge einer nach dem andern mit einer neuen Ladung von Jubel . . noch ein Stück Weges geleitet . . Lehár, müde und abgehetzt, suchte einen Schleichweg, fand aber keinen; man mußte ihm einen Gang durch die Menge bahnen . . in der mondhellen Nacht noch flink »en route« unter ein paar Postkarten seinen Namen . . bei seiner Popularität und unerschütterlichen Liebenswürdigkeit weiter nicht verwunderlich . . . . Ruhmgekrönt ziehen sie heim als Sieger . . so bald nicht vergessen. Echte Künstler sind sie . . Karczag ruht sich in St. Moritz aus . . und »uns bleibt nichts als Sehnsucht nach dem Gast«!

In der mondhellen Nacht, in der es sich begab, rasten rings die anderen Trommelfeuer. Nicht diese, nicht jenes, aber die Gleichzeitigkeit läßt nicht mehr bezweifeln, daß diese Menschheit toll geworden ist.

* * *

Frounttheater?

— — Ergötzliche Episodenfiguren schufen die Herren Matschegg und Kraft, ersterer als Diener Nepomuck, letzterer als stotternder und konvulsivisch zuckender Auskunftsbureauangestellter — —

* * *

Rezensionen



Zwei Urteile:

„Am 15. August schrieb Franz Molnar, daß der ung. Rittmeister von Farkas **an einem einzigen Tage 67 Russen** mit seinem Mannlicher mit Fernrohr niedergeschossen und allein, in guter Deckung, eine größere Abteilung Russen aufgehalten hat."

„Gefreiter Herrenreiter machte sich einen Ansitz auf einem Baume gegenüber den französischen Schützengräben und streckte mit seinem Zielfernrohrgewehre 121 Gegner von seiner luftigen Höhe herab nieder. Zielfernrohr und Hochsitz würden wohl manchesmal ähnliche glänzende Erfoge ermöglichen, wie sie von diesem bayrischen Gefreiten gemeldet werden."

Optische Werke C. Reichert
Wien, VIII/2, Bennogasse 24.

Es kommt oft genug vor, daß beliebte Dramatiker auch Kritiken schreiben, nicht allzu häufig aber hatte man Gelegenheit, ein so treffendes Urteil aus der Feder eines Hoftheaterautors zu lesen. Der zweite Rezensent ist leider unbekannt. Es dürfte aber kein Dramatiker, sondern ein Jagdschriftsteller sein. Sein Urteil über Reicherts Werke ist fachlicher

als das Molnars. Über das Wort »Ansitz« sagt Sanders: (weidm.) = Anstand: der Ort, wo man sich hinstellt oder setzt, um Wild zu erwarten . . . Brechen wir die Jagd ab! Verlassen wir das Theater vor Schluß der Vorstellung! Niederstreckend der Gedanke, mit Menschen, die so glänzende Erfolge erzielt haben, und mit jenen, die es melden, in Raum und Zeit eingeschlossen zu sein!

* * *

Der redigierte Weltkrieg

Theater, Kunst und Literatur.

* (300,000 Tonnen versenkt! Meine U-Boot-Fahrten, von Kapitänleutnant Max Valentiner, Kommandant von »U 38«. Verlag Ullstein u. Comp. Berlin-Wien.) Kapitänleutnant Max Valentiner, der Führer von »U 38«, hat 300,000 Tonnen versenkt. Als diese Rekordziffer, die ihm den Orden »Pour le mérite« einbrachte, erreicht war, wurde ihm eine Pause gegönnt. Er benützte diese wohlverdiente Rast dazu, um — —

Allgemeiner Fragekasten

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zehnte Isonzoschlacht. Wird vom Kriegspressequartier veranstaltet; vielleicht wenden Sie sich an dieses oder an den Reichskinoverein.

* * *

Sommer 1917

Als ich Wien verließ, wurde daselbst eine jener Gerichtsverhandlungen abgehalten, deren Möglichkeit und Wirkung sich aus dem Talent der Gesellschaft erklären lassen, zu ihrem Verwesungsprozeß glückliche Grimassen zu schneiden. Daß es zwischen Schädelpyramiden noch immer eine Theaterehre gibt, die verletzt werden kann, und daß die Todesschreie von allen Fronten von der gekränkten Theatermoral übertönt werden, dürfte unsere Lebensfähigkeit beweisen. Noch sind nicht alle Spuren menschlichen und persönlichen Daseins ausgetilgt, noch

muß ja Hoffnung sein, zwischen Kratern und Trichtern atmen zu können, wenn es noch so etwas gibt wie dieses:

Als dann Herr Holzer zu mir kam und mich zur Übernahme der Direktion ermunterte, entgegnete ich: »Das macht der Wallner nur, wenn er sich in der honorigsten Weise mit dem Weisse auseinandersetzt. Hinter dem Rücken Weisses macht der Wallner nichts.« . . . Ich habe von früh bis spät abends gearbeitet, so daß Oberbaurat Fellner zu mir einmal bemerkte: »Wallner, eines muß man sagen, Sie arbeiten.« Das tut der Wallner auch. Der Wallner sieht alles, er leuchtet in alle Ecken hinein. . . . (Mit erhobener Stimme:) Ich werde das Theater weiterführen. Man lasse mir zwei bis drei Jahre Zeit und ich werde das Deutsche Volkstheater auf einen hohen künstlerischen Stand bringen.

So lange aber wollte ich nicht warten, wer weiß, was bis dahin in Europa geschieht, und ging in die Schweiz. Dort waren bereits Ansichtskarten von Karczag ausgestellt. Ich erstand eine solche als Andenken. Einem glücklichen Zufall verdanke ich noch etliche andere. Denn:

besonders hübsch sind die Aufnahmen im Park des Hotel »Baur au Lac« gelungen, wo Franz Lehár, Oskar Straus und Leo Fall dem Photographen vor die Linse gerieten.

Nachdem ich noch einen lachenden Dörmann erworben hatte, ging ich aufs Konsulat und bat um die Erlaubnis, nach Österreich zurückkehren zu dürfen.

* *
*

Fanget an

Der Kaiser hat in bestimmtester Form den Wunsch ausgesprochen, daß, mindestens jetzt, der 17. August nicht wie ehedem der 18. festlich begangen werden möge. Die Parasitenschaft Österreichs jedoch, die hinter dem Isonzo haust, »läßt es sich nicht nehmen«, in der Hoffnung, daß ihr dadurch auch alles andere nicht genommen würde, was sie in diesen drei Jahren genommen hat. Und so beginnt es wieder: Auch hier — auch hier — auch hier, das furchtbare Quaken aus allen Sümpfen und Seen der österreichischen »Alpenwelt«, deren Atmosphäre einem schon durch den Gedanken an das Dasein dieser Fauna verekelt ist.

Welcher Menschheitsgläubige außer mir hätte nicht am 1. August 1914 gehofft, daß die Terrasse vor dem Hotel Panhans drei Jahre später »denn doch« ein anderes Aussehen haben werde? Aber nicht genug, daß das Sterben von Millionen ausschließlich dem Heraufkommen einer bis dahin auch nicht geahnten Niedrigkeit gedient hat, wagt dieses Gezücht, in allen Kurorten und Sommerfrischen, die es besetzt hält, und in allen »Palace«-Verbrecherhöhlen, die es längst mit den Familienschubladen vertauscht hat, auch noch die Geburtstagsglocken des 17. August zu läuten. Der alte Dangl-Ton durchhallt wieder die Lande, Oberrabbiner und Kabarettiers, eifrige und selbstlose Komiteemitglieder, diskrete und routinierte Klavierbegleiter, rastlos bemühte Hoteliers sind am Werke und mit den zündenden, schwungvollen und wirksamen Ansprachen, deren nie ein Ende war, ist ein Anfang gemacht. Auch hier, auch hier, auch hier! Was einst einen schönen und würdigen Verlauf genommen hat, kann beginnen.

* * *

Zeichen der neuen Zeit

Es soll sich begeben haben, daß Herr Hermann Bahr die neue Zeit als das »Karolingische Zeitalter« begrüßt hat; daß, als der Kaiser die (in solchen Fällen versagende) Schutzhütte auf dem Schneeberg betrat, ihm der Fritz Werner entgegentrat und ein selbstverfaßtes Gedicht sprach; daß, als er an der Isonzofront weilte, die Alice Schalek hinzutrat und eine Photographie für das Interessante Blatt zustandekam. Den größten Einfluß auf die Ämter soll aber nach wie vor die Gerda Walde haben.

* * *

Voranzeige

Gräßliches steht uns bevor. Die Tabakkarte soll eingeführt werden. Frauen sollen keine erhalten. Vielleicht läßt es sich noch verhindern. Was? Daß der Itzig Witzig, der in der Neuen Freien Presse das Amt hat, allen Stadien der Lebensmittelnot eine heitere Seite abzugewinnen, der im Frieden den Leiden

und Freuden des »Junggesellen« schalkhaft zusah und im Krieg das Durchhalten schmonzelnd begleitet, daß dieser allergrauslichste Intelligenzhumorist jetzt, wo also die Tabakkarte eingeführt werden soll und also, man versteht, die Frauen keine erhalten sollen, sichs einfallen läßt, von den »umworbenen Nichtrauchern« zu schreiben! Es ist fast unvermeidlich. Am Sonntag. Ehe diese Voranzeige erscheint, an einem der nächsten Sonntage, kann es bereits geschehen sein. Wenn nicht, ist er in einer Zwickmühle. Schreibt er, habe ich recht behalten, schreibt er nicht, habe ich auch recht behalten. Ich verspreche aber, daß ich den zweiten Ausweg mir nicht als Erfolg anrechnen werde. Die Priorität der Idee gebührt ihm und das mag ihm genügen. Vielleicht läßt es sich doch noch verhindern.

* * *

Eine beruhigende Mitteilung

». . . Bürgermeister Dr. Weißkirchner hat bereits vor längerer Zeit die zur Hebung des Brennholzmangels erforderlichen Schritte eingeleitet.«

* * *

Heimatsklänge

In der Schweiz las ich:

Wien, 3. Juni. (W. K.-B.) Der amerikanische Botschafter in Konstantinopel, Elkus, traf mit mehreren Mitgliedern der amerikanischen Kolonie auf der Durchreise nach der Schweiz in Wien ein. Während des kurzen Aufenthaltes kam ihm ein Handtäschchen abhanden, welches die Pässe für ihn und die Begleitpersonen enthielt. Zweifellos liegt ein Diebstahl vor. Dank der Intervention eines höheren österreichischen Funktionärs können der Botschafter und seine Begleitung ohne Pässe die Schweizer Grenze passieren. Nach den gestohlenen Dokumenten wird gefahndet.

Man kriegt ordentlich Heimweh, wenn man so etwas in der Fremde liest. Das ist einmal eine Abwechslung, nachdem man täglich nur gehört hat, da seien einem Diplomaten die Pässe zugestellt, dort einem andern verweigert worden. In Wien werden sie einem

gestohlen. Zum Glück aber kommt, während nach dem Dieb gefahndet wird, bereits ein höherer österreichischer Funktionär entgegen und es stellt sich heraus, daß es auch ohne Pässe geht. Man kriegt ordentlich Heimweh, wenn man so etwas liest, schaut, ob man den eigenen noch in der Tasche hat, und entschließt sich zurückzukehren, nicht ohne beim Konsulat das Visum eingeholt und die Frage, ob man »vielleicht mit dem Theater an der Wien in Zürich war«, verneint zu haben.

* * *

Daß wieder Parlament ist

hörte ich so:

. . . Dr. Groß . . Besprechung der Obmänner . . Teil der Obmänner . . unverbindlichen Charakter trug . . Obmännerkonferenz . . Einsetzung von Ausschüssen, der Aufstellung des Ausschußobmannes und der Obmänner-Stellvertretung . . auf eine möglichste Beschleunigung des Geschäftsganges abzielenden Fragen zu befassen . .

Der Geschäftsordnungsausschuß begann die Beratung der Geschäftsordnungsvorlage behufs raschester Fertigstellung der Geschäftsordnungsreform. . .

Der Geschäftsordnungsausschuß des Abgeordnetenhauses beendete die Beratung über die neue Geschäftsordnung . .

Bei uns ist, was die »Einrichtungen« betrifft, alles immer am ersten Tag der Welt. Das war schon immer so. Nur daß es jetzt zugleich auch der letzte ist.

* * *

Die Verhandlungssprache

— — eine von dem gewesenen Obmann des Polenklubs Bilinski beantragte Resolution, die die Regierung auffordert, eine praktische Lösung der Frage der Verhandlungssprache im Parlament durch die Anbahnung von Verhandlungen mit allen nationalen Parteien anzubahnen — —

In Österreich wird zuviel angebahnt, daraus ergeben sich die vielen Verspätungen, dazu kommt, daß der Eisenbahnminister Banhans heißt — in Deutschland würde er Bahnfritze heißen —, das ist alles sehr fatal, das Leben war immer schon dürftig und wie erst jetzt, die Verhandlungssprache ist an allem

schuld, immer hatte ich Mitleid, wenn ich von den »Eisenbahnern« las, das hielt ich für Dialekt, und nun, versuch's, im nächsten Ort wohnt dir eine Muhme, die darbt, vielleicht glückt's dir, treib eine Viktualie auf bei einem Viktualienhändler, vertrau sie den Postlern an und den Bahnern, tus und sieh zu, ob sie ankommt — wie, du hast sie »aufgegeben«? du Schalk, ei eben, wir darben alle und siehe, jetzt rächt es sich, daß wir in jener bacchantischen Faschingsnacht des Männergesangvereines auf die Amerikaner als auf die stieren Sternenbanerstierer heruntergesehen haben. Haut und Baner!

* * *

Was das Leben kurz vor dem Tod bietet

»‚Direktiven für alle in Kassa (Kaschau) sich aufhaltenden Militärpersonen', die der Stationskommandant Generalmajor Albrecht v. Varkony im Juli 1917 herausgegeben hat«, liegen der ‚Arbeiter-Zeitung' vor. (Einige der gesperrten Stellen sind auch im Original so bezeichnet, bei andern wird erst hier der Sinn verstärkt.) Die erste Direktive, Ehrenbezeigungen betreffend, lautet:

A. Auf der Gasse (im Freien). Die Ehrenbezeigung muß stets mit voller Strammheit bei Annahme der vorgeschriebenen Haltung geleistet werden; jedem Vorgesetzten und Höheren ist die vorgeschriebene Ehrenbezeigung zu leisten, wenn sich dieser nicht mehr als 30 Schritt vom Untergebenen oder Niederen befindet. Dieselbe ist durch ungezwungene Erhebung des rechten Armes gegen den Kopf, die Hand mit der inneren Fläche derart seitwärts des rechten Auges gegen das Gesicht gewendet, daß die Spitzen der geschlossenen Finger den Schirm der Kopfbedeckung (bei Kappen ohne Schirm den Rand der Kappe) berühren, zu leisten. Bei Begegnung des zu Begrüßenden, oder geht der zu Begrüßende an dem Grüßenden vorüber, ist die Ehrenbezeigung so zu leisten, daß diese drei Schritt vor dem zu Begrüßenden vollzogen ist, sie endet, sobald sich der Begrüßte drei Schritte entfernt hat.

Trägt der Soldat etwas in der rechten Hand, so salutiert er mit der linken, hat er in beiden Händen etwas, so leistet er die Ehrenbezeigung durch eine stramme Kopfwendung. Letzteres gilt auch bei allen Gelegenheiten des Grußes.

Beim Begegnen eines Vorgesetzten oder Höheren hat der Soldat es zu vermeiden, näher als einen Schritt an demselben vorüberzukommen.

Andere eingerissene Arten der Salutierungen, wie zum Beispiel Erheben der rechten Hand mit der Fläche nach rechts auswärts, die Finger gespreizt und Antippen des Kappenschirmes mit dem Zeigefinger womöglich vor der Nase, Leistung der Ehrenbezeigung mit der Zigarette oder Zigarre (kurzer Pfeife, sogenannter Nasenwärmer) in der zum Gruß erhobenen Hand oder gar im Munde, dann Leistung der Ehrenbezeigung im Freien mit unbedecktem Kopfe, die Kappe in der Hand durch eine Verbeugung, sind streng untersagt und werden solche Militärpersonen, welche die Ehrenbezeigung nicht nach der Vorschrift leisten oder diese — sei es aus was immer für einem Grunde — unterlassen, einer strengen Ahndung unterzogen; Urlauber nebst Anzeige an ihr vorgesetztes Kommando einrückend gemacht.

B. In geschlossenen Räumlichkeiten.

. . . Tritt ein Vorgesetzter oder Höherer in solch ein Lokal (geht er bei den Fenstern eines solchen vorüber), so haben alle im Lokal anwesenden (bei den Fenstern des Lokals sich befindenden) niedereren Militärpersonen denselben durch Erheben und eine leichte Verbeugung (Mannschaftspersonen durch Annahme der »Habtachtstellung«) zu begrüßen.

Alle die Leistung der Ehrenbezeigung betreffenden Vorschriften gelten natürlich auch für den Begrüßten, welcher die ihm zuteil gewordene Begrüßung den Vorschriften entsprechend zu erwidern hat. Anstände in dieser Beziehung verfallen derselben strengen Behandlung wie in Fällen der nicht oder vorschriftswidrig geleisteten Ehrenbezeigung seitens Niederer.

Wer nicht, die Hand mit der inneren Fläche derart seitwärts des rechten Auges gegen das Gesicht gewendet, daß die Spitzen der geschlossenen Finger den Schirm der Kopfbedeckung (bei Kappen ohne Schirm den Rand der Kappe) berühren, den rechten Arm ungezwungen gegen den Kopf erhebt, kann dazu gezwungen werden. Dies ist aber nur für den Anfang. Vom Ballett der Pflicht gehts zur Tragödie. Von der Front gesehn, verändert sich das Bild. Wie es aber vom Mars betrachtet aussehen mag, darüber hab' ich so meine eigenen Gedanken.

* *
*

Konstatierungen

A-Befund, B-Befund, Konstatierung, Präsentierung, Teisinger, Tuberkulose, Lockspitzel, Lungenspitzenkatarrh, C-Befund, D-Befund — wann wird die Welt davon genug haben? »Daß euch das Vergnügen macht!« sagt ein Menschenwrack zu anderen Trümmern im »Nachtasyl«... Es war die medizinische Gerichtswoche des Krieges nach jener finanziellen und der Jargon des mit dem Blutgeschäft fusionierten Berufs hat hier nicht hoffnungsvoller als dort geklungen. Daß der Mensch ein B-Befund sein kann, ist erdrückend; daß man nach sieben Gerichtstagen nicht weiß, ob »Konstatierer« jene sind, die es tun, oder jene, an denen es geschieht, kommt dabei kaum in Betracht. Zu konstatieren ist aber: daß der arme Angeklagte zum Beweis seiner Korrektheit noch ein Übriges tun muß. Es genügt nicht, daß er »Taugliche« nicht für untauglich erklärt hat, die Tauglichkeit geht dem Arzt über alles: »... Ich fragte ihn, ob er in Wien lebe, da so junge Leute wie er ins Feld gehören.« Das wissen auch die Zeugen: »... ‚Herr Professor, ich möchte Sie um etwas ersuchen.' Er ist erregt aufgesprungen und hat gesagt: ‚Ich bin in militärischen Angelegenheiten nicht zu sprechen!'« »Ich kann über Braun nur die beste Auskunft geben. Als Konstatierungsarzt genoß er den Ruf eines außerordentlich strengen Arztes, ja man sagte, daß er bei Konstatierungen direkt unmenschlich sei.« Welche äußeren Siege, so wird man einst fragen, wären ergiebig genug, um den seelischen Verlust solcher Zeiten wettzumachen! Und ob denn, wenn's rot von Glorie ist, die Scham daran gar nicht beteiligt sei. Die »einrückend gemachte« Menschheit — welch ein Passivum! — wird ihre Gedankengänge unwohnlich finden. Sie wird beschämt konstatieren, daß einzig ihre Presse bemüht war, ein sittliches Niveau zu halten:

»... Ist es nicht richtig, daß ein Universitätsprofessor, der nach einer arbeitsreichen, tadellosen, kristallklaren Vergangenheit immer nur das Beste gewollt und es auch mit Hintansetzung seiner Person immer getan hat, nicht, wie es tatsächlich geschehen ist, mit dem Maßstab eines Sch....n gemessen werden soll?«

So läßt die Neue Freie Presse den Professor Braun fragen. Aber ich konstatiere: daß eine Welt, die Unschuldige von Polizeispitzeln malträtieren und Wehrlose von Schrapnells zerreißen läßt und die einer Sch . . . . npresse die Förderung solcher Möglichkeiten erlaubt, besonders nach der Berufung des B . . . . . . t in ein H . . . . nhaus bereits so abgehärtet sein müßte, auch noch das Wort »Schurken« zu vertragen!

* * *

Selbstmordkandidaten

»Der Budapester Journalistenverein hat in seiner gestrigen Generalversammlung auf Antrag des Hofrates Markus folgende Depesche an den Präsidenten des Internationalen Preßverbandes Wilhelm Singer gerichtet:

,Der Budapester Journalistenverein wendet sich in seiner heutigen Generalversammlung mit dem achtungsvollen Ersuchen an Euer Hochwohlgeboren als den Präsidenten des Internationalen Preßverbandes, zur Besprechung der die Weltpresse bewegenden großen Fragen sowie zur Beschleunigung der Schaffung des Friedens die auswärtige Presse, sowohl die in den neutralen als auch in den feindlichen Ländern bestehenden Verbände der Presse in der Hauptstadt eines neutralen Staates zu einem Kongresse zusammenzuberufen. Es steht allein in der Macht der Presse, die Verhetzung zum Schweigen, und die heute bereits von allen Völkern im Herzen ersehnten Friedensbestrebungen mit Macht in Fluß zu bringen. Wir glauben, daß auch der Herr Präsident mit uns die Wichtigkeit unseres Antrages fühlt.'«

Beschluß der Mörder, den Mord durch Selbstmord aus der Welt zu schaffen. Wenn sie nicht etwa bloß fressen wollen.

* * *

Die Journalisten vertragen sich

Die Journalisten vertragen sich . . .

Stockholm, Ende August.

. . . Sie haben sich, ohne das Votum von London abzuwarten, ohne zu wissen, ob ihre Regierungen gestatten werden, daß sich englische, französische, italienische Abgesandte ihres Volkes mit den Feinden zur Friedensbesprechung um den grünen Tisch versammeln

dürfen, mit »feindlichen« Journalisten wenigstens fürs erste an den Caféhaustisch gesetzt, mit ihnen geschwatzt, disputiert, geschäftlich-kameradschaftlich zusammen gearbeitet . . .

Der Stockholmer Korrespondent des ‚Nieuwe Rotterdamsche Courant' weiß davon in artiger, amusanter Weise zu berichten . . . . Alle diese Menschen, erzählt er, kommen ausgezeichnet miteinander aus. Russen, Ungarn und Deutsche sieht man zusammen auf Spaziergängen und in Cafés. Keine Spur von Rassenhaß ist wahrzunehmen. Reden sie vom Krieg, so geschieht das unpersönlich, in »wissenschaftlicher Form« . . . Deutsche Journalisten tauschen ihre Neuigkeiten gegen Neuigkeiten ihrer russischen Kollegen aus . . . .

Kürzlich versammelten sich die Journalisten, von einem holländischen und einem Schweizer aufgefordert, draußen in Lidingöbro zu einem geselligen Abend. . . . Den »Vorsitz« führte ein Holländer. Rechts saß ein Vertreter des österreichischen k. k. Korrespondenzbureaus, links ein Vertreter der „Associated Preß". Der Vorsitzende hielt seinen Willkommengruß in Deutsch, Französisch, Englisch und Schwedisch. Der Österreicher endete mit einem versöhnlichen »Lasset uns einander lieben« und der Vertreter des Berliner Tageblatts meinte, zum Ernsthaften zurückkehrend: »Mit den Diplomaten sind es die Journalisten, die mit am Kriege schuld sind . . . Mögen sie jetzt dazu beitragen, daß der Friede bald kommt.« Vielleicht kommt es vorher zu einer internationalen Journalistenkonferenz, die dann in Kopenhagen sein dürfte. — Mittlerweile freilich haben die Entente-Regierungen die Pässe verweigert und die Journalisten sitzen wieder wartend, interviewend und diskutierend am Caféhaustisch . . .

Ja, warum denn auch nicht? Der deutsche Mann hat es plausibel begründet. Die Internationale hat durchgehalten! Warum sollten sie sich nicht miteinander darüber ausplaudern dürfen, wie gut sie das alles gemacht haben? Rassenhaß? Die Rasse kennt ihn nicht, die ist stärker als Rasse und alle Rassen. Ihr Haß traf ohne Unterschied die Rassen. Wie sollten sie untereinander hassen? Der Beruf ist die Rasse; so hat er die Rassen zu Paaren getrieben. Die Menschen schlagen sich, die Journalisten vertragen sich.

* * *

Eine ungarische Interpellation

. . . Bei dieser Gelegenheit müsse er auch darauf verweisen, daß über die Vorgänge im Kriegspressequartier merkwürdige Gerüchte im Umlauf seien. Angeblich seien sämtliche im Standorte des Kriegspressequartiers befindlichen Künstler und Kriegsberichterstatter von einer fliegenden Kommission gemustert und fast alle als frontdiensttauglich befunden worden. Dies sei geradezu unglaublich. . . .

Gerade im Interesse der Kriegführung müsse man darauf achten, daß man nicht über das Ziel hinausschieße und nicht, wie der Deutsche sagt, das Kind mit dem Bade ausgieße. Man müsse darauf bedacht sein, das die öffentliche Meinung und die ganze Bevölkerung während des Krieges staunenswerte Seelenruhe an den Tag gelegt habe. Diese Ruhe dürfe nicht überflüssigerweise gestört werden. . . . Wenn wir einige ungarische Künstler und im ganzen vielleicht 15 ungarische Kriegsberichterstatter so behandeln, so ist dies etwas, was die gewissenhafte Arbeit der Presse gewiß nicht verdient hat.

Bei den im Kriege herrschenden Verhältnissen haben sich die Schwierigkeiten und die Verantwortlichkeit der Presse in hohem Maße vergrößert. Die Presse dient im Kriege einem öffentlichen Interesse, sie leistet patriotische Dienste sowohl dem Lande wie der Heeresleitung, die man nicht genug einschätzen und anerkennen kann. Dieser Anerkennung darf sich niemand verschließen. Abgesehen hievon kann man heute erprobte und bewährte Mitarbeiter der Zeitungen, gleichviel ob sie an der Front, im Kriegspressequartier, im Hinterland oder in den Redaktionen ihre aufreibende Arbeit verrichten, nicht durch Anfänger oder mit der eigenartigen Arbeit in den Redaktionen nicht vertraute Personen ersetzen, die den großen Anforderungen keineswegs zu entsprechen vermögen.

Deutschland handelt anders . . . Befolgen wir das deutsche Beispiel und nützen wir jene moralische Kraft aus, die aus dieser Arbeit entspringt, anerkennen wir die wertvollen Dienste, die in einer bewährten Berichterstattung liegen! . . . Diesen so hochwichtigen Kulturfaktor, der heute die Arbeit der Geschichtschreiber versieht, darf man nicht durch eine einfache Geste beiseiteschieben. (Beifall.)

Inzwischen ist die Ruhe der Bevölkerung wieder dadurch hergestellt worden, daß einige Kulturfaktoren den Franz Josefs-Orden bekommen haben. Im Interesse der Kriegführung. Das Ziel im Staat ist die Presse; und man schießt leider über das Ziel hinaus.

* * *

Weltgeschichte

Zeitung ist nicht etwas, was Meldungen bringt, sondern Tonfälle von Meldungen. Die Plausibilität einer Meldung kann durch einen Druckfehler leiden, der den Sinn entstellt, nie aber durch einen, der das Gegenteil des Sinnes ergibt. Grundprinzip der geistigen Eingangsmöglichkeit für alles, was täglich gedruckt wird, ist: Es ist alles egal und es wird schon stimmen. Auf einer und derselben Seite eines Schweizer Blattes waren die folgenden nie berichtigten Meldungen zu lesen.

. . . Der Kapitän (des russischen Kreuzers »Askold«) antwortete (dem Sekretär der Londoner sozialistischen Partei), daß eine Versammlung der Offiziere und Matrosen seines (nach Rußland gehenden) Schiffes sich einstimmig gegen die Beförderung von Männern ausgesprochen habe, die im Widerspruch zu den für die russischen Staatsangehörigen verbindlichen Erklärungen der provisorischen Regierung, einen unverzüglichen Frieden a n z u s t r e b e n, s t e h e n. Der Krieg müsse noch fortgesetzt werden, bis zum Siege und bis zur Niederwerfung des preußischen Militarismus.

Demnach hätte die provisorische Regierung einen unverzüglichen Frieden angestrebt, jene Männer aber stünden im Widerspruch dazu. Aber im Widerspruch dazu steht auch die russische Erklärung, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse, was doch nach dieser Fassung nicht so sehr die provisorische Regierung als jene Arbeitergruppe will. Finster war's, der Mond schien helle und aus dieser Verwirrung hilft nur die klare Erkenntnis, daß dem tonfälligen Setzer oder Redakteur die folgende Meldung zu simpel erschien:

. . . die im Widerspruch zu den für die russischen Staatsangehörigen verbindlichen Erklärungen der provisorischen Regierung einen unverzüglichen Frieden a n s t r e b e n. Der Krieg müsse noch fortgesetzt werden. . . .

Ein Sachverhalt, der sich von selbst ergibt und durch einen Blick in ein anderes Zeitungsblatt vom gleichen Tage bestätigt wird. In solchem Wechsel der Auffassung lebt auch gleich die benachbarte Meldung:

London, 20. Juni. (Havas.) Amtliche britische Meldung vom 19. Juni, 10 Uhr abends: Wir v e r h i n d e r t e n heute eine leichte Vorrückung an der Schlachtfront von Arras . . . .

Es ist schwer, eine leichte Vorrückung zu verhindern, aber leichter ist es, sie zu verzeichnen. Am leichtesten also, sie zu verschreiben. Darum ist der Leser nachsichtig und glaubt sie auch so. Das Wesen der Zeitung ist, daß alles egal ist und daß es schon stimmen wird. Das verantwortungsvolle Amt der Geschichtsschreiber des Tages ist das rechte Archiv, aus dem die kommenden Tölpel von Historikern schöpfen werden, wiewohl über diese Zeit eigentlich nicht mehr zu sagen sein wird als dies: Die Phantasie, der nicht nur der Druck, sondern auch der Druckfehler alle Arbeit abnahm, sah so und so nicht das Leichenfeld, das sich hinter der Zeile auftat.

* * *

Wippchen oder Prophet?

».. . Wenn manche Posten nach dem Kriege verschwinden, kommen ernstere hinzu, wie die Erhaltung der Invaliden, aus denen schon jetzt, wenn sie dienstfähig wären, eine Armee gebildet werden könnte.«

* * *

Bei uns bedarf es keiner maßlosen Lockungen oder Versprechungen

In den uns zugetanen Berner ‚Bund' wurde im letzten Frühjahr ein Wiener Artikel über die sechste Kriegsanleihe, betitelt »Das Spiel der Milliarden«, einrückend gemacht:

... Der einzelne, der zeichnet, erfüllt nicht nur eine heilige patriotische Pflicht, sondern er macht dabei auch — wenigstens für die Zukunft — ein gutes Geschäft. Das Gefühl der Sicherheit und der Rentabilität unserer Kriegsanleihen ist neben dem Drange eines jeden, mit seiner ganzen Kraft zum endlichen Siege unserer heiligen Sache beizutragen, so stark, daß auch der Appell an die Bevölkerung bei uns keineswegs in marktschreierischer, suggestiver Form geschehen muß. Wir prägen keine zündenden Schlagworte, bei uns bedarf es keiner maßlosen Lockungen oder Versprechungen.

Wir sind überzeugt von unserer großen finanziellen Kraft, die wir freilich jetzt im Kriege erst selbst entdeckt haben. Wir vertrauen auf den endlichen Sieg, und wir wissen genau, daß Österreich und Ungarn in der Lage sein werden, ihre Kriegsanleihen nicht nur zu verzinsen, sondern auch programmäßig zurückzuzahlen.

Der Schluß:

Die Monarchie hat sich darauf eingerichtet, das ausländische Kapital während des Krieges entbehren zu können. Wir tun nichts dazu, daß auch die neutralen Staaten sich an unseren Kriegsanleihen beteiligen. Nichtsdestoweniger geschieht es vielfach doch, da bei den jetzigen Valutakursen dies für sie ganz besonders günstig ist.

Bei den jetzigen, denn:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in absehbarer Zeit die österreichisch-ungarische Valuta wieder auf den normalen Stand wird gebracht werden können.

* * *

Religiöses

Von dem scheidenden Chef des Preßdepartements des Ministeriums des Äußern sagte ein Festredner:

Sein starker Optimismus, der wie der Glaube Wunder übt, hat in den schwersten Stunden des Weltkrieges auf andere erhebend gewirkt.

* * *

Es ist vollbracht!

Aus der ‚Oesterr.-ungar. Buchhändler-Correspondenz‘:

Kreuz mit den 14 Stationen
Zeitgemäß, zugkräftig für Schaufenster
und Laden. Prospekt frei.
St. Georgs-Verlag, Wien 153
(Postfach.)

* * *

Fanatismus

Studenten, die barfuß ins Kolleg gehen. Würzburg, 25. Juni. Die Studenten der hiesigen Universität beschlossen, nur noch barfuß oder in Holzsandalen in die Vorlesungen und auf die Straße zu gehen, um der Bevölkerung ein gutes Beispiel zu geben. Die Leiter verschiedener Unterrichtsanstalten haben diesen Beschluß den Schülern der obern Klassen bekannt gegeben in der Erwartung, daß das Vorbild der Akademiker Nachahmung finden möge.

Das wäre uns auch erspart geblieben, wenn die deutschen Universitäten nicht so viel Ehrendoktorate hätten vergeben müssen. Aber seitdem der Sieger vom Skagerrak, dem die Bearbeitung von Goethes »Über allen Gipfeln ist Ruh'« für U-Boot-Zwecke so gut gefallen hat, und zwar unmittelbar darauf, Ehrendoktor der Philosophie in Marburg geworden ist, während der Rektor dieser Universität einem friedensfreundlichen Kollegen ein Verbot des Generalkommandos vorgelesen hat, bin ich mehr als je dagegen, daß — barfuß oder in Schuhen — ins Kolleg gegangen wird. Ich war es schon zu der Zeit, als es noch Leder gab, nämlich außer dem vom Katheder selbst gebotenen. Auf die zweite Möglichkeit, die es noch gibt, statt ins Kolleg zu gehen, zu Hause zu bleiben, verfällt man in Würzburg gar nicht. Man hüte sich, allzu optimistische Erwartungen an das Experiment zu knüpfen; beim herrschenden Ledermangel dürfte sich die Wirkung des herrschenden Seifenmangels kaum so wohltätig fühlbar machen, wie man in Würzburg zu glauben scheint. Es sei. Aber jetzt wird sichs endlich zeigen, ob die Beteuerung, mit der man uns seit Sedan täglich in den Ohren gelegen ist: »Es gibt keine Schweißfüße mehr!«, auf Wahrheit beruht. Eine Zeit wie die jetzige neigt zur Sektenbildung und wenn das gute Beispiel der Barfüßer von Würzburg durchdringt, wenn es nicht bloß ein akademisches Vorhaben bleibt, so wird der Mann der Tat, der, mit dem Ausruf: Ich hab's gewagt, als erster vorangegangen ist, und in dessen Fußstapfen dann alle andern treten mußten, als Pionier fortleben.

* * *

Ein Hochschulprofessor

Aus Zürich mitgebracht:

Elt für Elektrizität. Ein Hochschulprofessor schreibt uns: »Elt als Abkürzung für Elektrizität ist, wie wir aus verschiedenen Schriftstücken ersehen, neuerdings bei verschiedenen Aemtern üblich geworden. Man sagt nicht mehr »Elektrizitätswerk«, sondern kurz »Eltwerk«. Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Abkürzung sich sehr bequem schreibt und spricht, man kann viel leichter Elt als Elektrizität sagen. Man probiere es nur einmal. Wenn man bei einer Unterhaltung zehn-oder zwölfmal Elektrizität sagen soll, fällt es einem schließlich schwer. Bei der Abkürzung Elt dagegen ist man zu einem an Buchstabenzahl genau gleich kurzen Wort gekommen wie beim Gas.«

Über den hätte sich Schopenhauer gefreut. Zumal wenn er den Weltkrieg und die Gleichzeitigkeit solchen Sprachdenkers erlebt hätte. Es ist zwar noch niemandem eingefallen, bei einer Unterhaltung zehn- oder zwölfmal Elektrizität zu sagen, aber Elt ist, wie nicht geleugnet werden kann, kürzer und nachweisbar um keinen Buchstaben länger als Gas. Wenn man es zehn- oder zwölfmal sagt, hat man umso mehr Buchstaben und Zeit gespart, was ja die Elt- und Gasersparnis wieder wettmachen könnte. Man probiere es nur einmal! Die Elektrizität geht aus und man verspürt einen Kurzschluß. Im Finstern kann man nicht unterscheiden, ob der Kerl ein Elektrotechniker ist oder nur ein Linguist.

* * *

Ein unheimlicher Korrespondent

Das ‚Fremdenblatt‘ (Elbemühl) behauptet, daß nur auf der letzten Seite der Pariser Blätter die Wahrheit zu lesen sei. Denn »das gänzliche Fehlen jeder Amüsier-Annonce: das ist die Wahrheit«. Das wäre also ein würdiger Kontrast zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ (Elbemühl), die schon auf der ersten Seite die Amüsier-Annoncen hat. Aber leider ist die Pariser Wahrheit eine Wiener Lüge, da es zwar in Paris kein Hopsdoderoh gibt und keinen »Dummen Kerl von Paris«, aber wie ein Blick

auf jene letzte Seite der Pariser Blätter zeigt, sämtliche Theater und Varietés offen halten. Trotzdem höhnt der Schmock:

Madame hat Larve und Domino abgelegt und hat eine unscheinbare, graue Robe angezogen. Madame singt nicht mehr . . . Einige Leute bieten ihre Dienste an: eine Masseuse. . . .

(Das muß dem ‚Fremdenblatt' allerdings dürftig vorkommen.) Und im Text ständen die bekannten Lügen, lauter Nachrichten, »denen man es natürlich in jeder Zeile anmerkt, daß sie. . . , von einem Redaktionskuli abgefaßt worden sind«. Ich habe den Text des ‚Fremdenblatts', weil ich so viel Wahrheit nicht ertragen würde, seit Kriegsausbruch nicht angeschaut. Aber an der Front der ‚Mittagszeitung' (Elbemühl) kann einem infolge haushoher Lettern die Wahrheit nicht entgehen. Die dort stehende tägliche Freudennachricht lautet entweder »Ernste Lage in Frankreich« oder »Erbitterung in Italien« oder je nachdem, und stellt sich als ein Originaltelegramm aus Zürich dar. Zum Beispiel so und mit so gesperrten Kernworten:

Zürich, 25. August. (Telegramm der »Wiener Mittags-Zeitung«.) Aus Paris wird gemeldet, daß sich die Lage in Frankreich ernstlich zuspitzt.

Die Stellung Poincarés ist unhaltbar, und auch Ribot führt nur noch ein Zufallsdasein als Ministerpräsident.

Die von der Front heimkehrenden Soldaten erzählen, daß die Führung gänzlich unfähig sei und unnötig ungeheure Verluste verursache.

Die Zivilbevölkerung wird immer ungeduldiger, da die Not im Inneren wächst und die erwarteten Siege ausbleiben.

Das Mißtrauen der Franzosen gegen die Engländer steigt, zumal die britische Heeresleitung die im Auftrag der französischen Kammer von der französischen Regierung verlangte Entlastung der Franzosen abgelehnt hat.

Oder so:

Zürich, 27. August. (Telegramm der »Wiener Mittags-Zeitung«.) Die revolutionäre Stimmung in Italien schwillt an.

Die Bevölkerung, die bereits unbeschreibliche Not leidet, ist auf das äußerste gereizt, und es fehlt nur noch eines unmittelbaren Anstoßes, um eine Eruption herbeizuführen.

Sollten die jetzigen Kämpfe wieder nicht die angekündigten und erwarteten Resultate ergeben, so wäre dieser Anlaß vorhanden.

Besondere Mißstimmung rufen auch die letzten Entente-Konferenzen hervor, die unüberbrückbare Gegensätze zwischen Italien und den Westmächten gezeitigt haben.

Die Frage der Stockholmer Konferenz verursacht in der italienischen Öffentlichkeit gleichfalls größte Aufregung.

Bemerkenswert ist, daß diese Telegramme — das Blankett ist in Zürich gratis — knapp vor Drucklegung aufgegeben werden und trotzdem schon zum Mittagessen in Wien erscheinen können. Sie kommen ausnahmsweise gar nicht zur Zensur. Sogar aus Genf wird vom gleichen Tage telegraphiert. Etwa so: »‚Genévois' meldet hiesigen Blättern zufolge . . .« Da aber ‚Genévois' gleichfalls ein dortiges Blatt ist, so dürften die hiesigen Blätter Wiener Blätter sein, was auf eine umso regere telegraphische Verbindung zwischen Genf und Wien hindeuten würde, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß es zuerst aus Genf nach Zürich telephoniert wird. Die ‚Mittags-Zeitung' ist sicher jenes Blatt, das heute am besten aus der Schweiz informiert ist. Alles wird ihr gedrahtet, sie braucht sich überhaupt nicht anzustrengen. Man weiß nun, daß ich nie mit einem Journalisten sprechen würde. Aber das erste, was ich tue, wenn ich wieder in die Schweiz komme: ich such' den Korrespondenten der ‚Mittags-Zeitung' auf. Den ganzen Tag wird man mich an seiner Seite sehen! Schon das letzte Mal fiel er mir auf dem Telegraphenamt auf. Er hatte dort Tag und Nacht zu tun. Trotzdem konnte ich unschwer zum Schalter gelangen. »Wo ist der Herr«, fragte ich das Fräulein erstaunt, »der eben noch vor mir gestanden ist?« »Drizehn Franken nünzig Rappen«, sagte sie, ohne aufzuschauen. »Was denn?« »Ungeduld in England. Ach, der kommt wieder, er ist bisli nervös, er hat es wahrscheinlich nicht erwarten können.« »Das ist seltsam!« »Ja, 's ischt ein kurioses Herrle, nie verunmöglichen es ihm die Leute, die hier besammelt sind, vorzukommen, aber er verdankt keinem den Vortritt, den man ihm läßt, weil er doch von der Zitig ischt. Tag und Nacht steht er da und wenn man nur hinguckt, ischt er verschwunden.« »Wie, man läßt ihm nicht den Vortritt?« »Doch doch! Aber er verdankt ihn keinem.« »Das ist unheimlich!« »Sie haben ihn vielleicht beleidigt? Haben Sie ihn vielleicht gebodigt? Gucken Sie mal, vielleicht liegt er unten.« »Ich verstehe das nicht! Sprechen Sie

urchigstes Züridütsch?« »Gern!« »Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Wo ist er?« »Drizehn nünzig ischt er schuldig, vielleicht war's ihm zu tüer, ich kann es nicht befördern —« »Beruhigen Sie sich, es erscheint soeben in Wien.« »Chaibe, chaibe, das isch der Tüfel!« (Sie entflieht.)

* *
*

Tristia ex Ponto

Die Präsidentenkrisis in Frankreich.

Von unserem Pariser Korrespondenten.

Bad Ischl, 12. August.

Umgekehrt wär's uns schon allen lieber, nicht wahr.

* *
*

Szene in einem Palais

Aus der Neuen Freien Presse:

Eine Unterredung mit dem designierten Ministerpräsidenten.

Ihr Korrespondent erwartete den neuen Ministerpräsidenten um halb 7 Uhr abends im Palais des Grafen Julius Andrassy, wo er zum Besuche angesagt war. Einige Minuten nach halb 7 Uhr erschien ein Husarenoberleutnant in Feldadjustierung mit dem Bajonett an der Seite im Palais. Es war Graf Moritz Esterhazy. Er hat den Weg von der Festung in das Palais des Parteipräsidenten zu Fuß zurückgelegt. Der neue Ministerpräsident sieht aus, als käme er gerade von der Front. Er erscheint etwas aufgeregter und blässer als sonst. Im Vestibül des Palais begrüßt ihn Ihr Korrespondent und richtet an ihn die Frage:

Gedenken Eure Exzellenz noch heute Verhandlungen mit politischen Persönlichkeiten zu führen und mit wem?

Graf Esterhazy: Ich kann Ihnen darauf wirklich keine Antwort geben, denn ich weiß es selbst nicht. Ich habe nicht gewußt, daß mir an der Lösung der Krise eine solche aktive Anteilnahme zukommen würde.

Frage: Haben Eure Exzellenz mit Dr. Alexander Wekerle gesprochen?

Graf Esterhazy: Ich habe im Laufe des heutigen Tages mehrmals mit Dr. Wekerle konferiert.

Frage: Wird Dr. Wekerle an der Entwirrung teilnehmen?
Graf Esterhazy: Das weiß ich nicht.
Frage: Denken Eure Exzellenz an ein Konzentrationskabinett?
Graf Esterhazy: Auch darüber habe ich noch keinen konkreten Plan. Ich habe nicht im entferntesten geahnt, daß mich Seine Majestät mit der Kabinettsbildung betrauen werde.
Bei diesen Worten salutierte der neue Ministerpräsident und eilte die breite, teppichbelegte Treppe des künstlerisch ausgestatteten Vestibüls hinauf, die zu dem Arbeitsgemach des Grafen Andrassy führt.

Ward je in solcher Laun' ein Schmock empfangen? Daß es geschehen ist — nun, gegen Geschmeiß, das im Vestibül steht, ist man trotz einem Portier wehrlos, und die Würde der Presse bliebe auch von einer Warnung, wie sie Bettler und Hausierer abschreckt, unberührt. Daß es aber noch wahrheitsgetreu telegraphiert wird, zeugt von einer Ehrlichkeit, die mit der ganzen Einrichtung versöhnen könnte, und die Bescheidenheit, die den Vorfall »eine Unterredung« nennt, bracht mr das Herz. Ich habe seit zehn Jahren mit wenig Personen gesprochen; aber viele gibt es, die eine Unterredung mit mir gehabt haben, das muß ich schon zugeben.

* * *

Man promeniert, politisiert, man knabbert Süßigkeiten

Am Weltuntergangstag kann es sogar passieren, daß eine Behörde den Mut aufbringt, eine Zeitung, die den Weltuntergang in Abrede stellen wollte und durch einen Humoristen gute Laune verbreiten ließ, der Lüge zu beschuldigen. Solcher Mut soll dem Regierungskommissariat von Lemberg nachgerühmt werden, das aller zornigen Verachtung, die sich bis zu dieser trüben Stunde gegen die Neue Freie Presse angesammelt hat, in einer denkwürdigen Zuschrift Luft machte, die bebend und nur noch mit dem parisitären Stolz auf einen amtlichen Beitrag eingesteckt wurde. Der grauslichste von allen Wohlstandsplauderern, deren von jedem Trommelfeuer verschonte Sonnigkeit ein Kriegspressequartier und unser aller Elend überglänzen darf, war nach Lemberg geschickt worden, um von dort — Datum »Anfang

August, Russische Grenze«, vor der solche Sorte in angestammtem Respekt verharrt — schäkernd zu melden:

. . . Man promeniert großstädtisch korsomäßig durch die Ulica Karola Ludwika, sitzt gründlich im Café Roma, liest Zeitungen der verschiedensten Richtungen und Sprachen, politisiert leidenschaftlich und erbittert und knabbert dabei angenehme Süßigkeiten. . . . in Lemberg, wo genug Butter und Erdäpfel vorhanden sind, kann man es sich schon erlauben, in die Zukunft hinein zu politisieren. Was auch zu den nicht zu unterschätzenden Vorteilen einer guten Approvisionierung gehört . . .

Und derselbe Plauderjunge, der auch kurz vorher aus der Krönungsstadt Preßburg eine Freßburg gemacht haben soll, fährt, den muntern Kopf wiegend, fort:

. . . man promeniert, man politisiert, man knabbert Süßigkeiten . . . .

Darauf erschien eine amtliche Erklärung, die, ein Kriegsdokument allerersten Ranges, wie die wiedereingeführte Prügelstrafe durchs Hinterland klatschte:

Bezugnehmend auf den in der Nummer 19028 vom 12. August 1917 der »Neuen Freien Presse« unter der Aufschrift »Juliabend in Lemberg« erschienenen Artikel des Herrn Ludwig Hirschfeld erlaube ich mir im Interesse der Wahrheit um die Veröffentlichung nachstehender Zeilen höflichst zu ersuchen:

Ich weiß nicht, wie lange Herr Ludwig Hirschfeld in Lemberg geweilt und wo er die in seinem Artikel wiedergegebenen Eindrücke gewonnen hat; das eine scheint jedoch sicher zu sein, daß die Prämissen, auf denen er seine Schlüsse aufgebaut hat, von Grund aus falsch sind.

Ebensowenig wie der Charakter der Stadt Wien nach dem Ringstraßenkorso und dem Treiben im Grabencafé, kann auch die Stimmung der Stadt Lemberg nach dem auf der Karl Ludwigstraße und im Café Roma sich abspielenden Leben beurteilt werden. Herr Ludwig Hirschfeld behauptet nun, daß die Stadt ihre gute Laune bewahrt hat, daß der ganze Kriegsrummel an der Stadt vorüberfließt und daß sie nichts aus der gewohnten Stimmung bringen kann.

Um dies genau beurteilen zu können, müßte Herr Hirschfeld nicht nur die Karl Ludwigstraße und das Café Roma, sondern auch andere nicht weit entfernte Straßen besuchen, und da würde er sich schnell vom Gegenteil dessen, was er behauptet, überzeugen. Leerstehende Häuser, geschlossene Kaufläden, eingestellter Betrieb der meisten Werkstätten, Stillstand auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens — allgemeine Armut und Elend — das sind Merkmale, die Lemberg seit drei Jahren kennzeichnen und ihm ihren Stempel aufgedrückt haben.

Herr Hirschfeld spricht von einem guten und reichlichen Leben in Lemberg, welches darin besteht, daß im Café Roma angenehme Süßigkeiten geknabbert werden, daß das Wort Saccharin nach wie vor ein ausschließlicher Apothekerbegriff ist, daß genug Butter und Erdäpfel, überhaupt alles, was man braucht und sogar noch etwas mehr vorhanden ist. Leider verhält sich die Sache ganz anders. Über 130.000 Einwohner sind auf die staatliche Notstandsaktion angewiesen, über 26.000 Personen werden täglich in den städtischen Kriegsküchen, größtenteils unentgeltlich verpflegt, 4000 Kinder in schulpflichtigem Alter müssen seitens der Stadtverwaltung volle Verpflegung erhalten, da sie sonst dem Hungertode preisgegeben wären, an den Peripherien der Stadt wird seitens des k. u. k. Stadtkommandos die Volksspeisung im großen Maßstabe betrieben, Fahrküchen verabreichen dort täglich an die hungernde Bevölkerung warme Speisen, eine unentgeltliche, speziell für Mittelschüler eingerichtete Küche weist eine Tagesfrequenz von zirka 800 Knaben auf.

Tausende in Lumpen gehüllte Frauen- und Kindergestalten, die stundenlang vor den Volksküchen warten, um einen Teller warmer Suppe zu erhalten, tausende Mütter, die die Warteräume der Vereine für Säuglingsschutz füllen, um einen Tropfen Milch für ihre Säuglinge zu erhalten, sind Erscheinungen, die das hier tatsächlich herrschende Leben kennzeichnen.

Es mag ja sein, daß hie und da gegen gutes Geld all die Leckerbissen, die Herr Hirschfeld angeblich zu bewundern Gelegenheit hatte, zu haben sind — — — — Daraus jedoch Schlüsse auf die auf dem Gebiete der Approvisionierung hier herrschenden Zustände zu ziehen, ist jedenfalls unzulässig. Von einem Überfluß an Nahrungsmitteln kann aber dort nicht gesprochen werden, wo seit Monaten Kartoffeln, die in normalen Zeiten die wichtigste, ja sogar einzige Nahrung der Bevölkerung bilden, überhaupt nicht vorhanden sind, wo seit einem Jahre gar keine Hülsenfrüchte, Reis und Graupen an die Bevölkerung verkauft werden, wo seit Monaten pro Person und Woche ein Viertelkilo schwarzes, für wirtschaftliche Zwecke nicht geeignetes Kornbrotmehl abgegeben wird, wo seit Monaten die Brotration um 260 Gramm wöchentlich erniedrigt ist, wo Fettkarten nur sehr vermögende Leute realisieren können, während das Gros der Bevölkerung infolge unerschwinglicher Preise monatelang Milch und Fett überhaupt nicht zu Gesicht bekommt. Im Interesse der durch den Krieg schwer geprüften Bevölkerung ist es nötig, solche den Tatsachen absolut widersprechende Behauptungen zu widerlegen.

In der Hoffnung, daß Sie, sehr geehrter Herr Redakteur, meiner Bitte willfahren werden, zeichne ich mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

Der Vertreter des Regierungskommissärs
der königlichen Landeshauptstadt Lemberg: Dr. Philipp Schleicher.

Noch nie war eine Hochachtung schwerer realisierbar und weniger vorhanden als die in solch knapper Zeit dargebotene. Wenn aber die Leserschaft, die die Zuschrift zu Gesicht bekam, auf ein Quentchen davon noch Anspruch erheben dürfte, wenn sie nicht so völlig ehrlos wäre wie die Zeitung, von der sie sich den Morgenkaffee ersetzen läßt, wäre es unmöglich, daß der so mit der Wahrheit konfrontierte Sonnenmoriz weiter plaudert. Aber er plaudert weiter!

* * *

Eine kleine Schnurre und eine große Schnauze.

Im Berliner Tageblatt war zu lesen:

— — Vom Verfasser des Stückes erhalten wir folgendes Telegramm: »Verehrliche Redaktion! In Berlin soll ein älteres Stück von mir »Der reizende Adrian« aufgeführt werden, das ohne mein Wissen das Trianontheater im Verlage von Blochs Erben erwarb. Da mein sogleich an den Verlag gerichteter Widerspruch nicht mehr berücksichtigt werden konnte, bitte ich, folgendes öffentlich sagen zu dürfen: Das kleine Stück von dem rettungslos reizenden Träger Adrian entstand vor vielen Jahren in drei sehr sorglosen Sommerwochen und in Gedanken an Girardi. Girardi und die Rolle fanden aber nicht zueinander, und so ist die kleine Schnurre mir längst entschwunden. Ohne mein Hinzutun erschien sie jüngst plötzlich im Frankfurter Neuen Theater und soll nun gar in Berlin aufgeführt werden. Was bleibt mir übrig, ich kann nur stillhalten und mitzischen. Aufrichtig ergeben Ihr Hans Müller.«

Angesichts dieses herben Urteils, das der Autor über sein eigenes Werk fällt, bleibt dem Kritiker am nächsten Sonnabend eigentlich nicht mehr viel zu tun übrig. Oder sollte Herr Hans Müller auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die besondere Aufmerksamkeit der Kritik auf sein Stück lenken wollen?!

* * *

Sonntagskinder

— Dem ordentlichen Mitglied der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens Bildhauer Hans Müller wurde das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens am Bande des Militär-Verdienstkreuzes verliehen. —

Wenn ich doch auch so heißen könnte!

* * *

Taten und Namen

Der Kürschnergehilfe Heinrich Braus wurde im Kriege verwundet und als Invalider aus dem Heere entlassen. Es ist ihm eine Nervenüberreizung geblieben, die auch für seine Umgebung sehr lästig ist. So bekam der siebzehnjährige Lehrling Bernhard H., der mit Braus bei der Firma Landesmann in der Großen Sperlgasse beschäftigt war, am 1. Juni wegen einer weggeworfenen Zündholzschachtel von Braus vierzig Ohrfeigen! Braus war gestern wegen leichter Körperverletzung vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt angeklagt. Eine Zeugin schilderte, wie Braus auf den wehrlosen Jungen losschlug und ihn am Hals würgte. Der Lehrling blutete stark und hatte Kratzwunden im Gesicht und am Hals. — Bezirksrichter Dr. Wüstinger (zum Angeklagten): Warum haben Sie denn dem Burschen gleich vierzig Ohrfeigen gegeben? Es wäre schon eine zuviel gewesen. — Angekl.: Seitdem ich im Kriege war, regt mich jede Kleinigkeit so auf und Widerspruch kann ich nicht vertragen. Ich wurde damals ganz »schwindlich«. — Richter: Aber wenn man »schwindlich« wird, teilt man doch nicht vierzig Ohrfeigen aus. — Der Richter verurteilte den Angeklagten zu zwanzig Kronen Geldstrafe.

Symbolisch ist alles. Diese Menschheit ist ein siebzehnjähriger Lehrling, kaum dem Fibelglauben entwachsen, und bekommt eben deshalb und weil Krieg ist vierzig Ohrfeigen, denn Krieg ist Krieg und jetzt ist Krieg. Symbolisch sind auch die Namen. Wie könnte der heimkehrende Krieger anders heißen als Braus? Es ist wirklich von Nestroy, und im »Haus der Temperamente« heißt der Choleriker wirklich »Herr v. Braus«. Von einem Mann namens Ernst Posse weiß man, von einem Mann, der Wahnschaffe hieß, auch. Kürzlich hat man irgendwo in einem Wohltätigkeitskomitee einen Hauptmann Verderber bemerkt, es gibt einen deutschen Offizier, der Schinder heißt, ferner einen österreichischen Oberst Schießer, während dementsprechend ein neutraler Kollege Schießle heißt und ebendort, wie ich gelesen habe, der internierte Hauptmann de Massacré lebt. Hat das Schwert an der heutigen Front nichts zu tun, so ist es begreiflich, daß an der Tür eines Kriegsbureaus der Name »Schwertschlager« steht. Und infolge dieser verwickelten Umstände ist im Marktbericht öfter zu lesen, daß bei Hungerleider keine Eier zu haben waren.

* * *

Aus großer Zeit

»Die Arbeiterin Marie B. hat ihren neunjährigen Sohn um ¾8 Uhr abends um Fett anstellen geschickt, das erst am nächsten Morgen verkauft werden sollte. Übermüdet von dem langen Warten schlief der Junge, der sich auf das Straßenpflaster gelegt hatte, in der Nacht ein. Er wurde bei der Nummernausgabe übersehen, so daß er kein Fett erhalten konnte. Als ihn die Mutter am nächsten Morgen ablösen wollte und erfuhr, daß der kleine Rudolf die Nummernausgabe verschlafen hatte, war sie so erregt, daß sie den Kleinen heftig schlug und mit Füßen trat. Sie war gestern vor dem Bezirksgericht Döbling wegen Kindesmißhandlung angeklagt. Sie gab an, sie habe sich damals in großer Aufregung befunden, da sie schon monatelang kein Fett bekommen habe, trotzdem sie selbst viele Nächte dafür geopfert habe. — Bezirksrichter Dr. Lihl verurteilte sie zur Strafe des strengen Verweises.«

». . . Frau K. gab an, Frau B. habe sie in geradezu herzzerreißenden Worten ersucht, ihr ein wenig Fleisch zu kaufen, da ihre fünfundachtzigjährige, seit fünf Jahren gelähmte und stockblinde Mutter sich nach einer Fleischsuppe sehne. Auf ihren Vorhalt, daß heute der Buchstabe K daran sei und daß sie, wenn sie Fleisch bekommen wolle, aus dem B ein K machen müsse, habe ihr die B. erwidert: »Ja, so tun Sie's, damit meine arme Mutter nicht stirbt!« Aus Mitleid habe sie dann, ohne an eine strafbare Handlung zu denken, die Karte gefälscht. Die Angeklagte gab an, daß sie sich in der letzten Zeit in einem erregten Zustande befunden habe, da einer ihrer Söhne in den Karpathen gefallen sei, während ihr zweiter Sohn an der Isonzofront unter steter Lebensgefahr kämpfe. Die Angeklagte Luise B. erklärte, sie habe in die Fälschung der Bezugskarte eingewilligt, um ihrer Mutter, die drei Wochen schon kein Fleisch genossen hatte, vielleicht doch zu einer Fleischsuppe zu verhelfen. Bezirksrichter Osio verurteilte die beiden Angeklagten zu je zehn Kronen Geldstrafe.«

* * *

Vom dritten Augustprogramm des Weltkrieges

»Dem Glückspilz Ben Tieber ist der große Wurf gelungen, und das fast ausverkaufte Haus spendete, wenn auch schweißgebadet und mit Hitzschlagalluren, dem ausgezeichneten Augustprogramm stürmischen Beifall.«

Die Schlacht war heiß, der Siegesjubel übertönte die Todesschreie aus Flandern. Ich liebe diese Kämpfer, wenn sie

schweißgebadet sind. Ich verstehe nur die anderen nicht, jene, die sich draußen mit Flammenwerfern zerstreuen, denen immerzu die größten Würfe gelingen, und die noch nie auf die Idee gekommen sind, ein solches erstklassiges Programm einmal auch vor einem ausverkauften Hause in Wien zu praktizieren. Denn auf die Hitzschlagallüren, auf die ich immer hoffe, ist ja doch kein Verlaß!

* * *

Während der elften Isonzoschlacht waren Gerüchte in Wien verbreitet

— Herr Direktor Egon Dorn vom Kabarett »Simplicissimus« hat mit dem heutigen Tage die Geschäftsanteile der Ronacher-Künstlerbühne, Gesellschaft m. b. H., erworben und gedenkt, am 1. September die neue Saison wieder zu eröffnen. Hiemit entfallen auch alle von dritter Seite in Umlauf gesetzten Gerüchte über eine anderweitige Direktionsübernahme. — Hiemit wird unsere gestrige Information bestätigt.

* * *

Der militärische Schade ist unbedeutend

Die Schalek:

Man schuldet den Triestinern grenzenlose Bewunderung für ihre Kaltblütigkeit. Eine ebenso klare Mondnacht, die ich in Freiburg verlebte, hatte zur Folge, daß niemand zu meinem Vortrag erschien. Trotzdem damals gar keine Flieger kamen.

* * *

Ein Nachruf

Wien, 31. Juli. (Wiener Korr.-Bureau.) Gestern ist in einem hiesigen Sanatorium der Inspektor der gesamten bulgarischen Kavallerie, General Iwan Kowel, einer der glänzendsten Verehrer der kampferprobten österreichisch-ungarischen Kavallerie, an einem Herzleiden gestorben, das er sich im Weltkriege zugezogen hatte.

* * *

Die verseuchte Sprache

Zu der Anerkennung, die der Kaiser den Ärzten ausgesprochen hat, ergreift der Generalstabsarzt, Hofrat und Professor Paltauf das im Weltkrieg schwerer als der Mensch geschundene Wort in der Neuen Freien Presse, woselbst es sich wohl fühlt:

. . . Die Allerhöchste »uneingeschränkte« Anerkennung bezieht sich auf die gesamte Ärzteschaft; ja alle, die Vertreter aller medizinischen Disziplinen, und wenn auch begreiflicherweise in erster Linie die Chirurgen, so haben sie alle, ebenso wie der umfassend tätige praktische Arzt des Landes danach gestrebt, ihr Bestes zu leisten, was Wissenschaft und Erfahrung in Menschenaltern gesammelt und anerkannt hat, ohne Schonung der eigenen Gefahr . . . Als Angehöriger der Fakultät glaube ich mich in vollem Einverständnisse mit meinen Kollegen zu befinden, wenn ich den Allerhöchsten Dank als der medizinischen Wissenschaft ausgesprochen erkenne, jener Wissenschaft, die die Geheimnisse des Lebens, der Krankheit und des Todes erforscht und die Ziele der Menschenliebe mit ihrer Forschung vereint und darauf ausgeht, das Leben gesund zu erhalten, die Krankheit zu bannen und zu heilen und den Tod in sein natürliches Ende zu zwingen.

* * *

Die Sprache des Kriegs

Berlin, 28. Juli. (Wolff.) . . . In Ostgalizien und in den Waldkarpathen ist der Feind im Weichen und unser Vormarsch im Fluß geblieben.

* * *

Der deutsche Kriegsberichterstatter

Auf der Zitadelle von Lille sah ich gestern zum ersten Male eine Musterkollektion von Exemplaren unserer südwesteuropäischen Herren Feinde . . . .

Es waren nette Kerls . . . .

. . . Zwar von den gefangenen Offizieren sah ich nur einen, ein hübsches, brünettes Kind von neunzehn Jahren, doch

er schlief, von den überstandenen Strapazen überwältigt, mitten in dem Lärm der Beschießung bei offenem Fenster so abgrundtief, daß wir ihn nicht stören wollten ....

... Dieselbe Wut lebt hier wie bei den belgischen Gefangenen, die geradezu erklären, die Engländer seien ihnen zum Speien ....

Wenn uns das Schicksal nicht gezwungen hätte, der heulenden Weltmeute gegenüber, die uns umtanzt, das Mitleid zu verlernen — mit diesen armen, dummen, zu bewaffneten Sklaven herabgewürdigten Kerls könnte man beinahe Mitleid verspüren .... Dr. Osborn.

* * *

Held und Hirsch

An der Mittagstafel des kommandierenden Generals des Marinekorps in Flandern war er mein Nachbar zur Rechten. Schon während der Versammlung der Offiziere, die dem Essen vorausging, war er mir durch seine hohe, gertenhafte Gestalt .. sofort aufgefallen. Dann kam dazu, daß Admiral v. Schröder auf ihn zutrat mit den Worten: »Ah, Voigt, sehr brav! Machen Sie weiter so fort!« ..

Der Chef des Stabes klärte mich über die Persönlichkeit des jungen Seehelden rasch auf: »Oberleutnant zur See Ernst Voigt. Ein tüchtiger Kerl. Sein Name wird heute im Bericht des Admiralstabes über unsere U-Boot-Erfolge im Juni genannt.«

Zwischen Lipp' und Kelchesrand holte ich mir meinen Nachbar dann tüchtig aus. Es war ein Vergnügen, seinen schlichten Erzählungen zu lauschen .. »Ich habe während dieser Fahrt, in weniger als zwei Wochen, 22.500 Bruttoregistertonnen versenkt. Einer der versenkten Dampfer führte 5300 Tonnen Weizen und 500 Tonnen Mehl von New York nach Nantes .. Der Kapitän eines der versenkten Dampfer war ein drolliger Kerl. Diesen Leuten ist alles nur Geschäft. Er war mit seiner Besatzung bereits im Boote, als er bemerkte, daß ihn mein leitender Ingenieur photographiert hatte. Da zog er im Nu die Brieftasche, nahm einen 20-Dollarschein heraus und wollte ihn dem Ingenieur überreichen. »Schicken Sie«, sagte er, »ein Bild meiner Schwester nach Amerika« ....

Mit zwei anderen englischen Dampfern schickte ich 1500 Tonnen Stahl und 5000 Tonnen Hafer in die Meerestiefe. ... Was ich von

den reichen Ladungen an Bord meines U-Bootes genommen habe? Sie sahen heute, wie engbeschränkt unser Raum ist. Man nimmt hie und da ein bißchen Lebensmittel mit, sehr gerne Kaffee oder Tee, aber bei dieser letzten Fahrt leistete ich mir auch den Luxus, ein Schweinchen und 4 Affen von den totgeweihten feindlichen Handelsschiffen in die Heimat zu bringen.«

»Und wann geht es wieder hinaus zu neuen Erfolgen, Herr Oberleutnant?«

Die Augen des jungen Offiziers leuchteten auf. »In zwei Wochen gehe ich wieder los. In der Zwischenzeit aber will ich meine geliebten bayerischen Berge wiedersehen. Morgen geht's nach Berchtesgaden.« Julius Hirsch.

* * *

Vom Glück

Über seine Fahrt mit der »Möwe« berichtete heute Graf Dohna-Schlodien vor Vertretern der Presse:

Auf Grund der eingegangenen Aufklärungsnachrichten hatte ich mir für meine Fahrt einen ziemlich genauen Plan gemacht. Ich hatte dann auch gleich am ersten Tage das Glück, einen großen Dampfer zu sichten. Es war dies, wie bereits bekannt, der Dampfer »Voltaire« . . . . ich ließ die Nacht vergehen, ehe ich mich an den »Voltaire« heranmachte . . . . später konnte ich dann den Dampfer unschädlich machen.

Ich kreuzte dann etwa zehn Tage im Nordatlantischen Ozean, konnte aber in den ersten drei Tagen kein weiteres Schiff sichten; später jedoch habe ich jeden Tag etwa einen Dampfer abtun können. Die Schiffe hatten sämtlich wertvolle Ladung, zum Teil Kriegsmaterial; eines von ihnen hatte eine Ladung von 1200 Pferden . . . .

Hui, wenn der Graf Dohna-Schlodien erst das Glück haben wird, statt vor Vertretern der Presse vor solchen der Ewigkeit den Tod von 1200 Pferden zu verantworten und plötzlich vor diesen zweimal so viel erstarrten Augen, aus denen Wasser strömen wird, zu stehen und zu bekennen, er habe es den Vertretern der Presse berichtet! Wenn sie sich an ihn heranmachen werden, die 1200 toten Pferde! Wie wird dem Mute da zumute sein!

Die einzelne Frauengestalt

In einem »Wo er recht hat hat er recht«-Feuilleton schreibt Herr Salten:

Wie abscheulich diese Geschichte eigentlich ist, war einem zuerst gar nicht so recht ins Bewußtsein gelangt . . . Ich wende mich nicht gegen die kämpfenden Weiber, weil sie einer feindlichen Macht dienen und weil da harte Worte etwa erlaubt sind . . . Wäre dergleichen bei uns überhaupt möglich, man müßte es ebenso sagen . . , daß diese Tollheit von all den vielen Tollheiten, die der Krieg hervorgerufen hat, die schlimmste ist.

Da und dort, in ferneren wie in jüngeren Vergangenheiten, sehen wir einzelne Frauengestalten, gewaffnet und kämpfend, das Gewühl der männermordenden Schlacht durchschreiten. Wohlgemerkt, einzelne Frauengestalten. Und immer ist es, wo solcher Anblick sich bietet, eine Stunde der höchsten, der letzten Not. Immer ist da die Heimatflur vom sieghaft eindringenden Feind niedergestampft, das Vaterland unterjocht, gedemütigt, am Rand des Abgrunds. Wenn dann den Männern jegliches Hoffen entsinken wollte, stand solch ein Mädchen auf, erweckt und begeistert, von der Gewalt des allgemeinen Unglücks aus seiner eingebornen Natur gerissen, und trat hervor, um die Männer anzufeuern, zu begeistern und zu führen.

Die Jungfrau von Orleans oder — —?

An diese einzelnen Gestalten geben wir unser Bewundern gern hin; sie sind vom Strahl des Ruhmes umleuchtet, sind vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer umwittert, und gerade weil sie als seltene Ausnahmen gelten dürfen, fühlen wir uns so sehr bereit, sie durchaus zu idealisieren, daß der nüchterne Verstand gar nicht dazu gelangt, sich all der vielen furchtbaren, häßlichen und rohen Dinge zu besinnen, die sie doch zweifellos entweder selbst getan oder mit angesehen haben müssen.

Einige Tage zuvor waren an derselben Stelle die folgenden Sätze zu lesen:

Aus 70 Batterien wird in vier Gruppen geschossen, eine beledert die Infanterie, die zweite die Artillerie, die dritte die Reservestellungen und die vierte sperrt die Anmarschwege.

Die Hauptfrage ist also: Wie und wo und wann kann abgeriegelt werden.

Beinahe wie ein eingelerntes Theaterstück rollt sich das ab.

Kerenski selbst ist anwesend und sieht der Wirkung der Flammenwerfer zu.

(Was ihm viel weniger zusteht, als zum Beispiel der Schalek.)

Ein ganzer Zug ist tot. Leutnant Weis liegt mit dem Gesicht nach hinten, ein Beweis, daß der Feind von der dritten Linie nach vorne kam.

Bis zum Bataillonskommandanten dringen die Russen vor. Dort rauben sie die Unterstände aus, zerschlagen die unbeweglichen Dinge und saufen den Wein aus den Fässern.

Ein toter Russe bleibt in der Tür eingeklemmt liegen, den Raub hat er noch in der Hand.

Waldkämpfe sind das Schauerlichste im Schauerlichen.

Man hält sich für umzingelt und inzwischen hat anderswo die eingetroffene Verstärkung bereits »ausgeputzt«.

Im Hochwalde der Lysonia ist der Kampf in diesem Stadium des Katz- und Mausspieles.

Der Tote ist tot. Nur der lebend Gebliebene gewinnt den Ruhm.

In einen sechsspännigen Munitionswagen geht ein Volltreffer. Viele von den Leuten fliegen in Stücken in die Wipfel hinauf.

Der Wald ist voll von Flammen, Feuer, Rauch, Splittern und Schrecken, der Boden ist überdeckt mit weißen und bläulichen Gaswolken.

Die Feinde werfen Handgranaten und es entspinnt sich ein rasendes Handgemenge; mit Dolchen, Kolben, Messern, Zähnen wird gerauft.

Fliegen die Granaten zu weit, so werden die Kappen geschwenkt und den Geschossen Verbeugungen gemacht. »Habe die Ehre«, rufen sie ihnen nach. Und zwischendurch wird darüber geschimpft, daß die Russen ausgerechnet am Gagetag losgegangen sind. »Wollen die unserem Ärar die Löhnungen ersparen? Gerade hätte die Auszahlung beginnen sollen!«

Der Oberleutnant Radoschewitz ist jetzt ganz ruhig. Seine innere Krisis ist vorbei.

Welche Freude! Eine Kiste deutscher Eiergranaten ist dort, das sind kleine Wurfgeschosse, die man wie Steine schleudern kann.

Einer hat einen Armschuß bekommen, einem ist das Trommelfell geplatzt. Der Oberleutnant ist wie taub. Er taumelt. Einer neben ihm hat einen Nervenchok.

Feldwebel Janoszi brüllt eine Rede.

Singend gehen sie los. »Stochere ihn aus dem Graben—« so beginnt das muntere Lied, das so wehmütig endet.

Seine Leute stürzen sich nun über die dritte Linie her und jetzt gehen die Sturmtruppen nach beiden Seiten vor und sie wird »ausgeputzt«.

Die Methoden wechseln beständig, und die neueste unter den neuen ist die der »Sturmtruppen« und der »Grabenputzerei«.

Wer je eine Sturmtruppe nachts beim Ausmarsch gesehen hat, wird nie wieder ein Erlebnis romantisch, abenteuerlich, verwegen finden. Und wer je zu ihnen gehört hat, möchte um keinen Preis der Welt wieder fort. Lauter ganz junge, unverheiratete Leute unter Vierundzwanzig müssen sie sein. Schlank, beweglich, kühn und zu tollen Streichen geneigt.

(Noch schwerer soll, wer je zum Kriegspressequartier gehört hat, sich von diesem trennen können. Aber wahrhaftig, jener Satz war gedruckt. Wie andere Begriffe vom Vaterland hat doch dieses Mädchen als das lettische Mädchen Kürnbergers!)

Genau nach dem Muster der wirklichen Front wird hinten ein Übungsplatz angelegt und das »Ausputzen« im wirklichen Feuer gelernt.

Ist eine besondere Aufgabe im Feindesgebiet zu leisten, so wird sie mit allen Einzelheiten wie ein Theaterstück geprobt. Das Leichteste ist natürlich das gewöhnliche »Putzen«. Zwei Handgranatenwerfer gehen voran.

Ist die Handgranate geworfen, so rennt die Gruppe um die Traverse herum .... Die Infanterie, die folgt, besetzt dann die »geputzten«, das heißt, die eroberten Gräben.

Die Sturmtruppen auf der Lysonia unter Führung des Oberleutnants Tanka, des Leutnants Kovacs und des Fähnrichs Sipos arbeiten wie in der Schule. Sie führen ihre Lektion zum erstenmal einem wirklichen Feinde vor, aber das tritt für sie kaum in die Erscheinung. Sie glühen vor Eifer und Wichtigkeitsgefühl.

Die Exaktheit ihrer Bewegungen, das Ineinandergreifen ihrer Wirkungen ist erstaunlich, erschütternd, gewaltig.

Bis zehn Uhr abends wird »geputzt«.

Da sind es insbesondere der Leutnant Pintér und die Gefreiten Juhasz und Baranyi, die ihre Sache so ganz besonders bedächtig und vorschriftsmäßig durchführen.

Die erste Linie aber wird noch drei Tage lang »geputzt«. Dort findet man am dritten Tage einen Verwundeten, dessen Heil es bedeutet, daß die »Putzerei« so lange gedauert hat. Er bekam einen Bauchschuß und ist nur durch das fürchterliche dreitägige Liegen und Fasten gerettet.

Nun da die Sturmtruppen mit Handgranaten ihre Fuchslöcher ausräuchern, schreien sie um Gnade.

Während der drei Tage, in denen vorne geputzt wird,

säubert der Kommandant Oberst Söld von Dreihundertundacht mit seinen übriggebliebenen Truppen den Wald. So viel Leichen hat er noch nie gesehen. Tag und Nacht arbeitet man, alle zu verscharren.

— — ein paar Gänse retten sich aus dem zertrümmerten Käfig und spazieren nun wohlgemut im Trommelfeuer umher.

Wie verlautet, hat sich das Kriegspressequartier entschlossen, acht Kriegsberichterstatterinnen, vier österreichische und vier ungarische zuzulassen. Vermutlich, weil sich die Einrichtung bewährt hat. Jene einzelne Frauengestalt jedoch, die für den Durchbruch der Geschlechtsschranken ein Beispiel gegeben und als erste das Gewühl der männermordenden Schlacht durchschritten hat, vom Reiz großer Tapferkeit und poetischer Abenteuer umwittert, sie ist verstimmt; sie geht und niemals kehrt sie wieder. So bleibt nichts übrig als ein wehemütiger Rückblick, der diesen Unterschied umfaßt:

In Rußland bilden die Putzerinnen ein Bataillon. Wir aber haben das hier zu uns genommen, und die offizielle Welt, die es zugelassen, genehmigt und begünstigt, gelesen und im Konzertsaal gehört, in Wort und Bild schön gefunden hat, ist nicht erstarrt im Schrecken der Verantwortung, den Herold unserer Handgemenge in solcher Gestalt, in solcher einzelnen Gestalt der Nachwelt vorzustellen und uns selbst in der Verfassung, es ertragen und als pikantes Dessert beim Hyänenmahl goutiert zu haben! Sollte es aber den Teufel, der vielleicht noch Scham und ein menschliches Rühren fühlt, sollte es ihn, wenn er das Todesbataillon der Russinnen vorbeidefilieren läßt und dann zur Abwechslung die Feuilletons unserer Kriegskorrespondentin über die Schlacht von Brzezany liest, vor dieser weiblichen Handarbeit nicht dennoch grauser schütteln?

Nachschrift

Den Teufel wohl. Doch nicht den Sozialdemokraten, wie ich mit Staunen und Kümmernis bemerke. Die Arbeiter-Zeitung nämlich ist nicht der Ansicht, daß solche Betrachtung und Beschreibung des Unmenschlichsten eine Frau als ein »emanzipiertes Unweib« oder als ein »an seinen primitivsten Instinkten irregewordenes Weib« qualifiziere. Denn sie findet, daß der Gebrauch dieser Bezeichnungen, der christlichsozialen Bauern-

abgeordneten in einer Interpellation an den Landesverteidigungsminister beliebt hat, »eine Roheit« sei, und da sie eine solche der Initiative von Bauernabgeordneten offenbar nicht zutraut, wohl aber »andere Sorgen als die seelische Verfassung« einer Kriegskorrespondentin, so nimmt sie als »selbstverständlich« an, daß »die Anfrage nicht von ihnen herstammt«. Sie sagt zwar nicht, wen sie eines solchen Mangels an Galanterie für einen weiblichen Kriegsberichterstatter für fähig hält, und begnügt sich damit, aus der »Immunität« der Interpellanten, »durchaus bewährter Hinterländler«, auf die Gesinnung jener Persönlichkeit schließen zu lassen, von der die Anfrage herstammt, nicht ohne zuzugeben, daß auch sie die Figur des weiblichen Kriegsberichterstatters für einen »Unfug« halte, wenngleich nicht für einen so groben, daß er Grobheit herausfordert und gar den »Ruf nach der Polizei«, als den sie die Interpellation bezeichnet. Es ist dabei ganz nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung diesen Ruf nach der Polizei, der eigentlich nur ein Ruf gegen die Patronanz eines Unfugs durch eine Behörde ist, verkürzt wiedergibt und nicht weiß, daß er vielmehr sogar ein Ruf gegen die Polizei ist, indem nämlich die Abgeordneten an einen konfiszierten Artikel des ‚Allgemeinen Tiroler Anzeigers' angeknüpft haben, der den Glanzpunkt dieses tragischen Karnevals in meinem Sinne und fast mit meinen Worten gewürdigt hatte. Es ist auch nebensächlich, daß die Arbeiter-Zeitung die Antwort des Landesverteidigungsministers, der die Kompetenz, dem Unfug zu steuern, vom Kriegspressequartier auf die Presse abwälzt, als eine Abschüttlung der Interpellanten und nicht des weiblichen Kriegsberichterstatters darstellen möchte, was ihr einigermaßen dadurch erleichtert wird, daß sie das Alibi für das Kriegspressequartier — das schwer genug zu erbringen war — und nicht die Beschuldigung der Presse in Sperrdruck setzt. Es ist weiters nebensächlich, daß der Verfasser der Notiz in Ausübung der Advokatur für den weiblichen Kriegsberichterstatter die Ausübung einer Immunität beklagt, die bekanntlich noch nie von sozialdemokratischen Abgeordneten unter Beseitigung übler Privatrücksichten für eine gute öffentliche Sache in Anspruch genommen wurde, wenn ihnen etwa eine Soldatenmißhandlung berücksichtigenswerter erschienen wäre als eine

Offiziersehre. Selbst die Frage, ob die Vertretung eines sozialen oder kulturellen Anspruchs im Parlament anders als durch »Hinterländler« bewerkstelligt werden könnte, und ob etwa auch nur die Notiz der Arbeiter-Zeitung im Schützengraben entstanden ist, bleibe von mir unbeantwortet. der doch selbst zugeben muß, daß sämtliche Kriegshefte der Fackel im Hinterland geschrieben worden sind und in all der Zeit. in der zu seiner Beschämung ein Weib vor Drahtverhauen Feuilletons über Leichen geschrieben und sie sogar photographiert hat. Da es aber der Arbeiter-Zeitung mit dem Gebot, solchen Frauen zart entgegenzukommen, so ernst zu sein scheint, wie mir mit dem Aufschrei über die Schändung der weiblichen Natur und über den monströsesten Anblick, den diese Zeit bewußtloser Entartung uns gegönnt hat: da weiters ein gedanklicher Zusammenhang jener Interpellation mit meiner Anschauung dieses Phänomens, der sich schon aus der Übereinstimmung des konfiszierten Innsbrucker Aufsatzes mit meiner Anschauung ergibt, nicht geleugnet werden kann — so will ich der Arbeiter-Zeitung, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mich gar nicht »gemeint« hätte, ein paar Worte sagen, so viele, als der vorgeschrittene Druck dieses Heftes, die Fessel nur dieser Zeit- und Raumverhältnisse, noch zuläßt, und nicht ohne das Versprechen, ihr erforderlichenfalls mehr zu sagen, in einer Sache, in der ich, zum Beweise der Kongruenz einer kleinen Wiener Erscheinung und eines großen Nachtbildes der Kultur wahrlich keine Grenzen kenne, nicht vor den Instanzen der irdischen Gerechtigkeit, der staatlichen Gewalt oder der publizistischen Mißgunst. Um es dieser leichter zu machen, gestehe ich ihr, daß ich mich zu der Interpellation, deren Textierung ihr weniger »auffallend« erschienen wäre, wenn sie den konfiszierten Artikel beachtet hätte, zwar nicht als Verfasser — sie wäre roher geraten —, aber als herzhaft zustimmender Leser bekenne und sogar als einer, der um die Möglichkeit ihres Zustandekommens gewußt hat. Nicht mehr und nicht weniger. Wieso, warum und woher, ist ein uninteressantes Geheimnis, das ich jedem Interessenten einzelweis zu verraten bereit bin. Die Tatsache der von den christlichsozialen Bauernabgeordneten überreichten Interpellation war mir eine ebenso erfreuliche Überraschung wie es mir eine angenehme Gewißheit war, daß sozial-

demokratische Abgeordnete über konfiszierte Aufsätze der Fackel interpellieren würden. Es besteht kein Zweifel, daß diese wie jene in bewußter Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflicht gehandelt haben, und ein Unterschied nur darin, daß ich die die Fackel betreffende Tatsache im Protokoll gefunden habe und nicht in der Zeitung. Wäre ich aber auch selbst der Urheber der andern Interpellation, so könnte ich mich gegen den Verdacht eines anonymen Angriffs mit der Beteuerung wehren, daß ich von ganzem Herzen bedaure, einen solchen nicht unterzeichnen zu können, weil ich nämlich nicht Abgeordneter bin. Da nun jener Verdacht eben durch die Übereinstimmung mit einer Ansicht, die ich öffentlich geäußert habe, entstehen konnte, so bin ich wieder gegen den Vorwurf gefeit, für mich eine Immunität in Anspruch zu nehmen. Was ich an der Interpellation, zu der ich mich über alle polemische Nötigung hinaus bekenne, einzig mißbillige, ist, daß sie nicht von sozialdemokratischen Abgeordneten eingebracht wurde, was sich aber vielleicht daraus erklärt, daß bisher kein Protest der Arbeiter-Zeitung gegen die Vorführung von Leichenphotographien durch eine Frau und im Konzertsaal ein hinreichendes Substrat für eine Interpellation geliefert hat. Das werfe ich ihr vor, bei aller Achtung, die ich sonst für ihr Bemühen habe, die Ehrenrettung der Menschheit durch diesen Krieg hindurch zu betätigen, eine Achtung, die keineswegs von jener abhängig ist, die sie mir zu zollen glaubt, wenn sie mich den »berühmtesten Schriftsteller Wiens« nennt, anstatt mich dafür zu achten, daß ich auf die Zuweisung eines so bedenklichen Ruhms nicht erpicht bin. Wenn aber der Eindruck, den ihre in meine Vorlesungen verirrten Kritiker hin und wieder empfangen haben, sie noch befähigt, mir eine gewisse Zuständigkeit in sittlichen Dingen einzuräumen und nebenbei ein Gefühl für Ritterlichkeit, wo es um die Wahrung der an oder von der Frau verletzten Rechte der Natur geht — dann gebe ich ihr den Rat, ihre polemischen Mitarbeiter zu überwachen, damit nicht zwischen die Beweise einer lauteren Gesinnung, die sie gegen die Schande der Zeit durchsetzt, sich Äußerungen mischen, die diese bestärken könnten, und damit nicht unter die Typen verfolgten, gequälten, ausgebeuteten Weibtums jene Individualität gerate, die der blutigen Erniedrigung des Mannes zugeschaut hat.

Diese Zeitung, die in Gefahr ist, außer einer moralischen Kraft auch eine Zeitung zu sein, lasse es sich sagen, daß sie das Problem bei weitem nicht überblickt, wenn sie die Sorge um die seelische Verfassung einer Kriegsberichterstatterin als eine geringe Sache belächelt, und daß sie, die über die Verrohung des Kindes im Krieg mit Recht Rubrik führt, eine arge Unterlassung begeht, wenn sie die ihr nahestehenden Abgeordneten nicht zu einer Interpellation über die Schaustellung von »ausgeputzten Gräben« vor den Schülern Wiens und über die Einreihung der darauf bezüglichen Feuilletons in Schülerbibliotheken veranlaßt. Sie bewahre sich vor Anwandlungen einer Galanterie, deren Verletzung mir ebenso sehr am Herzen liegt wie ihr das Bestreben, mit den Idolen dieser Lügenzeit tabula rasa zu machen. Ich, der es mehr mit der Kultur als mit den Frauenrechten hält und weder die Zulassung von Frauen zum noch vor das Geschwornenamt herbeiwünsche, werde erst wieder zum Ritter, wenn ich eine in ihre Schranken zurücktreten sehe und verbeuge mich tief vor der Ehre der Natur, die eine Feder aus dem Blut zieht und eine Persönlichkeit aus der Schaustellung eines Hochgerichts, vor dem ich, selbst gestützt auf alle Zustimmung einer sich besinnenden Gesellschaft, doch der erschüttertste Zeuge solcher Möglichkeit wäre. Wenn die gepanzerte Bresthaftigkeit, an deren Zukunft wir mit Begeisterung glauben mußten, dereinst entblößt, durch mein und vielfach auch der Arbeiter-Zeitung Wirken entblößt, vor der Nachwelt steht, dann werde ich auch für das Gelächter gesorgt haben über die Dupierung dieses armseligen Männerernstes durch die Verwirrung weiblicher Triebe. Daß mir ferner als irgendeinem eine Kränkung dieser, ernster als irgendeinem die Verhöhnung jenes war, wird man wissen! Und wenn ich als Abgeordneter der Menschheit bereit bin, jede auf so unseliges Wirrsal weisende Interpellation zu unterschreiben, so überhebt mich eine bessere Immunität zwar nicht der Pflicht, es vor einem gegenwärtigen Forum zu verantworten, gewährt mir aber die höhere, nie ein Wort zu bereuen und jedes, verstärkt, bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus aufrecht zu halten.

Schweizer Feuilletonisten

Der Schweizer Feuilletonist ist von Natur anders. Er schwärmt nicht, sondern paßt sich im Ton dem Gegenstand an, so daß es, wenn er über die Einsiedler »Ferienkinder« plaudert, also zugeht:

. . . Rünslein . . Stäudlein . . Weißdornsprößlein . . Brünnlein . . Pilgerweiblein . . Menschlein . . Völklein . . Schärlein . . Mägdlein . . Bänklein . . Heiligenstöcklein . . Trüpplein . . Büblein . . Bürschlein . . Wölklein . . Waisenkindlein . . Schärlein . . Mättlein . . . .

Damit aber ein bißlein Abwechslung sei, auch ein bißchen so:

. . . Überhemdchen . . Wandergeistchen . . Geschichtchen . . Barfüßchen . . Mariechen . . Völkchen . . Barfüßchen . . . .

Dazwischen treffende Beobachtungen. Die Kinder singen: »In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!«

Es wurde mir wunderlich ums Herz. Nun sind die Kleinen kaum in der sonnenbeglänzten Schweiz angekommen, singen sie schon wieder: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn! Ihre Gedanken flogen aus der Sommerpracht, aus dem einzigartigen Zürichseezauber in die steinstarrenden Straßen und Vorstädte Wiens zurück . . . . Nicht wahr, die Heimat ist doch etwas Einziges. Ein weltweites, weltumspannendes Herz ist zwar wie eine große goldene Nuß, aber ohne den süßen Kern einer Heimatliebe käme sie mir taub vor.

Ei fürwahr, fürtrefflich geredt; aber ganz abgesehen davon, daß auch die eidgenössischen Kinder unaufhörlich dieses Lied singen, wiewohl sie doch in der Heimat sind, ist festzustellen, daß die Schützlinge der Frau v. Einem, die leider so genannten »Ferienkinder« — mit deren Beglückung mehr Persönlichkeiten als es hungernde Kinder gibt, einen großen Schluß auf Wohltätigkeitsruhm gemacht haben —, ist also festzustellen, daß sie auch andere Lieder singen, weil sie nämlich den ganzen Tag im Militärschritt marschierend, in Einem fort, singen müssen. Aber die Schweizer Feuilletonisten sind jetzt überhaupt geneigt, sobald sie es mit Wiener Angelegenheiten zu tun kriegen, sich aufs Beobachten zu verlegen. Die bekannte Propaganda, ein Ersatz für den Fremdenverkehr, bringt

Wiener Feuilletonisten in die Schweiz und infolgedessen auch umgekehrt, und der Zwang, Land und Leute in drei Tagen kennen zu lernen und zu beschreiben, verführt eo ipso zu der Leichtigkeit, mit der sonst nur unsere Leut aus unserem Land ein Feuilleton machen. Da behauptet solch ein Eidgenosse, der's gelernt hat, Jeremias Gotthelf sei sein Reisebegleiter gewesen, aber bei näherem Zusehen erkennt man, daß es eigentlich Felix Salten war. Das Kapitel, das denn auch »Ein oberflächlicher Tag« überschrieben ist, läßt es unschwer erraten; denn welcher andere Fremdenführer wäre in der Kapuzinergruft so zuhause wie jener?

Schlag ein Uhr! In der Hofburg! Trommeln! Ein lang gedehntes, aber gar nicht schnarrendes, eher melodisches Her-aa-aa-uuus!

Wer hat da beobachten geholfen? Aber da stehts auch schon schwarz auf weiß:

Mitten in der Militärmusik behauptet der Schmelz von Waldhörnern milde und geistige Obertöne, als ob sie die Rolle der Vox humana in dieser Kriegsorgel übernehmen möchten. Wir sind stolz auf diese Hörner, sagt mir mein geistreicher Begleiter Felix Salten, und ich glaube, den tiefern Sinn dieser Hörner begriffen zu haben.

Wohl dem Fremdling, ders nicht offen zu sagen wagt, aber höflich zuzugeben scheint, daß ihm übel wurde. Und Dank dem Führer, der ihn so auf die uns selbst unbewußten Vorzüge heimatlicher Kultur aufmerksam macht und jene Wiener Note präsentiert, für die zwar auch die Bedeckung fehlt, die aber in der Schweiz noch einen guten Kurs hat. Nun gehts vollends zum Sacher, wo es hoch hergeht und wo Herr Salten, »ohne mit der Wimper zu zucken«, darauf aufmerksam macht, »daß der junge Offizier mit dem goldenen Vließ da drüben in der Tischecke — der erlauchte Bruder des Kaisers sei«. Der Fremdling gibt zu, daß er seine Neugierde erst bezähmt habe, als er sah, »daß auch Erzherzoge die Suppe nicht anders als mit dem Löffel bewältigen.« Ob nicht währenddessen andere dem Führer vielleicht auch nicht unbekannte Gäste bereits Anstalten trafen, den Spinat mit dem Messer zu bewältigen, wird nicht einmal angedeutet. Es ist eben hauptsächlich das aristokratische Wien, das unter solcher Führung erschlossen wird. Da gibt es viel schwebende Anmut, Prater und Cottageviertel, und plötzlich steht man vor einem Friedhof, wo

man sich sagen muß: »Vielleicht bist du in Beethovens Nähe!« Erraten. Denn richtig kommt abends so ein vornehmer Wiener Freund, der eine Bibliothek hat, und klärt die Sache auf:

. . . wir reden nicht viel, aber als er mir sagt, daß ich ohne mein Wissen heute auf dem Friedhof war, in dem das Irdische von Beethoven einmal lag, bat ich ihn, mir den Tag doch mit einem Blick in die Tiefe der Dinge zu beschließen. Und er ging und las —

nicht etwa Schnitzler's »Sterben« sondern Beethovens Heiligenstädter Testament. Sonst wurde noch, weil man schon einmal in Wien ist, Apfelstrudel gegessen und von »Joseph Girardi« gesprochen. Das sind so Wiener Eindrücke, die man hat, wenn man knapp drei Jahre nach dem 1. August 1914 sich dort ein wenig umtut.

Ein anderer Neutraler — oder vielleicht derselbe — berichtet, daß die langsamen Einspänner »von den stolzeren zweispännigen Fiakern überholt werden«. Diese vermutlich von Automobilen, wenn er solche beobachtet hätte. Vorwiegend aber eilen »geschlossene Wagen mit gallonierten Dienern auf dem Bock und kleinen, farbigen Wappen und Initialen auf dem Schlag in hartem Trab vorüber.«

Auf dem Reitweg zwischen den Baumalleen sieht man Damen ihren Morgenritt machen und fürstliche Diener die Rosse ihrer Herren bewegen. Und immer sind es ungarische Pferde, diese zierlichen und doch zähen Tiere mit den runden Linien, die nur in dieser südöstlichen Zone Europas gedeihen.

Wo es offenbar noch Hafer gibt. Aber auch sonst sind für den Besuch des neutralen Beobachters allerlei Vorkehrungen getroffen worden.

Die Frauen haben ihre schönsten Toiletten angezogen. Man sieht die Vertreterinnen aller Rassen, aus denen das österreichisch-ungarische Völkergewimmel zusammengesetzt ist. Pariserische Eleganz kleidet naive, treuherzige Gesichter, denen oft ein Tropfen slawischen Blutes etwas Verschlagenes beigesellt. Daneben sieht man dunkle, geschmeidige Gestalten mit von schwarzen Wimpern beschatteten Augen und schlangenhaften Bewegungen. Wenn man ihnen nachschaut, glaubt man einen südlichen Wind über leuchtendes Steppengras wogen zu sehen. Das sind die Ungarinnen. Dieselbe Verschiedenartigkeit fällt einem bei den Männern auf. Neben großen reckenhaften Gestalten

mit blonden Schnurrbärten gehen dunkle, kleine, mit katzenhafter Behendigkeit und schnellen blitzartigen Handbewegungen.

Das sind aber nicht etwa Katzelmacher, denen es zuzutrauen wäre, sondern offenbar Stammgäste vom Café Imperial, nämlich Ungarn. Es wimmelt in dem Völkergewimmel von Ungarn, teils solchen, die enthoben sind, teils nicht.

Und alle, die Deutschen und die Ungarn, wetteifern miteinander in der Eleganz ihrer Uniformen. Die bunten Röcke sitzen ihnen wie angegossen. Wenn sie gehen, sieht man jeden Muskel sich am Rücken bewegen.

Was beobachtet man sonst noch an ihnen? Orden? Gewiß, aber »es gibt noch etwas, was alle diese Offiziere tragen«:

Gehören sie zur Infanterie, zur Artillerie oder zur Kavallerie, seien sie Oberste oder Leutnante, an allen sieht man etwas, das nicht zur Uniform gehört, das man aber, weil es keinem einzigen fehlt, für einen ordonnanzmäßigen Schmuck zu halten versucht ist: um den Ärmel ein schwarzes Band. Keinem fehlt das Leidband, keiner gehört einem Kreise an, aus dem nicht der Tod schon einen Angehörigen herausgerissen hat. Diese schwarzen Bänder verbinden die Lebenden mit den Toten. Es ist, als ob jedem dieser stolzen Offiziere ein Schatten zur Seite ginge. Manchem geht wohl nicht nur ein einzelner, sondern ein ganzer Zug Unsichtbarer zur Seite.

Es mag richtig sein, daß manchem dieser stolzen Offiziere ein Zug, vielleicht sogar ein Bataillon Unsichtbarer zur Seite geht; aber darauf dürfte das Trauerband kaum zurückzuführen sein. Das Interessanteste an dieser Erscheinung, daß nämlich die Trauer auf die Offiziere beschränkt bleibt, während das Zivil keinen Angehörigen durch den Weltkrieg verloren hat, ist weder dem Ortsfremden noch auch dem Wiener Blatt, das die Beobachtung abdruckt, aufgefallen. Sie muß aber älteren Datums sein, denn jetzt ist, wiewohl doch unaufhörlich Angehörige sterben, das schwarze Band, das man fast schon für einen ordonnanzmäßigen Schmuck gehalten hätte — man war versucht —, von der Ringstraße verschwunden. Aber damals wurde es wirklich viel getragen. In Karlsruhe sogar, trug es ein als österreichischer Offizier verkleideter Spion, der in dieser Tracht verhaftet wurde. Er

wollte sie glaubhafter machen durch jene Binde, die den Leuten besagen sollte, daß auch ihm ein Angehöriger gestorben sei; aha, sagten die Leute, ein österreichischer Offizier. Die treffende Beobachtung des Schweizers ist jedenfalls auf eine Einflüsterung des Salten zurückzuführen, der als Nahestehender von einem Fall von Familientrauer gesprochen haben wird. Aber auch sonst gibt es auf der Ringstraße allerlei zu sehen und zu hören.

Vor der Hofoper, »mitten im elegantesten Menschenstrom«, geht ein junger Mann auf Krücken. Auf einmal ruft er, so laut, daß es der neutrale Ausländer hören kann, seinem Begleiter, der allerdings einige Schritte hinter ihm geht, zu:

»Hast du gesehen, das war die Gräfin X., hast du gesehen, was für eine schöne Tochter sie hat?« In seiner harten, melodischen Stimme vibrierte ein unbändiges, zügelloses Leben; es war, als ob seine Worte, beleidigt und stolz, sagen wollten: »Meine Füße sind weg, aber garnichts, nichts hat mir das Abbruch getan. Seht mich an, ihr alle, bin ich nicht ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle wie vorher?« Sein Gesicht war sonnverbrannt, die Züge edel und hart und die raubtierhaft glänzenden Augen von vielen, scharfgezeichneten Fältchen umgeben.

Wär's nicht ein junger Mann auf Krücken von älterem Adel gewesen, hätte ich geglaubt, daß es ein älterer Armeelieferant von jüngerem Adel war. Aber

es gibt in der Hofburg doch etwas zu sehen, das aus königlichem Geschlecht stammt: Das sind die aus den sechs erlauchtesten Geschlechtern des kaiserlichen Gestüts erlesenen spanisch-arabischen Hengste, die jeden Morgen in der Hofreitschule nach der hohen Schule geritten werden.

Diese Wahrnehmung läßt darauf schließen, daß sie von einem Klienten des Herrn Salten herrührt. Da ist denn zwar wieder einmal zu sagen, daß ein Wiener in seinem Leben von den Wiener Einrichtungen weniger erfährt, als ein Neutraler an einem Tag, daß aber freilich derzeit gerade die spanische Reitschule sich nicht beklagen dürfte, vor den spanischen Reitern am Isonzo ein wenig in den Hintergrund zu treten. Der Führer führt den Geführten fürder in die Stephanskirche, wo er Gelegenheit hat, nachdenklich zu werden. Dann aber lockt das Leben und zwar sofort. Riedl? Nein. Ungenügend orientiert, überall Ungarn sehend, erzählt er:

Verläßt man die Kirche, so hört man ganz in der Nähe, aus dem Café Sacher die schmeichelnden, lockenden Klänge einer ungarischen Kapelle dringen. Durch die Fenster sieht man den schwarzlockigen Maëstro. Wilder und wilder bewegen sich seine Arme, tiefer und tiefer sinkt sein Nacken. Die Musik steigert sich allmählich, wird ausgelassen und artet aus, mit Zimbeln und Pauken, zu einem schwermütigen, enthusiastischen und zügellosen Radau.

Zwar ist noch kein Frommer, der den Stephansdom verließ, dieses Anblicks froh geworden und solcher Versuchung zur Sinnenlust ausgesetzt gewesen. Das Ärgernis würde sicher abgestellt werden, denn der Riedl hat keine Musik, die Prostituierten kommen im Frieden erst bei der Nacht, jetzt ist Krieg und das Café Sacher lockt auf dem Opernring, wiewohl es selbst dort schwer wäre, von außen der Raserei des Maëstros in ihren Stadien zu folgen und die Wiener, in gewohnter Nichtachtung ihrer eigenen Sehenswürdigkeiten, an der Erscheinung vorübergehen und sie keinesfalls als einen Brennpunkt der Wiener Lebenslust ansehen, umsoweniger als diesem Faszinierer kein Plakat nachweisen kann, daß er der Gemahl einer Gräfin sei. Aber was liegt daran, es ist ein Stimmungsbild und erfüllt seinen Zweck, indem doch der Schweiz bewiesen werden soll, daß man »in Wien nichts von dem Ernst des Krieges spürt«, mit Ausnahme versteht sich der Offiziere, die das schwarze Band tragen. Denn die Aufgabe der Wiener Propagandaschmöcke besteht nicht nur darin, in der Schweiz zu erzählen, daß der Wiener nicht untergeht, sondern diese Überzeugung auch den Schweizer Kollegen beizubringen, was allerdings noch wirksamer durch deren Fernhaltung vom Schauplatz der Begebenheit geschähe. So kommt es, daß uns seit Monaten zwischen Kohlenfrage und Seifenkarte die Zeit mit journalistischer Heurigenmusik vertrieben und der Schweiz mit unserer Bereitschaft in den Ohren gelegen wird, auch noch ihre eigenen Sorgen durchzuhalten. Wenn sie sich unsere Leute gefallen läßt — über die Grenzen des Geschmacks und der Neutralität läßt sich nicht streiten. Unser Land ist mit Feuilletons bis zum Endsieg versorgt und wünscht, daß Zuzug ferngehalten werde.

Ein deutsches Buch

»Der rote Kampfflieger« von Rittmeister Manfred Freiherrn von Richthofen ist 1917 im Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien erschienen. Die folgenden Stellen seien daraus zitiert:

... Mein erster Gedanke war, den Popen hinter Schloß und Riegel zu setzen. So holten wir den vollkommen überraschten und höchst verdutzten Mann aus seinem Hause. Ich sperrte ihn zunächst mal auf dem Kirchturm ins Glockenhaus ein, nahm die Leiter weg und ließ ihn oben sitzen. Ich versicherte ihm, daß, wenn auch nur das geringste feindselige Verhalten der Bevölkerung sich bemerkbar machen sollte, er sofort ein Kind des Todes sein würde. Ein Posten hielt Ausschau vom Turm und beobachtete die Gegend.

*

... Auf jeder Station, auch da, wo wir nicht hielten, stand ein Meer von Menschen, die uns mit Hurra und Blumen überschütteten. Eine wilde Kriegsbegeisterung lag im deutschen Volk; das merkte man.

... Ich fühlte mich mit meiner Pistole in der Hand ganz kolossal sicher.

Die Einwohner hatten sich, wie ich später erfahren habe, sowohl einige Tage vorher gegen unsere Kavallerie als auch später gegen unsere Lazarette sehr aufrührerisch benommen, und man hatte eine ganze Menge dieser Herren an die Wand stellen müssen.

... Den Kriegsanfang möchte ich wieder mal mitmachen.

*

... Eigentlich hätte ich den Franktireur wie ein Stück Vieh 'runterknallen müssen.

... Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner, wo man ihn auch trifft, über den Haufen zu rennen, besonders natürlich feindliche Kavallerie. Schon sah ich mich an der Spitze meines Häufleins eine feindliche Schwadron zusammenhauen und war ganz trunken vor freudiger Erwartung. Meinen Ulanen blitzten die Augen.

... Alles das spielte sich auf einem schmalen Waldweg ab, so daß man sich wohl die Schweinerei vorstellen kann, die sich nun ereignete.

... Er hatte uns wohl von Anfang an beobachtet und, wie es den Franzosen nun mal liegt, aus dem Hinterhalt seinen Feind zu überfallen, so hatte er es auch in diesem Fall wieder versucht.

*

... Die Mönche waren überaus liebenswürdig. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, soviel wir haben wollten, und wir ließen es uns gut schmecken. Die Pferde wurden abgesattelt und waren auch ganz froh, wie sie nach drei Tagen und drei Nächten zum erstenmal ihre achtzig Kilo totes Gewicht von ihren Rücken loswurden. Mit anderen Worten, wir richteten uns so ein, als ob wir im Manöver bei einem lieben Gastfreund zu Abend wären. Nebenbei bemerkt, hingen drei Tage darauf mehrere von den Gastgebern an dem Laternenpfahl, da sie es sich nicht hatten verkneifen können, sich an dem Krieg zu beteiligen. Aber an dem Abend waren sie wirklich überaus liebenswürdig. Wir krochen in Nachthemden in unsere Betten, stellten einen Posten auf und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

*

Aus dem Kapitel »Langeweile vor Verdun«:

Für einen so unruhigen Geist, wie ich einer bin, war meine Tätigkeit vor Verdun durchaus mit »langweilig« zu bezeichnen. Anfangs lag ich selbst im Schützengraben an einer Stelle, wo nichts los war; dann wurde ich Ordonnanzoffizier und glaubte, nun mehr zu erleben. Da hatte ich mich aber arg in die Finger geschnitten. Ich wurde vom Kämpfenden zum besseren Etappenschwein degradiert.

... Es war ganz spaßig, die Franzosen an manchen Stellen nur auf fünf Schritt vor sich zu haben. Man hörte den Kerl sprechen, man sah ihn Zigaretten rauchen, ab und zu warf er ein Stück Papier herüber. Man unterhielt sich mit ihnen, und trotzdem suchte man sich auf alle erdenklichen Arten anzuärgern (Handgranaten).

... Besonders eine Sau war interessant, sie kam jede Nacht durch den See geschwommen, brach an einer bestimmten Stelle in einen Kartoffelacker und schwamm dann wieder zurück. Es reizte mich natürlich besonders, dieses Tier näher kennenzulernen. So setzte ich mich denn an dem Ufer dieses Sees an. Wie verabredet, erschien die alte Tante um Mitternacht, um sich ihr Nachtmahl zu holen. Ich schoß, während sie noch im See schwamm, traf, und das Tier wäre mir beinahe versoffen, wenn ich nicht noch im letzten Moment hätte zugreifen können, um sie an einem Lauf festzuhalten.

... So hatte ich es schon einige Monate ausgehalten, da kam eines schönen Tages etwas Bewegung in unseren Laden. Wir beabsichtigten eine kleine Offensive an unserer Front. Ich freute mich mächtig ...

*

Nachdem in Rußland unsere Unternehmungen so sachte zum Stehen kamen, wurde ich plötzlich zu einem Großkampfflugzeug, zur B. A. O. nach Ostende versetzt (21. August 1915).

Ich traf da einen alten Bekannten, Zeumer, und außerdem verlockte mich der Name ›Großkampfflugzeug‹.

*

Aus dem Kapitel »Ein Tropfen Blut fürs Vaterland«:

... Mein Großkampfflugzeug, das sich für das Bombenschleppen ganz gut eignete, hatte aber die dumme Eigenschaft, daß man von der abgeworfenen Bombe den Einschlag schlecht sehen konnte, denn das Flugzeug schob sich nach dem Abwurf über das Ziel weg und verdeckte es mit seinen Flächen vollkommen. Dieses ärgerte mich immer, denn man hatte so wenig Spaß davon. Wenn's unten knallt und man die lieblich grau-weiße Wolke der Explosion sieht und sie auch in der Nähe des Zieles liegt, macht einem viel Freude.

*

... Ich verfolgte ihn mit den Augen und klopfte Osteroth auf den Kopf. Er fällt, er fällt, und tatsächlich fiel er in einen großen Sprengtrichter; man sah ihn darin auf dem Kopf stehen, Schwanz nach oben. Auf der Karte stellte ich fest: fünf Kilometer hinter der jetzigen Front lag er. Wir hatten ihn also jenseits abgeschossen. In damaliger Zeit wurden aber Abschüsse jenseits der Front nicht bewertet, sonst hätte ich heute einen mehr auf meiner Liste. Ich aber war sehr stolz auf meinen Erfolg, und im übrigen ist es ja die Hauptsache, wenn der Kerl unten liegt, also nicht, daß er einem als Abschuß angerechnet wird.

*

... Ich nahm mir einen zweiten Piloten als Beobachter mit und schickte diesen abends zurück. Nachts setzte ich mich auf Sauen an und wurde am nächsten Morgen von diesem Piloten wieder abgeholt.

... Es ist aber nicht jedermanns Sache, auf Wetter gar keine Rücksicht zu nehmen, doch es gelang mir, einen Gesinnungstüchtigen zu finden.

*

Aus dem Kapitel »Bombenflüge in Rußland«:

... Man konnte das von oben sehr schön sehen; an jeder Ausweichstelle stand ein Transportzug. Also ein wirklich lohnendes Ziel für einen Bombenflug.

Man kann sich für alles begeistern. So hatte ich mich mal für eine Weile für dieses Bombenfliegen begeistert. Es machte mir einen unheimlichen Spaß, die Brüder da unten zu bepflastern. Oft zog ich an einem Tage zweimal los.

... Ich schleppte manchmal einhundertfünfzig Kilogramm Bomben mit einem ganz normalen C-Flugzeug. Außerdem hatte ich noch einen schweren Beobachter mit, dem man die Fleischnot

gar nicht ansah, ferner »für den Fall daß« noch zwei Maschinengewehre. Ich habe sie nie in Rußland ausprobieren können. Es ist sehr schade, daß in meiner Sammlung kein Russe vorhanden ist. An der Wand würde sich seine Kokarde gewiß ganz malerisch machen. So ein Flug mit einer dicken, schwerbeladenen Maschine, besonders in der russischen Mittagsglut, ist nicht von Pappe.

... Endlich ist man in einer ruhigeren Luftschicht und kommt allmählich zu dem Genuß des Bombenfluges. Es ist schön, geradeaus zu fliegen, ein bestimmtes Ziel zu haben und einen festen Auftrag. Man hat nach einem Bombenwurf das Gefühl: Du hast etwas geleistet, während man manchmal bei einem Jagdflug, wo man keinen abgeschossen hat, sich sagen muß: Du hättest es besser machen können. Ich habe sehr gern Bomben geworfen.

... Und so konnten wir noch manches erreichen. Mein Beobachter schoß feste mit dem Maschinengewehr unter die Brüder, und wir hatten einen wilden Spaß daran.

*

Aus dem Kapitel »Endlich«:

... Wir unterhielten uns mit den Kameraden, da erzählte einer: »Heute kommt der große Boelcke und will uns, oder vielmehr seinen Bruder, in Kowel besuchen.« ... Ich wagte nicht, ihn zu bitten, daß er mich mitnähme. Nicht aus dem Grunde heraus, daß es mir bei unserem Geschwader zu langweilig gewesen wäre — im Gegenteil, wir machten große und interessante Flüge, haben den Rußkis so manchen Bahnhof eingetöppert — aber der Gedanke, wieder an der Westfront zu kämpfen, reizte mich. Es gibt eben nichts Schöneres für einen jungen Kavallerieoffizier, als auf Jagd zu fliegen.

*

Aus dem Kapitel »Mein erster Engländer«:

... Was Boelcke uns sagte, war uns daher ein Evangelium. In den letzten Tagen hatte er, wie er sich ausdrückte, zum Frühstück schon mindestens einen, manchmal auch zwei Engländer abgeschossen.

... Er schien aber kein Anfänger zu sein, denn er wußte genau, daß in dem Moment sein letztes Stündlein geschlagen hatte, wo ich es erreichte, hinter ihn zu gelangen. Ich hatte damals noch nicht die Überzeugung, »der muß fallen«, wie ich sie jetzt voll habe, sondern ich war vielmehr gespannt, ob er wohl fallen würde, und das ist ein wesentlicher Unterschied. Liegt mal der erste oder gar der zweite oder dritte, dann geht einem ein Licht auf: »So mußt du's machen«.

... Stolz meldete ich zum ersten Male: »Einen Engländer abgeschossen.« Sofort jubelte alles, denn ich war nicht der einzige;

außer Boelcke, der, wie üblich, seinen Frühstückssieg hatte, war jeder von uns Anfängern zum ersten Male Sieger im Luftkampf geblieben.

*

Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Jagdgefilde kennen gelernt als in den Tagen der Somme-Schlacht. Morgens, wenn man aufgestanden, kamen schon die ersten Engländer, und die letzten verschwanden, nachdem schon lange die Sonne untergegangen war. »Ein Dorado für die Jagdflieger«, hat Boelcke einmal gesagt. Es ist damals die Zeit gewesen, wo Boelcke in zwei Monaten mit seinen Abschüssen von zwanzig auf vierzig gestiegen war. Wir Anfänger hatten damals noch nicht die Erfahrung wie unser Meister und waren ganz zufrieden, wenn wir nicht selbst Senge bezogen. Aber schön war es!

... Der Geist Boelckes lebt fort unter seinen tüchtigen Nachfolgern.

*

... Es war wieder das übliche Bild. Boelcke schießt einen ab, und ich kann zusehen.

*

Aus dem Kapitel »Der Achte«:

Acht war zu Boelckes Zeiten eine ganz anständige Zahl.

... Als Immelmann seinen ersten abschoß, hatte er sogar das Glück, einen Gegner zu finden, der gar kein Maschinengewehr bei sich hatte. Solche Häschen findet man jetzt höchstens noch über Johannisthal.

*

... Ich flog quietschvergnügt eines schönen Tages wieder mal auf Jagd und beobachtete drei Engländer, die scheinbar auch nichts anderes vorhatten als zu jagen. Ich merkte, wie sie mit mir liebäugelten, und da ich gerade viel Lust zum Kampfe hatte, ließ ich mich darauf ein. Ich war tiefer als der Engländer, folglich mußte ich warten, bis der Bruder auf mich 'runterstieß. Es dauerte auch nicht lange, schon kam er angesegelt und wollte mich von hinten fassen. Nach den ersten fünf Schüssen mußte der Kunde schon wieder aufhören, denn ich lag bereits in einer scharfen Linkskurve.

... Dabei flogen meine ersten blauen Bohnen ihm um die Ohren, denn bis jetzt war keiner zu Schuß gekommen. ... Sein Maschinengewehr rannte in die Erde und ziert jetzt den Eingang über meiner Haustür.

*

Aus dem Kapitel »Englische und französische Fliegerei«:

Zurzeit bin ich bemüht, der Jagdstaffel Boelcke Konkurrenz zu machen.

... Dem Engländer dagegen merkt man eben doch ab und zu noch etwas von seinem Germanenblut an. Auch liegt dem Sportsmann das Fliegen sehr, aber sie verlieren sich zu sehr in dem Sportlichen. ... Dies macht wohl bei der Johannisthaler Sportswoche Eindruck, aber der Schützengraben ist nicht so dankbar wie dieses Publikum. Er verlangt mehr. Es soll immer englisches Pilotenblut regnen.

*

Aus dem Kapitel »Selbst abgeschossen«:

... So habe ich mal einen Engländer abgeschossen, dem ich den Todesschuß jenseits der feindlichen Linien gegeben habe, und 'runtergeplumpst ist er bei unseren Fesselballons, so weit hat ihn der Sturm noch 'rübergetrieben.

*

Aus dem Kapitel »Erste Dublette«:

... Das Wetter ist eigentlich sehr schlecht geworden, so daß wir nicht annehmen konnten, noch Weidmannsheil zu haben.

... Nach seiner Landung flog ich nochmals über ihn hinweg in zehn Metern Höhe, um festzustellen, ob ich ihn totgeschossen hatte oder nicht. Was macht der Kerl? Er nimmt sein Maschinengewehr und zerschießt mir die ganze Maschine.

Voß sagte nachher zu mir, wenn ihm das passiert wäre, hätte er ihn nachträglich noch auf dem Boden totgeschossen. Eigentlich hätte ich es auch machen müssen, denn er hatte sich eben noch nicht ergeben. Er war übrigens einer von den wenigen Glücklichen, die am Leben geblieben sind.

Sehr vergnügt flog ich nach Hause und konnte meinen Dreiunddreißigsten feiern.

*

... Ich kriegte meinen Gegner vor und konnte noch schnell sehen, wie mein Bruder und Wolff sich jeder einen dieser Burschen vorbanden.

*

Aus dem Kapitel »Der ‚alte Herr' kommt uns besuchen«:

... Um halb Zehn ist er auf unserem Platz. Wir kommen gerade von einem Jagdflug nach Hause, und mein Bruder

steigt zuerst aus seiner Kiste, begrüßt den alten Herrn: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Darauf steige ich aus meiner Maschine: »Guten Tag, Papa, ich habe eben einen Engländer abgeschossen.« Der alte Herr war glücklich, es machte ihm viel Spaß, das sah man ihm an. Er ist nicht einer von den Vätern, die sich um ihre Söhne bangen, sondern am liebsten möchte er selbst sich in eine Maschine setzen und auch abschießen — glaube ich wenigstens. Wir frühstückten erst mit ihm, dann flogen wir wieder.

. . . Das deutsche Flugzeug ist scheinbar angeschossen . . Wir stürzen hin und müssen mit Bedauern feststellen, daß der eine der Insassen, der Maschinengewehrschütze, gefallen ist. Dieser Anblick war meinem Vater etwas Neues und stimmte ihn offenbar sehr ernst.

. . . Diesmal hatte ich wieder Glück und hatte meinen zweiten Engländer an dem Tage abgeschossen. Die Stimmung des alten Herrn war wieder da.

. . . Wolff war mit seiner Gruppe während der Zeit am Feinde gewesen und hatte selbst einen erledigt. Auch Schäfer hatte sich einen zu Gemüte geführt.

. . . Da plötzlich bäumt sich das feindliche Flugzeug auf — ein sicheres Zeichen des Getroffenseins, gewiß hatte der Führer Kopfschuß oder so etwas — das Flugzeug stürzt, und die Flächen des feindlichen Apparates klappen auseinander. Die Trümmer fallen ganz in der Nähe meines Opfers. Ich fliege an meinen Bruder heran und gratuliere ihm, d. h. wir winkten uns gegenseitig zu. Wir waren befriedigt und flogen weiter. Es ist schön, wenn man mit seinem Bruder so zusammen fliegen kann.

. . . Wir schlossen uns eng zusammen, denn jeder wußte, daß man es mit Brüdern zu tun hat, die dasselbe Metier verfolgen wie wir selbst. . . . aber es kommt eben nicht auf die Kiste an, sondern auf den, der drinnen sitzt; die Brüder waren laurig und hatten keinen Mumm.

... Aber wenn einem die Kundschaft nicht mehr gibt, muß man sie halt nehmen, wie sie kommt.

. . . Was unter mir ist, womöglich noch allein und auf unserem Gebiet, kann wohl als verloren gelten, besonders, wenn es ein Einsitzer ist, also ein Jagdflieger, der nicht nach hinten 'rausschießen kann.

... Jedesmal fiel mein Freund darauf 'rein. So hatte ich mich sachte an ihn herangeschossen. Nun bin ich ganz nahebei. Jetzt wird sauber gezielt, noch einen Augenblick gewartet, höchstens noch fünfzig Meter von ihm entfernt, drücke ich

auf beide Maschinengewehrknöpfe. Erst ein leises Rauschen, das sichere Zeichen des getroffenen Benzintanks, dann eine helle Flamme, und mein Lord verschwindet in der Tiefe.

Dieser war der Vierte an diesem Tage. Mein Bruder hatte zwei. Dazu hatten wir den alten Herrn scheinbar eingeladen. Die Freude war ganz ungeheuer.



Weihnachten 1916
Der »alte Herr« (X) bei der Jagdstaffel Boelcke

... Sechs Engländer hatten die beiden Brüder also an einem Tage abgeschossen, das ist zusammen eine ganze Fliegerabteilung. Ich glaube, wir waren den Engländern unsympathisch.

*

Aus dem Kapitel: »Mein Bruder«:

... Das täte uns leid, denn dadurch würde uns manche schöne Gelegenheit genommen, bei der wir die Engländer gut belapsen könnten.

*

Aus dem Kapitel »Lothar ein ‚Schießer' und nicht ein Weidmann«:

Mein Vater macht einen Unterschied zwischen einem Jäger (Weidmann) und einem Schießer, dem es nur Spaß macht, zu schießen. Wenn ich einen Engländer abgeschossen habe, so ist meine Jagdpassion für die nächste Viertelstunde beruhigt. Ich bringe es also nicht fertig, zwei Engländer unmittelbar hintereinander abzuschießen. Fällt der eine herunter, so habe ich das unbedingte Gefühl der Befriedigung. Erst sehr, sehr viel später habe ich mich dazu überwunden und mich zum Schießer ausgebildet. Bei meinem Bruder war es anders.

. . . Zu Hause fragte er mich stolz: »Wieviel hast du abgeschossen?« Ich sagte ganz bescheiden: »Einen.« Er dreht mir den Rücken und sagt: »Ich habe zwei,« worauf ich ihn zur Nachsuche nach vorn schickte. Er mußte feststellen, wie seine Kerle hießen usw. Am späten Nachmittag kommt er zurück und hat nur einen gefunden. Die Nachsuche war also schlecht, wie überhaupt bei solchen Schießern. Erst am Tage darauf meldete die Truppe, wo der andere lag. Daß er 'runtergefallen war, hatten wir ja alle gesehen.

*

Aus dem Kapitel »Der Auerochs«:

Der Fürst Pleß hatte mir gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier erlaubt, bei ihm auf seiner Jagd ein Wisent abzuschießen. Der Wisent ist das, was im Volksmund mit Auerochse bezeichnet wird. Auerochsen sind ausgestorben. Der Wisent ist auf dem besten Wege, das gleiche zu tun. Auf der ganzen Erde gibt es nur noch zwei Stellen, und das ist in Pleß und beim Revier des ehemaligen Zaren im Bialowiczer Forst. Der Bialowiczer Forst hat natürlich durch den Krieg kolossal gelitten. So manchen braven Wisent, den sonst nur hohe Fürstlichkeiten und der Zar abgeschossen hätten, hat sich ein Musketier zu Gemüte geführt. Mir war also durch die Güte seiner Durchlaucht der Abschuß eines so seltenen Tieres erlaubt worden. In etwa einem Menschenalter gibt es diese Tiere nicht mehr, da sind sie ausgerottet.

. . . Ich stand auf der Kanzel, auf der, wie mir der Oberwildmeister berichtete, bereits mehrmals Majestät gestanden hat, um so manchen Wisent von da aus zur Strecke zu bringen.

. . . Auf zweihundertfünfzig Schritt verhoffte er noch einen Augenblick. Es war mir zu weit, um zu schießen. Getroffen hätte man ja vielleicht das Ungetüm, weil man eben an so einem Riesending überhaupt nicht vorbeischießen kann.

... Schlecht zum Schießen. Da verschwand er hinter einer Gruppe von dichten Fichten. Ich hörte ihn noch schnaufen und stampfen. Sehen konnte ich ihn nicht mehr. Ob er Wind von mir bekommen hatte oder nicht, weiß ich nicht.

... War es der ungewohnte Anblick eines solchen Tieres oder wer weiß was — jedenfalls hatte ich in dem Augenblick, wo der Stier herankam, dasselbe Gefühl, dasselbe Jagdfieber, das mich ergreift, wenn ich im Flugzeug sitze, einen Engländer sehe und ihn noch etwa fünf Minuten lang anfliegen muß, um an ihn heranzukommen. Nur mit dem einen Unterschied, daß sich der Engländer wehrt. Hätte ich nicht auf einer so hohen Kanzel gestanden, wer weiß, ob da nicht noch andere moralische Gefühle mitgespielt hätten?

... Hindenburg hatte mir einen Monat vorher gesagt: »Nehmen Sie sich recht viel Patronen mit. Ich habe auf meinen ein halbes Dutzend verbraucht, denn so ein Kerl stirbt ja nicht. Das Herz sitzt ihm so tief, daß man meistenteils vorbeischießt.« Und es stimmte. Das Herz, trotzdem ich ja genau wußte, wo es saß, hatte ich nicht getroffen. Ich repetierte. Der zweite Schuß, der dritte, da bleibt er stehen, schwerkrank. Vielleicht auf fünfzig Schritt vor mir. Fünf Minuten später war das Ungetüm verendet. Die Jagd wurde abgebrochen und »Hirsch tot« geblasen. Alle drei Kugeln saßen ihm dicht überm Herzen, sehr gut Blatt.

*

... Man ist noch lange nicht am Ende der Erfindungen. Wer weiß, was wir in einem Jahr verwenden werden, um uns in den blauen Äther zu bohren!

*

Aus einer faksimilierten Beilage:

Rittm. Freih. von Richthofen.

Jagdstaffel Richthofen. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gott sei ferner mit Ihnen.

— —

Glossen

Ein anderer Ton

— — Banfield bestätigte auch die Nachricht, daß er englischer Abstammung sei. Sein Vater war noch englischer Staatsbürger.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sehr ergriffen war der Korrespondent über die Worte Banfields: »Wann wird endlich ein Ende sein? Es ist schon genug. Schade um die vielen Menschenleben. Was jetzt geschieht, ist nur reine Vernichtung, nur mehr ein Morden, kein Krieg mehr.«

Der sieht denn doch aus einer höhern Höhe.

* * *

Brünner Blutrausch

Ein Feldpostbrief, der in einem Brünner Blatt zu lesen war:

Das Trommelfeuer am 10. Juni war ein Vergnügen im Vergleich zum Konzert am 18. und 19. Den ganzen Tag und die ganze Nacht haben die Italiener getrommelt. Um 11 Uhr nachts war dann allgemeiner Angriff. Wir haben geschossen, daß die Rohre heiß wurden — wir mußten eine Zeitlang aussetzen. Die Infanteristen mußten die Gewehre wechseln, viele haben geschwollene Hände von ununterbrochenem Feuer. Die Maschinengewehre haben überhaupt nicht aufgehört und stundenlang gemäht . . . Du glaubst gar nicht, wie begeistert man wird, wenn man sieht, wie eine Sturmwelle nach der anderen zerfetzt wird und sie nicht und nicht vorwärtskommen. Man vergißt ganz, daß einem so eine Granate an den Kopf schlagen kann . . . Heute ist vollkommen Ruhe. Ich habe wenigstens ein paar Stunden schlafen können. Mein armer Garten ist etwas demoliert von lauter Sprengstücken. Wir haben viel Kupfer gesammelt von den italienischen Granaten. Hoffentlich liefert uns Cadorna bald wieder welche. Es wäre schade, wenn der Spaß schon aufhören würde. Wir warten mit Sehnsucht darauf, daß sie noch ein paarmal anrennen! Aber

nach dem gestrigen, etwas unhöflichen Empfang ist leider wenig Hoffnung vorhanden!

Ob der Schuft, der es verfaßt hat, es auch wirklich erlebt hat, ist fraglich. Vielleicht ist der Blutrausch Brünner Ware. Wo immer es aber entstanden ist, der Schuft, der's zum Druck befördert hat, müßte sofort gezwungen werden, es zu erleben.

* * *

Kerzen gesucht

»Der Geschichtsforscher wird nach Mitteilungen über die Aufnahme der Nachrichten von dem Siege in Ostgalizien suchen, ob nicht Freudenfeuer auf den Spitzen der Berge angezündet, brennende Kerzen in die Fenster der Häuser gestellt wurden, ob nicht berauschende Musik die Stimmungen ausgedrückt habe, die in einer Nation nach Vertreibung des Erbfeindes lebendig werden....«

Schon die Arbeiter-Zeitung, der der Satz nicht entgangen ist, fragt mit Recht, wie Freudenfeuer ohne Kohlen und Holz zustandekommen sollen, und erleichtert dem Geschichtsforscher, der sonst lange suchen könnte, die Arbeit, indem sie feststellt, daß Kerzen derzeit nur gegen Bezugscheine erhältlich sind. Eben dies aber sollte den Geschichtsforscher interessieren. Weit über die Raserei eines Chappers von »Details«, der überall und selbst beim Weltuntergang zunächst auf »Stimmungen« versessen ist, enthüllt der Schrei die furchtbare Besonderheit des neuzeitlichen Sieges: daß er eben nur im Leitartikel gefeiert werden kann, weil eben nur dort noch, nicht einmal mehr im Annoncenteil, Kerzen freihändig offeriert werden. Denn Papier gibts noch, Talent und Tinte auch. Aber der Sieg, auf den's ankommt, wäre der, daß es Kerzen gibt, nicht, um ihn zu feiern, das wäre gar nicht mehr nötig, denn Feier genug wäre der Erfolg, daß es Kerzen gibt! Und gerade diesen nüchternen Zweck vermag der Handelskrieg nicht zu erreichen. Der andere Krieg, der von der Glorie gelebt hat, hat die irdischen Güter nicht wesentlich beeinträchtigt; dieser ist rein auf die Glorie angewiesen, und er verzehrt, womit er sich schmücken sollte.

* * *

Lorbeer als Lebensmittel

Das Wesen der neuen Glorie erfährt eine neue Einschränkung durch die folgende Tatsache:

Preistreiberei in Lorbeerblättern. Infolge Gewürzmangels werden seit etwa anderthalb Jahren ungeheure Mengen trockener Lorbeerblätter verbraucht, um den Speisen, namentlich des armen Volkes, etwas Geschmack zu geben. Tausende und Abertausende von Zentnern dieser trockenen Lorbeerblätter gehen aus Dalmatien und Istrien ins Innere, und jetzt, nachdem die Ausfuhr gestattet wurde, auch nach Deutschland. Nun hat sich eine wüste Spekulation dieses Artikels bemächtigt. Ganze Lorbeerwälder wurden aufgerissen und auf Jahre hinaus zerstört. Die Blätter, die in gewöhnlichen Zeiten 17 bis 20 Kronen für 100 Kilogramm kosteten, sind auf den Wucherpreis von 280 Kronen und mehr für 100 Kilogramm gebracht worden. Trockene Lorbeerblätter sind jetzt ein »notwendiger Bedarfsartikel« im Sinne des Preistreibereigesetzes geworden. Warum wird nun kein Höchstpreis bestimmt?

Also nicht nur daß das Material für Siegesfeiern fehlt, nämlich die Kerzen, wird der Lorbeer selbst noch aufgegessen. Dadurch sind freilich die Lorbeerblätter wieder das geworden, was sie so lange nicht waren: ein notwendiger Bedarfsartikel. Verläuft da nicht dieses Verhängnis, das täglich in unverstandenen Symbolen auf uns einsprach, in einem Symbol? Wir Fibelkinder, die wir daran glauben mußten, nehmen alles, was wir noch sehen, und wär's die Glorie selbst, in den Mund. Das letzte Lebensmittel ist der Lorbeer. Aber auch von den Lorbeern, die man nicht ißt, sondern auf denen man nur ruht, ist längst bekannt, daß sich eine wüste Spekulation dieses Artikels bemächtigt hat. Viele unter jenen Persönlichkeiten, für die das Geld jetzt keine Rolle spielt und die die Ehre, welche ihnen fehlt, durch Surrogate wie Titel und Orden ersetzen wollen, arbeiten der Ruhmespreistreiberei geradezu in die Hände. Tolle Zeit!

* * *

Vision

»Personen, die im Jahre 1917 ihren Wohnort vorübergehend in ein Heilbad oder auf die Dauer von mindestens vier Wochen in einen Kurort oder in eine Sommerfrische verlegen, haben bis längstens 1. Juni bei der Bezirksbehörde ihres ständigen Wohnortes mittelst des dort erhältlichen amtlichen Formulars eine Abmeldung zu erstatten, in der der Name, der ständige Wohnort, der Ort des Sommeraufenthalts, der Tag des voraussichtlichen Eintreffens, die Anzahl der Begleitpersonen und die beabsichtigte Dauer des Aufenthalts anzugeben sind; eine gleichlautende, zweite Ausfertigung dieser Abmeldung ist der Bezirksbehörde des gewählten Sommeraufenthalts zuzusenden. Die Personen haben noch vor der Abreise bei ihrer Brotkartenausgabestelle den Lebensmittelkartenabmeldeschein zu beheben und sohin den Bezug derjenigen Lebensmittel, deren Verkauf rayoniert ist, gegen Bestätigung auf dem Lebensmittelkartenabmeldeschein bei der betreffenden Verschleißstelle abzumelden. Der Verschleißer rayonierter Lebensmittel hat eine Liste zu führen, in welcher Name, Wohnort, Tag der Abreise und Zahl der Begleitpersonen der sich Abmeldenden sowie die Menge der in Abfall kommenden Lebensmittel einzutragen sind; diese Liste ist derjenigen Stelle, von der die Zuweisung rayonierter Lebensmittel erfolgt, am Ende jeder Woche vorzulegen. In dem Heilbad, dem Kurort oder der Sommerfrische haben sich die Personen unter Vorweisung des Lebensmittelkartenabmeldescheines bei der Brotkartenausgabestelle sowohl nach dem Eintreffen als auch vor dem Verlassen dieser Orte zu melden. Die Ausfolgung von Lebensmittelkarten darf im Orte des Sommeraufenthalts sowie nach der Rückkehr im ständigen Wohnort nur auf Grund des mit den entsprechenden Amtsvermerken versehenen Abmeldescheines erfolgen. Die politischen Bezirksbehörden sind ermächtigt worden, den Einkauf von Lebensmitteln durch die Fremden zu rayonieren und außerdem die Verabfolgung von Speisen in den Speisewirtschaften der Heilbäder, Kurorte und Sommerfrischen zu regeln. Gastwirtschaften haben auf die Mehrzuweisung von Lebensmitteln für die Verpflegung von Heilbäder- und Kurortebesuchern sowie Sommerfrischlern im allgemeinen nur dann Anspruch, wenn sie den erhöhten Bedarf durch Abgabe der von den Kostteilnehmern eingezogenen Kartenabschnitte nachweisen. Für Ausflügler, die nur auf kurze Zeit Heilbäder, Kurorte und Sommerfrischen besuchen, können besondere Verpflegsvorsorgen nicht getroffen werden. Weiters sind die politischen Bezirksbehörden ermächtigt worden, den Besuchern von Heilbädern, Kurorten und Sommerfrischen zur Verhinderung des Hamsterns von Lebensmitteln den unmittelbaren Einkauf gewisser Lebensmittel beim Produzenten zu verbieten.«

Guter Kurerfolg! Doch von allem Wirrsal dieses Lebens abgesehen — ehe ich einem Lebensmittelkartenabmeldeschein nähertrete und ihm mit dem Degen in der Hand zurufe: Steh, Phantom!, sperre ich mich lieber bei vierzig Grad und vierhundert verbrannten Kehrichtmaschinen in Wien ein, wobei mich die ungenügende Kehrichtabfuhr in Rom hinreichend entschädigen mag. Und läse in einem Buch:

»Wie dies bestimmt zu deuten, weiß ich nicht;
Allein so viel ich insgesamt erachte,
Verkündets unserm Staat besondre Gährung.«

»Nun setzt euch, Freunde, sagt mir, wer es weiß,
Warum dies aufmerksame strenge Wachen
Den Untertan des Landes nächtlich plagt?
Warum wird Tag für Tag Geschütz gegossen,
Und in der Fremde Kriegsgerät gekauft?
Warum gepreßt für Werfte, wo das Volk
Den Sonntag nicht vom sauern Werktag trennt?
Was gibts, daß diese schweißbetriefte Eil'
Die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht?
Kann jemand mich belehren?«

»Ja, ich kanns;
Zum mindsten heißt es so. Der letzte König
Ward, wie ihr wißt, durch Fortinbras von Norweg,
Den eifersücht'ger Stolz dazu gespornt,
Zum Kampf gefordert — —

— — Und dies
Scheint mir der Antrieb unsrer Zurüstungen,
Die Quelle unsrer Wachen, und der Grund
Von diesem Treiben und Gewühl im Lande.«

»Nichts anders, denk' ich, ists, als eben dies.
Wohl trifft es zu, daß diese Schreckgestalt
In Waffen unsre Wacht besucht, so ähnlich
Dem König, der der Anlaß dieses Kriegs.«

»Ein Stäubchen ists, des Geistes Aug' zu trüben.
— — Und eben solche Zeichen grauser Dinge
(Als Boten, die dem Schicksal stets vorangehn,
Und Vorspiel der Entscheidung, die sich naht)
Hat Erd' und Himmel insgemein gesandt
An unsern Himmelsstrich und Landsgenossen.

(Der Lebensmittelkartenabmeldeschein erscheint wieder.)

Doch still! Schaut, wie's da wieder kommt. Ich kreuz' es,
Und sollt' es mich verderben. — Steh, Phantom!
Hast du Gebrauch der Stimm' und einen Laut:
Sprich zu mir!
Ist irgend eine gute Tat zu tun,
Die Ruh dir bringen kann und Ehre mir:
Sprich zu mir!
Bist du vertraut mit deines Landes Schicksal,
Das etwa noch Voraussicht wenden kann:
O sprich!
Und hast du aufgehäuft in deinem Leben
Erpreßte Schätze in der Erde Schoß,
Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode
Umhergeht: sprich davon! verweil und sprich!

(Der Hahn kräht.

Halt es doch auf, Marcellus!«

»Soll ich nach ihm mit der Hellbarde schlagen?«

»Tu's, wenn's nicht stehen will«.

». . . 's ist hier.«

»'s ist hier.«

(Der Lebensmittelkartenabmeldeschein ab.)

»'s ist fort.
Wir tun ihm Schmach, da es so majestätisch,
Wenn wir den Anschein der Gewalt ihm bieten,
Denn es ist unverwundbar wie die Luft,
Und unsre Streiche nur boshafter Hohn.«

* * *

Berliner Chronik

Berlin, 21. Mai

Gestehen wir's offen: in den verschollenen Tagen vor dem Krieg hatte der wundervolle Monat Mai für die feinbesaiteten ästhetischen Träger der Hochkultur etwas Kitschiges. Er ging ihnen auf die Nerven mit seinem jugendlich lauten Wesen, mit seinem knallenden Grün, seinem schießenden Spargel, seinen ausschlagenden Bäumen und dem aufdringlichen Parfüm seines Flieders und Waldmeisters . . . .

... Auch die begüterten Mitbürger, die sich früher aus dem Auto heraus die Natur gönnerhaft besahen, wandern heute auf Schusters Rappen durch die Welt und führen des Leibes Notdurft auf dem Buckel mit sich, wobei sie die Entdeckung machen, wie fein nach tüchtigem Marsch die simple Wurststulle und der Kartoffelsalat an der Tafel von Mutter Grün schmeckt.

Knallendes Grün und schießender Spargel haben andern Geräuschen Platz gemacht; aber die der Sprache haben sich nicht verändert. Eine sympathische Gegend. Nur muß man so etwas auch zu hören verstehn, indem man's liest. Nicht der tote Sinn, sondern der mörderische Klang wird hier berufen.

* * *

Tell und die Behörden

Aus der ‚Kölnischen Zeitung':

Wir haben bisher diesen Teil der Schweiz gedankenlos in das Wohlwollen mit eingeschlossen, das wir unserem Nachbarstaat im Süden, dem Lande Tells und seinen Behörden, entgegenbringen. Aber die Genfer Ereignisse werden uns eine Warnung sein —

Leider keine, aus dieser Verbindung aller Couleurs endlich auszutreten. Das »Land Tells« — diese Nomenklatur als solche kann nur einem Preußen einfallen. Damit man aber ja nicht etwa glaube, daß es mehr als ein Schmuck, nämlich ein Begriff sei, also geradezu der Begriff der Freiheit, so kommt noch was dazu: rasch tritt den Tell die Behörde an.

* * *

Die Sozialdemokratie geht in die Opposition

»... Eine besondere Aufgabe obliegt der sozialdemokratischen Faktion, und sie wird ihr wohl gewachsen sein. Es gibt nur einen Standpunkt: entweder der Staatskanzler stellt sich ganz und rückhaltslos auf den Standpunkt des in dem Resolutionsvorschlag formulierten Verständigungsfriedens oder die Sozialdemokratie geht in die Opposition und drückt ihr Mißtrauen gegen eine Regierung, die nach drei Kriegsjahren noch schwankt, durch eine Tat so deutlich aus, daß sie niemand übersehen oder verkennen kann.«

* * *

Revolution in Deutschland

Berlin, 23. Juli. (Wolff.) Wie verschiedene Blätter melden, beschäftigte sich gestern die Kriegsgeneralversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins des Groß-Berliner Riesenwahlkreises Teltow-Beskow-Storkow-Charlottenburg mit der Frage der »Hofgängerei« und des Eintritts der Sozialdemokraten in die Regierung. Trotzdem von einer Seite die Rücksicht auf die unabhängigen Sozialisten gefordert wurde, führte ein Redner aus, wenn die Sozialdemokraten der Einladung in das Reichsamt des Innern folgten und der Kaiser an dieser Besprechung teilnehme, so sei das keine Verletzung sozialdemokratischer Grundsätze. Auch der Genosse David handelte korrekt, wenn er der Einladung des Kronprinzen gefolgt sei. Die Sozialdemokratie sei eine revolutionäre Partei, sie müsse deshalb auch, wenn es die veränderten Verhältnisse erforderten, in ihren eigenen Reihen revolutionieren und mit alten Traditionen brechen. . . .

* *
*

So lesen wir alle Tage

Polemik gegen Wilson

Wilson:

— — — von der Bedrohung einer gewaltigen Militärmacht zu befreien — — Diese Macht ist nicht das deutsche Volk, sie ist die unbarmherzige Gebieterin des deutschen Volks — — Das amerikanische Volk hat durch die kaiserlich deutsche Regierung unerträgliches Unrecht erlitten, aber es wünscht keine Repressalien gegen das deutsche Volk, das selbst in diesem Kriege, den es nicht nach eigener Wahl führt, alles erduldet hat — — Teilnahme an den wirtschaftlichen Möglichkeiten, das deutsche Volk natürlich eingeschlossen — — Genugtuung, aber nicht auf Kosten der Souveränität eines Volkes — — Wir müssen einige neue Beweise für die Absichten der großen Völker der Mittelmächte abwarten. Gott gebe, daß diese bald und dergestalt gegeben werden, daß sie das Vertrauen aller Völker auf den guten Glauben der Nationen — —

Die Zeitung:

— — — man kann nur vermuten, daß er all' sein Wissen aus jener trostlosen alldeutschen Literatur schöpft, die mit Berufung auf ein paar große Namen, der Welt tatsächlich ein Bild Deutschlands vorgetäuscht hat, das ungefähr dem von Wilson entworfenen Konterfei entspricht. Es ist der größte Unsinn, Deutschland nach dem wilden Geschrei einer chauvinistischen Minorität zu beurteilen, ein Fehler, an dem Fortschritt der politischen Entwicklung des deutschen Volkes zu zweifeln — — daß aus

dem Volke selbst der Wille zur Umformung des Staates aufsteigt, dies alles nicht zu sehen, heißt Deutschland nicht kennen oder nicht kennen wollen. Es wäre indes müßig, das Weltbild, das die Entente von Deutschland entworfen hat, heute korrigieren zu wollen; die Feinde werden sich dieses Teufelskonterfei nicht rauben lassen, und leider werden sie in ihrem Glauben auch bestärkt durch eine Politik, die alles dazu tut, den Teufelsmalern recht zu geben. Die wirkliche Korrektur dieses Bildes kann nur das deutsche Volk selbst besorgen, indem es der Welt zeigt, daß es willens ist seine Geschicke selbst zu lenken.

*

Polemik gegen Asquith

Die Zeitung:

— — Kennzeichnend ist, daß er die Grundsätze des Präsidenten Wilson im Völkerrecht ölige Plattheiten nennt. Asquith hat die Sehnsucht nach praktischen Verhandlungen. Das ist bezeichnend.

Asquith:

— — — Wir haben in den letzten Tagen die Antwort des neuen Reichskanzlers auf die Note des Papstes gelesen. Sie strotzt von unklaren, öligen Allgemeinheiten. — —

Jener andere Polemiker wiederholt, was er getadelt hat. Dieser fälscht, um zu tadeln. Der Fälscher sitzt im Herrenhaus.

* * *

Offerten

In dem Telegramm an den Zaren aus dem Jahre 1904, worin diesem ein Bündnis Deutschlands mit Rußland angeboten wurde, heißt es:

. . . Dies erinnert mich an meinen früheren Vorschlag, daß Du nicht vergessen solltest, ebenfalls neue Linienschiffe zu bestellen, um einige fertig zu haben, wenn der Krieg vorüber ist. Sie werden während der Friedensverhandlungen eine vorzügliche Überredungskunst ausüben. Unsere Privatfirmen würden sich sehr freuen, Aufträge zu erhalten. . . .

* * *

Ornamente

An den Papst:

. . . Deutschland suchte innerhalb der nationalen Grenzen freie Entwicklung seiner geistigen und materiellen Güter, außerhalb des Reichsgebietes ungehinderten Wettbewerb mit gleichberechtigten und gleichgeachteten Nationen.

Ein ungehemmtes Spiel der friedlich in der Welt miteinander ringenden Kräfte hätte zur höchsten Vervollkommnung der edelsten Menschheitsgüter geführt. Eine unheilvolle Verkettung von Ereignissen hat im Jahre 1914 einen hoffnungsreichen Entwicklungsgang jäh unterbrochen und Europa in einen blutigen Kampfplatz umgewandelt.

So ward das Spiel durch den Krieg gehemmt. Dieser ist nicht etwa durch das Spiel, sondern durch eine Verkettung entstanden. Nein, durch den Neid der Konkurrenz, der einen hoffnungsreichen Entwicklungsgang unterbrach, weil sie den Export von Pofelware, nein, die höchste Vervollkommnung der edelsten Menschheitsgüter nicht vertragen wollten.

* * *

Wenn einmal alles vorbei

und die als Militärrichter verkleideten Advokaturskonzipienten wohlbehalten aus den Auditoriaten zu den Ihren zurückgekehrt sind, dann wird die Untersuchung: ob es in diesem Krieg außer jenen, die vom Tod der andern gelebt haben, auch solche gegeben hat, die andere zum Tod verurteilt haben, und am Leben blieben, sie in den Kerker geschickt haben, und in Freiheit blieben, sie befleckt haben, und Ehren gewannen — hoffentlich die Wiener Advokatenkammer als höchsten Militärgerichtshof beschäftigen. Dann wird, wo Tod und Kerker erspart bleiben, der soziale Bann der geringste Entgelt sein für die Fleißaufgaben, die an Leben, Freiheit und Ehre der Wehrlosen vollbracht worden sind von jenen, die einst Expensnoten und später Todesurteile geschrieben und als König und Koretz Schrecken um sich verbreitet haben. Mögen die kaiserliche Gnade und die Unbarmherzigkeit der ‚Arbeiter-Zeitung' auch noch von diesem Erfolg begleitet sein!

* * *

Überraschungen

Der Landesverteidigungsminister:

Infolge wechselseitiger Beschuldigung der Bevölkerung und der ekelhaften Erscheinung anonymer Denunzianten, dann des Auftretens bisher ungekannter Zustände von Kriegspsychose infolge der Einwirkung neu erfundener Kriegsmittel mit nervenzerstörender Wirkung wurden bei nicht ganz vollwertigen Individuen Instinkte geweckt, die gewiß an vielen Orten Ausschreitungen hervorriefen, die nicht zu entschuldigen sind, die aber bei der ungeheuren Zahl der die Uniform Tragenden — —

Der Leitartikler:

— — Diese Ziffern sagen dem Volke sehr viel. Sie lassen niemanden unberührt und keiner wird vor ihnen achtlos bleiben können. Diese Zahlen werden die Lebensweise der Menschen durch Jahrzehnte bestimmen, sie zur Einfachheit zwingen, ihre Freiheit beschränken, ihre Arbeitsbedingungen ändern und ihre Abhängigkeit vom Staate vermehren. Ein strenges Zeitalter wird nach dem Frieden kommen . . . . Vermögen und Einkommen, Verbrauch und Verkehr, die Notdurft des Armen und der Luxus des Reichen, alles wird herangezogen werden müssen, um aus jeder Form des Besitzes und Ertrages die fehlenden Milliarden herauszubringen . . . . Verschont kann niemand werden und rauh wird das Leben für jeden sein . . . . Der Bissen im Munde wird auch zu den fehlenden Milliarden beitragen, und bei solchen Vorstellungen wird einem bange im Herzen. Das Friedensbudget, an dem wir den beginnenden Niedergang der Finanzpolitik so lebhaft tadelten, das letzte Friedensjahr, gegen das so viel Widerspruch sich erhob, heute scheinen sie uns wie ein Paradies, das wir verloren haben und in das wir nicht mehr zurückkehren werden. . . . Das Volk wird diesem ehernen Zwange nicht entfliehen können . . . . Eine leichtfertige Gebarung wäre die Gefahr des Hungers auch nach dem Kriege in den Frieden hinein . . . .

— — Der Krieg hat bisher in Österreich rund einundvierzig Milliarden verschlungen; noch die Enkel werden Schwielen auf den Fingern haben, in mühevollen Tagen und Nächten ersetzen, was in der Zeit ihrer Voreltern vernichtet worden ist. . . .

Ja, was ist denn das? So ist das? Das haben wir uns doch ursprünglich anders vorgestellt! Und man muß nicht einmal mehr sagen, daß es so ist, wie wir es uns ursprünglich vorgestellt haben? Sondern man kann schon sagen, daß es anders ist, nämlich so, wie es ist? So ist das? Ja, was ist denn das?

* * *

Aus dem Erzgebirge

»... Wenn beispielsweise der Stadtarzt von Weipert, ein im Greisenalter stehender Mann, der über die gesundheitlichen Verhältnisse seines Wirkungskreises wohl am besten zu urteilen in der Lage ist, zu der Feststellung sich veranlaßt fühlt, daß ein großer Teil der Bevölkerung von Weipert lediglich noch wandelnden Skeletten gleicht, daß eine mühsame Operation bei einem Kinde genossenes Vogelfutter in dessen Magen ergab, bzw. einen förmlich zu Stein gewordenen Klumpen infolge dieses Genusses, daß Hunderte von unterernährten Frauen und Mädchen seit Monaten den Verlust der Menstruation verzeichnen, daß ein Teil der Bevölkerung dieses Gebietes infolge Mangels an Brot durch viele Wochen hindurch zu allerlei, geradezu Ekel erregenden Ersatznahrungsstoffen seine Zuflucht nehmen mußte oder zumindest von einer blanken Kräutersuppe zu ernähren sich gezwungen sah, so schafft das alles ein Licht über die wahren Verhältnisse, das durch seine Helle schrecklich wirkt.«

Auf dem Semmering ists doch noch anders.

* * *

Die Schuldfrage oder Was in Fleisch und Blut übergehen soll

»... Es gibt nur eine Schuldfrage, die auf der Tagesordnung des Stockholmer Kongresses stehen müßte, ebenso wie auf der Tagesordnung jedes Parteitages: wieso das Proletariat in die Lage kommen konnte, seinen internationalen Geist und Zusammenhang zu verlieren. Dazu genügt es nicht, im stolzen Besitz der materialistischen Geschichtsauffassung darzulegen, daß und welche ökonomische Wandlungen eine ganz andere Stellung des Proletariats in der imperialistischen Ökonomie und Staatsordnung bewirkt haben .... Vielmehr muß gerade die Aufzeigung dieser Ursachen, die dazu geführt haben, daß das Proletariat überall in hohem Grade an den ökonomischen und politischen Interessen seiner Machthaber ein Mitinteresse zu gewinnen schien, bis zu dem Punkte kritischer Einsicht fortgeführt werden, von dem aus das Proletariat erkennt, daß alle diese wirklichen und oft nur eingebildeten Mitinteressen zuletzt dem großen gemeinschaftlichen Emanzipationsinteresse der ganzen Klasse nicht im Wege stehen dürfen, daher Grad und Begrenzung ihrer Beachtung einzig und allein nur aus dem internationalen Kampfziel des Proletariats erhalten dürfen.

Nur ein solcher Standpunkt, der freilich nicht bloßer Standpunkt, sondern in Fleisch und Blut übergegangene Gesinnung sein muß, kann das Proletariat der Welt wahrhaft einigen, nur ein solches Bewußtsein kann es sieghaft herausführen aus all den Jämmerlichkeiten und Fährlichkeiten seiner gegenwärtigen unseligen Verstrickung in die Kriegspolitik imperialistischer Staaten. Und nur in diesem Geiste wird schließlich auch jede Debatte über die Schuldfrage glücklich überwunden: denn es ist selbst ja die radikalste Befreiung von der großen Schuld des Sozialismus in diesem Kriege.«

Vortrefflich; nur schade, daß die Reue, die den Schuldigen ehrt, eine papierene Regung bleiben könnte, während die Beteiligung des Proletariats an den ökonomischen und politischen Interessen seiner Machthaber die blutige Realität bedeutet, die von den andern Papieren bekräftigt wird. Warum war denn das Emanzipationsinteresse nicht stark genug, diese Hilfe zu verhindern und jene Mitinteressen zu überwinden? Man frage die Technik, die das stärkste Interesse hat, ihre Mitarbeiter von deren Emanzipationsinteresse zu emanzipieren. Selbst der Katholizismus hat kein solches Weltabsurdum zu verantworten wie die andere Internationale, deren Gläubige in allen kriegführenden Staaten schon im Friedensberuf mit der Herstellung jener Behelfe befaßt sind, die ihnen gegenseitig den Tod bringen sollen. Kriegsminister und Offiziere erzeugen keine Flammenwerfer. Aber daß es die Zeit bis zu diesen gebracht hat, dürfte auch deren Verwendung gegen ihre Erzeuger erklären, deren Parteiideal doch schon erschaffen war, als die Entwicklung der Waffe eingesetzt hatte. Welche Idee vermöchte vor der eines Flammenwerfers zu bestehn! Daß er einen Philosophen tötet, ist beiweitem nicht so tragisch, wie daß er seinen Erzeuger tötet. Es ist jene tragische Schuldfrage, die kaum in Stockholm beantwortet werden wird, denn die Philosophen, soweit sie nicht die Opfer der weltbeherrschenden Idee sind, werden in Stockholm kaum zu Wort gelangen und das Emanzipationsinteresse wird bis dahin keine sonderlichen Fortschritte gemacht haben. Das internationale Kampfziel des Proletariats hat nicht gehindert, das Proletariat für das internationale Kampfziel zu gewinnen, und die Gesinnung, die in Fleisch und Blut übergehen mag, wird dies bei weitem nicht so gut treffen, wie ein Schrapnell, das zu erzeugen sie doch nicht verhindert hat.

* *
*

Verwandlungen

Am 1. August 1914 hörte ich einen Ruf: »Immer feste rin in die Glorie!« Ich schämte mich, ein Nörgler zu sein, denn ich wußte damals schon ganz genau, daß die Zeit kommen werde für: »Außi möcht' i!« Nur war ich zugleich ein solcher Optimist, daß ich das Datum für die Äußerung dieses Wunsches, der sich schon am 1. August 1915 fühlbar machen mußte, auf den 1. August 1916 und nicht auf den 1. August 1917 festsetzte. In solchen Fällen läßt es sich aber nicht mit mathematischer, sondern nur mit apokalyptischer Genauigkeit arbeiten. Wo ich inzwischen die große Zeit angepackt habe, war sie interessant, und ihre schauerliche Kontrasthaftigkeit verbrannte den Märtyrern an den Fronten mehr das Herz als alle Flammenwerfer. Aber daß sie es in einem vermocht hat, einen Menschen wie Friedrich Adler, dessen Edelmut ausgereicht hätte, ein schuldiges Zeitalter zu begnadigen, zum Mörder und einen Menschen wie Moriz Benedikt zum Pair zu machen, das hätte selbst ich ihr nicht zugetraut. Nein, Waffentaten von heute, ob aus Pflicht oder aus Idee vollbracht, eben noch geeignet, in dem von jenem Unglücklichen verleugneten Sinn Schrecken zu erregen, sind nicht mehr imstande, in dem von ihm bejahten Sinn die »psychologische Voraussetzung einer künftigen Massenaktion« zu bilden. Denn der Mangel an Phantasie war die psychologische Voraussetzung der gegenwärtigen Massenaktion, deren fortwirkendem Kommando kein Gegenruf der Menschenwürde mehr antwortet, um die in Einzelschicksale aufgelöste Masse wieder zu sammeln. Es gibt keine Armbrust und keinen Tyrannen; es gibt Technik und Bürokraten. Es gibt nur den Knopf, auf den das Plutokratische drückt. Aber da ist kein verantwortliches Gesicht. Die Problemstellung: Demokratie—Autokratie trifft ins Leere, in das Vacuum der Zeit, das hier nur fühlbarer wird als im andern Europa. Autokratie als ein technischer Begriff: das könnte es sein. Ein Ding, das nicht selbst, sondern von selbst gebietet. Und alle treibt das hohle Wort des Herrschers Zufall, der die Quantität regiert.

Erfahrungen

Kriege und Geschäftsbücher werden mit Gott geführt.

*

Geschäft ist Geschäft: weil jene es sagten, sagten diese, es seien Händler. Jene aber meinten, daß Geschäft Geschäft sei und nicht auch Leben und Religion.

*

Was jetzt die größte Rolle spielt, das spielt jetzt keine Rolle: Blut und Geld.

*

Am Tor eines deutschen Militärbüros sah ich ein Plakat, aus dem die Worte hervorsprangen: »Macht Soldaten frei!« Es war aber gemeint, daß Zivilisten als Schreiber für die Kanzlei gesucht werden, um den dort beschäftigten Soldaten den Abgang an die Front zu ermöglichen.

*

Seitdem man dem Bürger einen Spieß in die Hand gegeben hat, wissen wir endlich, was ein Held ist.

*

Der neue Krieg ist nicht allein der zwischen den Staaten, sondern hauptsächlich der blutige Zusammenstoß der alten und der neuen Macht. Er ist entstanden, weil es jene noch gab, als diese heraufkam und weil sich die beiden in eine Verbindung eingelassen haben, indem sich die alte mit ihrem Wesen zum Werkzeug der neuen machte und mit ihrem Schein sie unterjocht hat. Diese Verbindung, die Zwist bedeutet, drückt sich in der allgemeinen Gleichberechtigung zur Sklaverei aus. Um die alte Welt aus der daraus entstandenen Not zu befreien, ist es nötig, die Partei der neuen zu nehmen. Denn diese, die jene entgeistigt hat, um sich von ihr über-überwältigen zu lassen, verfügt am Ende allein über die Mittel, um sie wenigstens zur Vernunft zu bringen, wenngleich sie beide nicht Phantasie genug hatten, das Unheil abzuwenden. In diesem Sinne muß ein konservativer Standpunkt, der die äußere Ordnung und die Sicherung des Lebens wie seiner Notwendigkeiten voraussetzt, auf Kriegsdauer eine Verschiebung erfahren. In Staaten, die dümmer sind als ihre

Demokratie, muß man für diese sein und ihr gegen den Staat helfen, dessen Dummheit sie mobilisiert hat. Sie haben einander untergekriegt. Die demokratische Tendenz muß im Kampf gegen ihren Folgezustand unterstützt und die aristokratische zu ihren Gunsten verlassen werden.

*

Theaterwirkung ist zweierlei: der Zusammenschluß der Spieler und der Zusammenschluß der Zuschauer. Beides vermag die Regie. Krieg ist jene Regie, bei der beiderlei Wirkung durcheinandergeht. Jene dort brüllen, als wären sie begeistert, diese hier sind begeistert, weil sie brüllen dürfen, Publikum ist Komparserie, und in dem Durcheinander kann man nicht unterscheiden, wer mitspielt, weil er mittut, und wer mittut, weil er dabei ist. Es ist, als ob der neuberliner Großregisseur seine Hand im Spiele hätte: die oben sind von unten hinaufgekommen und die unten sind von oben heruntergekommen. Die Tragödie, die sie spielen, besteht darin, daß sie sie spielen.

*

Grüßen sie einander oder greifen sie an ihre Stirn? Andere wieder schütteln die Köpfe.

*

Die artilleristische Überlegenheit ist ein Vorteil, wenn durch sie noch wichtigere Kulturgüter als sie geschützt werden sollen. Da aber die artilleristische Überlegenheit das Vorhandensein wichtigerer Kulturgüter ausschließt, so bleibt, um den Vorteil der artilleristischen Überlegenheit zu erklären, nichts übrig als die Erwägung, daß durch die artilleristische Überlegenheit die artilleristische Überlegenheit geschützt werden soll.

*

Ich kann mir nicht helfen, aber mir scheint halt doch zwischen der artilleristischen Überlegenheit und den hohen Obstpreisen sowie auch dem Zustand im Beiwagen einer Elektrischen mit seinem ganzen durchhaltenden und durchschwankenden Elend ein kausaler Zusammenhang zu bestehen.

*

Organisation und Eigenschaft. Der Moment, wo der Deutsche grausam wird, tritt später ein. Der Moment, wo der Romane menschlich wird, tritt früher ein.

*

Die Kriegsursache? Daß sie in Berlin auf Marmor gepißt haben.

*

Viele, die am 1. August 1914 begeistert waren und Butter hatten, haben gehofft, daß am 1. August 1917 noch mehr Butter sein werde. An die Begeisterung können sie sich noch erinnern.

*

Krieg ist zuerst die Hoffnung, daß es einem besser gehen wird, hierauf die Erwartung, daß es dem andern schlechter gehen wird, dann die Genugtuung, daß es dem andern auch nicht besser geht, und hernach die Überraschung, daß es beiden schlechter geht.

*

Alle Vorräte, an Getreide, Mehl, Zucker, Kaffee und so weiter, sind nach einander gestreckt worden. Mit den Waffen wär's noch zu probieren.

*

Was helfen uns die Flammenwerfer, wenn die Zündhölzchen ausgehen!

*

Die Völker Europas dürften nachher gezwungen sein, ihre heiligsten Güter aus Asien zu beziehen.

Der Krieg und das lettische Mädchen

Von **Ferdinand Kürnberger** (1870)

---

*) Aus einem Feldpostbrief: ». . . In der Bücherei eines ‚Rekonvaleszentenheims für Feldmarode', das zwischen einem Sägewerk und einer Kadaver-Verwertungsanstalt recht verheißungsvoll in der Mitte liegt, fand ich neben dem üblichen Körner, neben Kriegsanekdoten, dem Matthäuskalender auf 1905 und zerlesenen Ullsteinbänden einige Hefte der ‚Allgemeinen Nationalbibliothek' (Verlag Daberkow, Wien), die mich zunächst durch ihre Sauberkeit anzogen: Possen Nestroys, ein paar Raimundstücke und Ferdinand Kürnbergers ‚50 Feuilletons', die mich seither nicht mehr loslassen. Eines davon: ‚Der Krieg und das lettische Mädchen' hat noch stärker auf mich gewirkt als die chinesische Kriegslyrik und jenes Lied des Mathias Claudius. — Wie schwer wird doch unsereinem das Gute zugänglich, das in Österreich geschaffen wurde, während wir Mühe haben, dem Naumann, dem Hans Müller und der Schalek zu entrinnen!«

Bei dieser Gelegenheit sei allen, die sich nach einem Beweis von Europäertum in der deutschen Literatur des heutigen Krieges umsehen, nachdrücklichst die Pflicht eingeschärft, das vor einigen Wochen im Verlag Rascher u. Co., Zürich (in der Sammlung »Europäische Bücher«, die auch »Le feu« von Barbusse enthält) erschienene Buch »Menschen im Kriege« sich zu beschaffen, das heißt: ihre Buchhändler zur Durchsetzung des Grenzübertrittes zu veranlassen. Es ist ein Schrei, vor dem kunstrichterliche Einwendungen gern verstummen. Da dieses als Kriegsdokument wichtigste Buch (dessen Autor, Andreas Latzko, sich besser gleich in der ersten Auflage genannt hätte) an maßgebenden, den Einflüsterungen der Menschlichkeit keineswegs verschlossenen Stellen Verständnis gefunden hat, so kann der Widerstand untergeordneter Mächte nur von den noch schlechter Unterrichteten ernst genommen werden. Andere wissen den Tag nicht mehr fern, an dem das offizielle Österreich darauf stolz sein wird, daß es auch durch diese Tat am Weltkrieg beteiligt war.

Jugend

Da schon die Blätter falb,
will ich nicht säumen,
innen und außerhalb
Frühling zu träumen.

Eh mich umfaßt die Qual
dunkler Gewalten —
o holdes Dazumal,
lasse dich halten!

Wie es von mildem Weh
weht durch die Zeiten!
Will, wenn ich schulwärts geh',
gern mich begleiten.

Hab' vor dem Ziele bang,
nie mich erdreistet.
Wenn es mir auch gelang,
war's doch geleistet.

Länger davor verweilt,
wird es mir lieber —
ach, wie die Zeit enteilt,
ich habe Fieber.

Wie es mich trieb mit Hast
zu Hindernissen,
drückte wie Zentnerlast
gutes Gewissen.

Nicht ohne Lust ich litt
vieles Versäumnis,
nie ohne Furcht ich schritt
in das Geheimnis.

Glück war es und Beruf,
Glück zu entbehren;
was mir Verehrung schuf,
scheu zu verehren.

Muth aber und Gewalt
vor der Gemeinde,
Sturm ohne Aufenthalt
faßte die Feinde.

Herz, wie du wieder bangst
im weitern Raume,
weckte dich Kinderangst
aus deinem Traume.

Pocht es von altersher,
öffn' ich die Sinne,
daß es wie damals wär',
wo ich beginne.

In trüber Lebensluft
voller Gefahren
ahn' ich den Gartenduft
aus frühen Jahren.

Ruf' ich's, so ist es da,
daß ich es hege.
Grün, wie ich's nie mehr sah,
wuchs mir am Wege.

Liegt mir die Zeit im Ohr,
um mich zu täuschen,
dringt doch ein Kinderchor
aus den Geräuschen.

Heuer gehts früh aufs Land,
auf blasser Wange
fühle ich deine Hand.
Fort bist du lange.

Fern als ein Leierklang
klingts in das Leben,
wills einem Leid entlang
spielen und schweben.

Ja dort in Weidlingau,
in jenem Alter,
war mir der Himmel blau,
roth war der Falter.

Bin schon im Herrenbad,
Schwimmeisterstimme,
welch eine Wundertat,
daß ich schon schwimme!

Dann in der Bildung Frohn,
bessrer Berather,
spielt mir der Lebenston
Sommertheater.

Da ward mir frei und froh
vor bunter Szene.
Liebte Madame Angot,
schöne Helene.

Blaubarts Boulotte und,
nicht zu vergessen,
Gerolstein, Trapezunt,
alle Prinzessen.

Und bis zum letzten Lohn
schwebender Wonne
tanzte und schlug den Ton
Gilette von Narbonne.

Leben kein Sündenplatz,
Kunst keine Sühne.
Schwerlosen Wissens Schatz
bot mir die Bühne.

Gern den gebührlichen
Dank will bewahren
jenen figürlichen
Achtziger Jahren!

Was ich vereine doch,
dort schien's gefunden,
und ihrem Scheine doch
Wesen entbunden.

Wer bliebe ungerührt
von ihren Künsten?
Doch keine Brücke führt
zu euren Dünsten!

Kunst war nicht Nebenbei.
konnte noch gelten,
rief als ein Wolterschrei
tieferen Welten.

Was nun in Dunkelheit
leide und sehne,
weiht jenem bessern Leid
Sonnenthals Thräne.

Jünger bin ich als jung,
leb' ich im Alten.
Welche Erneuerung!
Welches Erhalten!

Zieht in der Zeiten Kluft —
ich wohne besser,
bau' ich mir in die Luft
brüchige Schlösser!

Blick' ich nur aus von dort
in eure Fenster,
ruft euch mein Zauberwort:
seid ihr Gespenster!

Neuer ist meine Art,
freier ich wohne.
Es brach die Gegenwart
ein Epigone!

Rückwärts mein Zeitvertreib!
Jugend erst werde!
Länger als ihr verbleib'
ich auf der Erde!

Und weil die Blätter falb,
soll es mich laben,
innen und außerhalb
Frühling zu haben!

Durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag zu beziehen:

KARL KRAUS

WORTE IN VERSEN

II

LEIPZIG

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

1917

MITTLERER KONZERTHAUSSAAL

(III. LOTHRINGERSTR. 20)

MITTWOCH, 17. OKTOBER 1917 PRÄZISE 7 UHR

VORLESUNG KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

KARTEN an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kehlendorfer, I. Krugerstr. 3 und in der Buchhandlung Richard Lányi, Kärntnerstr. 44

Ein Teil des Ertrages wird dem Verein „Kinderfreunde“ und einem notleidenden Lehrer zugeführt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

NR. 472/473 NOVEMBER 1917 XIX. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Epigramme und andere Gedichte

Preis dieses Heftes:

60 Heller = 50 Pfennig

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:		Für das Deutsche Reich:		Weltpostverein:	
18 Nummern	K 4.50	18 Nummern	Mk. 4.—	18 Nummern	K 6.—
36 „	„ 9.—	36 „	„ 8.—	36 „	„ 12.—

Verleger, Autoren, Vereine, Leser werden ersucht, die Zusendung von Büchern, Prospekten, Einladungen, Zeitungsausschnitten, Manuskripten, Anfragen, Mitteilungen irgendwelcher Art an den Herausgeber der Fackel zu unterlassen.

INHALT der vorigen, zehnfachen Nummer 462—471, 9. Oktober 1917: Das übervolle Haus jubelte den Helden begeistert zu, die stramm salutierend dankten / Tagebuch / Glossen / Dokumente / Ich warne das neue Österreich / Schonet die Kinder! / Glossen / Von der Sinai-Front / Notizen / Inschriften / Zwischen den Lebensrichtungen / Verlöbnis / Friedrich Hölderlin: Vom deutschen Volk / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Notizen / Ein Kapitel aus dem »Abenteuerlichen Simplicissimus« von Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen / Glossen / Die einzelne Frauengestalt / Schweizer Feuilletonisten / Ein deutsches Buch / Glossen / Erfahrungen / Ferdinand Kürnberger: Der Krieg und das lettische Mädchen / Jugend

DIE FACKEL

Nr. 472/473 25. OKTOBER 1917 XIX. JAHR

Die Schuldfrage

Wer diesen Krieg hat angefangen:
die endlose Frage den Schlaf mir stört.
Doch soll ich wieder zur Ruhe gelangen,
beginnet: Wer hat damit aufgehört!

Der allgemeine Verteidigungskrieg

Da zehn Millionen Menschen begraben,
so bleib' ich der Menschheit weiter gewogen.
Nur möcht' ich das gute Gewissen nicht haben,
mit dem sie in jenen Krieg gezogen!

Die deutsche Schuldfrage

Nichts ist schwerer zu erraten:
Haben deutsche Diplomaten
erst das Volk durch ihre Taten
auf dem Hassesherd gebraten?
Oder — wer zerteilt die Wolke —
schulden sie den Haß dem Volke?

Wie es kam

Wie sie traten in Erscheinung,
machten sie die fremde Meinung.
Wollet ihr den Fall ermessen,
so begleitet nur ihr Wandeln,
sehet ihnen zu beim Essen,
höret ihnen zu beim Handeln.
Trat hinaus der Platzagent,
macht er, daß die Erde brennt.

Expansion

'nen Platz an der Sonne erlangen?
Nicht leicht.
Denn wenn er erreicht,
ist sie untergegangen.

Made in Germany

Den Handel hat uns eingerührt
die kommerzielle Gilde.
Denn das was sie im Schild geführt,
das führte sie im Schilde.
Eh' sie die Herkunft deklariert,
hat sie die Warenbilder
dem Feinde aus- und eingeführt.
Nun Schilde gibts für Schilder.

Verkehrte Götterwelt

Das ist ja ein mythologischer Spott,
man staunt nicht genug des Wandels:
Seit wann ist Merkur denn des Krieges Gott
und Mars der Gott des Handels?

Mit Gott

Vor solchem Saldo, solchem Siege
bleibt keine Allmacht ungerührt.
Geschäftsbücher und Kriege
werden mit Gott geführt.

Der Geschäftskrieg

»Der Krieg ist am Kommerz entbrannt!«
Zur unfrommen Meinung der Teufel lacht.
Er hätte ihn Religionskrieg genannt,
denn ein Geschäft hat ja keiner gemacht.

Tradition

Wie? Herder schon war dem U-Boot gewogen?
Die Kunde wurde in Preußen laut.
Auch die älteren deutschen Theologen
hätten somit auf die Waffe vertraut.

Bomben auf den Ölberg

Laßt Hosianna erschallen, laßt Hosianna erschallen:
Bomben sind auf den Ölberg gefallen!
Das gläubige Ohr kein Zweifel belästigt:
Der Ölberg war längst militärisch befestigt!

Lob sei von euch dem Kühnen gesungen,
und preiset mir auch den Weisen laut:
dem endlich der große Wurf gelungen,
und jenen, der rechtzeitig vorgebaut.

Jenen und diesen, die's endlich vollbrachten,
laßt sie auf Lorbeern, auf Dornen nicht ruhn.
Denn wenn sie sich auch etwas anderes dachten,
ach, sie wußten doch, was sie tun.

Wenn statt der Kanone das Kreuz getroffen,
bei verfehltem Ziel ist die Absicht löblich.
Nicht splitterrichtend, wollen wir hoffen:
Der militärische Schade ist unerheblich.

Der Flieger

Arsenale zu treffen, wäre nicht ohne,
doch werden nur Kinderzimmer ruiniert.
Vielleicht, wer auf einen Säugling visiert,
zerstört endlich doch einmal eine Kanone!

Ehrendoktorate

Er wurde Doktor der Philosophie.
»Wie?
Ei, da hat er wohl während der Schlacht
ein Philosophem gar ausgedacht?
So sagt doch, welches Werk er schuf!
Oder wollte er just durch Schweigen
der Welt sich als Philosophen zeigen?«
Er sprach, und zwar das Wort: »Nur feste druff!«

Einem Strategen

Dem wahren Ruhm tut keine Herkunft leid;
er ist durch allerlei erwerblich.
Du wirst dank massenhafter Sterblichkeit
ganz sicher einmal unsterblich.

Der Bericht vom Tag

»Durch welche Schlacht traf Sie der harte Schlag?
War es ein Sturm, wo ihn das Glück verließ?
Erschlug das Trommelfeuer Ihren Helden?
Wie lautet der Bericht von jenem Tag?«
»Es war der Tag, von dem es hieß:
Nichts Wichtiges zu melden.«

Auszeichnung eines Überlebenden

Er hat den Graben mit kühnem Handstreich genommen,
doch zerfetzt ist er auf dem Platze geblieben.
Der Siegfried, der es gehört und geschrieben,
hat dafür das Verdienstkreuz bekommen.

Die Kriegsberichterstatterin

Ein Weib an der Front?
Ich muß mich verlesen haben!
Was kann die nutzen?
Oh, sie ist es gewohnt.
Sie schaut zu, wie sie den Graben
ausputzen.

Kinematographischer Heldentod

Das Weltgericht macht uns nicht bang,
doch wird uns gerne weltgeschichtlich.
Kein Epos, ein Kino die Zeit besang:
»Sämtliche Heldentaten ersichtlich!«

Die Werte

Ein weiser Wechsel herrscht im Land,
der Wesen und der Dinge.
Denn Blut und Geld sind blutsverwandt;
es rollt im gleichen Ringe.

Geld: nichts es uns und alles gilt;
und Blut, so viel man wolle.
Was jetzt die größte Rolle spielt,
das spielt jetzt keine Rolle!

Das Lebensmittel

Hungernd die Familie lungert,
»Vater, Brot!«, so rief sie aus,
als derselbe kam nachhaus.
»Kinder!«, rief er, »Rußland hungert!«

So lesen wir alle Tage

Der Feind, er leidet, uns geht's gut,
nur er hat unsere Sorgen,
was er schon jetzt entbehren tut,
entbehren wir erst morgen.

Der Feind, er lügt, wir sprechen wahr,
er soll uns nicht verlästern,
er lügt so grob, er lügt so klar,
wir lügen schon seit gestern.

Siegesfeier

Sieg entflammt die Bürgerherzen,
das Gemüt erstrahlt im Trugschein.
Anzuzünden auch die Kerzen,
braucht man leider den Bezugschein.
Auch das Holz für Freudenfeuer
sollte füglich man bestellen.
Doch der Umstand, daß es teuer,
reicht, die Siege zu erhellen.

Zwischen den Schlachten

»Er strebt nach Lorbeer. Unter welchem Titel?
Durch welche Tat will er hervor sich tun,
auf daß sie seinen Namen nicht vergessen?
Bloß der Erkorne darf auf Lorbeer ruhn!«
»Die andern aber wollen ihn nur essen.
Er strebt nach Lorbeer, der ein Lebensmittel.«

Vorräte

Wir hoffen doch, es wird erklecken,
wenn wir das Mehl und den Zucker strecken.
Noch weniger Müh' aber würde es schaffen,
mit weiser Voraussicht zu strecken die Waffen.

Ausgleich

Daß dich dein Schuster jetzt beraubt,
das schaffe dir kein Grämen.
Hast je du an deinen Schneider geglaubt,
sollst du dich selber schämen.
Ich habe mein Mütchen daran gekühlt,
wie jetzt der Schneider den Schuster bestiehlt.

Knappes Leben

Ich wollte in einem Kaffeehaus Kaffee;
da sagte der Kellner: »Gar ka Idee!«
So bat ich ihn um zwei Zigarren:
da sah er mich an wie einen Narren.
Ich hatte zum Glück noch eine bei mir:
da sah er mich an wie ein Wundertier.
Nun wollt' ich sie rauchen, da brauchte ich Feuer:
da schien ich ihm vollends nicht geheuer,
er sprach: »Ja was fallt Ihnen ein, lieber Herr,
wo nehmen denn mir ein Strafhölzl her?«
Ich hatte noch eines bei mir zum Glück:
ihn faßte das Staunen, er prallte zurück.
Ich rief ihn wieder, da stand er stumm,
mein Wesen ging ihm im Kopf herum.
»Was ist noch zu haben?« Da brachte er bloß
von Zeitungen einen ganzen Stoß.

Kriegsküche

In einem Gasthaus gab's noch eine Speise
und einen Kellner, der nicht eingerückt;
die letzten Gäste hatten Kummermienen.
Daß er den Notstand vollends mir beweise —
ich hoffte schon, es sei geglückt —
der Kellner kam und sprach: »Kann nicht mehr dienen!«

Die Redensart

Ja beim Bäcken!, sagt von je der Wiener,
wenn er meint, daß etwas nicht zu haben,
neckend die Verneinung zu verstecken.
Will er heut an einem Brot sich laben,
ists zu haben doch, korschamer Diener,
wohl beim Bäcken, nicht wahr? Ja, beim Bäcken!

Die kranke Valuta

Nein, da dürft ihr, liebe Leut, nicht hoffen.
Gold kriegt ihr nicht mehr zurück für Eisen.
Nach dem Kriege könnt ihr erst nicht reisen.
Auch die offne Welt steht euch nicht offen.

Wartet nur und sitzet wie auf Kohlen
— denn den Kohlen müsset ihr entsagen —,
und vom Krieg soll in den Friedenstagen
einzig die Valuta sich erholen.

Für Nichtraucher

Noch liest man oft: »Das Rauchen ist verboten«,
ein Warnruf für die Tauben,
für die er schließlich nicht erlassen.
Man sollte neuerdings durch neue Noten
es endlich doch erlauben:
Nichtraucher fänden sich in Massen.

Der triftige Grund

Um heute zu verreisen,
braucht man einen triftigen Grund.
Ich kann ihn nicht beweisen,
ich werde verlegen und
ich bitte, mich zu vertreiben.
Ich dachte, man braucht ihn, um hier zu bleiben.

Zusammenhänge

Die Butter fehlt, das Obst ist teuer,
Kartoffeln noch schwerer zu kriegen heuer,
mit den Eiern hats seine liebe Not,
Brot braucht man wie einen Bissen Brot,
es ist verboten, das Zimmer zu lichten,
mit der Kohle kann man vielleicht es sich richten,
man setzt sich bei manchem Klachel in Huld,
denn Vorräte hat man nur an Geduld,
das Rauchen verbieten sie zu erlauben,
ein Wahn ist's an ein Stück Seife zu glauben,
dem Wucher öffnet man weit alle Taschen,
selbst d i e Hand wird nur noch in Unschuld gewaschen,
ein Schuhband vermiß' ich schon lange schier,
der Kaffee ist aus Eicheln und der Spagat aus Papier,
Papier ist knapp, möcht' unter Siegel es geben,
daß dieses immer schon schöne Leben
mit jedem weiteren Siegestag
wird schöner — es stinkt der Siegellack.
Da möchte man fort, doch weil sie doch siegen,
ist auch kein Wagen zur Bahn zu kriegen.
Das alles tut mir vom Herzen leid.
Wie immer jedoch sie den Notstand benennen,
was immer uns fehlt, es läßt doch erkennen
unsre artilleristische Überlegenheit.

Der neue Wiener

Ein buntes Rassen- und Klassengemisch,
der Bastard von allen Stilen,
Kostgänger an der Kulturen Tisch,
Parasit an Wetten und Spielen.

Und in der Fremde, die ihn nicht rief,
seines Daseins beflissener Bote,
propagiert er sich schlau und dennoch naiv,
und zahlt drauf mit der Wiener Note.

Nach unten und oben gleich konnivent,
kommt er seinem Schicksal entgegen.
Er hofft, da er sich's ja doch richten könnt',
es werde sich's noch überlegen.

Gefeit, daß in seiner Librettoluft
die Tragik ihn überrasche.
Er kennt sich aus in der Kapuzinergruft,
wie in Rothschilds Westentasche.

Propaganda

Die Gunst der Neutralen uns zuzuwenden,
ist's verkehrt, unsre Künstler hinauszusenden.
Ich freilich bin wieder nicht zu gewinnen,
läßt man unsre Künstler bei uns herinnen.
Ich denke, es wäre zu Gunsten des Staats,
und hätte für mich einen eigenen Reiz:
man gibt ihnen einen Paß in die Schweiz
und behält unsre Künstler in Kontumaz.

Burgtheater-Tradition

Der Zustand macht uns nicht wenig stolz:
unsre Kunst war aus Marmor, jetzt ist sie von Holz.
Ich hatte stets das beste Kleid:
spricht ein Parvenü der Vergangenheit.
Wenn wir so mit dem Gehabten protzen,
hat der Gast nichts zu essen, aber reichlich zu kotzen.

Girardi im Burgtheater

Hat man deiner Kunst den Palast erschlossen,
o fliehe den Fluch der unseligen Erben!
Es glückt ihnen, deine Natur zu verderben.
Spiel ihnen, ebendort, einen Possen!

Der Ruf der Wienerstadt

Wie anders als sonst eine Frau, die gefallen,
steht diese Stadt da in schlechten Tagen.
Es darf als ihr guter Ruf erschallen,
ihr eine Vergangenheit nachzusagen!

Der Fremdenverkehr

Die Vindobona ergab ihre Ehre
einem geregelten Fremdenverkehre.
Sie wollte es immer am liebsten erleben,
er sollte sich womöglich noch heben.
Sie lockte sie, die sich ließen verführen:
Komm Kleiner, wir werden sich gut amüsieren.
Und jetzt im Krieg steht sie auf der Gassen
und fühlt sich von jedem Verkehr verlassen.
Die Fremden ließen sie schnöde im Stich;
nur durch die Hoffnung allein geht der Strich.
Doch jene bleibt: wird es Frieden geben,
so werde der Fremdenverkehr sich heben.

Vergnügungsanzeiger

Schulter an Schulter zusammen zu wandern,
so kommen wir bis in den Wurstelprater.
Was ist dort los? Nun, unter andern
das Bundestheater.

Die Instrumente

Ich habe es nie so recht vertragen,
daß ein Fleischer sich füllt seinen eigenen Magen.
Es hat mich besonders aufgeregt,
daß ein Schneider selbst einen Anzug trägt.
Der peinliche Anblick gab mir den Rest,
wie ein Friseur sich einmal die Haar' schneiden läßt.
Nur eine Betrachtung schien mir zu frommen:
ein Beamter hat eine Grobheit bekommen.

Unsere Post

Das ist nun hierzuland der Brauch:
die Post ist findig, doch verliert sie auch.
Du beklagst den Verlust von einem Brief?
Du wußtest doch selber, es gehe schief!
Was immer dir widerfährt durch die Post,
ein jeder Verlust hat in sich schon den Trost.
Du gabst einen Brief auf die Post — nun eben:
da hattest du ihn doch aufgegeben.

Repressalien

Konnte kein Fremdenverkehr sich entfalten,
so fühlte sich unsere Ehre verletzt.
Wie mochten wir's dennoch zum Vorteil wenden?
Die Fremdwörter waren in unseren Händen.
So haben wir sie zurückbehalten
und schlecht übersetzt.

Sprachgebrauch

Was komisch ist, in deutschem Land
sehr häufig »gottvoll« wird genannt,
und als 'ne Moschee ein Berliner betrat,
er sie deshalb gottvoll gefunden hat.

Ersatz

Das ist ein sonderbarer Fall:
es braust ein Ruf w i e Donnerhall.

Zeichen und Wunder

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
doch kann ein Umschwung geschehen.
Der Opposition fiel das Drohwort ein,
in die Opposition zu gehen.

Revolution in Deutschland

Genossen Schliefke aus Teltow fiel es bei,
einmal auch zu Hof zu spazieren:
Wir sind eine revolutionäre Partei,
wir müssen uns revolutionieren!

In eigener Regie

Die Deutschen sind das Volk der Dichter und Denker.
Drum eben nannt' ich sie das Volk der Richter und Henker.
Stante pede aber köpfte mir ab dies Wort
ein deutscher Denker.
Und gnädig machte dann den Russen sofort
es zum Geschenk er.
Wahr wahr, die Barbaren waren ohne Recht,
da Zaren die Lenker.
Der Deutsche aber ist sein eigener Knecht,
sein eigener Henker.

Revolution

Die Zeit hat sich männiglich aufgerafft
und hat den Tyrannen vertrieben.
Ein Selbstherrscher wurde dort abgeschafft,
die Selbstknechte hier sind geblieben.

Die Balten und die Letten

Dem Freund der Freiheit ist es nicht leid:
die Deutschen haben die Balten befreit.
Nun haben also endlich die Balten
ihre Freiheit von den Letten erhalten.
Erfreulich wär's nur, wenn bald auch die Letten
durch die Deutschen schon ihre Freiheit hätten.
Und wenn beide befreit sind, so wär's an der Zeit,
daß man bald die Letten von den Balten befreit!

Czernins Rede

Der Ort, wo er sprach, war doch am Platz.
Wo sind seine Hörer denn gesessen?
Ein Mittagessen
ist heut nur Delegationsersatz.

Der neue Pair

Im Krieg ward er, ja wer? ja der, woher, berufen.
Die Nachbarplätze blieben leer daher, auf Ehr!
Denn es versteckt sich jeder Pair,
den mehr Geburt und Air dazu erschufen.

Das ist der Krieg, la guerre, so dachte der, der Pair,
Malheur, gab sich ein Air, und stieg die exklusiven Stufen;
das Feld der Ehre unberufen
ist heutzutage auch bekanntlich leer.

Da sie zur Wehr den Schützengraben sich erschufen,
so sieht man keine Leute mehr, kein Militär.
Und sehr versteckt sich jeder Pair,
seit jenen man im Krieg hieher berufen.

Das Originalgenie

Nie nahm er etwas aus zweiter Hand
und hielt sich bloß an die Originale,
und wo er nur etwas Gutes fand,
dort stahl er es stets zum ersten Male.

Als Knabe, sagt man, war weltvergessen
versunken er gern im Waldesweben.
Da sei er oft an der Quelle gesessen,
und habe sie niemals angegeben.

Der Erotiker

So manche Mutter entließ mit Bangen —
und dem Verführer galten ihre Flüche —
ihre Tochter, die sie lieber versteckte,
in seine erotische Teufelsküche.
Und jede noch ist als perfekte
Köchin daraus hervorgegangen.

»Die Kunst sich zu freuen«

Er freut sich, wenn die Sonne scheint,
er freut sich, wenn es regnet.
Nie hat er noch ein Ding verneint,
stets hat er es gesegnet.

Ein Freund von allem was da ist,
von Fauna wie von Flora,
er fühlt als Türke, fühlt als Christ,
nicht abgeneigt der Thora.

Ihn freut, ob Krieg, ob Frieden sei,
ob's billig oder teuer,
er bleibt der guten Sache treu
als Nibelungentreuer.

Ob's nur ein Mensch, ob es ein Hund:
der Liebe ein Erfüller;
er ist am Werkeltage und
am Sonntag der Hans Müller.

Wie findet sich die Welt zurecht
bei so viel Sonnenscheine?
Erglänzt des Geistes Gold wie echt,
so bleibt man nicht alleine.

Vor solchen Schätzen stehn allhier
Bewunderer und Diebe.
Die Leser freuts. Das dumme Tier
zeigt keine Gegenliebe.

Glossen werden Symbole

Nur jenen, die fern in Zeit oder Land,
wird der Inhalt meiner Satiren bekannt.
Nachbar Meier mich einen Kleingeist nennt,
weil er den Müller persönlich kennt.

Ich und der Stoff

Mir fehle es an Stoff, so höhnt ein Stoffel;
gern gäb' ich ihm von meinem Stoffe ab.
Was ist mein Stoff? Nichts andres als ihr selbst
und drum der eure! Doch, den ihr nicht seht,
der meine ist nur die unendliche
Notwehr und Flucht und Rettung aus dem Stoff.
Wie brächt' ich, daß es so, dem Stoffe bei!
Die Müh ist größer noch als jene Not;
hier geht der Atem aus und nie der Stoff.
Der Stoff macht Fieber, und ich denke nach,
von welcher Krankheit ich umgeben bin.
Und von wie hartem Stoff die Zeit muß sein,
die aus Papier ist, Stein und doch Papier,
und nicht zerfällt bei solchem Widerspruch.
Not an dem ‚Stoff'? Wär nicht die Not mein Stoff,
so wäre Not. Not ist nur durch den Stoff!

Der Satiriker geißelt die Schwächen

Was so der Pöbel Satire heißt,
ist: wenn an des stärkern Geistes Schwächen
die Schwäche sich will mit der Frechheit rächen,
sich entschädigt der inferiore Geist.

Und doch besteht die Schwäche der Stärke
vor aller machtlosen Stärke der Schwachen,
und vergeht ihnen niemals auch das Lachen,
so vergeht doch der Lacher vor dem Werke.

Beschwörung des bösen Geistes

Wer sind sie, die mein Dasein peinigt?
Bekreuzen sich die frommen Christen?
Ich habe die Hölle ein wenig gereinigt,
da wird der Teufel zum Exorzisten!

— — —

Bahrs Himmelfahrt

Wie der Vater der »Mutter« als frommer Christ
sich zum Vaterunser gewendet,
da hat, wie die Welt nun einmal ist,
die Sache mit Zweifel geendet.

Er hat als Sohn seinen Geist bereut
und zum heiligen Vater gefunden.
Er hat sich im Wiener Journal kasteit
und sich dort zu Gott überwunden.

Er hat jeden Sonntag den Glauben geprobt
und ließ das Gehabte gut sein.
Da hat die Welt seinen Eifer gelobt
und sagte: Das muß ein Jud sein!

—

Gerhart Hauptmann

Drei Engel redeten einst aus dir,
ich liebte dich, verzeihe.
Doch Hannele träumt, so träumte mir.
von der sechsten Kriegsanleihe.
Und Pippa tanzt im Hauptquartier
und freut sich, daß jene gedeihe.

— —

Richard Dehmel

Du hast die deutschen Pferde gepriesen,
daß sie sich deutsch und treu erwiesen
und hielten fest die Wacht am Rhein.
Stolz stampften sie die deutsche Erde!
Sie waren stolz, nur deutsche Pferde,
doch deutsche Dichter nicht zu sein.

An denselben

Du hast das Geräusch der Maschinengewehre
mit Mut eine Sphärenmusik genannt.
Das war verdrießlich.
Doch schließlich,
ein guter Sphärenmusikant
ist noch kein Dichter der höheren Sphäre.

Hugo v. Hofmannsthal

Daß du in Warschau eingezogen,
das hat dir der Bahr nur vorgelogen.
Denn als du dann nach Warschau gekommen,
war Warschau längst von andern genommen.
Um Warschaus Widerstand wieder zu brechen,
beschlossest du, Schulter an Schulter zu sprechen.
Und als dann erschien, was du Warschau gesagt,
hat sich Warschau über den Druck beklagt.

Derselbe

Schwarzgelblicher Haltung blutlosen Trophä'n
galt, als es galt, seine tapfere Wahl.
Es schlug eine Brucken zum Prinz Eugen
der edle Ritter von Hofmannsthal.

P. A.

Klarer als solche wohlerzogene Dichter
hast du im Nachtlokal und bei der Flasche
die halbe und die ganze Welt erfaßt.
Du steckst das ganze Taggelichter
von Dichtern und Bürgern in die Tasche,
wiewohl du andres drin noch lieber hast.

———

Marmor-Chronik

Der gute L. baut einer schlechten Welt
aus guten Materialen.
Wenn sie trotzdem zusammenfällt,
wird sie noch prahlen.
Weil sich der Marmor doch erhält.
In den Annalen
von Luxuswüsten wird erzählt,
von den Schakalen,
hier raubten sie das schlechte Geld:
wir mußten 's zahlen.
Unter Opalen,
von wo des Lichtes Gnade fällt
in Qualm und Qualen,
saß alles was da unbeseelt
vor den Journalen
und ließ von jenen, die's nicht quält,
den Tod sich malen
und schlug ihn aus dem Feld,
die Schalen vor den Schalen,
wie gleich und gleich sich gern gesellt.
O seht die Pracht in den Lokalen,
gebaut für die Vandalen,
der gute L. hat's hergestellt!

— —

Luxusdrucke

Die Kultur, die ihr Bett nicht auf Rosen hat,
wird auf Büttenpapier erledigt.
Wer in Berlin nur zerfranste Hosen hat,
wird durch Luxusdrucke entschädigt.

Tipptopp sei es im Bücherschrank.
Denn die auf der Börse spielen,
sind neben dem Hauptbuch durch die Bank
mit die feinsten Bibliophilen.

Der Schieber, mit Blute dick gesaugt,
will schnell von dem Schwindler geschröpft sein.
Ach, 's ist ja zum Schießen, ein Buch sogar taugt,
doch muß Bütten handjeschöpft sein.

Der geistige Bankert sei ausstaffiert
mit dem protzigsten Sonntagskleide.
Der Vater hat ihn persönlich signiert.
Und dafür gab der Wurm seine Seide!

Auf den Inhalt kommt es weniger an,
wo die Aufmachung der Ruhm ist.
Man wickelt in Kaiserliches Japan
den ungeformtesten Kuhmist.

Der Dreck auf Velin sei numeriert,
und sie tun's auch nicht unter Zanders.
Denn wenn sich der Dichter nicht geniert,
sie lesen nu mal nich anders.

An van Geldern lassen die Jobber nicht,
nicht mal an Old Stratford rütteln!
Und so wird ein handgeschöpftes Gedicht
selbst mundgerecht den Bütteln.

Klassiker-Ausgaben

Der neue Glanz im Geistesleben
vermag selbst Klassiker zu retten:
sie werden von jenen herausgegeben,
die sie sonst verklopft hätten.

Der Vorleser

Ich muß sie alle vereinen,
die ich einzeln nicht gelten lasse.
Aus tausend, die jeder was meinen,
mach' ich eine fühlende Masse.
Ob der oder jener mich lobe,
ist für die Wirkung egal.
Schimpft alle in der Gardrobe,
ihr war't mir doch wehrlos im Saal!

Das abgeschaffte Orchester

Musik ist der allgemeine Dunst,
damit die Leute zusammengelangen:
es ist die allerschwerste Kunst,
gleich mit dem Anfang anzufangen.

Damit der mannigfache Verstand
sich zu der Wirkung versammelt spüre,
hat man ihn mit Musik übermannt
und fällt in das Haus mit der Ouvertüre.

Jenen oben war es darum
immer mit solchen Geräuschen lieber.
Fehlt es, hat doch das Publikum
mehr als sie selber Lampenfieber.

Deutscher Stil, dem die Wahrheit beliebt,
will den Erfolg ohne Schwindel gewinnen.
Und seitdem's keine Schauspieler gibt,
ist's eine Kunst, das Spiel zu beginnen.

Die Claque

Die Theaterclaque dient dem guten Zwecke,
daß sie den geweckten Beifall wecke.
Doch kann sie den Beifall auch selber geben,
denn ohne sein Stichwort kann die Bühne nicht leben.
Die Vernunft, die nicht fühlt dieses Wechsels Gewalten,
mag den Wunsch nach Akustik für Eitelkeit halten.
Darum liebt das Berliner Reformerpack
den Kaffee nur als Kaffe und das Theater ohne Claque.

Einem Polyhistor

Zu wenig Verstand muß unterm Fluch
des vielen Wissens wanken.
Ich sehe dich stets mit einem Buch
und nie mit einem Gedanken.

Prager Klassiker

Literatur, das ist ein Katzensprung
von der Fürstengruft zum Prager Graben,
und von Moriz Schiller dürfte mancher Jung
Goethes himmelhohe Socken haben.

Berichtigung

Leider, herich, fehlt bei Schillern dorten
ein Artikel, der nicht Frauen kleidet.
Fehlt die Sache zu den rechten Worten,
das Gedicht nicht, das Geschäft nur leidet.
Dieser Mangel läßt sich leicht vermeiden,
da, an Prager Schick sich zu gewöhnen,
sich in Schillers Flügelkleidern kleiden
dorten, herich, Weimarer Kamönen.

Die neue Generation

Welcher Empfindungen buntes Gedränge,
sie hören Farben, sie sehen Klänge.
Wo ist denn die Rasse auferzogen,
kein Satz ist gebildet, jeder gebogen.
Sie sind imstand, nach Belieben zu schalten
mit totgeborenen Lebensinhalten.
Das ist ein sonderbares Geschlecht,
sie schmecken falsch, sie riechen nicht recht.
Sie denken nicht und wollen doch nicht lesen.
Das Schreiben ist Selbstbefriedigung.
Sie sind noch jung.
Sie sind noch nicht bei der Zeitung gewesen.

Sonderbare Gäste

Daß mancher Fant bei mir gesessen,
sollte mir hinterdrein übel bekommen.
Er hat die Weisheit mit dem Löffel gegessen,
den er von meinem Tische genommen.

Täuschung

Immer in hellen Haufen,
über Stock und Stein,
sind sie mir nachgelaufen,
ließen mich nicht allein.
Schon glaubt' ich, es wären Weiber,
sie waren es von Natur,
doch vom Berufe Schreiber
und leider auch von Statur.

Die Zwangslage

Wie rächen sich die Zwerge
an den Riesen?
Sie machen sich über die Berge
oder Psychoanalysen.

Den Psychoanalytikern

Was mir vergangen ist,
euch ist es gegenwärtig.
Was mir im Traum befangen ist,
damit werdet ihr fertig.

Mir aber soll's eine Lust sein,
allein zu träumen,
und nachher in eurem Bewußtsein
aufzuräumen!

Die Satire ist wehrlos

Das Ungereimte aus Zeit und Ort
es drängt sich in den Löwenrachen.
Unendlich erliegt dem Reiz das Wort,
sich zu der Welt einen Reim zu machen.

Instanz des Reimes

Zwei Sphären und zwei
beginnen zu zanken,
der Reim ist Gericht.
Zum Klang wird der Schrei,
der Klang zum Gedanken,
der Zank zum Gedicht.

Es klingt anders

Weil euch der Reim nur ein Klang ist,
mag eure Ohren er immer erfreuen.
Wie würden sie allen Genuß bereuen,
wüßte das Herz, daß er ein Zwang ist!

Aufforderung

»Wie dein Versmaß jenem von Goethe gleicht!
Schien da sein Vorbild nicht vorzuschweben?«
Kann sein, denn was ich mit der Sprache erreicht,
dran hab' ich mir nie die Schuld gegeben.

Ich schreib' es nicht mir zu, ich schreibe durch Glück
und halt' es mit Geistern, die über mir walten.
Doch liegt wohl mein Ursprung noch weiter zurück,
und ich muß nur treffen, was vorbehalten.

Denn wißt, das Wort, das am Anfang war,
das sind meine biblischen Siebensachen.
Wer's nicht glaubt, dem biet' ich die Forderung dar,
ein Gedicht von Goethe mir nachzumachen!

Der Mann und das Wort

Ein Mann ein Wort:
so ist die Sprache denn der Ehre Hort.
Doch diese, die verspricht, kann sich versprechen.
Oft haben Worte einen Mann ersetzt.
Doch kann ein Mann ein Wort ersetzen?
Ich möcht' es so gering nicht schätzen.
Die Ehre bloß, das Wort wird nicht verletzt
und jene kann man, dieses nimmer brechen,
da wohl der Mann, das Wort nicht anders kann.
Das meine ist: Ein Wort ein Mann!

Wie man's anpackt

Durch die treulose Welt zu Schaden zu kommen,
das wird von den meisten Menschen beklagt.
Ich hab' jedes Ding noch beim Wort genommen,
und nie hat es mir seine Hilfe versagt.

Der Anstoß

Wenn man die Natur nur ließe,
die sich am Menschen nicht wetzt!
Wenn sich die Moral nicht stieße,
würde sie nicht verletzt.

Eifersucht ist immer unberechtigt

finden die Fraun.
Ei, lasset uns schaun.
Entweder ist sie berechtigt oder unberechtigt.
Ist sie unberechtigt,
so ist sie doch nicht berechtigt.
Ist sie aber berechtigt,
so ist sie, ei verflucht, nicht berechtigt.
Traun!
Drum, hätt' ich doch Glück
und erwischte einmal den Augenblick,
wo schon und noch,
ach erwischt' ich ihn doch,
wo sie eben noch grad ist berechtigt!

Die Geschlechter

Ich muß sie erst, wie sie ist, vergessen,
daß ich mich ganz in sie versenke.
Dann stehe ich unter dem Eindruck dessen,
was ich von ihr denke.

Kompliment

Nein, das kann sie nicht verletzen,
ich will sie nach ihrem Verdienst überschätzen!

Begehrlichkeit

Das schafft ein ewiges Bangen,
macht immer wieder betrübt:
so viel von ihr zu verlangen,
als sie von sich selber gibt.

Dank

Nicht viele gibt es, die geben,
gab's einmal solche, die gaben.
Leicht, ohne Frau zu leben.
Schwer, ohne Frau gelebt zu haben.

Bitte an Verehrer

Nicht Ruhm, nur Ruh!
Müßt' ich alle, die über mich schreiben,
auch hören,
so würde nichts bleiben,
was sie verehren.
Und meine Tür blieb' von selber zu.

Höllenangst

Die Freiheit trug ein teuflisches Verlangen,
der Autor werde nach dem Tode frei.
Er werde sonach von Verlegern gefangen
und mißhandelt in jeder Druckerei.
Lieber die Hölle mit glühenden Zangen
als des Druckfehlerteufels Barbarei!
Zwar die anderen, deren Namen klangen,
hörten nie des verstümmelten Wortes Schrei.
Was mit ihrem Geiste vorgegangen,
war ihnen bei Lebzeit schon einerlei.
Wie werde ich armer Teufel bangen,
sind erst die dreißig Jahr' vorbei!

Warnung des Lesers

Wenn an eurem Horizont mein Wort erscheint —
ahnt ihr denn, was vorhergegangen?
Euch würde nach andrem Klima verlangen.
Ihr meint, der Himmel sei heiter gemeint?
Blitz, Hagel und Wetter!
Titanenkampf mit einer Letter!

Deutsche Literaturgeschichte

In keiner Literaturgeschichte
wirst du meinen Namen finden.
Wie ich die Geschichte mir richte?
Ich lasse sie drucken und binden,
und bringe die Literaturgeschichte
in die Literaturgeschichte.

Aschermittwoch

Was ist von der Menschheit geblieben?
Kein Menschenmaterial!
Wir haben es toll getrieben
im tragischen Karneval!

Linguistik

»Einrückend«: ist's nicht auch schon hart,
dies Partizip der Gegenwart?
Nun setzt man zu dem Massenleid
ein Partizip der Vergangenheit.
Das hat dem Herrgott Zweifel gebracht.
Seine Menschheit wurde »einrückend gemacht«.
Er wandte sich von dem Haufen weg:
Zwei Mittelworte für keinen Zweck!
Den Handel machte erst abnorm
des Zeitworts wahre Leideform.

Vor dem Heldentod

Ja, beim gefährlichen Ungefähr
muß jeder seinen Mann stellen.
Jedoch die Plackerei vorher?
Auch zum Sterben muß man sich anstellen!

Jahreszeit

Das Leben geht weiter, ins Varieté
und in die Theatersäle.
Man macht sich warm, schon fällt der Schnee
auf dem Monte Gabriele.

Die Tauglichen und die Untauglichen

Der Baum der Menschheit ist ein eignes Holz
und es gefällt den strengen Gärtnern allen,
daß er verkehrt muß treiben,
und solches Wachstum macht ihn selber stolz:
Die grünen Blätter fallen,
die welken bleiben.

Wahlspruch

Nur immer heiter,
den Tod übertollt!
Das Leben geht weiter —
als Gott es gewollt.

— —

Die Schwärmer

Als ich in der Nacht mein Werk geschrieben,
sind an meinem Licht
viele Mücken hängen geblieben.
Und ihr Summen stört mein Gedicht.
So müssen, will ich weiter schreiben,
fortan meine Fenster geschlossen bleiben.

Nun sitzen sie an den Fenstern
und sehen mir zu.
Nun ist keine Ruh
vor den Nachtgespenstern.

Goethe-Ähnlichkeit

»Erstaunlich, wie manches an Goethe gemahnt!«
erkannte einer, der es gelesen.
Die Beziehung hab' ich nicht angebahnt,
doch vielleicht ist er wirklich bei mir gewesen.

Gedanklichen Reimspruchs engeres Bett
hat ein für allemal er bereitet.
Nur wie sich die Sprache zu strecken hätt',
sie sich neu die inneren Grenzen erweitet.

Was offen vom eigenen Ursprung kommt,
das führt nicht den fremden Plan im Schilde.
Doch einem lebendigen Ding es frommt,
ist's geschaffen nach Goethes Ebenbilde.

Und wie sich Wesen und Form verzahnt,
und wenn die Sprache des Worts will genesen —
da hat es der Ähnlichkeit selber geahnt,
und ich bin bei Gott bei Goethe gewesen!

Vallorbe

Mai 1917

Du himmlisches Geflecht, du Glockenblumenkorb,
Ursprung der Orbe, der Welt, du unversehrtes Ziel,
du Wonnewort Vallorbe, das in den Mai mir fiel,
du Thal der Thäler du, traumtiefes Thal der Orbe!

Du Sonntag der Natur, hier seitab war die Ruh.
Ursprung der Zeit! So hat, da alles war geglückt,
der Schöpfer diesen Kuß der Schöpfung aufgedrückt,
hier saß der Gott am Weg zum guten lac de Joux.

Du Gnade, die verweht den niebesiegten Wahn,
wie anders war es da, und da entstand die Zeit,
dieweil sie staunend still stand vor der Ewigkeit.
Wie blau ist doch die Welt vom Schöpfer aufgethan!

KLEINER KONZERTHAUSSAAL

(III. LOTHRINGERSTRASSE 20)

Vorlesungen Karl Kraus

Sonntag, 11. November, präzise 3 Uhr

Aus eigenen Schriften

Sonntag, 18. November, präzise ½ 3 Uhr

Aus Shakespeare

Sonntag, 2. Dezember, präzise ½ 3 Uhr

Worte in Versen

Gerhart Hauptmann:

„Hannele Matterns Himmelfahrt“

(Begleitende Musik: Dr. EGON KORNAUTH)

Ein Teil des Ertrags der ersten, der volle Ertrag der zweiten und der dritten Vorlesung werden wohltätigen Zwecken zugeführt.

KARTEN an der Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der Buchhandlung Richard Lányi, I. Kärntnerstraße 44

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

